WIDENER LIBRARY
HX CRUB 1

KH 160

Danner's
Leihbibliothek.

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN AMORY LOWELL
(Class of 1815)
OF BOSTON

P Germ 448.2

N° ~~4917.~~
5424.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung

für die elegante Welt.

1843.

Zweiter Band.
(№. 27—52.)

Mit 57 Kupfern und Lithographien.

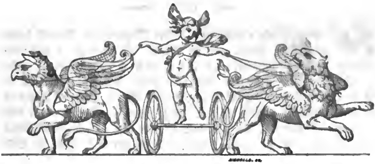
Leipzig,
Leopold Voß.

Digitized by Google

KH 160
P Germ 448.2

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY

J. A. LOWELL FUND



Zeitung für die elegante Welt.

5. Juli **№ 27.** 1843.

Ueberſicht: Die Emanzipation der Domeſtiken (Fortſetzung). — Cuſtine's Rußland. — Auf Anlaß einer Aufführung von „Figaro's Hochzeit“ auf dem Dresdner Hoftheater am 22. Juni. — Nachrichten. — Modebericht.

Die Emanzipation der Domeſtiken.

(Fortſetzung.)

Der Geiſtliche und der Arzt unterbrachen das Geſpräch. So ſehr die Gräfin ſich in der Gewalt hatte, ſo war es ihr doch nicht möglich, ganz unbefangen zu erſcheinen. Die Freunde, die vielleicht erriethen, wovon die Rede geweſen war, erkannten, daß ſie ſtörend zwiſchen Mutter und Tochter getreten ſeien; das verlegene Benehmen, in dem ihre Bemerkung leicht zu leſen war, wirkte wiederum auf die Gräfin, die, ohnehin verſtimmt, es nicht auf angenehme Weiſe empfand, daß ſie, was ſie ſich ſelbſt gerne verborgen, zum Gegenſtande fremder Beobachtung gemacht. So war es kein Wunder, daß man den ungezwungenen, heitern Ton, der gewöhnlich die abendlichen Unterhaltungen belebte, nicht finden konnte. Es war ein fremder Geiſt zwiſchen die Theilnehmer getreten, der jede Bemühung, das liebe Altgewohnte hervorzurufen, vereitelte.

So war es Allen erfreulich, daß der Kammerdiener jetzt mit einer Meldung eintrat, die das Unbehagliche wenigſtens in den Hintergrund drängen konnte. Ein fremder Reiſender, ſeinem Benehmen nach von feiner Bildung, ſprach für die wilde Regennacht die gaſtfreie Gräfin für ſich und einen Begleiter um ein Obdach an und bat, ſich ihr vorſtellen zu dürfen.

Es war eine große ſchöne Geſtalt im kräftigſten Mannesalter; Wuchs und Haltung ſo fein als kräftig und ſein Geſicht eines von jenen, die dem Beobachter gleich beim erſten Blicke als die Summe eines Menſchen ſich dar-

Danner's Leihbibliothek.

ſtellen, den mannichfache innere und äußere Mühen und Kämpfe durchgearbeitet und zur reinen Form gemacht haben. Dunkles Haar und eine ungewöhnlich bleiche Geſichtsfarbe gaben ihm noch mehr Charakter. Hingegen zeigte ſein Begleiter ein Geſicht, das man hätte nichtsſagend nennen können, wenn nicht der ſtechende Blick kleiner grauer Augen ihm den Ausdruck von Tücke und Hinterliſt gegeben hätten. So unterſchied ihn auch ein linkiſches und plumpes Benehmen, ein gemeiner Dialekt ſehr zu ſeinem Nachtheil von jenem, der nun mit gewählten Worten die Gräfin bat, ihm die Störung, die er habe machen müſſen, zu verzeihen. Es iſt nicht allein das ſchlimmſte Wetter, was mich zwang, auch die mannigfachen Gerüchte von Räubereien, die ich in der Gegend vernehmen mußte, haben Antheil an dem Entſchluſſe, nicht weiter in der Nacht zu reiſen, und mögen, wie ich hoffe, dazu beitragen, dem ungebetenen Gaſte Ihre Verzeihung zu ſichern.

Seine Sicherheit und ſein gefälliges Betragen, die Leichtigkeit, mit der er den hier herrſchenden Ton herauszufühlen und ſich in ihn zu ſtimmen wußte, weckten die Unbefangenheit der Hausgenoſſen und bald vergaß man, daß Fremde zugegen waren.

Das Geſpräch wandte ſich bald zu den Gerüchten, die in der Gegend umliefen. Die Waldbewohner erzählten ſich von einer Räuberbande, die an hundert Mann ſtark ſein ſollte, wenn nicht ſtärker. Wirklich war dieſes mit Wald bedeckte, von Schluchten zerriſſene Gebirge geeigneter zu einem Aufenthalt für Lichtſcheue, als irgend eine andere Gegend, um ſo mehr, da ſich die Grenze zweier Staaten durchhinzog, die auch die Beſitzung der Gräfin, ja ſogar das Schloß in zwei Theile theilte, deren jeder einen andern Lehnsherrn hatte.

Beſonders aber, ſagte der Arzt, haben unſere phantaſiereichen Waldbewohner die Perſon des Hauptmanns mit Allem ausgeſtattet, was nur irgend in einer Erzählung Intereſſe zu erregen geeignet iſt. Es wird ſchwer, zu entſcheiden, ob Großmuth oder Grauſamkeit, Muth oder Liſt das Überwiegende in dieſem Charakterbilde ſind. Er iſt der Gegenſtand der Unterhaltung für Jung und Alt. Daß er die Armuth zu verſchonen pflegt, hat ihm dieſe gewonnen. Die Mädchen lauſchen hinter'm Spinnrocken auf die Geſchichten vom hübſchen Räuberhauptmann, wie er ein Mädchen, das ihn für den Jäger hält, ſchützend durch den verrufenen Wald begleitet und nah an ihrer Wohnung ihr ein Tuch ſchenkt und mit den Worten verſchwindet: bete, Kind, für den Fritz und ſage deinen Nachbaren, die Armuth ſei ihm heilig, ſie ſollen ſich nicht fürchten; und in manchem klopfenden Herzchen ſteigt der Wunſch auf, ein ähnliches Abenteuer zu erleben. Aber dieſer Held des Volkes und beſonders der Frauen iſt zugleich ein kluger und energiſcher Regent ſeiner wilden Unterthanen, bei denen er auf die ſtrengſte Mannszucht hält. Wer ohne den Befehl des Hauptmanns eine Expedition unternimmt, ſetzt ſich der empfindlichſten Strafe aus. Bei ſolchen Gelegenheiten erſchien er wohl plötz-

lich und unerwartet ein unerbittlicher Richter in der Mitte der Strafbaren. Noch ſchlimmer ſoll er mit Dieben und dergleichen Geſindel umſpringen, die ſeine Oberherrſchaft nicht anerkennen, fiel der Fremde ein. Davon hab' ich mir folgende Geſchichte erzählen laſſen. Eine von den kleinern Banden, die neben der größern, von welcher die Rede iſt, in dieſen Gebirgen hauſen, war eben in einer einſam ſtehenden Mühle, ich denke, ſie heißt die Moormühle, eingebrochen, um den Müller, der im Rufe großen Reichthums ſtand, um etwas leichter zu machen. Während einige die Zugänge beſetzt hielten, andere die Vorräthe revidirten, mißhandelten drei dieſer Burſche den aus dem Bette geholten Müller auf das erbärmlichſte, der die Aufbewahrungsörter ſeines Reichthums angeben ſollte. Da fällt außen ein Schuß. Einer der Geſellen ſpringt an's Fenſter und ſieht die Mühle von montirten Leuten umzingelt. Sie laſſen von ihrem Vorhaben, nur auf die Flucht bedacht, die ihnen aber nicht gelingt. Die ſämmtlichen Theilnehmer der verunglückten Expedition wurden gefangen und entwaffnet nach dem nicht zu ferne liegenden Landſtädtchen gebracht, wo man die bewaffnete Eskorte, die nicht die Uniform des Landes trägt, für Soldaten eines benachbarten halten muß, wiewohl auch dieſer Meinung manche Zweifel ſich entgegenſtellen. Nachdem das vermeinte Militär abgezogen iſt, bringt endlich ein Bürger des Städtchens, dem jenes im Walde begegnet, die Kunde, daß Räuber von Räubern eingefangen und der Gerechtigkeit überliefert worden, die ihm von jenem unter muthwilligen Scherzen an die Obrigkeit des Städtchen anbefohlen war.

Solcher Geſchichten, nahm der Geiſtliche das Wort, erzählt das Waldvolk unzählige, deren manche den Stempel der Erdichtung unverkennbar an der Stirne tragen. Darüber wundert man ſich nicht, wenn man weiß, mit welcher Vorliebe das Volk ſolche Geſchichten vernimmt, man kann ſagen, verſchlingt. Bei manchen Ärmſten hab' ich ganze Sammlungen von Mordgeſchichten, wie ſie bei Gelegenheit einer Hinrichtung gedruckt zu werden pflegen, deren Beginn gewöhnlich eine ungeſchickte Romanze macht, gefunden.

Was, ſagte der Arzt, unſerm Räuber noch die Herzen des Volkes zuneigt, iſt, daß er Feind ihrer Feinde iſt. Denn der Arme ſieht den Reichen immer wie eine Art Erbſchleicher des Glückes, der gemeinſchaftlichen Mutter, an. Wenn er ſich mit jenem vergleicht, ſieht er nur die Vorzüge des Reichthums und die Nachtheile der Armuth. Wahr iſt's, der Arme allein giebt Steuern und Almoſen, der Reiche hat ſie wegzuwerfen, denn man giebt nur, was man nimmt, das heißt hier, was man dem Glücke durch Arbeit und Darben abdringt; was zufällt, wird nur weggeworfen. So ſieht er in ſolchen Raubgeſellen nur Ausgleicher der ungerecht vertheilten Looſe. Iſt nun der Spitzbube liſtig genug, die klügſten Anſtalten der Behörden durch größere Schlauheit und verwegene Streiche zum Gelächter machen zu können, ſo iſt er der Mann des Volkes. Denn Liſt und Verwegenheit ſind die beiden Eigenſchaften, die dem gemeinen Menſchen unfehlbar imponiren.

Zu verwundern iſt nur, ſagte der Geiſtliche, wenn nur ein kleiner Theil dieſer Gerüchte wahr ſein ſollte, daß von Seiten der Behörden noch nichts Nachdrückliches gegen ſie verſucht worden iſt.

Dieſen Morgen erſt, entgegnete der Arzt, vernahm ich in der Stadt, es werde baldigſt eine bedeutende Streife in die Gegend geſendet. Der neue Polizeidirektor werde die Sache um ſo emſiger betreiben, als er beſorge, ein geliebter Jugendfreund, der ihn beſuchen wollte, könne in die Hände der Räuber gefallen ſein, von deſſen Abreiſe von Stetten jenſeits des Waldes nach Waldſtattheim er bereits Nachricht habe, ohne daß er bei ihm eingetroffen.

Dem guten Doktor fiel noch zu guter Zeit ein, daß er den Namen des Jugendfreundes nicht nennen dürfe, wenn er die Gräfin nicht vielleicht vergeblich erſchrecken wolle. Denn der Freiherr von Rudenz, eben der, der in die Hände der Räuber gefallen ſein konnte, war nach dem Willen von Florentinens und ſeinem Vater ihr Verlobter. Zwar zeigte ſich der junge Freiherr ſo wenig geneigt, den Wunſch der Väter zu erfüllen, daß, nachdem er noch als ein Kind den ſeinen verloren, er nicht dazu zu bringen war, die ihm Beſtimmte nur zu ſehen, und eben ſo hatte die junge Gräfin ihren Widerwillen gegen eine Verbindung ſolcher Art oft genug ausgeſprochen; ihre Mutter aber, die den Gehorſam Beider gegen die väterlichen Vorſchriften für unverletzliche Pflicht anſah, zählte ihn zugleich unter ihre heißeſten Wünſche.

So wird ſich, nahm der Fremde das Wort, nach einer kleinen Pauſe, die auf die Mittheilung des Arztes gefolgt war, ſo wird ſich, hoff' ich, dieſe Gegend bald wieder unter die ſichern rechnen können, denn auch der benachbarte Staat wird, wie ich gewiß weiß, dieſe Plage nicht länger dulden und ſchon ſind die geeigneten Maßregeln getroffen.

Wirklich iſt es die höchſte Zeit; die Verbrechen dieſes Abſchaums haben, wenn man den Gerüchten nur halb glauben darf, das höchſte Maaß erreicht. So hörten wir noch jenſeit der Gränze die Geſchichte von einer jungen adligen Dame, die allein in der Nacht von einer Freundin heimkehrend, überfallen worden ſein ſoll. Dieſe Geſchichte erſcheint allerdings etwas fabelhaft, mag aber doch nicht ohne Grund ſein. Daß eine Dame dieſes Standes in ſolcher Nachtzeit ohne alle Begleitung auf der Straße ſich befunden haben ſoll, iſt in hohem Grade unwahrſcheinlich, wiewohl eine ſolche Erſcheinung in unſerer nervenſchwachen, hyſteriſchen Zeit eine erfreuliche und unter ſolchen Umſtänden eine höchſt romantiſche ſein möchte.

Die Verwundung des unvermutheten Retters durch die Gerettete iſt vollends romanhaft.

Iſt es dem Fritz zu verdenken, ſagte der Begleiter nach der gemeinen Art, die ſeinem Äußern entſprach, wenn er um eine Braut wirbt, die Herz hat, wie er? —

Ein Blick des Fremden, den er flüchtig über den Sprecher hingleiten ließ, hielt die größere Unſchicklichkeit, die er wohl noch auszukramen Luſt

haben mochte, zurück. Der Arzt, der die Gräfin in Verlegenheit, Florentinen in Unwillen erröthen ſah, ſchickte ſich an, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, als Florentine mit einem Ernſt begann, der die hohe, edle Geſtalt noch höher und edler erſcheinen ließ.

Sie ſcheinen, lieber Doctor, mich eines Geſtändniſſes überheben zu wollen, welches ich thun muß, wenn ich meiner Verſicherung, jene Erzählung ſei trotz dem Scheine der Erdichtung wahr, Glauben ſchaffen will. Ihre Bemühung, mir es zu erſparen, deren Freundliches ich dankend erkenne, zeigt, daß Sie es für etwas Demüthigendes, wenigſtens für etwas auf alle Weiſe Unangenehmes halten. Mag es ſein; ſo habe ich, indem ich die Unvorſichtigkeit beging, gefehlt und muß das offene Geſtändniß derſelben als den kleinern Theil der verdienten Strafe anſehen, deren größerer das kränkendere Gefühl iſt, durch jene das Nachbarland vielleicht für lange der Thätigkeit eines trefflichen Mannes beraubt zu haben.

Der Fremde weilte einen Augenblick mit Staunen auf der hohen und doch ſo lieblichen Geſtalt, dann entgegnete er mit Wärme: Glauben Sie, Gnädigſte, durch jene Unvorſichtigkeit, wie Sie es nennen, gefehlt zu haben, ſo verdank' ich ihr das einzige Glück, ſo viel Muth und edle Offenheit mit der liebenswürdigſten Anſpruchsloſigkeit gepaart bewundern zu können. Verzeihen Sie meiner Wärme dieſe Äußerung, die Sie beleidigen dürfte, wenn Sie die Scheidemünze verlegener Kälte, die durch ein Kompliment ſich loskaufen zu müſſen glaubt, in ihr ſähen. Mögen Sie mir nun noch eine Frage zu gut halten, die nur die Theilnahme ungeheuchelter Achtung mir eingiebt. Sie glauben, wie ich vermuthen muß, in Ihrem verwundeten Retter den Legationsrath Werning zu beherbergen? Es lag in dieſer Rede etwas, was das Gefühl der jungen Gräfin unangenehm berührte. Dieſe eiligere, als zarte Annäherung ſchien mit der vorgeblichen Achtung im Widerſpruche und aus einer falſchen Meinung hervorzugehen, zu der gerade die geprieſene Offenheit die Berechtigung hergegeben zu haben ſchien. Es liegt in der Verdorbenheit unſerer ſozialen Zuſtände und iſt ein Beweis für ihre Verdorbenheit, daß die unbefangene Sittlichkeit am leichteſten verkannt wird, weil wir dieſe ſchon verloren haben müſſen, um die Möglichkeit dieſes Verkennens einzuſehen und verhüten zu können. Zugleich machte die Frage ein Chaos noch geſtaltloſer Befürchtungen in ihr rege, die nur zu drohende Geſtalt gewannen, als der Fremde fortfuhr: Jener verdiente Mann hat ein ähnliches Schickſal, wie das Ihres Pfleglings erfahren. Was ich in der benachbarten Reſidenz erſt vor einigen Tagen davon erfuhr, wo es jedes Herz mit Bedauern erfüllte, iſt folgendes: Er fährt, in Geſchäften ſeines Hofes unterwegs, die Landſtraße nach Weilen, wie Sie wiſſen, am andern Äußerſten dieſes Waldes. Von der ſcharfen Nachtluft, wie durch die Beſchwerniſſe einer anhaltenden Reiſe ermüdet, iſt er eben eingeſchlafen, als der Knall eines Piſtols ihn erweckt.

Er ahnt ſein Schickſal, doch ſchon iſt's zu ſpät, ihm zu entgehen; ſchon

ſind ſechs Fäuſte nach ihm ausgeſtreckt, die ihn, eh' er nach den Piſtolen in der Wagentaſche greifen kann, mit Blitzesſchnelle packen und aus dem Wagen reißen. Einer hält die Pferde, ein geſpanntes Piſtol droht dem Poſtillon, der, regungslos und ohnedies von Furcht gelähmt, mit anſehen muß, wie jenem unter den abſcheulichſten Mißhandlungen die Brieftaſche entriſſen, der ganze Wagen ausgeplündert wird. Nachdem die Ungeheuer hohnlachend im Walde verſchwunden, hebt er, nur froh, ſelbſt ohne Mißhandlung durchgekommen zu ſein, den Ohnmächtigen, Zertretenen in den Wagen und übergiebt ihn im nächſten Ort der Pflege des Geiſtlichen. —

Der Arzt und der Geiſtliche ſprachen nochmals den Wunſch aus, die Gegend von dieſer Geißel befreit zu ſehen, indem ſie im Innern den Sorgen und Befürchtungen Raum gaben, die in weit größerm Grade die Gräfinnen empfanden, die ſich jetzt entfernten, die eine, um Maßregeln zu treffen, die ihr unumgänglich nothwendig ſchienen, die andere, um ihre Gefühle fremder Beobachtung zu entziehen, die in der Einſamkeit eines entfernten Gemaches über ihrer Faſſung zuſammenſchlugen, wie Wellen über dem Verſinkenden.

Während die Herrſchaft ſolchergeſtalt mit Sorgen rang und auf Wege ſann, dem Bedrohlichen, das ein neckender Zufall verwirrend und entzweiend in den vorher niegetrübten Frieden des Hauſes geworfen zu haben ſchien, zu entgehen, gewann die abenteuerliche Idee des Haushofmeiſters mehr und mehr Boden in der Phantaſie der Domeſtiken. Auf den Geſichtern lag ein feierlicher Ausdruck; in jeder Bewegung ſprach das Bewußtſein der durch die Emanzipation gewonnenen Bedeutung. Würdevolles Schweigen herrſchte in der Domeſtikenſtube; ein Wink, ein geheimnißvolles Lächeln der ſich Begegnenden ſchien die Sprache der Eingeweihten in dieſen neuen Bund. Erſt von dem Punſch, unter deſſen feurigem Einfluß das große Stiftungsfeſt dieſe Nacht gefeiert werden ſollte, ſchien die Entſiegelung der Zungen zu erwarten. Unter dieſen ſchweigenden, geheimnißvollen Geſtalten ſtand der Haushofmeiſter als die ſchweigendſte, geheimnißvollſte. Er hielt ſich ſelbſt umarmt und wärmte ſich an der eigenen Sonne, um die die andern als Planeten liefen, an ſich dunkle Körper und mit jener entlehntem Licht. So ſtanden die Sachen in der Dienſtbotenſtube, als ein Lakai den Haushofmeiſter zu der Gräfin rief.

Der Gräfin hätte die ſelbſtgefällige Wichtigkeit im Benehmen des Haushofmeiſters auffallen müſſen, wäre ſie weniger mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen. — Noch einmal faßte ſie die Befürchtungen, die ſeit jener abenteuerlichen Nacht in Bezug auf den Fremden ſich ihr aufgedrungen, ſo wie die Möglichkeiten, die ſie um ihrer Selbſtberuhigung willen jenen entgegengeſtellt, vor dem Tribunal der Überlegung zuſammen und gab endlich das Vorhaben, Florentinen in den Rath zu ziehen, auf, denn der Entſchluß, der nur allein das Bedrohliche ableiten und Bedrohlicheres verhüten konnte, mußte bei jener

Widerſpruch finden und ſie kannte ihre Nachgiebigkeit gegen jene zu gut, als daß ſie dieſe auf die Probe hätte ſtellen dürfen, wo es Jener Wohl galt. Sonſt hatte ſie ihrer Tochter keinen Entſchluß, der eine oder beide betraf, verſchwiegen; je größer ihr Kummer war, nun die erſte Ausnahme machen zu müſſen, um ſo nöthiger ſchien dieſe Ausnahme.

Sie werden, wandte ſie ſich nun zum Haushofmeiſter, augenblicklich in die Stadt ſenden, den Polizeidirektor bitten laſſen, unverzüglich ſich hierher zu begeben. Laſſen Sie dem Boten das ſchnellſte Pferd ſatteln. In einer halben Stunde muß er dort, in kaum zwei Stunden kann der Polizeidirektor hier ſein.

Der Haushofmeiſter ſchien etwas ſagen zu wollen, zwei ſich widerſtrebende Geiſter zeigte ſein Geſicht, aber er verneigte ſich ſchweigend und ging. Kaum war er in der Domeſtikenſtube angekommen, als er ſich von neugierigen Geſichtern umgeben ſah, die nur die in der letzten Zeit zur Verehrung gewordene Achtung gegen den großen Mann von tauſend Fragen abhielt. Der Haushofmeiſter verſenkte die Hände überzwerch in die Rocktaſchen und ſchritt geſenkten Hauptes ein, zweimal durch das Zimmer. Dann erhob er langſam das Haupt und begann mit der tonloſen Stimme der Ungewiſſenheit: Schicken oder nicht ſchicken — das iſt die Frage. Das iſt die Frage, wandte er ſich an die Lauſchenden: die wir zu löſen haben. Aber ihr wißt noch nicht, warum es ſich handelt, theure, verehrte Genoſſen des heiligen Werkes. Eben bringe ich den Befehl, ohne Verzug nach dem Polizeidirektor zu ſenden. Laßt uns wohl überlegen, ob wir dieſem Befehl gehorſamen dürfen oder nicht? Laſſen wir uns durch das Wort: „Befehl“ nicht ſchrecken, eben ſo wenig aber durch die neue Wolluſt des Unabhängigkeitsgefühls fortreißen. Denn eine höhere Rückſicht, die über Beiden ſteht, muß unſer leitender Stern ſein. — Hört und urtheilt: Lange ſann die Verehrte, deren Wohl unſer heißeſter Wunſch ſein muß, eh' ſie den Befehl ausſprach. Sinnt der rechte Verſtand lange, der nur das Zunächſtliegende muthig zu ergreifen braucht? Nein. Während des Sinnens irrte ihr Auge von Gegenſtand zu Gegenſtand. Aber der rechte Verſtand ſchaut gerade und muthig in die Welt hinein und nimmt unverwandten Blickes ſein Ziel auf's Korn; dieſes Suchen des bald nach oben, bald nach unten geworfenen Auges — wer verkennt darin die Verlegenheit des linken, der im halbbewußten Mißtrauen auf ſich ſelbſt, verzweifelnd nach allen Seiten hin nach Hilfe und Halt raffend, nicht ſtehen und nicht fallen kann? —

Soll mich, ſagte der Jäger, jetzt fühl ich erſt die Wahrheit von dem, was er ſagt. Jetzt ſpür ich die beiden Verſtände ganz deutlich in meinem Kopf. Welcher aber iſt der rechte und welcher der linke? Und wenn ich bedenke, daß ich ſchon dazu den rechten brauche, um zu wiſſen, welcher von beiden der rechte und welcher der linke iſt, ſo ſeh' ich nicht ein, wie und wenn ich darüber klug werden ſoll. Denn am Ende giebt ſich der linke doch auch

für den rechten aus. — Ein Verſtand ſagt: der Haushofmeiſter iſt ein kluger Mann und hat Recht; der andere: die Gräfin iſt eine kluge Frau und wird ſchon ihre Urſachen haben, warum ſie ſchicken will. Und wenn ich nun frage: welcher iſt der rechte, ſo ſchreit jeder: ich! ich! Und je länger ich darüber ſinne, deſto wirrer ſchreien die beiden Verſtände durcheinander. Wenn ich fluchen möchte, ſo ſollte ein Stern — Granaten — Blitz — Schrot — und Pulver —

Stille, Jäger, ſagte der Kutſcher, welches war der erſte Verſtand, der in Ihm angezogen hat?

Der erſte? ſann der Jäger. Wie mich dünkt, fingen ſie beide zugleich an, aber wie ich nicht anders ſagen kann, fühlt' ich es ganz genau, daß der eine hüben, der andere drüben war. Da merkt' ich aber nicht darauf, welcher hüben und welcher drüben war; wie ſie vollends in's Handgemenge gekommen waren, da war's zu ſpät. Gleichwohl iſt mir's juſtament, als wär's, als hätte — ja ganz recht, der Haushofmeiſter hat ſchon Recht — aber freilich — die Gräfin kann auch Recht haben.

Jäger, Jäger, ſagte der Haushofmeiſter, ſieht Er, Er iſt auch einer von denen geweſen, die ihren rechten Verſtand nicht honett halten. Da ſieht Er an ſich ſelbſt, was es für Folgen hat. Wie will Er nun andern helfen, der ſich ſelbſt nicht helfen kann? Jäger, Jäger, das hätt' ich nicht von Ihm gedacht!

Dem Jäger ward bei dieſen Worten, die der Ton ängſtlicher Theilnahme noch eindringlicher machte, ſehr weh' um's Herz. So war Er der Einzige in dem Kreis, der die Segnungen des rechten Verſtandes nicht theilte, gerade Er, der ſich ſo glücklich und erhaben träumte durch ſie. Er allein ſollte nicht mit arbeiten können an dem großen Werke und was ihn am meiſten ſchmerzte, er allein ſollte nicht in Stahl geſtochen werden, er, der Jäger mit dem hübſchen Schnauzbart, während ſelbſt der Küchenjunge jenes Glückes theilhaftig werden konnte.

Er fiel zerknirſcht in einen Stuhl und ſagte mit zuckenden Lippen im Ton des tiefſten Jammers: Recht ſo! Du biſt einmal ein Unglückskind, biſt es von Anfang an geweſen. Mir iſt nie was beſcheert geweſen. Wie ich noch im Hemde ging, fiel ich über einen Geldſack, Nachbars Gottfried hob ihn auf. Ich hatte eine zerſchlagene Naſe, er das Geld. Und wenn wir zwei Apfelhälften nach Rücken und Schneide verlooſten, allemal hatt' er die gute und ich den Wurm. Iſt mir je ein Fuchs ſchußgerecht gekommen? Wie war's mit der Suſanne in der Hirſchfelder Krone; nachdem ich alles an ſie gehängt hatte, nahm ſie nicht einen Schuſter? Schlug nicht, wenn ich drei Täußer hatte im Grundehrlich, allemal die vierte Farbe? Und der Auerhahn neulich? — Ach was Auerhahn! aber der rechte Verſtand!

Nehm' Er ſich's nicht ſo ſehr zu Herzen, ſagte der Haushofmeiſter. Heute iſt nicht immer. Wo wär' der Menſch, der jeden Tag gleich aufgelegt

wäre zu Allem. Denk' er doch, daß eine kleine Unpäßlichkeit den größten Philoſophen auf eine Weile dumm machen kann, z. B. Kopfweh, Schnupfen.

Ach beſter Herr Haushofmeiſter, ſeufzte der Jäger, was wär' ich für ein glücklicher Menſch, wenn's nichts weiter wäre als ein Schnupfen, der ſich auf den rechten Verſtand geworfen hätte. Wahr iſt's, ſchon mehre Tage hat mich's in der Naſe und in den Augen geprickelt. Da wär' mir bald geholfen. Über den Punſch geht da gar nichts. Sieht Er an, von Seinem Troſt iſt mir ſchon ganz anders geworden. Soll mich — jetzt wird mir's ganz helle. Ja, kaum hatt' er die Sache vorgeſtellt, ſo ſpürt' ich's ganz genau auf der rechten Seite, ſo etwas über dem rechten Aug': der Haushofmeiſter hat Recht — aber — ich unglückſeeliger, gelieferter Menſch! — die Gräfin kann auch Recht haben. — Laß Er mich, Haushofmeiſter, Er ſieht ja, ich verdien' es nicht, daß Er ſich zu mir herabläßt, ſieht ja, daß Hopfen und Malz an mir verloren iſt! —

Zu derſelben Zeit, da die gräflichen Domeſtiken den deſperaten Jäger bedauernd und tröſtend umgaben, trat die junge Gräfin bleich, aber Entſchloſſenheit in den ſchönen Zügen zu der Mutter herein. — Mutter, ſagte ſie mit weichen, doch ernſten Tönen, nach dem, was wir vorhin gehört, mußt Du glauben, Recht gehabt zu haben und noch Recht zu haben, und ich weiß, was Du deßhalb wirſt thun wollen. Daß Du glaubſt, Recht zu haben, kann ich nicht hindern; der Verſtand iſt auf Deiner Seite und meinem Gefühl wirſt Du nicht glauben wollen, aber bitten kann ich Dich, mit den Maßregeln, die Du gewiß zu nehmen gedenkſt, Dich nicht zu übereilen.

Dein Anblick und Deine Worte, entgegnete die Mutter mit Würde, überzeugen mich nur zu ſehr, wie zweckmäßig ich handelte, daß ich die Maßregeln, von denen Du redeſt, bereits getroffen habe. Die Rückſichten, die ich früher unklug auf Deine Launen genommen, haben Dich ſo weit geführt; die einzige Rückſicht, die ich nun noch zu nehmen gedenke, die Rückſicht auf die Ehre unſers Hauſes, wirſt Du ſpäter ſegnen.

Du nennſt, ſagte die junge Gräfin, was mich treibt, Laune, und wie Du die Sache ſiehſt, kannſt Du nicht anders; was würd' es ändern, wenn ich Dir verſicherte, es ſei ein Gefühl, was mich nicht täuſchen kann. Giebt es doch Gründe, die der Erfolg als richtig erweiſt und die der Verſtand doch nimmer anerkennen will. Du haſt nach der Stadt geſchickt, Anzeige zu machen, daß ein, allem Anſchein nach gefährlicher Menſch auf Deinem Schloß ſich befinde, wahrſcheinlich ein Mitglied der berüchtigten Diebesbande, wenn nicht gar ihr Anführer. Dir ſelbſt haſt Du geſagt, Du müſſeſt die Pflicht perſönlicher Dankbarkeit der Pflicht gegen den Staat, gegen die allgemeine Sicherheit hintanſtellen. Iſt's nicht ſo?

Folgſt Du dem, was Dir die höchſte Pflicht erſcheint, ſo wirſt Du mich nicht tadeln, thu' ich das Gleiche; Du denkſt groß genug, aus meiner Geſinnung heraus es für das Nothwendige zu erkennen.

Wenn Du wüßteſt, Liebe, Gute, ach! zu Gute, wie mich ſchmerzt Dich kränken zu ſollen und keinen Ausweg zu ſehen, den ich gehen darf; Du würdeſt Mitleid fühlen, nicht Unwillen. Sieh', wie ich getheilt bin, in zwei blutende Stücken zerriſſen, wie ich Dir Recht geben muß in dem, was Du thuſt, wie ich Deine Liebe gegen mich darin erkennen und Dir doch undankbar ſcheinen muß!

Wie Du mußt, kann ich nicht begreifen, entgegnete die Mutter in einem Tone, durch deſſen Unwillen mehr Mitleid klang, als ſie ſich merken laſſen, vielleicht ſich ſelbſt geſtehen wollte; aber wie Du willſt, wie Du wollen kannſt, macht mich irre an alledem, was bis jetzt mir das Theuerſte, ja ich darf es ſagen, was bis jetzt mein einziges Glück war.

Mutter, Mutter, ſagte die Tochter mit den Tönen des tiefſten Schmerzes, höre mich, eh' Du mich tödteſt mit ſolchen Worten. Will ich, was die Ehre Deines Hauſes kränken könnte? Du haſt ihn nicht geſehen, nicht gehört. Dies milde Auge, dieſe Stimme, in der das Silber einer tiefen, reichen Bruſt klingt, gehört Keinem, der den Fluch der Menſchheit über ſich heraufrufen konnte. — Was hat er Dir gethan, was, ſei es das Ärgſte, kann er verbrochen haben, das Dich der Dankbarkeit überhöbe? Und ſei es, wie Du glaubſt. Und habe er das Ärgſte verbrochen, weißt Du, was ihn dazu getrieben hat? Haſt Du ſeine ſchlafloſen Nächte belauſcht, haſt Du mit dem Finger des Troſtes die Brandwunden ſeiner Verzweiflung gefühlt, haſt Du ihm die Hand geboten, wenn er ſeine nach Rettung ausſtreckte und Verachtung ihn zurückwies, eh' er ſie noch verdiente, daß Du Dich von ihm wegwenden dürfteſt, als von einem Unverbeſſerlichen? Darfſt Du es, weil die Meiſten an Deiner Stelle es thun würden? Einer iſt, der es dem Unglücklichen gedenkt, wenn er, den die Liebloſigkeit der Menſchen zum Teufel machen wollte, nur ein gefallener Menſch iſt. Mutter, es giebt Einen, vor deſſen Richterſtuhl nicht ein ſchnellerer Puls, eine Stunde, in der das Blut heißer vom Herzen ſtrömte, als ſonſt, verdammt. Wie nun, wenn dieſer Eine den Unglücklichen an mich gewieſen hätte? Wenn dieſer mir die Pflicht perſönlicher Dankbarkeit zu der der Menſchlichkeit auflegen mußte, dieſe Meinung zu beglaubigen? Und ich, die ich es fühle, daß ich es ſoll, und Du, die ich zu helfen und zu retten ſtets bereit geſehen, wir wollten jene Spruchfertigen um den wohlfeilen Ruhm beneiden, den Unglücklichen, den unſere Hand heraufziehen konnte, zurückzuſtürzen in die Hölle ſeines alten Elendes? — Nein, Du machſt mich nimmer glauben, daß Du das willſt. Daß Du Dich loskaufen wollen könnteſt durch unnützes Mitleid, durch wohlfeile Gemeinſprüche. Ich weiß es, Du nimmſt den Befehl zurück. Du treibſt mich nicht zum Äußerſten, drängſt mich nicht, thun zu müſſen, was Dich und mich ewig ſchmerzen müßte. Mutter! Bei Deiner Liebe, an die ich glaube, wie an alles Heilige, glaube an mich! Nimm den Befehl zurück! —

Die Gräfin bot alle Feſtigkeit ihres Charakters zum Kampfe gegen das

Mitleid auf; aber es war nur ein Scheinkampf und der Sieg auf der mildern Seite. Vor dem Anblick der ſchönen, zu geliebten Tochter auf den Knieen, die Hände flehend erhoben, das Zucken innerſter Seelenangſt über die bleichen Züge, vor den Tönen, aus dem Tiefſten der Bruſt heraufgezogen, vor dem Gebrochenen der ſtolzen Geſtalt, vor dieſer lebendigſten ſinnlichen Gegenwart zerfloß die Zukunft mit ihren Befürchtungen in geſtaltloſen Nebel, wie das Grauen eines nächtlichen Traumes vor dem Scheine des ſichern, goldenen Tages. —

Wieder kam der Haushofmeiſter von der Gräfin zurück. Neugieriger, als vorher, umdrängten ſeine Schüler den Außerordentlichen; nur der Jäger ſaß abſeit, in ſein Unglück verloren und ohne Muth, den Begabteren ſich zu geſellen.

Der Haushofmeiſter aber überflog mit ſicherm Blick ſeine Untergebenen, haftete auf Franz, dem Vorreiter, zog ihn durch einen Wink ſich näher und ſprach mit gewichtiger Kürze: Schnell ſatteln, nach der Stadt reiten, den Polizeidirektor bitten, ſo ſchnell als möglich zu kommen, Militär mitzubringen. Er darf das Pferd todt jagen, aber in anderthalb Stunden muß Er mit dem Polizeidirektor hier ſein. — Ein zweiter Wink entfernte den Verwunderten und nun wandte der Haushofmeiſter ſich zu dem Jäger. Jäger, ſagte er, geb' Er ſich zufrieden. Die Sache hat ſich ausgewieſen, Er hat nicht Unrecht gehabt. Er hat das Richtige geahnt. Hör' Er an. Jetzt nimmt die Gräfin den Befehl, nach der Stadt zu ſchicken, zurück. Zu rechter Zeit kommt mir die Einſicht, daß ich geirrt, daß jener Befehl doch vom rechten Verſtande herrühren muß, den der linke nun widerrufen will. Ich antworte daher, ſchnell meine Maßregeln nehmend: „Gnädigſte", oder ſo, „der Bote iſt bereits abgeſchickt." Die junge Gräfin: „Senden Sie ſchnell nach, der Bote darf nicht zum Polizeidirektor kommen. Hören Sie? Und ſollte es ein Pferd koſten!"

Der Jäger ſah auf, wie einer, den das Unglück mißtrauiſch gegen jede Hoffnung gemacht hat, der nicht wagt, der Freude über gute Botſchaft ſich zu überlaſſen, weil er mit dem Schmerz der Enttäuſchung zu vertraut iſt. Wie es aber der Beredſamkeit des Meiſters gelungen war, ihn zu überzeugen, gerieth er außer ſich, rannte umher, umarmte, wer ihm in den Weg kam, erzählte Jedem, was Jeder ſelbſt mit angehört hatte.

Sehr verſchieden von denen des Jägers waren in demſelben Augenblicke die Empfindungen der jungen Gräfin, mit denen ſie die Mutter verließ. An Klarheit und Einſtimmung mit ſich ſelbſt, wie mit der Mutter gewöhnt, empfand ſie den Zuſtand der innerſten Spaltung in der vollen Stärke einer erſten Erfahrung. Die widerſtandloſe Ergebung der ſchwächern Menſchen in ein Ungemach als in ein Unvermeidliches, Unabänderliches, dieſe rettende Schwäche des leichtgebogenen Rohres, die den meiſten ihres Geſchlechtes ſo oft als eine Kraft angerechnet wird, die die Kraft des Mannes überſteige, kam ihrem ſtarken Charakter nicht zu gut.

Aber es giebt auch einen Schirm der Stärkeren gegen die Schläge des Ungemachs, das jene ſo gern Schickſal nennen; dieſer iſt die ſpannende Kraft des Entſchluſſes, in der die auseinander geſchreckten Kräfte ſich einen und wieder finden. Dort giebt die Seele ihre beſten Neigungen auf, indem ſie ihre Trägheit, ihr Unvermögen als Verdienſt ſich anrechnet, mit den Bildern des Verlorenen einen coquetten Götzendienſt treibt und die Grauſamkeit der Verhältniſſe entgelten läßt, was ihre eigene Schwäche verſchuldet hat; hier faßt ſie ihre Neigung feſter in die Arme und in ſteter Wechſelwirkung wächſt an der Kraft die Neigung, an der Neigung die Kraft, ſie zu behaupten.

Dieſe Kraft des Entſchluſſes war es, die der hohen Geſtalt alle ihre Elaſticität, der kindlichen, edeln Seele, die jene belebte, all' ihre Faſſung wiedergab. Der Ausdruck des Schmerzes, von der Mutter, wenn auch nur auf Augenblicke verkannt zu ſein, erhöhte, indem er den Stolz der Erſcheinung minderte, ihre Schönheit.

(Fortſetzung folgt.)

Cuſtine's Rußland.*)

Unſere Kenntniß von Rußland und noch mehr unſere Kenntnißquellen darüber ſind ſo mangelhaft und ſparſam, daß jeder neue Zugangsweg dafür ein höchſt erwünſchter iſt. Ja, nicht bloß die gedankenloſe Menge begnügt ſich mit dem überlieferten trivialen Begriffe von Kälte, Knute und Brandtwein, wie vielen Gebildeten birgt der Name Rußland eine fertige Nationalität, Staatsform, Sprache und Kulturſtufe, die nichts darſtellen als ein lebloſes Schema: franzöſiſche Weltbildung nach oben und Stumpfheit nach unten. Man nimmt gar keine Rückſicht auf die Mannigfaltigkeit dieſes Länder- und Völkerkoloſſes, und weiß keinen bildenden Gedanken für Rußlands Entwickelung und Zukunft. Wie überlegen zeigen ſich gerade in entgegengeſetzter Kenntnißnahme vom Auslande die Ruſſen! Der Deutſche rühmt ſich ſo gern ſeiner Kunde fremder Zuſtände; er rühmt ſich dieſer mit ſolchem Rechte, daß der Spott ſagt, darüber beachte er die eignen nicht. Derſelbe Spott könnte hinzuſetzen, von den ausländiſchen Verhältniſſen ignorirt er auch gerade nur diejenigen, welche ihm die bedrohlichſten ſind und deren Prüfung ihm erſte Pflicht wäre.

Der ſchulgerechte Gang der innerlichen europäiſchen Entwickelung entbehrt ſeit länger als einem Vierteljahrhundert eines wirklich originellen äußeren Anſtoßes. Selbſt die Julirevolution in Frankreich und ihr Widerhall im übrigen Europa dämmte ſich bald in jenen ſyſtematiſchen Verlauf, und ſo ſchien nur noch von doppelter Seite her eine grelle Einwirkung auf die europäiſche Geſittung von außen möglich. Von Nordamerika hoffte man ſie. Das erwies ſich aber bald als unproduktiv und wurde ſelbſt in der materiellen Förderung des Privatintereſſes nur eine Übertreibung europäiſcher Induſtrie. Von Rußland fürchtet man ſie. Das Aufnehmen der Idee des Panſlavismus, der griechiſchen Kirche, des militairiſchen Beamtenſtaates berechtigt zu ſolcher Furcht, und mehr und mehr befeſtigt ſich die Überzeugung, daß ein

*) Von Diezmann erſcheint eine Überſetzung in's Deutſche.

Zuſammenſtoßen mit Rußland dereinſt dem europäiſchen Weſten und dann zunächſt Deutſchland drohe, und daß je von unſerm Verhalten dabei der fördernde oder hemmende Charakter dieſer Umwälzung abhänge. Wie dem nun ſei, mögen wir gerüſtet oder im Wechſelverkehre Rußland gegenüber ſtehen, eine genaue Kenntniß dieſes in ſo vielem Betrachte uns wichtigen Landes bleibt das Nothwendige. Kenntniß iſt ſtets Macht.

In Deutſchland hat jüngſt Kohl über Rußland dankenswerthe Aufſchlüſſe gegeben und der pſeudonyme Treumund Welp hat auch die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt. Jetzt bietet ſich von ganz anderer Seite her eine Mittheilung. Ein Franzoſe von bedeutender geſellſchaftlicher Stellung, der ſeine Studien ſchon oft dem Auslande, namentlich deutſcher Literatur zugewendet hat, der Marquis von Cuſtine veröffentlicht in 4 Bänden, was er vor vier Jahren in Rußland beobachtet hat. Der Titel des Buches iſt: La Russie en 1839. Wir nennen ſonſt die Franzoſen ſchlechte Beobachter fremder Länder. Allein die Gerechtigkeit gebührt der franzöſiſchen Ariſtokratie, daß die Mehrzahl aus ihrer Mitte, wenn ſie einmal reiſt, mit Wißbegierde reiſt, und ſich nicht zu vornehm dünkt, die Reiſeergebniſſe zu veröffentlichen. Dadurch zwingt ſich ſolcher Reiſende ſchon ſelbſt zu ſcharfer und fleißiger Auffaſſung, der engere Kreis der Familie, der weitere theilnehmender Freunde und Leſer nimmt dieſe Bücher auf zum eigenen Vortheil, die Anregung zur Berichtigung tritt ein, Reiſebeſchreibungen erzeugen Reiſen, und der Menge kommt zu Gute, was blos dem Bevorzugten zugänglich war.

Bei jenem Buche müſſen wir uns denn auch auf den vornehmen franzöſiſchen Standpunkt verſetzen, und dürfen nicht vergeſſen, daß wir eben der Erzählung oder vielmehr der geiſtreichen Plauderei eines Franzoſen aus beſſerer Geſellſchaft zuhören. Der deutſche Leſer kann zunächſt auch um das Verhältniß des Verfaſſers zu ſeinem Buche unbekümmert und es kann ihm gleichgültig ſein, ob dieſer wirklich mit ſo vielem Aufwande von Geiſt, Stil und Phraſe ohne Abſicht der Veröffentlichung allabendlich für ſeine Freunde jene 4 ſtarken Bände Briefe niedergeſchrieben, oder den wohltönenden Satzbau und die glücklichen Stichworte, manche tiefe und manche ſchiefe Betrachtung in den 4 Jahren bis zur Herausgabe ſorgfältig nachgearbeitet habe. Mitunter mahnt freilich der Verlauf des Buches lebhaft an ruſſiſche Gegenden; es kommt mancher lange, öde Brief, eintönig und dennoch anſpruchsvoll geſchrieben, dann erſcheinen wieder die reichſten, ergiebigſten Strecken. An großer Breite, Flüchtigkeit, Wiederholungen und Widerſprüchen fehlt es auch nicht. Die eigentliche, ſehr ſpecielle Reiſebeſchreibung geht in zwei und einem halben Monate von Travemünde über Petersburg, Moskau, bis zur Meſſe von Nijni-Novgorod, und wegen dieſes thatſächlichen Details iſt natürlich allein auf das Buch ſelbſt zu verweiſen.

Dagegen beſchäftigt uns deſto mehr die Anſicht von Rußland, welche ſich dem Autor im Verlaufe der Beobachtung gebildet hat, und dieſe ſtimmt zu unſerm nicht geringen Erſtaunen in der Hauptſache mit derjenigen überein, welche im Eingange dieſes Artikels als die auch bei uns allgemeinſte bezeichnet wurde. Cuſtine's Urtheil iſt durchgängig ſo hart, die Abweiſung aller Annäherung jenes Landes an unſern Entwickelungsgang ſo ſchneidend, daß der lebhafteſte Widerſpruch dagegen von Seiten der Ruſſen zu erwarten iſt. Cuſtine verſichert, nur die Wahrheit über Rußland berichten zu wollen. Er ſei dahin gegangen, um Belege gegen die conſtitutionelle Staatsform dort einzuſammeln, er habe bei ſeiner Reiſe des Glaubens gelebt, daß nur eine enge Allianz Frankreichs mit Rußland die europäiſchen Angelegenheiten ordnen könne, und er ſei zurückgekehrt als Verfechter des conſtitutionellen Syſtems, und mit der Überzeugung, daß Rußland von der übrigen civiliſirten Welt durch ſein überwiegendes politiſches, auf religiöſen Fanatismus geſtütztes Intereſſe geſchieden ſei.

Vor Allem vermiſst Cuſtine ein Volk. „Überall Körper ohne Seele, und man ſchaudert bei dem Gedanken, daſs für eine ſo groſse Menge von Armen und Beinen nur Ein Haupt exiſtirt; ein einziger Menſch im ganzen Reiche hat das Recht eines Willens." Cuſtine ſieht im ruſſiſchen Adel, den wir als die ariſtokratiſche Oppoſition zu betrachten gewohnt ſind, nur Sklaven des Kaiſers, deren Sklaven wieder das übrige Volk ſei. Die Kaufleute, welche einen Mittelſtand bilden würden, ſind nach ſeiner Anſicht von zu geringer Anzahl, um eingerechnet zu werden, überdies meiſt Fremde; von Schriftſtellern kämen einer oder zwei auf jede Generation, ebenſo von den Künſtlern. Ihre geringe Anzahl mache ſie geſchätzt, aber ſocial einfluſslos. Advokaten gäbe es gleichfalls nicht; wo bleibe alſo der Mittelſtand, der die Stärke der Staaten bilde, und ohne welchen ein Volk nur eine Heerde ſei, geführt von einigen wohl abgerichteten Leithunden?

In dieſem grellen Kontraſte bewegen ſich auch die Urtheile Cuſtine's: „Dieſes Volk, welches ſo viel Anmuth und Gewandtheit beſitzt, entbehrt allen ſchöpferiſchen Geiſtes. Die Ruſſen ſind die Römer des Nordens. Die Einen wie die Anderen haben ihre Wiſſenſchaft und Kunſt vom Auslande bezogen. Sie beſitzen Talent, aber es iſt ein unfruchtbares Nachahmungstalent. Es bildet Alles nach, aber erfindet nichts. — Man darf auf die Windbeuteleien der Ruſſen nicht hören; ſie halten Prunk für Eleganz, Pracht für Feinheit, die Polizei und die Furcht für die Grundlagen des Staats. Ihnen nach wäre civiliſirt, was diſciplinirt iſt. Sie vergeſſen, daſs es Wilde von ſanften Sitten giebt mit ſehr grauſamen Kriegern. Ungeachtet aller ihrer Anſprüche auf gute Manieren, ungeachtet all' ihres oberflächlichen Unterrichts und ihrer vorzeitigen tiefen Verderbtheit, ungeachtet ihrer Leichtigkeit, den Stoff des Lebens zu errathen und zu begreifen, ſind die Ruſſen noch nicht civiliſirt. Es ſind einexercirte Tartaren, nichts weiter." — „Wenn ein Menſch in Ruſsland lacht, ſo iſt's ein Schauſpieler, oder ein Schmeichler, oder ein Betrunkener." — Vom Kaiſer Nicolaus entwirft Cuſtine folgendes Bild: „Der Kaiſer iſt um Kopfeshälfte länger, als ein gewöhnlicher Mann; ſeine Geſtalt iſt edel, obgleich ein wenig ſteif; er befolgt ſeit ſeiner Jugend die ruſſiſche Sitte, ſich über den Lenden dergeſtalt feſt zu gürten, daſs der Unterleib nach der Bruſt zurückgedrückt wird, was eine Anſchwellung der Rippen nothwendig herbeigeführt hat. Dieſe freiwillige Ungeſtaltung, welche der Freiheit der Bewegungen ſchadet, verringert die Eleganz der Haltung und verbreitet über die ganze Figur Zwang. Er hat griechiſchen Geſichtsſchnitt, hohe Stirn, aber zurückgedrückt, geradlaufende Naſe und von vollkommener Geſtaltung, ſehr ſchönen Mund, das Antlitz edel, oval, aber ein wenig lang, militairiſchen, und mehr deutſchen als ruſſiſchen Ausdrucks. Gang und Stellungen ſind abſichtlich impoſant. Er iſt ſtets darauf gefaſst, beobachtet zu ſein; er vergiſst keinen Augenblick, daſs er geſehen iſt, man könnte ſelbſt ſagen: er will der Zielpunkt aller Blicke ſein; er nimmt unaufhörlich Stellung an, woraus folgt, daſs er niemals natürlich erſcheint, ſelbſt wenn er aufrichtig iſt. Sein Geſicht hat drei Arten des Ausdrucks, von denen keine der einfacher Güte iſt: die gewöhnlichſte ſcheint mir Strenge. Ein anderer, obgleich weit ſeltener Ausdruck ſteht vielleicht dieſer hohen Geſtalt noch beſſer, die Feierlichkeit; ein dritter iſt die Höflichkeit, und in dieſe verliert ſich zuweilen eine Abſchattirung von Anmuth, welche das kalte Erſtaunen dämpft, das jene beiden Arten hervorrufen. Jedoch, ungeachtet dieſer Anmuth, ſchadet etwas der moraliſchen Macht dieſes Mannes, nämlich daſs er jede dieſer Ausdrucksweiſen, welche ſich nach ſeinem Willen auf ſeinem Antlitz ausprägen, vollkommen annimmt oder ablegt, ſo daſs keine Spur derer, die da verſchwinden, bleibt, um den neuen Ausdruck zu mäſsigen. Es iſt ein von keinem Übergange vorbereiteter Decorationswechſel: man könnte von einer Maske ſprechen, die er willkürlich vornimmt oder ablegt. Sucht man

Digitized by Google

den Menſchen, man findet ſtets den Kaiſer. Ich glaube, dieſe Bemerkung dient zu ſeinem Lobe: er vollbringt ſeinen Beruf gewiſſenhaft. Mit einer Geſtalt, welche die gewöhnlichen Menſchen überragt, wie ſein Thron die andern Fürſtenſtühle, würde er ſich der Schwäche zeihen, wenn er einen Augenblick unbefangen treuherzig wäre, und wenn er es ſehen ließe, daß er wie ein einfacher Sterblicher lebt, denkt und fühlt. Ohne dem Anſcheine nach eine unſerer Schwächen zu theilen, iſt er ſtets Regent, Richter, Feldherr, Admiral, endlich Fürſt, nichts mehr, nichts weniger. Am Schluſſe ſeines Lebens wird er ſehr erſchöpft ſein, aber er wird hoch ſtehen in der Meinung ſeines Volkes und vielleicht der Welt, denn die Menge liebt die Anſtrengungen, welche ſie in Erſtaunen ſetzen; ſie fühlt ſich ſtolz im Anblicke der Mühe, die man es ſich koſten läßt, ihr zu imponiren."

Endlich berichtet Cuſtine im 13. Briefe ein merkwürdiges Geſpräch mit dem Kaiſer. „Der Despotismus", ſagte der Kaiſer, „beſteht noch in Rußland, weil er die Weſenheit meiner Regierung iſt, allein er ſtimmt mit dem Volksgeiſte." — Sire, Sie lenken Rußland von der Bahn der Nachahmung ab und geben es ſich ſelbſt wieder. — „Ich liebe mein Land und glaube es begriffen zu haben. Ich verſichere, wann ich all' der Elendigkeit dieſer Zeit müde bin, ſuche ich zurückgezogen in das Innere Rußlands das übrige Europa zu vergeſſen." — Um Sich an Ihrer eignen Quelle zu ſtählen. — „Richtig. Niemand iſt mehr von Herzen Ruſſe als ich. Ich will Ihnen etwas ſagen, was ich gegen Niemand ſonſt ausſprechen würde; aber ich fühle, daß gerade Sie mich verſtehen" — hier hielt der Kaiſer inne, betrachtete mich aufmerkſam, und da ich ohne Erwiederung zuhörte, fuhr er fort: „Ich begreife die Republik: das iſt eine klare und aufrichtige Staatsform, oder kann es wenigſtens ſein; ich begreife die abſolute Monarchie, weil ich das Haupt einer ähnlichen Ordnung der Dinge bin; aber ich begreife nicht die Monarchie mit Volksvertretung: das iſt eine Staatsform der Lüge, des Betrugs, der Beſtechung, und ich würde vorziehen, bis China zurückzugehen, als ſie jemals anzunehmen." — Sire, erwiderte ich, das Repräſentativſyſtem habe ich immer als einen unvermeidlichen Vergleich in gewiſſen Geſellſchaftslagen und zu gewiſſen Zeiten betrachtet; aber wie alle Vergleiche löſt er keine Frage, vertagt nur die Schwierigkeiten. — Der Kaiſer ſchien mir zu ſagen: Sprechen Sie. Ich fuhr fort: Es iſt ein Waffenſtillſtand, abgeſchloſſen zwiſchen der Demokratie und Monarchie, unter den Auſpicien zweier niedriger Tyrannen, der Furcht und des Intereſſes, und verlängert durch den Stolz des Geiſtes, der ſich in Geſchwätzigkeit gefällt, und durch die Volkseitelkeit, die mit Worten bezahlt wird; kurz, es iſt die Ariſtokratie des Wortes für die der Geburt, denn es iſt das Regiment der Advokaten. — „Sie ſagen das Richtige", erwiederte der Kaiſer, mir die Hand drückend; „ich bin Repräſentativſouverän geweſen und die Welt weiß es, was es mich gekoſtet hat, daß ich mich nicht den Anforderungen dieſer niederträchtigen Staatsform (infame gouvernement) beugen wollen (ich citire buchſtäblich). Stimmen zu erkaufen, Überzeugungen zu verderben, die einen zu verführen, um die anderen zu betrügen: alle dieſe Mittel habe ich verachtet als ebenſo erniedrigend für die, welche gehorchen, als für den, welcher befiehlt, und ich habe dieſe Offenherzigkeit theuer bezahlt: aber, Gott ſei Dank, ich habe für immer mit dieſer abſcheulichen Staatseinrichtung abgeſchloſſen. Ich werde nie mehr conſtitutioneller König ſein, es iſt mir zu nöthig, zu ſagen, was ich meine, als daß ich jemals über irgend ein Volk durch Liſt und Intrigue regieren möchte."

Dieſes Geſpräch, deſſen Mittheilung natürlich dem Marquis ſehr verübelt wird vom Standpunkte der Diskretion, hat indeſſen dem weſentlichen Inhalte nach nichts ſo gar Überraſchendes. Das Überraſchende für europäiſche Politik wäre, wenn die immer wiederkehrende, bei Kolb durchblickende, bei Treumund Welp unverhehlte, bei

Cuſtine beißend ausgerüſtete Behauptung richtig wäre, daß der ruſſiſche Koloß ſtets übertrieben geſchildert und innerlich machtlos ſei. „Es iſt das Reich der Kataloge", ſagt er, „man lieſt es wie eine Sammlung von Etiketten. Hütet Euch nur, näher zuzuſehn und die Bücher aufzumachen! Da ſind die Überſchriften überall vorhanden, aber der Inhalt, den ſie angeben, der iſt noch abzufaſſen. Wie viel Wälder ſind nur Sümpfe! Die entfernten Regimenter ſind nur Liſten ohne Realität, die Städte und Straßen ſind Projekte, und die Nation ſelbſt iſt nur ein Anſchlagzettel für Europa."

Wunderliche Franzoſen, die das Bündniß mit einem Staate offenbar begierig ſuchen, und doch von allen Seiten rufen: jener Staat iſt nichtig! Denn Cuſtine iſt nicht allein in ſolchem abſprechenden Urtheile: ſo eben iſt von Pierre Albert erſchienen „Impressions d'un touriste en Russie et en Allemagne", und darin klingt's wo möglich noch ärger. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß von einzelnen Preußen, die doch am Genauſten mit den Zuſtänden Rußlands vertraut ſein können, eine unbefangene Schilderung geliefert würde!

Auf Anlaß einer Aufführung von „Figaro's Hochzeit" auf dem Dresdner Hoftheater am 22. Juni.

Dresden, 23. Juni. Von dieſer Oper läßt ſich mit Grund behaupten, daß ſie ſicherlich niemals eine ganz gelungene Aufführung erlebt hat. Spanier, Franzoſen und Italiener kennen und geben ſie gar nicht, obgleich das Sujet ſpaniſch, die urſprüngliche Bearbeitung franzöſiſch, der Text italieniſch iſt. Für deutſche Sänger aber und Schauſpieler iſt die Aufgabe unlösbar, nicht nur jetzt, ſondern ſie iſt es gewiß jederzeit für ſie geweſen. So viel Feinheit, Schalkhaftigkeit, ſo viel Discretion und Gewandtheit, verbunden mit ſo viel Eleganz und ſicherer Haltung, als für dieſe Oper in Spiel und Geſang erforderlich ſind, liegt nicht im deutſchen Weſen, folglich auch nicht im Weſen des deutſchen Theaters; begabte Individuen können es ſich aneignen und ſich hineindenken, wie Mozart ſelbſt, der die deutſcheſte aller Opern, die Zauberflöte, ſchrieb, ſich hineindichtete; für ein ganzes deutſches Bühnenperſonal aber bleibt die Aufgabe unerreichbar. Überdies iſt die Kunſt des Geſammtſpiels niemals ein Vorzug geweſen, durch den ſich das deutſche Theater ausgezeichnet hat, und ohne dieſe Kunſt iſt keine gute Aufführung des Figaro denkbar, ſelbſt wenn die Hauptpartien mit den glänzendſten Talenten beſetzt wären. Wir haben den einſt als Figaro berühmten Baſſiſten Fiſcher, wir haben die Damen Sontag, Seidler ꝛc. in dieſer Oper geſehen und gehört; ſie waren in ihren Rollen zu loben, die Aufführung aber im Ganzen blieb darum nicht minder ſchwach, unbeholfen, und auch jedesmal ohne rechte Wirkung. Wer übrigens im Barbiere di Seviglia die Malibran und Lablache geſehen, der hat lernen können, wie der Figaro und die Suſanne des Mozart geſpielt und geſungen werden müßten, und wie weit ſelbſt die oben genannten deutſchen Talente in ähnlichen Rollen hinter ſolchen Künſtlern zurückbleiben, die durch nationale Begabtheit ſich hierbei in einem unendlichen Vortheil befinden. Die Mozart'ſche Muſik zu der Oper, die wir beſprechen, iſt ein ungemein zartes und feines Gewebe, das durch irgend unvorſichtige Behandlung ſogleich zerriſſen wird. Die Perſonen des Stücks ſpielen nicht nur jede mit den andern, ſondern ebenſo jede mit ſich ſelbſt; es weiß jede ſehr genau, daß der Schein, den ſie annimmt, den Grafen zu betrügen, von dieſem als Schein erkannt wird, aber ſie zwingen ihn alle, ſich betrügen zu laſſen, will er anders Enthüllungen vermeiden, die er zu fürchten Urſache hat; er

Digitized by Google

ſeinerſeits bietet Alles auf, ſeinen Gegnern durch gleiche Kunſtgriffe mitzuſpielen, aber das mißlingt ihm in allen Fällen. Nur durch dieſe, dem witzigen und pikanten Intriguenſpiel zu Grunde liegende Bonhommie iſt dieſe Komödie muſikaliſch, der Kompoſition zugänglich geworden. Mozart hat dies Element, das dem Figaro des Beaumarchais fehlt, gleich Anfangs hervorgehoben; gleich die erſten beiden Duette zwiſchen Suſanne und Figaro ſind voll der anmuthigſten Naivetät; in der Regel gelingen ſie auf den Theatern am beſten. Dann aber, wenn die Dinge ſich verwickeln, wenn es Klugheit, Behendigkeit, heitere Verſchmitztheit gilt, wenn es darauf ankommt, die Muſik redend und die Worte ſingend zu machen, und Alles mit gewandt zutreffender Aktion zu begleiten, dann reichen die Talente bei weitem nicht aus. Das zeigt ſich ſchon im erſten Terzett. Der Page hat ſich in Suſannens Zimmer vor dem ankommenden Grafen hinter einen Seſſel verſtecken müſſen; der Graf iſt nun bei Suſannen, aber Baſil kommt, und jener flüchtet nun ſelbſt in das Verſteck des Pagen, während dieſer eiligſt auf den Seſſel kriecht und Suſanne ein Tuch über ihn wirft. Wie nun Baſil auszuſchwatzen beginnt, was man über des Pagen Liebe zur Gräfin rede, kann ſich der Graf nicht länger halten und bricht zornig hervor. Hier entſpinnt ſich nun ein bewunderungswürdiges Terzett zwiſchen dem gereizten Grafen, dem pfiffigen Baſil und dem geängſtigten Mädchen, eines jener Muſikſtücke, wie ſie unter allen Componiſten Mozart allein hat ſchreiben können, nämlich ein vollkommen muſikaliſch ſich entwickelndes und zuſammenſchließendes Ganze, und doch innerlich ſo gegliedert, daß jede der drei Rollen ihre eigenthümliche Zeichnung, ſowie jede Wendung der Worte ihren Ausdruck erhält. Für ein ſolches Muſikſtück — und dieſe Oper zählt ihrer viele — bedarf es der Kunſt der feinſten Komik zugleich mit entſchiedener Beherrſchung des dramatiſchen Geſanges. Suſanne glaubt ſich durch eine Ohnmacht aus der Verlegenheit zu helfen; plötzlich ſieht man beide Männer emſig um ſie beſchäftigt, und der Graf, ſoeben noch auf Baſil aufgebracht, ſtellt in beſter muſikaliſcher Gemeinſchaft mit ihm Betrachtungen über das Herzpochen des armen Mädchens an. Wir fühlen uns von ſüdlicher Luft und Sitte umgeben; Text, Muſik und Handlung verſetzen uns inmitten eines leichtblütigeren Geſchlechts, als das unſrige, und wenn, wie geſtern, Spiel und Geſang dieſen Ton nicht treffen, ſo muß man ſie verfehlt nennen; die Ohnmacht darf nicht ſo ernſt genommen werden, daß ſie den Schein der Liſt verliert, die Ausrufungen der Suſanne ſind nicht wie mit tragiſchem Pathos zu ſingen, die frivole Geſchäftigkeit beider Männer darf ſich nicht wie gutmüthig beſorgte Theilnahme ausnehmen. Der boshafte Baſil will die ohnmächtige Suſanne auf jenen gefährlichen Seſſel bringen, worüber dieſe natürlich ſogleich wieder zu ſich kommt. Nun erzählt der Graf, wie er geſtern den Pagen im Zimmer von Suſannens Muhme unter einem Tiſchteppich ertappt hat, und ergreift, um dieſe Scene recht anſchaulich zu machen, während ſeiner Erzählung das über den Pagen gedeckte Tuch, zieht es ab, und der Page kommt zum Vorſchein. Die Muſik bei dieſem Vorgange iſt ſo ſprechend, man kann ſagen ſo handelnd, daß ſie, richtig recitirt, fähig iſt, die größte komiſche Spannung und Wirkung hervorzubringen. Aber der Graf ſtand mit den Übrigen ſtatt neben dem Seſſel vor ihm, und anſtatt die Aktion mit dem Tuche bei dem a tempo (G moll) zu beginnen, und ſie, wie es die Muſik auf das Deutlichſte vorſchreibt, bis zum F dur zu ſteigern, blieb er vor dem Seſſel ſtehen, und ſprang erſt, als er ſchon bei dem F dur war, hinan, das Tuch mit einem Ruck abzuziehen, wodurch aller Effekt der geiſtreichſten Muſik verloren ging. Wie viele weſentliche Mängel der geſtrigen Aufführung alſo ſind ſchon bei dieſem einzigen Terzett zu rügen! Aber wir haben nicht nöthig, weiter zu gehen, denn die beſchriebenen Mängel waren die der ganzen Darſtellung. Seltſamer Weiſe nur wurde die Rolle des Pagen in entgegengeſetztem

Sinne verfehlt; mit Leichtfertigkeit wohl, aber nicht mit platter Luſtigkeit iſt eine Empfindung vereinbar, wie die beiden Arien des Pagen ſie ſo klar ausſprechen, daß ein Vergreifen unmöglich wäre, wenn man die beredte Sprache dieſer Muſik beſſer verſtünde und die Aufführung der Rolle durch ſie beſtimmen ließe. Zu den allgemeinen, oben angeführten Nachtheilen, denen die Aufführung dieſer Oper auf deutſchen Bühnen begegnet, kommt nun noch der unſrer Sprache und der leider oft ungeſchickteſten Überſetzung. Unter dieſer erleidet die Muſik die plumpſte Behandlung, ihre feinſten Intentionen bleiben unbeachtet, ihre ausdrucksvollſten Wendungen unmotivirt. Die heitere Leichtigkeit, traditionelle Komik und einfache Grazie des Italieniſchen ſind ohnehin nicht wiederzugeben, und der Mühe einer neuen Überſetzung wird ſich jetzt Niemand mehr unterziehen. — Das Publikum ſchien geſtern nicht unzufrieden. Dieſe Genügſamkeit iſt nur ein unerfreulicher Beweis, wie wenig man eine Ahnung hat von dem Geiſte, der in dieſem Werke iſt, und den Wirkungen unbeſchreiblicher Luſt und belebendſter Anregung, die eine gute Aufführung deſſelben hervorbringen würde. Ich habe ſagen hören, man ſolle ſich in der Kunſt vor den höchſten Anforderungen hüten, weil ſie der Zufriedenheit mit dem Alltäglichen, dem ſich nicht ausweichen laſſe, Eintrag thun. Wenn Jemand die Lebensregel gäbe, ſich vor ſtreng ehrlichen Leuten in Acht zu nehmen, damit man in der unvermeidlichen Umgebung der gewöhnlichen Schelme ſich nicht unglücklich fühle, ſo würde man ihn für toll halten. Im Gebiete der Kunſt aber wird der Rath als ein wohlgemeinter angenommen, obgleich er daſelbſt nicht einmal die Würde der Tollheit hat, ſondern nur von der beſchränkteſten Armſeligkeit Zeugniß giebt.

Ich habe noch hinzuzuſetzen, daß das Orcheſter, unter Kapellmeiſter Reiſſiger, ganz vortrefflich war, die Wahl der Tempi durchaus einſichtig, das Spiel höchſt präcis und discret; die wundervolle Inſtrumentirung that ganz ihre Wirkung. Den Fandango habe ich niemals ſchöner ſpielen hören. Man bedauert faſt, daß er nicht wiederholt wird.

Ihr ergebenſter Diener

..**..

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Berlin: Bevorſtehende Aufſtellung der Amazonen-Gruppe von Kiß; Aufgabe eines löwenbändigenden Numidiers für Rauch; das erſte Kriegsſchiff Preußens und Deutſchlands; die Sommerwanderung aus Berlin; die unabſehbaren Bauten; Saphir's Vorleſungen; ein viertes Theater; Umbau des Opernhauſes. — Wilthauer und Scherer. — Sammelwerk neuer deutſcher Romane. — Deutſches Journal in Paris. — Die illuſtrirte Zeitung in Leipzig. — Brief aus Paris: Frauen-Akademie; G. Sand; Rubini; gekrönte Tugend. — Modebericht.

Berlin, Ende Juni.

Die Amazonengruppe von Kiß iſt nun aus ihrer Verborgenheit auf dem Hofe des Gießhauſes erlöſt und in letzter Woche auf der Treppe des Muſeums aufgeſtellt worden. Noch iſt ſie umhüllt und ſoll wahrſcheinlich erſt in Gegenwart des Königs die Decke verlieren. Man findet es hier nicht ganz gerechtfertigt, daß dieſe Gruppe die Treppe eines Staatsgebäudes ziert, während es durch die Beiträge vieler Ein-

wohner zum Guß gelangte. Das Verlangen, einen der Plätze der Stadt damit zu ſchmücken, von denen viele noch ſo öde liegen, erſcheint in der That billig, indeß iſt der König auch in ſeinem Rechte, denn er hat eine bedeutende Summe unter dem Vorbehalt dazu gegeben, daß ihm die Beſtimmung der Aufſtellung überlaſſen bleibe. Die andere Seite der großen Treppe ſoll durch einen Numidier, mit einem Löwen kämpfend, beſetzt werden, deſſen Ausführung Rauch übernommen hat. Hoffnungsvoll genug hört ſich das an, aber wann wird es zur Ausführung kommen? Rauch hat noch auf viele Jahre hinaus mit den Statuen der Könige und Helden zu thun, die ihm übertragen ſind, und wenn bis dahin die Amazonengruppe einſam da oben ſteht, wird ihr und uns die Zeit etwas lang werden. Bei der Amazonengruppe fällt mir ein, daß vor einigen Tagen in Stettin die Kriegscorvette „Amazone" vom Stapel gelaufen iſt, die an ihrem Gallion dieſe Kiſſiſche Gruppe trägt, welche hier in den Werkſtätten des Gewerbinſtituts kunſtvoll ſchön gearbeitet war. Die kleine Korvette von vierzehn Kanonen und hundert Mann Beſatzung iſt das erſte Kriegsſchiff Preußens und des Zollvereins. Vor mehr als hundertfunfzig Jahren freilich hatte Preußen, damals Brandenburg, auch ſchon eine Kriegsmarine, die ſich tapfer im atlantiſchen Ocean und an den afrikaniſchen Küſten herumſchlug, die Silberſchiffe der Spanier verbrannte und ſogar ein Fort in Afrika erbaute und behauptete. Friedrich Wilhelm der Große machte aber bald wieder Handelsſchiffe aus ſeinen Kriegsbrigantinen, die mehr koſteten, als was ſie an Kriegsbeute heimbrachten. Jetzt nun, mitten im Frieden, denkt man von Neuem an eine Staatsmarine. Man freut ſich des Gedankens an Errichtung einer deutſchen Seemacht; die deutſche Flotte, die deutſche Flagge, die hölzernen Wälle Germaniens ſpielen ſeit einiger Zeit ebenſo ihre Rolle, wie der deutſche Dombau und der deutſche Rhein. Es giebt allerdings auch Leute, die kühler darüber denken, vielleicht wie Friedrich der Große, der behauptete, nichts ſei unnützer für einen deutſchen Staat, als eine Kriegsmarine, die dem Lande ungemein große Koſten aufbürde, welche nur dann gerechtfertigt würden, wenn daſſelbe Kolonien und eine zahlreiche Handelsflotte beſitze. Von beiden haben wir nun freilich nichts aufzuweiſen. Preußen hat acht- bis neunhundert Schiffe, von denen nicht ein Zehntheil über die Nordſee hinausgeht. Wo Antheil am Welthandel und Handelsmarine erſt geſchaffen werden ſollen, was nützen da deutſche Flaggen und deutſche Fregatten.*) Wo ſind die Stationen, auf welchen deutſche Kriegsſchiffe zum Schutz der Flagge nöthig wären? Preußen kann und will außer dieſer Korvette noch fünf oder ſechs andere Fregatten von zwanzig bis dreißig Kanonen bauen laſſen. Dieſe letzten Kriegsfahrzeuge werden Pflanzſchulen für tüchtige Matroſen, Steuerleute und Kapitaine werden; allein eine deutſche Kriegsmarine wird aus dieſen Embryonen nicht hervorwachſen. Wie beſonders iſt aber die Stellung Preußens zu Deutſchland. Öſterreich beſitzt Linienſchiffe und Fregatten, aber man ſcheint das gar nicht zu beachten; Preußen baut eine winzige Korvette, und überall erſchallt Triumphgeſchrei. Preußen iſt ſo feſt mit Deutſchland verſchmolzen, daß man jedes Zucken, wie im eignen Körper, überall empfindet. Seine Zukunft liegt in dem großen Vaterlande, es muß darin aufgehen, das iſt ohne Zweifel ſeine Beſtimmung. — Für Berlin beginnt jetzt der Sommer ſeine Wirkungen, d. h. die allgemeine Auswanderung iſt nahe; nur die Unbeſtändigkeit des Wetters, die Kälte, die unausgeſetzten Regengüſſe halten die Meiſten noch zurück. Wer da kann, flieht in den beiden nächſten Monaten unſere breiten, heißen, ſtaubigen Straßen, aber es bleiben doch noch immer

*) Aber bedingt nicht Eins das Andere? Muß nicht über Kurz oder Lang die Nordſeeküſte für Deutſchland gewonnen werden? Iſt für dieſe Küſte eine Handelsflotte, deren Anfänge Hamburg und Bremen doch ſchon beſitzen, ſo gar chimäriſch? D. R.

genug zurück. Man merkt es kaum, ſo groß iſt die Stadt geworden. Was hier gebaut wird, iſt unglaublich. Wenn ich zuweilen in Gegenden gerathe, wo ich ſeit einigen Monaten nicht geweſen, überfällt mich ſelbſt Erſtaunen und der Gedanke: wie ſoll dieſe Spekulation enden? Häuſerreihen, pallaſtartig groß, ſcheinen aus der Erde zu wachſen, wo kommen die Bewohner her, und wo das Geld, dieſe Steinmaſſen aufzuthürmen? Aber es iſt beides vorhanden; kaum gebaut, ſind die Straßen bezogen und ſo geht es fort immer tiefer in die grünen Felder und Gärten hinein. — Wie es heißt, wird nächſtens auch die Conceſſion zu einem vierten Theater ertheilt werden. Es wäre vernünftig und recht. Vierhunderttauſend Menſchen können auch vier Theater erhalten. Das Monopolweſen aber, was die Conceſſionirten ſo gern geltend machen, kann in modernen fortſchreitenden Staaten keine Beachtung finden. — Saphir hat nun im königl. Theater eine Vorleſung gegeben. Im Allgemeinen kann man nicht ſagen, daß er ſehr großen Beifall findet, obwohl er ſehr beſucht wird. Hätten ſeine Wortſpiele und Einfälle auch Ausfälle auf Perſonen und Zuſtände, namentlich auf politiſche, ſo wäre es den Berlinern ſchon recht, ſo lachen ſie über die harmloſen Witze und — gehen hin, um den Saphir zu hören, den Mann, deſſen Name in Berlin noch immer von Alters her bekannt iſt. Da nun viele dieſe Neugier theilen, ſo kann er noch öfter leſen und er wird ein volles Haus finden, er wird einen vollen Geldbeutel mitnehmen und was will er mehr?! — Geſtern wurde Spohr's Fauſt in der königl. Oper gegeben. Das edle Werk war mit Fleiß und Liebe neu einſtudirt und wurde trefflich zur Ausführung gebracht. — Das Königſtädter Theater wird vom 1. Juli ab auf zwei Monate geſchloſſen. Im nächſten Jahre wird auch das Opernhaus geſchloſſen und gänzlich umgebaut werden, was ihm in Bezug auf die innere Einrichtung auch äußerſt noth thut.

Witthauer und Scherer. Die Anklage auf Plagiat, welche gegen Hrn. Scherer erhoben war, iſt nun durch die Erklärung Witthauer's erledigt, und leider ungünſtig für den Angeklagten. Bekanntlich war ſie den zuletzt bekannt gewordenen Äußerungen Scherer's nach ſo geſtellt worden, daß Alles auf Witthauer's Ausſpruch ankam. Dieſer Ausſpruch ſollte beſtätigen, daß Hr. Scherer den Aufſatz mit der Bemerkung „Aus dem Nachlaſſe Ernſt Münch's" an die Wiener Zeitſchrift eingeſendet habe.

Witthauer beſtätigt nun dies nicht, ſondern erklärt, der Aufſatz ſei ihm mit keiner andern Bezeichnung als der Unterſchrift Hrn. Scherer's zugekommen, er habe ihn denn natürlich für eine Arbeit Hrn. Scherer's gehalten, und als ſolche aufgenommen. Als die Anklage auf Plagiat darüber erhoben worden, habe er Hrn. Scherer aufgefordert, ſich „von dieſer Anklage zu reinigen." „Nicht lange darauf" — fährt Witthauer fort — „erhielt ich Hrn. Scherer's Antwort, welche mir allerdings hinreichenden Aufſchluß über das Vorgefallene gab. Dem Publikum verſchwieg ich den Empfang wie den Inhalt dieſes Briefes, weil es mir hart erſchien, mit einer ſo ſchweren Beſchuldigung gegen einen bis dahin unbeſcholtenen Mann aufzutreten und ich ihm die Demüthigung einer öffentlichen Anklage erſparen wollte; überdies hoffte ich, die Sache würde, wie ſo manches andere nicht minder Strafbare vergeſſen werden und nicht wieder zur Sprache kommen." Die irre leitenden Ausſagen Scherer's ſelbſt aber und ein Bericht aus Leipzig über die Angelegenheit, in der A. Allgemeinen Zeitung, welcher mit den Worten ſchloß: „Deutſche Journaliſtik war äußerſt geſchäftig, Inkulpaten, bevor man ihn gehört, zu verdammen", haben ihn endlich beſtimmt, das entſcheidende Wort gegen Scherer auszuſprechen, und auch Hrn. Scherer's Brief, deſſen er oben gedenkt, abdrucken zu laſſen. Hrn. Scherer's Brief lautet wie folgt:

„Mit gleicher Wahrheit will ich mich über den Ihnen zugeſandten Artikel, der als Plagiat bezeichnet worden iſt, erklären. Es iſt am Ende beſſer, einen

Fehler zu büßen, als einen zweiten dazu zu begehen. Bei der Durchſicht der Verlaſſenſchaft des geh. Hofraths Münch fand ich den betreffenden Aufſatz in Form und Inhalt genau wie ich ihn mitgetheilt, und nahm ihn, da ich bei der Unbekanntſchaft mit dem Gegenſtande überhaupt keine Ahnung von ſeinem bereits vor dreißig Jahren erfolgten Drucke hatte, für eine Originalarbeit Münch's. Es war die einzige Ausbeute ſeines literariſchen Nachlaſſes; ſollte ich ſie unbenutzt bei Seite legen? Ich ſchickte ſie Ihnen zu, und zwar, wie ich zugeben muß, unter meiner Firma. Sie nahmen den Artikel arglos auf; meiner Unredlichkeit folgte die Strafe auf dem Fuß, ſie brachte mich um Ihre Freundſchaft und um einen guten Theil meines literariſchen Credits. — So verhält ſich die Sache; ſchalten Sie über dieſe Erklärung nach Belieben, legen Sie dieſelbe bei Seite oder laſſen Sie ſie drucken, ganz oder zum Theil, ich lege es in Ihre Hände. Erblicken Sie in dieſer Darſtellung das ungeſchminkte Geſtändniß meiner Schuld und des Vertrauens zu Ihrer mir ſchätzenswerthen Geſinnung. Ich habe kein Hehl gemacht, und überlaſſe es Ihnen, wie Sie meine Wahrheit aufnehmen wollen. Haben Sie noch ein Gedächtniß für meine beſſeren Seiten, ſo wird Ihre Billigkeit ein Vergehen, welches das erſte war, nicht ſo hoch anrechnen, und mir den Rückweg zur Ehrenrettung ganz abſchneiden. Denn was ich ſonſt geleiſtet, iſt mein eigenes Verdienſt geweſen, und es kommt nur auf Ihr Urtheil an, wie hoch Sie das anſchlagen, um mir einen Fehltritt, der auch Sie compromittirte, nachzuſehen."

Wir möchten Witthauer zürnen, daß er uns ſo lange im Unklaren gelaſſen; und doch iſt es ganz begreiflich und ganz brav, daß er nur im äußerſten Nothfalle eine Sache hat erledigen wollen, die einen bloß polizeilichen Charakter erhalten und nur den zweifelhaften Werth hat, einen Charakter zu enthüllen, der zunächſt noch von keiner größeren Bedeutung geweſen. Mögen wir verſchont bleiben mit der Nothwendigkeit ähnlicher Polizeifragen in der Journaliſtik. Unſre Journaliſtik iſt ohnedies nur zu geneigt, die Perſönlichkeiten ungebührlich in Rede zu ziehn. Ja, wenn ich meine Empfindung ganz ausſprechen ſoll, ſo muß ich hinzuſetzen: Scherer dauert mich ſehr, wenn er ſich ſelbſt einer Unredlichkeit zeihen muß, die ihn um einen guten Theil ſeines literariſchen Credits gebracht habe, und ich wünſchte wohl, es hätte ihn eine andre als eine ſo vage öffentliche Strafe treffen können für die unbefugte Benutzung eines Manuſcripts. Denn ſolche öffentliche Strafe ſtraft den Thäter viel weiter als die That verwirkt hat; ſie kann ein Talent vernichten für einen einzigen Fehl. Möchte alſo doch dieſem ſo einleuchtend erwieſenen Falle keine kleinliche Aufſuchung bei entfernt ähnlichen Veranlaſſungen folgen, und möchte Hrn. Scherer ein zu weit getriebenes Mißtrauen nicht die Zukunft verleiden.

In Leipzig bereitet ſich ein Sammelwerk deutſcher Romane vor, welches durch wohlfeilen Preis den überfluthenden Überſetzungen einen Damm ſtecken will. Die Überſetzungen, heißt es in dieſem Plane, werden darum ſtark gekauft und geleſen, weil die Leihbibliotheken ſie des geringen Preiſes halber vorzugsweiſe anſchaffen, und das Publikum leſen muß, was ihm ſolche Leſeinſtitute bieten, und entbehren muß, was ſie nicht anſchaffen.

Nun glaube ich zwar nicht, daß dies der einzige Grund ſei, welcher die Bulwer, James, Cooper, Boz, Bremer ꝛc. ſo populär bei uns gemacht, aber ich glaube wohl, daß es einer der Gründe ſei, und daß wohlfeile deutſche Romane eine bisher ungewöhnliche Verbreitung finden und dadurch eine günſtige literariſche Nationalwirkung vorbereiten und ausdehnen werden. Denn alle neuen Schriften unſrer Romanautoren ſind, eben weil das Kaufpublikum dafür in Deutſchland ein kleines iſt, ſehr theuer, und weil ſie theuer

ſind, vergrößert ſich dies Publikum nicht. Der Grundſatz ferner hat ſich neuerer Zeit in der Bücherwelt beſtätigt: je mehr ein Buch gekauft wird, deſto mehr neue Chaneen hat es, noch mehr gekauft zu werden. — Aufforderungen, für obige Sammlung zu ſchreiben, gehen namentlich an Autoren wie: Spindler, Mügge, Storch, Herloßſohn, Heller, Gutzkow, Marggraff, Willkomm, Rellſtab, W. Alexis, Sternberg ꝛc.

In Paris ſoll wieder einmal ein deutſches Journal entſtehen, „der Stern", redigirt von Herrn v. Strahlheim, demſelben Autor, welcher uns „Paris wie es ißt und trinkt", einen gar nicht übeln Abklatſch Pariſer Scenen, bringt. Mit dieſen deutſchen Journalen in Paris iſt's wie mit den Jugendſünden: keine Erfahrung ſchützt davor. Unter den Erfahrenen in Paris gilt es für ausgemacht, daß ein deutſches Journal dort nicht beſtehen kann, und doch wird immer wieder von Neuem der koſtſpielige Verſuch gemacht. Die Franzoſen ſind eine viel zu abgeſchloſſene Nationalität, als daß ſie ein irgendwie förderndes Intereſſe daran nehmen ſollten, und die allerdings in Paris zahlreichen Deutſchen leſen über Deutſchland deutſche, über Frankreich franzöſiſche Journale in ſolcher Fülle, daß nur erſtaunliche Talente und Umſtände ſie veranlaſſen könnten, einem Pariſer deutſchen Journale beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Wäre in Paris ein Leben möglich für ſolch ein Organ, ſo hätte gewiß Savoie die „Allemagne" durchgeſetzt. Mit hinreichenden Mitteln, mit großen Opfern, mit genauer Kenntniß des Terrains, mit geſchickter Auswahl des Stoffes, unter ſyſtematiſch geleiteter Unterſtützung von Seiten der großen Pariſer Tagespreſſe und zahlreicher deutſcher Notabilitäten betrieb Savoie 1838 und 1839 dies lobenswerthe Unternehmen, und ſelbſt dies Unternehmen konnte nicht Wurzel ſchlagen — wie lange kann ein „Stern" aus niedrigern Luftſchichten Schimmer erhalten?

Auch in Leipzig hat wieder ein neues Journal-Unternehmen begonnen, die bei Weber erſcheinende „Illuſtrirte Zeitung." Es iſt ſehr groß und ſehr koſtſpielig, und bedarf einer außerordentlichen Abonnentenzahl, um gedeckt zu ſein. Jede Woche bringt eine Nummer von 48 Folioſpalten mit 20 bis 30 Holzſchnitten. Sind die größeren Holzſchnitte auch großentheils der engliſchen und der franzöſiſchen „Illuſtration" entnommen, ſo ſind doch auch dieſe nicht ohne Koſten zu haben, und für deutſche Intereſſen, welchen in dieſer erſten Nummer die Bilder der Madame Schröder-Devrient, Emil Devrient's, Tichatſchek's, O. L. B. Wolff's unter dem Namen „Plinius des Jüngſten" und des Schauſpielhauſes in Dresden gewidmet ſind, müſſen Originale geſchnitten werden, die in ſo guter Ausführung, wie ſie hier geboten iſt, ſehr theuer zu ſtehen kommen. Das Blatt koſtet 6 Thaler 16 Groſchen, und auf den erſten Anblick hin möchte ihm nicht leicht ein Horoſkop auf günſtige Dauer zu ſtellen ſein. Der Gedankengang liegt gar zu nahe, daß es eine Auffriſchung der abgenutzten Pfennig-Magazine ſei, daß wir der engliſchen und franzöſiſchen Bilder wegen mit fremden, unſerm Intereſſe abliegenden Gegenſtänden überſchwemmt werden müſſen, daß Politik in raiſonnirender Weiſe, die jetzt ſo populär, darin keine Stelle finden kann, und daß die große Maſſe von Text einem mit Lecture überladenen Publikum ſchwerlich genehm ſein werde. Trotz alle dem liegt meines Erachtens ein gewiſſes Etwas in ſolchem Unternehmen, ein Etwas, welches obigen abſprechenden Kalkul ganz zu Schanden machen kann. Was wäre dies? Es iſt ſchwer zu benennen. Zunächſt iſt es die Vereinigung vieler Dinge und das Moment der Belehrung. Dies ſind zwei Eigenſchaften, deren Wirkung kein Menſch vorherſagen kann. Das Ganze iſt jedenfalls in ſeiner Erſcheinungsform als Zeitung trotz der Pfennig-Magazine ein neues Genre, welches durch Fülle und Vollſtändigkeit Macht ausüben und in einer der Belehrung ſo nachtrachtenden Zeit leichtlich breiten Boden gewinnen kann. Wenn es durch Wochenberichte ſeinen Zeitungs-Charakter ſchärfer ausprägen kann, und mit Eifer gediegene, allgemein zugängliche, d. h. verſtändliche Artikel beſchafft, ſo

iſt meines Erachtens ein großer Erfolg dafür gar wohl möglich. Aber freilich müſſen all' dieſe Vorbedingungen eines günſtigen Erfolges ſehr vollſtändig und glücklich erfüllt werden, denn das Enſemble iſt hierbei wie bei einem Theaterſtücke die Hauptſache.

Paris, im Juni. Alles iſt in Verzweiflung und Erkältung: es giebt keinen Sommer und die Mode wird nicht reſpektirt. Dazu Graf Caſtellane, der ſeinen Punſch und ſein Eis, welches er Jahre lang dem dramatiſchen Dilettantismus geſpendet hat, nun ernten will, und allen Ernſtes eine Akademie für Frauen, eine Blauſtrumpf-Akademie, errichten will. Zahl vierzig, Eintritt durch Wahl, Baſta! — George Sand iſt nicht, wie alle Zeitungen ſagen, nach Konſtantinopel, ſondern bloß auf ihr Landgut nach dem Berry gegangen. — Rubini ſoll dem Kaiſer von Rußland eine italieniſche Oper errichten; die italieniſche Oper wird entſchieden wieder Mode in Europa, ſie gehört zum Rokoko. Vielleicht auch zum kirchlichen Sinn? Apropos! Jetzt graſſiren die ländlichen Feſte um Paris, Idylle, die ihre Vorzüge haben. In Nanterre zum Beiſpiele wird das tugendhafteſte Mädchen von der Ortsbehörde gekrönt. Fräulein Giraud, erſt 17 Jahr alt, war die Erwählte, und nicht erwählt wegen paſſiver Tugend, die bei ſiebzehn Jahren doch wohl noch keine Roſenkrone verdient, nein wegen aktiver Tugend, ſie erhält durch ihrer Hände Arbeit einen Theil ihrer Familie. Aber — ſo iſt unſre Zeit! — der Pfarrer thut Einſpruch, weil ſie nicht fleißig genug in die Kirche komme. Kampf und Streit, und die Ortsbehörde krönt Fräulein Giraud ohne den Geiſtlichen! Schlimme Zeit!

Moden.

Jedermann, alle Kaſten, alle Klaſſen ſeufzen über die trübe, kalte, ungleiche Witterung. Wo alle Welt klagt, darf es die Modewelt doch auch thun. Und ſie hat alles Recht dazu, denn die Veränderlichkeit der Temperatur verhindert das Feſtſtellen der Sommermoden. Die ſeidnen Kleider müſſen immer wieder aushelfen und hergeſtellt werden. Um nur nicht gar winterlich zu erſcheinen, wählt man die mehrfarbigen Stoffe in hellen Schattirungen, die bei jeder Bewegung, jedem Lichtſchein einen ſo reichen, immer ſich ändernden Abglanz geben. Käferbraun und grün auf den Wiederſchein iſt ſehr beliebt. Wenn auch nicht weniger elegant, aber weit einfacher, als die Wintertoiletten, werden die für den Sommer ausgewählt. Es liegt deren höchſter Reiz in der geſchmackvollen Zuſammenſtellung der einzelnen Theile. Hut, Kleid und Gürtel, Mantelet und Sonnenſchirm muß in Farbe und Form harmoniren. Und doch iſt man weniger als je an Gleichförmigkeit der Toiletten gebunden. Es iſt geſtattet, einen Anzug aus mehrern Zeitaltern, aber mit Geſchmack zuſammengeſetzt zu tragen, man hat das Recht, des Tages mit mehrern Epochen zu wechſeln. Dreißig Anzüge geben dreißig Verſchiedenheiten, man wählt aus, was zuſammen paßt. Roher Batiſt und Mouſſeline, auch ganz feiner roher Köper, oder auch weißgrundig mit feinen blauen oder poneau Streifen, werden viel zu Negligée und Hausanzügen genommen. Auch oſtindiſchen Nanquin und engliſche Leinwand. Zur Toilette iſt gedruckter und geſtickter Tarlatane ein ſehr vorgezogener Stoff, da er ſich ſo leicht drappirt. Er wird entweder in mehrfachen Röcken getragen, oder mit Rüchen beſetzt. Bei den mehrfachen Röcken iſt der dritte, oberſte, mehrentheils offen und mit Rüche, vorn herunter und rund herum beſetzt. Am glatten oder faltigen Leib läuft oben herum eine Berthe, auch mit Rüche. Barège behauptet aber auch ſein Recht und wird beſonders einfarbig beliebt, wo man ihn

dann mit Tafftband in gleicher Schattirung ausputzt. Zu Kleidern und Mantelets trägt man Organdy und Tarlatane hauptſächlich geſtickt und dann bunt gefüttert. Durchaus bunt oder weiß mit Mouſchen oder eng geſtreuten Blümchen, oder in denſelben farbigen Stoffen mit weiß geſtickt. Sehr zweckmäßig für die jetzige Temperatur iſt die Erfindung der Überwürfe und Paletots. Von letztern war einer ſehr gut kleidend von italieniſchem Tafft in lila, die Taille war knapp, nur unten im Rücken einige Falten, vorn offen, mit Klappen und viereckigem kleinen Stehkragen, weite, offen herunter hängende Ärmel, dieſe ſowohl wie den vorn abgerundeten kurzen offnen Rock mit ſchwarzen Spitzen beſetzt. Die Taille mit einem ſchwarzſeidnen Gürtel gehalten. Auch hat man ſie mit Schrägen oder durchbrochener Poſamentierarbeit beſetzt. Noch leichter und vielleicht geputzter ſind die von Mouſſeline mit gelbem oder lila Tafft gefüttert und mit weißen Spitzen beſetzt. Sie haben ſehr weite Halbärmel und werden in der Taille mit einem dem Futter gleichfarbigen Band zuſammengehalten. Ein Kleid von italieniſchem Tafft, von hellgrün, dunkelblau und orange changirt und gegittert, ſtand ſehr vortheilhaft durch ſeinen Schnitt. Der Leib war vorn geſchnürt, ganz breit oben, und nach dem Gürtel ſpitz zulaufend, darunter ließ ſich ein Chemiſette in Fältchen gelegt ſehen, was am Hals mit einer Spitze garnirt war. Die Ärmel waren auf dieſelbe Art geſchnürt, darunter Mouſſelinärmel mit Spitzenmanſchetten. Den Ausſchnitt ſchloß eine ſtarke Schnur. Runde Schneppen werden ebenſoviel wie Gürtel mit langen Enden getragen. Die Falbeln werden viel mit Frangen und Spitzchen beſetzt, die ſeidnen ausgeſchlagen, die leichten ausgebogt. Bei ſehr breiten Beſetzungen darf der Rock etwas enger ſein. Die leichten Beſetzungen putzt man gern mit Bandröschen aus. Im Durchſchnitt ſind die Hüte etwas größer. Zum Morgen trägt man welche von buntgeflochtenem Stroh, auch wohl mit Köpfen von Tafft, vorn am Schirm, der gefüttert iſt, eine Rüche und im innern Schirm eine kleinere dergl., Alles in derſelben Farbe und einen Schleier, der dazu ſtimmt. Dazu einen kleinen Mantel von wollnem Zeug mit großen bunten ſchottiſchen Gittern. Sehr reizend ſind feine Spitzenhüte, die nur wie ein leichter Nebel ein hübſches Geſicht umſchatten. Die Unterhäubchen von Spitzen mit Flor- oder Tafftband haben oben einen glatten Spitzenſtreif und werden an den Seiten nur mit Band garnirt. Die runden Häubchen, à la paysanne, ſtehen reizend, beſonders wenn ſie mit dunkelm Band, blau oder ſchattirtem kirſchroth garnirt ſind, auch wendet man Blumen und Guirlanden dazu an. Die Taſchentücher beſetzt man jetzt weniger mit Spitzen, es wird vorgezogen, Stickereien zwiſchen Stuſen und Säumen anzubringen. Die Sonnenſchirme à la Douairière werden mit vieler Pracht ausgeſtattet. Der Stiel von Elfenbein iſt ſehr künſtlich gedreht und ausgearbeitet, der Knopf, von ciſelirtem Gold oder Silber, trägt das Wappen der Beſitzerin, oder irgend einen Buchſtaben, manchmal iſt aber auch ein geſchnittener Stein eingelegt. Sehr hübſche Armbänder von Haaren ſieht man, woran 3 Platten von ciſelirtem Gold die breitgeflochtenen, oder mehrfachen ſchmalen Treſſen ſchließen und man alſo Haare von mehrern Perſonen in einem Band tragen kann. Brochen von geſchnittener Lava werden zu Befeſtigung des Mantelet oder der Echarpe viel angebracht.

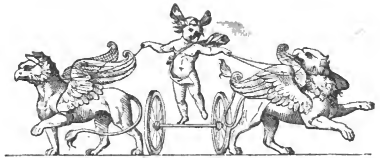
C.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 61. Hüte, Hauben, Friſuren.

No. 62. Pariſer Moden. (Damenmoden: Geſtreiftes Organdykleid. Weißer Hut mit gelb ausgeputzt. — Hohes blaues Kleid, vorn offen, mit Schnuren gehalten. Gelber Hut.) Kind. Malvenbeauner Schlafrock, weißer Pantalon, Stiefeletten.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

12. Juli **№. 28.** 1843.

Ueberſicht: Das Hausglück, von Anaſtaſius Grün. — Die Emanzipation der Domeſtiken (Fortſetzung). — Immermann gegen die Berliner Antigone. — Herzog Karl von Braunſchweig und die engliſchen Gerichtsſcenen. — Nachrichten. — Modebericht.

Das Hausglück.

Der Koboldbauer, das iſt mir ein Mann!
Sein Boden voll Korn, ſein Keller voll Wein,
Das Holz ſchön aufgeklaftert im Tann,
Die Rößlein geſtriegelt, das Haus ſo rein,
Die Winterſaat ſchon längſt beſtellt,
Die Andern ſchneiden die Frucht noch im Feld;
Und hat nur einen Knecht allein!
Das muß ein ſondres Hausglück ſein!

Der Knecht ſpeiſt Mittags mit der Katz'
Ein Schüßlein Milch, genug für den Zwerg!
Er liegt ohne Federbett und Matratz'
Im Scheuerneck, wie ein Klumpen Werg;
Ein Handſchuhbaum iſt ſein ſpitzer Hut,
Des Bauern Socken ſein Mantel gut;
O möcht' er nur kein Kobold ſein!
Doch nennt ihn ſein Herr: Du Hausglück mein.

Der Bauer einſt verreiſen wollt',
Hui, Mantel und Hut bringt der Kleine friſch!
„Zum Imbiß ein Hühnchen, dem wär' ich hold"
Da ſtand es gebraten auch ſchon am Tiſch!
„Geh, hol' auf der Weide den Schecken mir"
Da ſtampft vorm Thor geſattelt das Thier!
„So lebe wohl denn und hüte fein
Mir Hof und Weib, du Hausglück mein!"

Der Bauer war aus dem Hauſe kaum,
Da ſchleicht das verliebte Pfäfflein ringsum;
Der Knecht ſtreut Erbſen im Stiegenraum
Und dreht am Zimmer den Schlüſſel um,
Das Pfäfflein glitſcht aus und fällt auf's Geſicht,
Das Weiblein Schloß und Riegel faſt bricht,
Sie drinnen, er draußen, ein Schelten und Schrein:
O möcht' im Pfefferland Hausglück ſein!

Der Kleine kichert, — doch nur für itzt!
Denn Weiberluſt und Pfaffenliſt
Macht, daß zuletzt ſelbſt ein Kobold ſchwitzt,
Ob er ſo rührig und pfiffig auch iſt. —
Der Hausherr kam, fand alles auf's Beſt',
Der Kleine ganz matt ſich vernehmen läßt:
„Gen Weibſen und Pfäfflein im Verein
Mag fürder der Teufel dein Hausglück ſein!"

Zum Bauer ſchlau der Pfarrherr ſpricht:
„Thu' von dir den ſchnöden Knecht, mein Sohn!
Er iſt nicht getauft, wird ſelig nicht,
Sein Müh'n bringt nimmer dir Segenslohn:
Die eigne Hand ſei fortan dein Glück!"
Der Bauer aber entgegnet zurück:
„Wenn ſelber er von mir geht, mag's ſein!
Nicht mag ich verbannen das Hausglück mein."

Der Bauer füllt dem Kleinen nicht
Die Schüſſel wie ſonſt; doch hat's nicht noth:
Der kichert und zieht ein Schelmengeſicht,
Er melkt ja die Kuh und bäckt ja das Brot!
Der Bauer grüßt neckend: „Gelobt ſei der Chriſt!"
Da ſagt es nicht Amen, aber es nieſt;
Er taucht im Weihbronn den Zappelnden ein,
Doch kann er nicht los das Hausglück ſein!

Da denkt der Bauer: ich hab's! und faßt
Am Küchenherd den glimmenden Span,
Die Scheuer, darin ſein Knecht ſchon zur Raſt,
An allen vier Ecken zündet er an;
Doch was darin an Getreid' und Stroh
Auf vollem Wagen entführt er's froh,
Die Scheuer flammt auf in grellem Schein:
„Nun werd' ich doch los mein Hausglück ſein!"

Und wie er ſo fährt feldein fürbaß,
Da hört er, wie's hinter ihm ſpricht und lacht:
„O Bauerndank, o Bauernſpaß!
Juſt Zeit war's, daß wir uns fortgemacht!"

Er ſieht ſich um: gemächlich und breit
Sitzt nickend der Kleine auf dem Getreid'.
O Bäuerlein, o Bäuerlein
Du kannſt nicht los dein Hausglück ſein!

Anaſtaſius Grün.

Die Emanzipation der Domeſtiken.

(Fortſetzung.)

Nach Tiſche hatte ſich die Familie wieder in dem gemüthlichen Zimmer zuſammen gefunden, in dem wir ſie ſchon einigemal getroffen. Auch der Doktor und der Geiſtliche weilten noch unter dem gaſtlichen Dache. Beide litten mit unter dem, was unausgeſprochen aus den Seelen der beiden Gräfinnen in die ihren hinüberzitterte. Die beiden Fremden hingegen ſchienen ſich immer beſſer zu behagen. Während der Blick des Angeſehenern öfter unbemerkt mit brennendem Ausdruck auf den Zügen der jungen Gräfin weilte, ſchien das ſtechende Auge des Andern das ausgeſuchte Meublement des Zimmers zu muſtern oder haftete mit einer Art Gier auf einer eleganten, wohlverſchloſſenen Caſſette.

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt eines Domeſtiken unterbrochen. Ein Polizeioffiziant aus dem S***ſchen, dem Nachbarlande, ſei im Vorzimmer und verlange angelegentlichſt den Herrn Oberpolizeidirektor, der, wie er ganz gewiß wiſſe, auf dem Schloſſe ſich befinde, zu ſprechen. Ein Schreiben, das Jener ihm zur ſchleunigern Beſtellung übergeben, hielt der Lakai in der Hand, ungewiß, ob und an welchen der beiden Fremden er es zu übergeben habe. Verwunderung, mancherlei Erwartung, mehr oder weniger Befürchtungen ähnelnd, ſpannte alle Blicke auf den feingebildeten Fremden, der, nachdem er den Brief mit aller Würde ſeines nun bekannten Charakters angenommen, ſich mit gefälligem Anſtand zur Gräfin wandte, ſein anfängliches Incognito, ſo wie das Vorgeben, das ihn zu ihrem Gaſte gemacht, damit zu entſchuldigen, daß er die Urſache ſeines Hierſeins verſchweigen wollen, um bei der gütigen Wirthin nicht unnöthiger Weiſe die Befürchtungen zu erregen, die ein ſolcher Beſuch zu ſolcher Zeit erregen mußte.

Zugleich ſtellte er ſeinen Begleiter als den Polizeirath Morand vor und bat um die Vergünſtigung, den Brief in ihrer Gegenwart erbrechen zu dürfen. Die Gräfin entgegnete in der wahrhaft adeligen Weiſe, die ihr ſo natürlich war; in dem Benehmen des Vorgeſtellten hingegen zeigte ſich all' die Unbeholfenheit und die verlegene Anmaßung, die Menſchen von gemeiner Herkunft, die dieſe verbergen wollen, Vornehmen gegenüber eigen iſt.

Der Oberpolizeidirektor war indeß zu den Lichtern auf dem Credenztiſche getreten und hatte den Brief erbrochen. In ängſtlichen Lagen beziehen wir

das ſtumme Schrecken oder den Ausdruck des Mitleides auf andern Geſichtern gern auf dieſe unſre Lage ſelbſt und fürchten in jeder Anrede eine Ankündigung neuen Schreckens oder Schmerzes. So kam es, daß die unverkennbare Gewalt, die der Polizeidirektor anwenden zu müſſen ſchien, den Eindruck des Geleſenen zu verbergen, in den Gräfinnen und in den ihnen ſo ergebenen Freunden des Hauſes alle Befürchtungen wieder aufregte, die nur kaum beſchwichtigt ſchienen.

Der Oberpolizeidirektor wog den geleſenen Brief einen Augenblick allgemeiner Spannung in der Hand, dann trat er langſam auf die Gräfin zu. Er hatte das Anſehen eines Mannes, der eine Pflicht ausüben muß, die ihn ſchmerzt, und darum das Unabwendbare ſo ſehr zu mildern ſuchen wird, als er irgend kann. Gnädigſte Gräfin, ſagte er, bei meiner Ankunft und dem gaſtfreundlichen Empfange auf dieſem Schloſſe ahnte ich nicht, daß das Schickſal mich zu einem Werkzeuge der Kränkung für Perſonen machen würde, die ich ſo innig verehre. Wenn ich nicht hoffen, ja nach Ihrer wahrhaft adelichen Denkungsweiſe vorausſetzen dürfte, daß Sie den Beamten nicht den Menſchen entgelten laſſen werden, würde ich mich unglücklich fühlen müſſen. — Man hat, erſt ſeit meiner Abreiſe von S***, entdeckt, daß die Böſewichter, durch welche dieſe Gegend verrufen iſt, mit mehren Grundbeſitzern in Verbindung ſtehen, ſei es, daß dieſe ein verſprochener Gewinn, ſei es, daß Furcht ſie dazu willig gemacht hat. Unter dieſen Namen, auf welche zwei in S*** gefangene Mitglieder jener Bande ausgeſagt haben, befindet ſich — nehmen Sie erſt die Verſicherung des Menſchen von mir, wie weit ich entfernt bin, einer ſolchen Schändlichkeit Glauben beizumeſſen, der ich ſie als Beamter nicht verſagen darf, ehe das Gegentheil bewieſen iſt — unter dieſen befindet ſich auch — der Ihre.

Die Gräfin erglühte vor Unwillen; ſie erhob ſich in ihrer ganzen Würde. Mein Herr, ſagte ſie, ich kann nicht glauben, daß eine ſolche Ausſage ſolcher Menſchen gegen ein Haus, das noch unvergeſſene Verdienſte einſt in die Nähe des Herrſchers gehoben und eben ſolche bis jetzt in dieſer Nähe gehalten, nicht mit der Verachtung zurückgewieſen ſein ſollte, die ſie verdient.

Der Oberpolizeidirektor zuckte die Achſeln. Es iſt nicht dieſe Ausſage allein. Auch in der räthſelhaften Anweſenheit des Fremden unter falſchem Namen, in dem dem Legationsrath Werning geraubten Portefeuille, das, wie bekannt, dieſer bei ſich führt, hat man Verdachtgründe gefunden. Daß ſich Alles zu Ihrer glänzenden Rechtfertigung ausweiſen wird, zweifle ich nicht im Mindeſten; ſo lange aber, bis dies geſchehen, kann ich nicht mehr thun, als dem Befehl, der auf Hausſuchung und Verſicherung der Perſonen, namentlich der jenes verdächtigen Fremden lautet und dem ich gehorchen muß, den ſchonendſten Verſtand unterzulegen.

Nicht Ihre Schonung iſt's, die ich verlange, Herr Oberpolizeidirektor, ſagte die Gräfin mit Stolz. Verſäumen Sie kein Jota von dem, was Ihnen

obliegt. Weder Ihre Schonung, noch irgend Schonung. Aber ſein Sie Zeuge, daß ich gegen ſolches Verfahren proteſtire und mich auf den Fürſten berufe, deſſen eigene Ehre in der meines Hauſes gekränkt wird. Und nun erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe, wenn Sie der Kränkung der Ehre meines Hauſes nicht die Kränkung meiner Perſon hinzufügen wollen.

Die Gräfin verließ würdevollen Schrittes das Zimmer. Die Tochter wollte ihr folgen; der Oberpolizeidirektor aber hielt ſie zurück, indem er ihre Hand ergriff, die er ehrerbietig an ſeine Lippen führte. Ohne jene fahren zu laſſen, ſah er ſie mit einem Blicke an, in dem ſo viel Schmerz ſich zeigte, als Ehrerbietung. Verkennen auch Sie mich? ſagte er mit leiſer Stimme, in der ſchmerzliche Angſt zu beben ſchien. Soll ich mich nicht unglücklich fühlen, ſo ſagen Sie mir, daß Sie die Meinung Ihrer würdigen Mutter, die Sie nicht mehr verehren können, als ich, nicht theilen, daß Sie mich nicht verkennen.

Auf Ihrer Seite, mein Herr, ſagte Florentine verwundert, ſcheint das Verkennen zu ſein. Weder das Benehmen meiner Mutter noch meines kann Ihnen Urſache gegeben haben, zu glauben, daß Ihre Privatmeinung der Gegenſtand unſrer Wißbegierde ſein könne.

Ehe der Oberpolizeidirektor die beweglichen Worte fand, deren Inhalt der Ausdruck ſeiner Züge beredter vorher ausſprach, neigte ſich Florentine und folgte der Mutter.

Der Oberpolizeidirektor ſprach erſt leiſe mit dem unterdeß eingetretenen Commiſſair, dann wandte er ſich zu dem Rath, in deſſen Geſicht ihm ein ironiſcher Zug begegnete, und ſagte: Genügen Sie Ihrer Pflicht. Laſſen Sie ſich die Schlüſſel übergeben und ſchicken mir die Domeſtiken des Schloſſes, die ich ausſenden will, die Polizeimannſchaft aus der Umgegend hierher zu verſammeln, da es nach den Nachrichten, die ich eben erhalte, mehr als wahrſcheinlich iſt, daß wir einem Einbruch, vielleicht einem förmlichen Angriff dieſe Nacht zu begegnen haben. Dieſe Nachricht widerſpricht, was mir große Hoffnung giebt, der Ausſage der Gefangenen. Bevor wir aber wiſſen, welcher die Wahrheit für ſich hat, erſcheint es nothwendig, Maßregeln für beide Fälle zu treffen.

Der Rath ging und der Oberpolizeidirektor näherte ſich einem geöffneten Pulte. Meine Herren, ſagte er zu den Hausfreunden, die, entſchloſſen, dieſe Nacht hier zu bleiben, der verehrten Familie, nachdem ſich die Sachen geſtalten würden, zum Dienſte oder Troſte bereit, nur über das zunächſt Rathſame unſchlüſſig waren; die Noth, das eigene Intereſſe Ihrer Erlaucht berechtigt mich, mich ohne den Zeitverluſt von Bitte und Frage dieſes Papiers, ſo wie der Domeſtiken zu bedienen. Zugleich muß ich Sie erſuchen, bis auf Weiteres dieſes Zimmer nicht zu verlaſſen. Dieſes, noch vor wenigen Augenblicken der gemüthliche Zeuge häuslichen Stilllebens wurde zum Büreau. Die Domeſtiken, auch den Küchenjungen nicht ausgenommen, wurden mit Befeh-

len und Requiſitionen nach den nah gelegenen Orten verſandt. Aber ein Wink, ein heimlich zugeflüſtertes Wort des Haushofmeiſters war genug, ſie zu bedeuten, wie weit ſie dem Befehle nachkommen dürften. Nachdem der letzte Bote aus dem Thore ſein konnte, forderte der Direktor den Haushofmeiſter auf, ihm die Zimmer des Schloſſes zu öffnen. Der Rath aber zog, was den Hausfreunden ſeltſam vorkam, einen Bund Dietriche aus der Taſche und begann in höchſteigener Perſon die Durchſuchung der verſchloſſenen Meubles.

Der Haushofmeiſter führte unterdeß den Oberpolizeidirektor und den Commiſſair, der dieſem folgte, durch einen langen Corridor, an deſſen Ende er ſtehen blieb. Hier, ſagte er, ſich gravitätiſch verneigend, erblicken Dero Geſtrengen die Thüren der drei Zimmer, die auf S***ſches Territorium in Form eines Pavillons hinausgebaut ſind. Das mittlere beherbergt zur Zeit einen Fremden, der die junge Erlaucht aus Räuberhand gerettet, dabei aber von Hochderſelben unvorſätzlich verwundet und nachdem hierher gebracht worden. Befehlen Sie vielleicht hier herein?

Öffnen Sie erſt die andern, ſagte der Oberpolizeidirektor. Der Haushofmeiſter gehorchte. Beiden Zimmern war es anzuſehen, daß ſie in längerer Zeit weder bewohnt, noch ſonſt in Anſpruch genommen waren. Nur etwas zog im zweiten das Auge der Beamten auf ſich. Es war ein Koffer, ſtark mit Eiſen beſchlagen und mit mehren Schlöſſern verſehen. Der Polizeidirektor befahl dem Haushofmeiſter, ihn zu öffnen. Die Entſchuldigung des Haushofmeiſters, daß er weder je einen Schlüſſel dazu in Händen gehabt, noch einen geſehen, ſchien den Argwohn des Beamten zu wecken. Auf ein Zeichen von ihm brachte der Commiſſair einen Bund Dietriche aus der Taſche und zeigte ſich mit dem Gebrauch dieſer Werkzeuge ſo vertraut, als nur ein Schloſſer ſein kann. Dennoch ſchien ſeine Kunſt der Einrichtung der Schlöſſer nicht gewachſen. Mit einem halblauten Fluche warf er die Dietriche neben den Koffer und brachte aus einer, wie es ſchien, dazu eingerichteten Taſche ein anſehnliches Brecheiſen zum Vorſchein. Damit gelang es beſſer als vorher mit den Dietrichen. Ein, zwei Rucke und der Deckel war abgeſprengt und mit gieriger Hand fuhr der Commiſſair in den Bauch des Koffers, zog und brachte ein langes, faltiges Weſen an's Licht.

In demſelben Augenblicke trat der Rath mit einem Fremden von ſeltſamem Anſehen herein, der Kleidung nach halb Polizeioffizіant, halb Landſtreicher. Der Oberpolizeidirektor ſchien einen Augenblick überraſcht, dann trat er dem Fremden fragend näher und war bald in ein Geſpräch mit ihm verwickelt, das eben ſo intereſſant zu ſein ſchien, als es leiſe geführt wurde.

Selbſt auf den Commiſſair ſchien die Ankunft des Mannes einen ſpannenden Eindruck zu machen, denn die Augen forſchend jenem zugewandt, ließ er das nun ſich als eine alte Robe ausweiſende Weſen aus der Hand fallen

ohne ein Wort des Ärgers über die getäuſchte Erwartung und blieb unbeweglich in dieſer Stellung, bis der Oberpolizeidirektor ihm mit dem Tone eines Mannes, der Eile hat, zurief: Schnell anſpannen laſſen. Sie, fuhr er, zu dem Rath gewandt, fort, werden die Unterſuchung fortſetzen, indeß ich zu den Gräfinnen gehen werde, die baldmöglichſt das Schloß verlaſſen müſſen, wollen ſie ſich nicht dem Ärgſten ausſetzen. Die ganze Bande jener Böſewichte hat es auf das Schloß abgeſehen. Es iſt nichts weniger im Werke, als die junge Gräfin zu rauben, deren Schönheit die Begierden ihres Anführers gereizt hat. Noch ſitzt der ganze Haufe eine Achtelmeile von hier in dem Hauſe eines Hehlers. Eine Viertelſtunde Verzug und das Gräßlichſte iſt nicht mehr zu hindern.

Der Oberpolizeidirektor eilte mit dem Boten zu den Gräfinnen, der Rath und der Commiſſair an die Ausführung ſeiner Befehle. Der Haushofmeiſter aber ſchritt, das Chaos einer werdenden Welt im Haupte, ſtill wie ein Geiſt dem alten Rüſtſaale zu, wo ihn ſeine Untergebenen, die der Oberpolizeidirektor längſt außerhalb des Schloſſes wähnte, ſeinem Winke und einigen vorhin dem Jäger zugeflüſterten Worten zufolge, mit Sehnſucht erwarteten.

An der verſchloſſenen Eiſenthüre blieb er ſtehen und flüſterte durch das Schlüſſelloch: „die Emanzipation der Domeſtiken", und ſofort öffnete ſich die gewaltige, die der Jäger nach dem Eintritte des großen Mannes ſogleich wieder verſchloß.

Eine Lampe ſtand auf der großen Eichentafel, deren Schein nicht durch die verſchloſſenen Fenſterladen drang. Neben ihr rauchte eine Bowle Punſch, die der Koch mit Hülfe des Küchenjungen, geſchickt alle Möglichkeit der Entdeckung umgehend, auf ſeltener betretenem Wege aus der Küche herbeizuſchaffen gewußt hatte. Rings um die Tafel, matt angeflimmert vom Schein der Lampe, ſaßen die dunkeln Geſtalten der Domeſtiken ſchweigend und feierlich, wie einſt die Beiſitzer der heiligen Vehme. Kinder, ſagte der Haushofmeiſter feierlich, die Stunde iſt gekommen, die zeigen muß, ob unſer Bund der Auswuchs puerilen Übermuthes iſt oder das wohlüberlegte Werk willensſtarker Männer, die nicht ſtehen bleiben auf dem Wege vom großen Entſchluß zur großen That. Man erwartet einen Einbruch der Räuber, die Gräfin wird entfliehen wollen, ſie darf nicht, deutlich ſagt mir's der rechte Verſtand. Bald muß der Polizeidirektor unſerer Provinz anlangen, bis dahin gilt's, dem, was kommen kann, muthig die Stirne zu bieten. Bedarf es, wie ich weiß, daß es nicht der Fall iſt, einer Aufmunterung, ſo denkt, daß es der rechte Verſtand war, der die Hülfe vorbereitete, die wir jeden Augenblick erwarten können, und ſeid überzeugt, daß dieſer rechte Verſtand, deſſen Mahnung unter uns vor Allem jener große Menſch empfand, das, was er ſo weiſe vorzubereiten wußte, auch zu einem rühmlichen Ende führen wird.

Den Jäger, auf den der Haushofmeiſter während des Schluſſes ſeiner Rede gezeigt, erhob dieſe Anerkennung über alle menſchliche Schwachheit; bei

den Andern vermählte ſich die Wirkung des bereits reichlicher als nöthig genoſſenen Punſches mit dem Trieb der Nacheiferung, eine Ehe, die nur gewaltige Kinder erzeugen konnte.

So mußte der ritterliche Geiſt, der einſt in dieſen Räumen gehauſt, in ſeiner ganzen Macht über die ſo vorbereitete Verſammlung kommen, als der Haushofmeiſter, indem er einen nahehängenden Bruſtharniſch herabnahm und anſchnallte, das Signal zur allgemeinen Bewaffnung gab. Bald waren die Ritter der Emanzipation der Domeſtiken wunderlich genug herausgeputzt, aber keiner war, der ſich nicht trotz einem der Helden gefühlt hätte, deren ſie ſich aus Ritterromanen, die ſie fleißig geleſen hatten, eh' der Haushofmeiſter die Emanzipationsſchriften in die Mode gebracht, entſannen; und es trug nicht wenig zur allgemeinen Begeiſterung bei, daß ſie nun dieſe beiden großen Richtungen in Einer Thätigkeit vereinen ſollten.

Der Jäger ſtützte ſich auf ein ungeheures roſtiges Schwert, ſtarrte vor ſich hin und ſprach mit dumpfen Tönen: Es war eine wilde Nacht, die Fahnen der Unkenburg klirrten um ihre Spindeln, das Käuzchen ächzte vom bemooſten Wartthum, die Rüden heulten, Blitze zuckten durch das blutige Gewölk, Donner krachten, mit heiſchern Klängen ſchlug die Burguhr Mitternacht, — da ſchwebte der Geiſt Erichs von Hoheneichen —

Halt Er das Maul, Jäger, ſagte der Koch, Er wird uns Allen graulich machen. Der Dummkopf von Küchenjungen zittert ſchon wie Espenlaub.

Genug, gebot der Haushofmeiſter. Gott und der rechte Verſtand ſtreiten mit uns. Vorwärts! Schweigend und ohne Geräuſch rückte der ritterliche Zug bis zur Thorhalle, die er beſetzte. Schon war die Reiſechaiſe angeſpannt, der Commiſſair, der eigenhändig dieſen Dienſt beſorgt, auf dem Wege zu melden, daß der Wagen bereit ſei. Auf einen Wink des Haushofmeiſters ſchirrte der Kutſcher die Pferde wieder ab, führte ſie in den Stall, deſſen Thüre er verſchloß und den Schlüſſel dem Haushofmeiſter übergab. Eben ſo ſchnell war die Chaiſe in die Wagenremiſe gezogen und dieſe ebenfalls verſchloſſen. Alles dies war geſchehen, als eilenden Trittes der Oberpolizeidirektor mit den Gräfinnen die breite Haupttreppe herabkam. Verwundert und ängſtlich ſahen die Gräfinnen in dem leeren Hofraume ſich um. Der Oberpolizeidirektor rief unter Flüchen den Commiſſair herbei, der, der Verwundertſte unter allen, mit tauſend Schwüren verſicherte, hier habe erſt noch der Reiſewagen geſtanden, wo eben der Herr Oberpolizeidirektor ſtehe.

So wird doch noch eine Chaiſe und Pferde aufzutreiben ſein, ſagte der Polizeidirektor, jetzt drängt die Zeit, nachher reden wir ein Wort mit einander, Herr Polizeicommiſſair. Damit eilte er ſelbſt nach dem Stalle. Als er die Thüre verſchloſſen und ohne Schlüſſel ſah, warf er dem Polizeicommiſſair einen Blick zu, vor welchem dieſer erbleichte. Brecheiſen her! ſagte er mit vor Wuth halberſtickter Stimme. Zitternd zog es der Commiſſair, ſein Schickſal ahnend, hervor; der Oberpolizeidirektor riß es ihm aus der Hand

und ſchien es zuerſt zur Beſtrafung des Ungehorſams brauchen zu wollen, als eine neue und größere Überraſchung ſeinen Arm ſinken machte, den er kaum zu dem Streiche erhoben hatte. Aus dem Thorwege nämlich trat eine hohe Geſtalt, halb gepanzert, einen Helm mit geſchloſſenem Viſir auf dem Kopfe, einen gewichtigen Morgenſtern in der Hand, eine Erſcheinung, ſo unerwartet und abenteuerlich gegen die Mitternachtſtunde in den unſichern Schein der Thorlaternen hineinſchwankend, daß ſelbſt der Polizeidirektor einen Augenblick aus der Faſſung gebracht ſchien.

Aber die ſeidenen Strümpfe und Schuhe der Geſtalt im grotesken Abſtich mit der ſchweren Rüſtung des obern Leibes nahm ihr beim zweiten Blick alles Schreckende und hätte wohl in anderer Situation eine komiſche Wirkung gethan. Und das ganze Räthſel der Geſtalt war gelöſt, als das geöffnete Viſir die wohlbekannten ſtattlichen Züge des Haushofmeiſters zeigte, der alsbald mit feierlicher Stimme anhob: Herr Oberpolizeidirektor, ſtrafen Sie jenen Geängſteten nicht um eine That, die nicht die ſeine iſt. Streben Sie nicht vergebens gegen eine Macht an, die Ihnen ſo unüberwindlich iſt, als unbekannt. Wenn ich näher davon ſprechen dürfte, Sie würden mich doch nicht verſtehen.

Was ſoll der Narrenkram? fuhr der Oberpolizeidirektor den Redner an, die Schlüſſel ſchaffen Sie — oder —

Der Haushofmeiſter antwortete auf das lakoniſche „oder“ noch lakoniſcher, indem er mit dem Finger nach der Thorhalle zeigte, in der die Geſtalten der Domeſtiken ſich zeigten, deren Menge das Helldunkel verdoppelte.

Des Jägers lange, grotesk geputzte Geſtalt zeigte ſich am deutlichſten. Am Barte erkannte ihn der Oberpolizeidirektor. Er wandte ſich heftig gegen die Gräfin; die Entdeckung, wie ſeine Befehle vollzogen worden, erſtickte faſt ſeine Worte: „Madame, wollen Sie den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit den Räubern nicht zur Gewißheit machen, ſo bringen Sie dieſe Canaille zur Raiſon!“

Gnädigſte Frau, ſagte der Haushofmeiſter mit dem Tone und der Miene ungeheucheltſter Ehrfurcht und Ergebenheit, bei Allem, was heilig iſt, beſchwöre ich Sie, keinen Befehl, der uns zwingen müßte, Sie, ohne helfen zu können, dem Verderben entgegengehen zu ſehn! Droht Ihnen Gefahr, von wem dürfen Sie Hülfe erwarten, wenn nicht von Ihren Domeſtiken, die Sie anbeten und ihr Leben für ein zu kleines Opfer für Ihre Sicherheit anſehen. Spreche ich, wie ihr's Alle meint, Kameraden?

Leib und Leben für unſere gnädigſte Herrſchaft! ſchrie der Koch, indem er den Punſchlöffel, den er noch in der Hand hatte, um den Kopf ſchwang. Leib und Leben für unſere gnädigſte Herrſchaft! ſchrie Punſch und Treue aus dem ganzen Chor.

In dem Augenblick ließ ſich von außen ein durchdringendes Pfeifen vernehmen. Der Oberpolizeidirektor erbleichte. Aus dem Schloſſe kamen in

odemloſer Eile Rath, Commiſſair und Bote, letzterer überdies unter einem gefüllten Mantelſacke keuchend.

Im Namen des Geſetzes, Madame und Mademoiſelle, folgen Sie mir, ſchrie der Oberpolizeidirektor, mit Blitzesſchnelle ein geſpanntes Piſtol voraushaltend. Wer mir und meinen Arreſtanten in den Weg tritt, iſt verloren!

Die Gräfin ſchwankte. Unter der Spannung des Augenblicks verwirrte ſich ihre Beſinnung; halb ohnmächtig lehnte ſie an Florentinen, der die Nothwendigkeit des Handelns alle ihre Kraft wiedergab. Sie fühlte, ſie dürfe das Schloß nicht verlaſſen, ihren Schützling nicht preisgeben. Nur der Mutter Bitte und die Entblößung von allem Schutze hatte ſie vorhin vrrmögen können, dem Oberpolizeidirektor zu folgen. Nun die Treue einer zahlreichen Dienerſchaft die vorher emporgeſchnellte Wagſchale ſinken machte, wurde jenes Gefühl Entſchluß.

Herr Oberpolizeidirektor, ſagte ſie mit feſter Stimme, Sie ſcheinrn zu vergeſſen, daß es nicht S***ſcher Boden iſt, auf dem wir uns befinden.

Der Augenblick drängt; eilen Sie, entgegnete der Oberpolizeidirektor und wollte ihre Hand faſſen. Aber Florentine trat einen Schritt zurück und ſtand in ſolch' entſchloſſenrr Hoheit da, daß Jener an einem Erfolg ſeiner Bemühungen zu zweifeln brgann.

Nochmals und durchdringender klang außen das Pfeifen. Über das Geſicht des Polizeidirektors zuckte es hin, wie ausbrechender Wahnſinn. Aber nur einen Augenblick. Die Erregung machte einer furchtbaren Kälte Platz. Er ſteckte das Piſtol ein, verneigte ſich, indem er nicht ohne Beimiſchung von Hohn lächelnd ſagte: Meine gutgemeinten Maßregeln zu Ihrer Rettung ſind durch Sie ſelbſt vereitelt worden, warum, habe ich zu ſpät erkannt. Ich habe die Ehre, gnädigſte Gräfinnen, Sie unter andern Umſtänden wieder zu ſehen, und folgte ruhigen Schrittes ſeinen Untergebenen, die ſchon vor ihm und haſtiger das Schloß verlaſſen hatten.

Noch nicht lange waren des Grhenden Schritte im Thorweg verhallt und das Thor geſchloſſen, als der Hufſchlag eilender Pferde dem Schloſſe einen neuen Beſuch anzukündigen ſchien.

(Schluß folgt.)

Immermann gegen die Berliner Antigone.

Er hat den Bacchuschor nicht mehr erlebt, Immermann, der geſunde, tüchtige Poet, welcher unſers Drama's kundig war mehr denn Einer, und doch hat er gegen die Antikomanie geſchrieben. Denn ein Dichter iſt ein Prophet. — Soeben erſcheint ein Band „Dramen und Dramaturgiſches von Immermann“, welcher eine Abhandlung über den raſenden Ajax des Sophokles und vier noch ungedruckte Stücke des

uns ſo früh entriſſenen Dichters enthält. Dieſer Band ſchließt ſich an die Sammlung der Immermann'ſchen Schriften, und wir verdanken die Auswahl für denſelben der Witwe des Dichters. Immermann ſelbſt beabſichtigte eine ſolche Auswahl aus älteren Stücken und Aufſätzen, ward aber vor Bewerkſtelligung derſelben vom Tode überraſcht. Am Intereſſanteſten davon iſt uns das letzte Stück „Ghismonda", welches unter dem Titel „die Opfer des Schweigens" vor einigen Jahren in Berlin aufgeführt wurde, und der dramaturgiſche Aufſatz über Ajax und die antike Tragödie überhaupt.

Unſre Oppoſition gegen das Antigone-Spiel, eine Oppoſition, von der ich nicht ein Wort zurücknehmen möchte, hat denn natürlich mancherlei ſchiefe Auslegung gefunden. Mögen die Enthuſiaſten des Fatums beachten, was Immermann über dies erkünſtelte Theater ſagte, ehe noch die Gefahr einer Invaſion mit griechiſcher Oper drohte. Was würde er jetzt ſagen! Folgendes hat er 1825 geſchrieben:

„Man hört in unſern Tagen ſehr viel über den Verfall der dramatiſchen, und insbeſondere auch der tragiſchen Dichtkunſt reden. Dieſe Klage ſetzt voraus, daß wir ſchon eine Bühne in der Vollkommenheit ihrer Entwicklung beſeſſen haben. Man könnte daran zweifeln, und ſagen, daß die fünf reiferen Trauerſpiele Schiller's, welche doch allein allgemeine theatraliſche Wirkung äußern, und dabei zugleich Dichtungen im höhern Sinne des Worts ſind, wohl noch nicht den ganzen Kreis unſres dramatiſchen Vermögens darſtellen möchten, es müßten denn dem letztern ſehr enge Grenzen von der Natur geſteckt worden ſein. So viel iſt indeſſen unzweifelhaft, daß wir jetzt grade nicht in der Gunſt der tragiſchen Muſe ſtehn. Mag man nun annehmen, die beſſere Zeit liege ſchon hinter, oder noch vor uns, ſo bleibt immer derſelbe Punkt, der Unterſuchung würdig, nämlich: was grade jetzt die würdige Geſtaltung der Bühne hindre?

Hier tritt uns nun, als die Dichter vorzüglich hindernd und irrend, das Vorurtheil von unſerm Verhältniſſe zu den Alten entgegen. Man weiß, wie lange die Meinung verbreitet war, alle neuere Kunſt müſſe überhaupt nur die antike wiederholen, ſpäterhin erhob man ſich zu dem kühnen Gegenſatze der antiken und einer ſogenannten romantiſchen Schule, beſtehend neben einander in der gegenwärtigen Zeit. Auf dieſem Punkte hält ſich die äſthetiſche Anſicht noch jetzt. In den neueſten Zeiten haben zwei Dichter, die nicht ohne Einfluß, wenigſtens augenblicklichen, auf die Bühne geblieben ſind, wieder vorzüglich dazu beigetragen, den Wahn von einer ſich an die Alten anſchließenden tragiſchen Kunſt, alſo von einer antikiſirenden Art, hervor zu rufen, Müllner und Grillparzer nämlich.

Wir nannten vorher den Glauben: alte tragiſche Kunſt könne ſich in unſern Zeiten wiederholen, einen Wahn, und ſind bereit, dieſen Ausdruck zu vertheidigen.

Jede Kunſt, mithin auch die tragiſche, iſt, der beſondern Erſcheinung nach, eine hiſtoriſche Erſcheinung, und bedingt in Form und Weſen durch den Charakter des Volks, ſo wie durch die individuellen Umſtände ihrer Entſtehung. Von dieſer Baſis muß ſie ſich ſtufenweiſe erheben, und nur in der Fortſetzung der einmal angegebenen Richtungslinie iſt das Ziel der Vollkommenheit zu ſuchen. Das Beiſpiel des engliſchen und ſpaniſchen Theaters lehrt dieſes unwiderſprechlich. Beide Bühnen ſind originell und national ausgebildet. Wenn man daher von Deutſchland redet, ſo kann nur von einer und zwar der deutſchen Tragödie die Rede ſein. Wir müſſen auch unſre Kunſt bis zu den Anfängen verfolgen, und auf den frühern Leiſtungen die ſpätern folgerecht fortbauen. Wir können zwar die Hemmungen beklagen, welche unſer Trauerſpiel auf dem Wege zu ſeiner freien und ſchönen Entfaltung durch fremde Einflüſſe erlitten hat, allein unmöglich läßt ſich aus den Denkmalen jener Hemmungen eine beſondere Art bilden. Ganz natürlich aber muß das Schwanken zwiſchen

entgegengeſetzten Prinzipien das freie dichteriſche Schaffen ſtören, und uns um eine eigentliche National-Tragödie bringen. Zwiſchen Sophocles und die Anforderungen der Gegenwart geſtellt, verliert der Poet ſich ſelbſt und ein feſtes Ziel aus den Augen, und den Grund unter den Füßen. Er ſucht entweder das Unnachahmliche nachzubilden, oder er flüchtet, unmuthig über das Aufdrängen ungehöriger Dinge, zu einem von der Schönheit eben ſo entfernten, entgegengeſetzten Extreme. Wie ſehr haben hierdurch auch unſre begabteſten Geiſter gelitten! Die Braut von Meſſina iſt das Produkt falſcher Theorien, Tieck wäre, hätte ihn die mit dem Alterthume getriebne Pedanterei nicht in eine zu ausſchweifende Oppoſition geworfen, vielleicht der Vater unſres Luſtſpiels geworden. Ja, es iſt erlaubt, anzudeuten, daß ſelbſt Goethe, wäre er nicht von plötzlicher Ehrfurcht für die Alten überraſcht worden, wäre er ruhig ſeinen Gang durch den Garten deutſcher Art und Kunſt fortgewandelt, ſich noch reicher, wenigſtens grandioſer ausgebildet haben würde. Iphigenia und Taſſo ſind ſchöne Früchte, aber die Jugendblüthen, die aus dem Götz und Fauſt hervorleuchteten, ſchienen doch noch größere zu verſprechen.

Um den Einfluß der falſchen, aus den Werken der alten Kunſt abgezogenen Theorie aufzuheben, iſt unſers Dafürhaltens nichts dienlicher, als eine gründliche und vielſeitige Betrachtung jener Werke ſelbſt. Dieſer ſchließen ſich ihre Eigenthümlichkeiten auf, letztere weiſen wieder auf den Urſprung und Bildungsgang der alten Kunſt hin, und wenn wir dann plötzlich wahrnehmen, daß der ein andrer war, als der Entwicklungsprozeß unſrer Kunſt, ſo können wir nicht mehr an die Anwendbarkeit des Verſchiedenartigen für uns glauben."

Herzog Karl von Braunſchweig und die engliſchen Gerichtsſcenen.

Der Proceß des Herzogs Karl von Braunſchweig *) gegen den Herausgeber des Journals Satiriſt iſt einen Schritt weiter vorgerückt und der Proceß des Herausgebers gegen den Herzog iſt beendet. Das Bürgſchaftsgericht hatte dem Herzog die Anſtellung einer Verläumdungsklage erlaubt und der Herausgeber gegen dieſe Entſcheidung an den Gerichtshof der Queensbench appellirt. Zur Begründung des Einſpruchs ſuchte der Anwalt des Herausgebers die Äußerungen des Satiriſt über den Herzog zu rechtfertigen und ſeinen Clienten als durch Auspfeifen vom Herzog verletzt darzuſtellen. Dabei hielt er eine ſo bittere Rede über die Abgeſchiedenheit, in welcher der Herzog zu London lebe, daß dieſer, der perſönlich zugegen war und neben ſeinem Anwalt ſaß, den Advocat wiederholt unterbrach und apoſtrophirte, bis am Ende Lord Denman, als Präſident der Queensbench, „die Perſonage da" aus dem Gerichtsſaal entfernen zu laſſen androhte, wenn ſie ſich wieder erlaube, die Verhandlungen zu ſtören. Der Sachwalter des Herzogs räumte zwar ein, daß dieſer bei Hofe nicht zu erſcheinen pflege, als Grund bezeichnete er aber, der Herzog wolle als Souverain empfangen werden, obwohl er einſtweilen, „um den Frieden Europas nicht zu gefährden", die Geltendmachung ſeiner Rechte ausſetze. Lord Denman entſchied, das Auspfeifen des Herausgebers habe mit der Verläumdung des Herzogs nichts gemein; ob dieſe ſtrafbar ſei, eigne ſich zur Entſcheidung durch eine Jury; für jenes ſtehe dem Verletzten eine Entſchädigungsklage zu. Demgemäß wurde der Ausſpruch des Bürgſchaftsgerichtes beſtätigt und die Sache an daſſelbe zurückgewieſen. — Die vom Herausgeber des Satiriſt angeſtellte Entſchädigungsklage kam am 20. Juni

*) Siehe № 28.

vor'm Civilgericht zur Verhandlung. Sein Anwalt, Serjeant Shee, begann mit der Angabe, daß Bernhard Gregory im Februar d. J. vom Hrn. Bunn als Director des Coventgardentheaters zur Darſtellung der größten tragiſchen Rollen engagirt worden ſei und am 13. Februar zum erſten Mal als Hamlet habe auftreten ſollen. Der Herzog Karl von Braunſchweig und deſſen Sachwalter, Herr Vallance, hätten aber der Aufführung in einer Loge beigewohnt, und zum Theil perſönlich, zum Theil durch Anregung von ihnen in's Theater geſchickter Leute die Vorſtellung unterbrochen und Bernhard Gregory von der Bühne vertrieben. Dabei habe ſich der Herzog einer großen Jagdpfeife bedient; auch ſei er verkleidet geweſen, denn er habe den großen Schnurrbart, welchen er zu tragen pflege, abgeſchnitten und ſein Geſicht bis zur Naſe in ein Tuch gehüllt. Die Loge, in der ſich auch der Baron Andiau befunden, ſei am Morgen vorher für einen angeblichen Capitain Head gemiethet worden. Im Parterre und auf der Gallerie hätten ſich Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe befunden, „die das Haupt des durchlauchtigen Hauſes Braunſchweig für paſſende Gehülfen zur Beſchädigung eines Privatmannes gehalten", und die Herr Vallance, der nicht leicht zu verkennen, da ſein Geſicht, nach einem Ausdruck von Shakeſpeare im Hamlet, von einem rothen Schnurrbart „vervallancet" ſei, durch einen Herrn Banks habe miethen laſſen, um „den erſten Schauſpieler, der in einem ganz ſchwarzen Anzuge auftrete", niederzuziſchen. Auch habe man ſchon am Sonntage vor der Aufführung einen Maueranſchlag gemacht, der den falſchen Druckernamen Hodſon getragen und die Aufmerkſamkeit „aller Ehrenmänner in London" auf das bevorſtehende Auftreten Gregory's hingelenkt. Als Grund dieſes Treibens habe Herr Vallance zwar bereits in einer Anrede, die er im Theater an die Zuſchauer gerichtet, Gregory's Stellung zum Satiriſt bezeichnet, allein wer ſich von dieſem Blatte verletzt fühle, wiſſe ja, wo er ſein Recht geltend zu machen habe. Er leſe den Satiriſt nicht, und wünſche, daß jede Beleidigung beſtraft werde, glaube aber, daß das Daſein eines ſolchen Journals für viele Schmetterlinge, die müſſig in der Welt herumflattern, häufig ein heilſamer Zügel ſei. Jedenfalls nehme Gregory ganz offen die Verantwortlichkeit für ſein Blatt, und eine Verſchwörung zum Verderben eines Schauſpielers ſei ſtrafbar, wie ſchon 1777 und 1809 in ähnlichen Fällen entſchieden worden. Auch werde er beweiſen, daß die größten Kenner ſeinen Klienten außerordentliches Talent für die Bühne zugeſchrieben, ſo daß die Geſchwornen den ihm durch die Störung ſeiner dramatiſchen Laufbahn zugefügten Schaden danach ermeſſen und eine genügende Entſchädigungsſumme beſtimmen könnten. — Der erſte Zeuge für den Kläger war Alfred Bunn, Kemble's Nachfolger als Director des Coventgardentheaters. Er antwortete an Serjeant Shee: Ich veranlaßte Gregory zum Auftreten; er wollte erſt als Hamlet, dann als Shylock, ſpäter als Richard III. erſcheinen; acht bis zwölf Mal ſollte er ſpielen, je nachdem der Erfolg ſei, von dem auch ſeine Gage abhing, über deren Betrag im Streitfall ein Schiedsrichter zu beſtimmen hatte; Gregory's Name ſtand ſchon acht Tage vor ſeinem Auftreten groß gedruckt auf dem Theaterzettel; er wollte am 13. Februar zum erſten Mal ſpielen und iſt nachher nicht wieder aufgetreten; ich kenne den Shakeſpeare-Verein und habe deſſen Aufführungen im St. Johannes-Theater und im Theater der Königin beigewohnt; dort ſah ich Gregory drei bis vier Mal ſpielen, ſtets tragiſche Rollen; nach meinem Urtheil iſt er ein fähiger Schauſpieler; ein Schauſpieler für tragiſche Rollen, der nicht aus beſondern Gründen das Publikum anzieht, erhält für jeden Spielabend 12—20 Guineen; Gregory, dachte ich, würde ziehen, und dann hätte ich ihm gern jedes Auftreten mit 50 Guineen bezahlt; — an den Anwalt des Herzogs: das Coventgardentheater befand ſich damals in bedrängten Verhältniſſen; der Shakeſpeare-Verein hat, glaube ich, keine Erlaubniß zu ſeinen Darſtellungen vom

Lordkammerherrn; den Satiriſt habe ich zuweilen geleſen, und weiß, daß Gregory ihn herausgiebt; ich geſtattete Freibillets für Gregory's Auftreten; die Einnahme war ungefähr 137 £, die Ausgabe beträgt für jeden Abend gegen 200 £, ein volles Haus faßt 4—500 £; den ſtattgefundenen Vorfall erwartete ich nicht; ich dachte, das engliſche Publikum würde Gregory's Auftreten dulden, ſonſt hätte ich ihn nicht engagirt; — an den Anwalt des Klägers: als Edmund Kean zum erſten Mal auftrat, war das Haus faſt leer; auch Macready füllt nicht immer das Haus; mit Ausnahme des Exotiſchen erinnere ich mich nicht, daß Jemand bei'm erſten Auftreten ein volles Haus gehabt; — an einen Geſchwornen: ich war Eigenthümer des Drurylanetheaters, als Van Amburgh dort auftrat. „Das war in der That exotiſch!" bemerkte der vorſitzende Lordoberrichter Tindal unter Gelächter der Anweſenden. Ein Schauſpieler, Henry Hughes, der im Hamlet mitgeſpielt, ſagte aus, daß er den Herzog Karl von Braunſchweig mit einer Pfeife am Munde geſehen, daß die Loge, in welcher dieſer ſich befunden, voller geweſen, als Privatlogen es gewöhnlich ſeien, daß die Darſtellung wegen des Lärms vor Beendigung des zweiten Akts hätte aufhören müſſen, daß er Gregory für einen fähigen Schauſpieler halte und daß derſelbe bei den Darſtellungen des Shakeſpeare-Vereins allein beklatſcht worden ſei. Eine große Anzahl von Schauſpielern und Theaterbeamten machte ähnliche Ausſagen. Mehrere Freunde Gregory's rühmten ſein Schauſpielertalent, und bezeugten, daß er als Mitglied des Shakeſpeare-Vereins an deſſen Feſtmahlen Theil genommen. Ein entlaſſener Bedienter des Herzogs Karl von Braunſchweig verſicherte, daß dieſer ſich gerühmt, Gregory von der Bühne vertrieben zu haben, daß Herr Vallance am Tage nach dem Vorfall zu Medhurſt, dem erſten Kammerdiener des Herzogs, geſagt: „Das machten wir herrlich!" und daß Medhurſt, der auch im Theater geweſen, mehre Tage nachher an Heiſerkeit gelitten. Der Schenkwirth Banks geſtand ein, daß er ſelbſt wohl 15 Sch. an arme Leute vertheilt habe, damit ſie in's Theater gehen könnten, wo er auch geweſen ſei, um Gregory auszupfeifen, da er ſeit Jahren den Satiriſt halte, deſſen Inhalt mißbillige, und die Aufforderung vernommen: „Ehrenmänner Englands, wollt ihr den Verläumder eurer Mütter und eurer Töchter auf der Bühne dulden?!" Der Secretair des Shakeſpeare-Vereins erklärte Gregory für einen ausgezeichneten Schauſpieler, der auch in Bath und in Brighton bereits mit großem Beifall geſpielt habe. Lord Gardner, ein Mitglied des Shakeſpeare-Vereins, verglich ihn mit Kean, und meinte, er ſehe nicht ein, wie der Charakter eines Schauſpielers bei ſeinem Auftreten in Betracht komme. Gleicher Anſicht war der Graf v. Belfaſt, ein anderes Mitglied des Shakeſpeare-Vereins, obwohl er es für unpaſſend erklärte, einen Menſchen, wie Gregory, vor der Königin auftreten zu laſſen; in der italieniſchen Oper gebe es viele Schauſpieler, die in keine anſtändige Geſellſchaft gehen könnten; dergleichen Leute hätten oft großen Erfolg; übrigens ſei er kein ſtrenger Sittenrichter, auch habe er ſelbſt einmal Gregory 20 £ angeboten, damit dieſer einen gegen ihn gerichteten Artikel nicht in den Satiriſt aufnehme. Lord Adolphus Fitzclarence hatte Gregory in Southampton ſpielen ſehen, pflege den Satiriſt nicht zu leſen, ſehe nicht ein, was ein Schauſpieler mit den Frauen und Töchtern Englands zu thun, habe aber auch weder Frau, noch Töchter. Lord Beaumont meinte, nur Macready übertreffe als Schauſpieler Gregory; er leſe den Satiriſt, glaube, der Privatcharakter eines Schauſpielers gehe die Zuſchauer nichts an, würde annehmen, daß eine Dame, die er in's Theater führe, den Satiriſt nicht kenne, und ſelbſt nur hingehen, um den Herausgeber eines mit Recht ſo verachteten Blattes auf der Bühne zu ſehen. Auch Graf Bathyany lobte als Mitglied des Shakeſpeare-Vereins Gregory's Talent und der Hofmarſchal, Graf Errol, war beim Auftreten Gregory's in der königlichen Loge zugegen, hielt es aber nicht mit dem Anſtand ver-

einbar, an dem Auspfeifen deſſelben Theil zu nehmen. Hiermit ſchloß der Anwalt des Klägers ſeinen Zeugenbeweis, und die Fortſetzung der Gerichtsverhandlungen wurde bis zum folgenden Tage ausgeſetzt. Bei Wiederaufnahme derſelben begann Serjeant Talfourd die Vertheidigung des Herzogs. Er gründete ſie darauf, daß eine Verſchwörung gegen Gregory nicht erwieſen, daß das eingeſtandene Auspfeifen deſſelben eine erlaubte Äußerung des allgemeinen Unwillens gegen „einen ſolchen gemeinen Schandſchreiber und feilen Verläumder von der Königin auf dem Throne bis zur niedrigſten Hütte herab" geweſen, und daß Gregory's Talent für die Bühne von keinem Kunſtverſtändigen bezeugt, ſondern derſelbe nur wegen ſeiner Verrufenheit von einem zahlungsunfähigen Director zur Anlockung des Publikums gewählt worden ſei. So habe man den Regiſſeur des Coventgardentheaters nicht als Zeugen berufen, wohl aber eine Anzahl von Edelleuten, was ihn an einen Auftritt mit Garrick erinnere. Dieſer große Schauſpieler ſei einmal in einem Liebhabertheater geweſen, wo edle Damen und Herren die Hauptrollen geſpielt hätten und nur eine Statiſtenrolle von einem untergeordneten, aber wirklichen Schauſpieler gegeben worden. Anfänglich habe Garrick dem vergeblichen Nachäffen ganz ruhig zugeſehen und von Zeit zu Zeit: „Herrlich!" „Ausgezeichnet!" „Bewunderungswürdig!" dazwiſchen gerufen. Als aber endlich der unglückliche Statiſt aufgetreten, habe er in der Überraſchung ſeine Höflichkeit vergeſſen und ſich zu der Äußerung hinreißen laſſen: „Da iſt wahrhaftig Einer darunter, der etwas davon verſteht!" Eine Betheiligung des Herzogs bei dem gedruckten Maueranſchlage ſei nicht dargethan worden und ſo liefere dieſer, wie auch der Schenkwirth Banks, den Beweis, daß noch andere Perſonen Gregory's Auftreten zu verhindern geſucht. Die Angabe, daß der Herzog ſich verkleidet habe, ſei widerſinnig. Das Haus Braunſchweig zeichne ſich vorzugsweiſe durch Kühnheit aus; in dieſer Familie ſeien Männer und Frauen tapfer von Natur. Das Abſchneiden des Bartes und das Einhüllen in ein Tuch habe wegen einer Unpäßlichkeit ſtattgefunden. Sonſt würde der Herzog ſich auch gewiß nicht in eine Loge geſetzt haben, wo ihn Jedermann ſehen und erkennen gekonnt. Die Ausſagen des entlaſſenen Bedienten, daß der Herzog ſich des Gelingens gerühmt, verdiene keinen Glauben, wie die Geſchwornen leicht fühlen würden, wenn ſie bedenken wollten, wie es ihnen ſelbſt gehen könnte, im Fall man Alles, was ein weggejagter Diener erzähle, für wahr halten müßte. Mit den Schwächen des Privatlebens der Schauſpieler habe das Publikum nichts zu thun, allein ganz anders verhalte es ſich mit der kalten, bittern, grimmigen Bosheit, die der Herausgeber des Satiriſt zeige. Es laſſe ſich kein größerer Widerſpruch denken, als Shakeſpeare's edelſte Gefühle im Munde eines ſolchen gemeinen Verläumders. Myriadenſeitig ſei Shakeſpeare, aber Eins zeichne ihn vor allen verſtorbenen und lebenden Schriftſtellern aus: die Milde und das Wohlwollen, wovon jedes ſeiner Werke durchdrungen. Und das Publikum hätte dulden ſollen, daß der Herausgeber des Satiriſt als Darſteller von Shakeſpeare's erhabenſten Charakteren auftrete? Man möge ſich nur erinnern, mit welchem Unwillen ſich das Publikum ausgeſprochen, als vor längerer Zeit der Mitſchuldige eines Mörders, nachdem er durch ſeine Ausſagen deſſen Überführung und Hinrichtung, ſich ſelbſt aber die Freiheit erwirkt, perſönlich mit den beim Morde gebrauchten Werkzeugen den Vorgang auf der Bühne darſtellen gewollt. Gregory fühle auch ſelbſt das Unſtatthafte ſeines Unterfangens, denn ſonſt würde er ſich nicht gleich haben abſchrecken laſſen, ſondern, auf die Gerechtigkeit des Publikums vertrauend, von neuem aufgetreten ſein. Daß die begangene Unſchicklichkeit einen jungen Mann, wie Hrn. Ballance, lebhaft empört, ſei ſehr natürlich, und für den Herzog ſpreche auch der Umſtand, daß er ungeachtet ſeines hohen Ranges und ſeiner vornehmen Verwandtſchaft, keine ausgewählten Geſchwornen, deren Lebensſtellung ihm näher ſei, als ſich von den Mitgliedern einer gewöhnlichen Jury erwarten laſſe, für

Digitized by Google

dieſe Sache verlangt, ſondern ſeinem Adoptivvaterlande, dem Lande, wo er erzogen worden und das er liebe, vertraut und ſich mit Zuverſicht dem Ausſpruche einer engliſchen Jury unterworfen habe. — Hierauf gab der Lord Oberrichter Tindal den Geſchwornen eine Überſicht der Verhandlungen und erklärte ihnen, daß Alles darauf ankomme, ob es ihnen erwieſen ſcheine, daß der Herzog und Hr. Vallance ſich im Voraus vereinbart und Maßregeln getroffen hätten, um Gregory von der Bühne zu vertreiben. Dies allein ſei ſtrafbar, einzelne Äußerungen der Mißbilligung dagegen nicht, vielmehr freue es ihn, daß ein Schenkwirth Geld daran gewendet, um Etwas zu verhindern, was er für ein öffentliches Ärgerniß gehalten. Nach dreiviertelſtündiger Berathung erklärte ſich die Jury „für den Verklagten", ſo daß der Herausgeber des Satiriſt mit ſeinem Entſchädigungsanſpruch abgewieſen wurde. Lauter Beifallruf des gedrängt vollen Gerichtsſaals begrüßte dieſen Ausſpruch. Scherzhaft gebot der Lord Oberrichter Stille, denn da ſei kein Theater.

Am 23. Juni kam dann die Klage des Herzogs gegen den Herausgeber des Satiriſt vor dem Bürgſchaftsgericht zur Verhandlung. Der Herzog war zugegen und beſchäftigte ſich eifrig mit Notizblättern, um im Verhör die Anſchuldigungen des Satiriſt zu widerlegen. Dazu gewährte ihm aber Barnard Gregory keine Gelegenheit. Als eben der zwölfte Geſchworne ſeinen Sitz einnehmen wollte, erhob ſich Serjeant Shee als Sachwalter des Angeklagten und zeigte dem Gericht an, ſein Client erkläre ſich für ſchuldig, wodurch jede weitere Verhandlung bis auf das Straferkenntniß abgeſchnitten wird. Zu gleicher Zeit ſprach er Barnard Gregory's Bedauern über die gegen den Herzog erſchienenen Artikel aus, in denen er dieſem zwar ein Verbrechen ſchuldgeben wollen, die aber, wie er jetzt erkenne, allerdings geeignet geweſen, ihn lächerlich und verächtlich zu machen. Serjeant Talfourd verſicherte als Anwalt des Herzogs, daß dieſer keineswegs eine Privatübereinkunft mit dem Herausgeber des Satiriſt getroffen habe, um die öffentlichen Gerichtsverhandlungen zu vermeiden. Dies beſtätigte Serjeant Shee und der Richter Wightman erklärte, den Urtelsſpruch wolle er noch ausſetzen, da das Verhalten des Beklagten, d. h. die Genugthuung, welche dieſer ſonſt etwa geben möchte, von Einfluß darauf ſein könne. Dann begann der Richter ein Privatgeſpräch mit dem Herzog Karl von Braunſchweig, der durch den unerwarteten Ausgang ſehr überraſcht und höchſt unzufrieden damit zu ſein ſchien.

Nachrichten.

Inhalt: Erklärung für die Herren Verleger. — Brief aus Berlin: (Die Spekulation der Ausverkäufe — Verregnetes Waſſerfeſt in Potsdam — Das Königſtädter Theater). — Walesrode's Vorleſung in Leipzig. — Aufforderung, vom Schillervereine ausgehend. — Der deutſche Michel und der Salamander. — Scribe vor der Journalkritik. — Nachrichten über Mügge, Gutzkow, Frau v. Paalzow, Fr. Kind, Gräfin Hahn-Hahn, v. Holtei, Fürſt Pückler, Saphir. — Nachgelaſſener Roman Fouqué's. — Graf Lagarde über den Wiener Kongreß. — Vertheidigung der Biedermann'ſchen Monatsſchrift gegen einen Angriff aus Öſterreich. — Das Ausland der Preußiſchen Zeitung. — Roſſini bringt eine Halb-Oper. — Taubenpoſten. — Mlle. Lenormand. — Franzöſiſche Reiſende in Deutſchland. — Öſterreichs Poſterleichterungen für Journale. — Erklärung A. Weill's. — Modebericht.

Erklärung für die Herren Verleger in Deutſchland.

Es wird ſo viel gedruckt und es wird von der Redaktion eines Journals ſo viel Aufmerkſamkeit geheiſcht für all' die hundert mittelmäßigen Schriften, daß Redaktion und Journal zu Grunde gehn müßten, wenn ſie den unzähligen Prätenſionen genügen wollten. Die Bücher-Literatur iſt bereits ſchwer beeinträchtigt durch das Übermaaß neu erſcheinender Schriften, und die äſthetiſche Journaliſtik verleidet ſich offenbar dem Publikum und richtet ſich zu Grunde, wenn ſie ſich dazu hergiebt, Alles zu beſprechen, was von einem Verleger für gut genug erachtet wird, um in die Welt geſendet zu werden. Ich erkläre deshalb nochmals officiell, was ich beiläufig ſchon mehrmals ausgeſprochen habe, daß ich mich durchaus nicht dem eingeführten Stile füge, nach welchem in der Zeitung für die elegante Welt Alles beſprochen werden müſſe, was an die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt eingeſchickt würde. Ich beſpreche nur, was mir einer beſonderen Anzeige werth ſcheint, und deſſen giebt es Gott ſei Dank genug im Vaterlande. Ich kann mich aber auch nicht damit befaſſen, zurückzuſenden, was nicht zur Anzeige kommt: ein Redakteur iſt nicht ein Commiſſionair, der Zeit und Leute hat für's Einpacken und Austragen. Wer alſo nicht ſein Buch der Gefahr ausſetzen will und kann, daß es ignorirt werde und in dem einen Exemplare verloren gehe, der ſtreiche mich aus auf ſeiner Liſte. — Ebenſowenig kann ich den Herren Verlegern genügen, welche verlangen, daß ihnen die Recenſion ihres Buches zugeſendet werde. Ich will nicht davon ſprechen, daß ſolchergeſtalt oft um einiger Zeilen willen ein Exemplar des Jahrgangs zerriſſen werden müßte, nein, ich beſtehe auf einem höheren Geſichtspunkte. Iſt denn die Kritik etwas ſo Untergeordnetes, daß ſie wie ein Thor- und Acciſe-Zettel in Anſpruch genommen werden darf? Iſt es nicht die natürlichſte Aufgabe eines Verlegers, eines Mannes, der die materielle Förderung von Kunſt und Wiſſenſchaft zum Geſchäft ſeines Lebens erwählt, muß es ihm nicht geradezu ein Bedürfniß ſein, der Kritik zu folgen? Iſt er nicht der Erſte und Nächſte im Publikum, der pflichtmäßig ſich darum kümmern muß? Ich werde in dieſem Augenblicke ſpeciell zu ſolcher Erklärung veranlaßt durch Zuſendung eines Büchleins „Die Kammerjungfer wie ſie ſein ſoll" und durch den die Kammerjungfer geleitenden Zettel: die Verlagshandlung müſſe ſehr bitten, daß ihr der Beleg der Recenſion eingeſandt werde! — Ich habe allen billigen Reſpekt vor einer induſtriöſen Verlagshandlung, aber ich nehme kein Intereſſe an ſolcher Literatur und ſolcher Verlangniß, und ich möchte ein für allemal mein

Verhältniß dazu festgestellt sehen. Die Verleger literarischer Werke von Bedeutung können überzeugt und dessen inne geworden sein, daß ich Büchern von Bedeutung alle die Theilnahme sofort zuwende, welche meinem Standpunkte angemessen ist, und sie können sich versichert halten, daß die wichtigere Literatur nur gewinnt, wenn die Aufmerksamkeit des Publikums nicht abgenutzt wird durch Anzeigen bedeutungsloser Bücher.

Leipzig, 1. Juli 1843. Dr. Heinrich Laube.

Berlin, 5. Juli.

Daß Berlin in die Reihe der größten Städte getreten, bezeugen ganz unwiderleglich seine Kulturzustände, der Handel und Wandel, die Pfiffigkeit der Speculation, und wie man auf zahllosen Wegen sich Geld macht, ohne viel zu fragen, ob's auch mit rechten Dingen zugeht. Sei klug und thue die Augen auf! das ist ein Wort, das man hier alle Tage hört, und allerdings hat man nöthig, die Augen recht weit aufzuthun, um, wie man auf gut berlinisch sagt, sich nicht dumm machen zu lassen, oder betrüben zu lassen, nach einem andern beliebten Ausdruck. Und doch, diese pfiffigen Berliner, von denen Jeder sich so klug dünkt, wie werden sie betrübt und dumm gemacht! Wenn man die Straßen und Plätze durchstreift, ist selten eine Hausecke, an der nicht eine Anzahl großer bedruckter Bogen, in roth, grün, blauer Schrift und artig verziert, klebten, auf welchen die wundersamsten Dinge zu lesen sind. Auctionen, Concerte, Feuerwerke, Festlichkeiten, Einladungen, Pferde und Schweine auf Kegelbahnen zu gewinnen, Erpelgreifen, Luftballons, Schneider, die spottbillig einen Mann nach der Mode herstellen, Tuchhändler, welche die feinsten niederländischen Tuche, die Jedermann bis jetzt mit vier Thaler bezahlte, aus Umständen, einzig in ihrer Art, für ein und einen halben Thaler liefern, vor allen Dingen aber Ausverkäufe! Sie wissen vielleicht nicht, was das ist, wenigstens nicht in der Berliner Bedeutung. Ein Ausverkauf ist nicht etwa irgend ein Waarenlager, das, weil der Eigenthümer eine Veränderung beabsichtigt, aufgeräumt werden soll; nein, diese Waarenlager fallen gleichsam aus der Luft, sie werden von Spekulanten zusammengebracht und andern Spekulanten übergeben, die nun die allerseltsamsten Mittel ergreifen, um Kunden anzulocken. An irgend einem schönen Morgen findet man durch die ganze Stadt mächtige Plakate, auf welchen zu lesen: Wegen Gewinn von hundert tausend Thalern in der sächsischen Lotterie hat mir ein Haus in Dresden sein ganzes Waarenlager übergeben, und verkaufe ich — hier folgen nun eine zahllose Menge von Leinenartikeln oder Modeartikeln zu unmäßig billigen Preisen. Dabei ist der Ausverkauf ein oder zwei Treppen hoch in einer abgelegenen Straße, oder noch besser, in einem Hinterhause oder unter dem Dach, denn der Spekulant sagt: ich verkaufe so billig, weil ich nicht theure Miethe zu geben brauche. Gleich neben diesem Zettel hängt aber ein anderer Bogen. Oben steht: Hört! hört! und darunter: Es existirt kein Geldmangel mehr! Ist es möglich? kein Geldmangel! Wir lesen die Erklärung: Es ist mir gelungen, von heut ab einen Rock mit Seide gefüttert, nach der neuesten Mode, vom besten Tuche, für sieben Thaler zu liefern, ein Beinkleid von einem Thaler an, eine Weste zu demselben Preise. Da es jetzt möglich ist, daß selbst der Ärmste sich anständig kleiden kann, so ist das große Geheimniß enthüllt, der Geldmangel gänzlich beseitigt. Wir sind noch nicht fertig mit Lesen, als von der andern Seite ein grün und roth gedruckter Bogen uns zuwinkt: Wegen eines noch größern Gewinns von 200,000 Thalern, steht darauf, bin ich im Stande, noch weit wohlfeiler zu verkaufen, als ein gewisser Concurrent, und nun folgt wieder eine Liste von Waaren, deren Wohlfeilheit Alles übertrifft. Daß man nicht Leinen kauft, sondern das schlechteste Baumwollengewebe, den

Ausſchuß der Fabriken, die verdorbenen, fehlerhaften Stücke, in der Farbe verbrannte Tuche ꝛc., iſt zehn gegen eins zu wetten, aber dennoch ſind die klugen Berliner unermüdlich, die Ausverkäufe zu benutzen, weil — ſie nicht immer betrogen werden, ſondern Manche wirklich vortheilhaft kaufen. Dies kommt daher, weil große Spekulanten auf ſchlecht ausfallenden Meſſen wirklich ganze Waarenlager im Ramſch erſtehen. Der bedrängte Fabrikant, der nichts los geworden iſt, ſieht ſich genöthigt, um jeden Preis loszuſchlagen; der Spekulant hat über Tauſende zu verfügen, die er auf den Tiſch legt, baar Geld lacht, er ſchlägt ſeufzend ein, und nun wird ſortirt. Das Beſte wandert in die Gewölbe der Kaufleute, das Geringere wird wirklich zu enorm billigen Preiſen in die Ausverkäufe gebracht, und ſo hat ſich ſeit Jahren hier eine Induſtrie geltend gemacht, welche dem reellen Kaufmann ſchweren Schaden zufügt. Ich darf dieſer kleinen Skizze wohl kaum hinzufügen, daß den Kindern des auserwählten Volkes faſt ohne Ausnahme dieſe Spekulation angehört. Ein Chriſt, ein guter Deutſcher iſt viel zu plump dazu, aber die ſchachernden Söhne Abrahams wiſſen überall Rache zu nehmen an den hochmüthigen Goims, und wohl in keiner großen Stadt iſt der Handel ſo ſehr in ihren Händen, wie hier, und er kömmt immer mehr hinein, da es den Chriſten nach und nach immer ſchwerer wird, mit ſo ſchlauen Gaunern auszuhalten, die jeden Vortheil wahrnehmen, und kein Mittel verſchmähen, keine Mühe, keine Arbeit, um einen Pfennig oder einen halben auf die Elle zu verdienen. Berlin bietet aber in dieſem Augenblick wenig zu handeln bar, denn jetzt, nach dem Schluß der Frankfurter Meſſe, kommt die ſtille Sommerzeit. Hier wünſcht man ſehnlichſt, daß endlich der Regen aufhören möge, der uns ſeit langen Wochen täglich heimſucht und die Ausſicht auf eine geſegnete Erndte ſehr herabgeſtimmt hat. — In Potsdam wurde am letzten Sonntag das Lehrbataillon geſpeiſt, wobei der König in Sansſouci ein großes Feſt gab. Am Abend ſollten die Fontainen, von bengaliſchem Feuer beleuchtet, ſpringen, aber die Waſſerfluthen, die vom Himmel fielen, ließen es nicht zu, und die Schaaren neugieriger Berliner, welche deshalb nach Potsdam gefahren waren, trotz der theuren Eiſenbahnpreiſe, kamen ſehr betrübt nach Haus. — Das Königſtädter Theater iſt nun auch zwei Monate geſchloſſen worden. Die hieſigen Zeitungen hielten ſeinen Kunſtleiſtungen keine ſehr erbauliche Schlußrede; ſie erklärten vielmehr, daß die Poſſenreißerei, welche dort auf den Brettern getrieben wird, die faden Wiener Meiſterwerke, der aufgewärmte Trödel von Kotzebue und der ſonſtige Spektakel nach und nach unerträglich geworden ſei, und eine Reform dringend nöthig mache, wenn ſich die leeren Bänke je wieder füllen ſollten. Herr Cerf rechnet jetzt auf die neu engagirte italieniſche Truppe, die im Herbſt erſcheinen wird, möchte er aber lieber tüchtige deutſche Mitglieder für Luſtſpiel und Schauſpiel engagiren, denn was bis jetzt da außen agirt, iſt bis auf wenige Ausnahmen auf jeder Mittelbühne beſſer anzutreffen.

Walesrode's Vorleſung. Walesrode, der ſich von Königsberg aus durch ſeine auf Liberalismus dringenden Vorleſungen ein zahlreiches Publikum und einen bekannten Namen erworben hat, iſt auf einer Erholungsreiſe durch Deutſchland auch zu uns nach Leipzig gekommen, und hat die Güte gehabt, vor einem kleinen literariſchen Publikum ausführliche Abſchnitte aus neuen Vorleſungen, die zum Druck bereit ſind, mitzutheilen. Er iſt perſönlich eine ſehr einnehmende, kräftige Erſcheinung, und die Zuhörer waren von vorn herein eines ſehr günſtigen Eindrucks verſichert. Dieſer blieb aus. Und doch hatte Walesrode mit einem ſchönen Organe und einem ſehr wohlthuenden, reinen Accente geleſen. Freilich drang durch ſein Vorleſen keine humoriſtiſche oder witzige Freiheit hindurch. Aber das war nicht Schuld des Vorleſers, ſondern Schuld der Vorleſungen.

Für mich iſt das Zuhören lehrreich geworden. Vorigen Jahres machten die Walesrodiſchen Vorleſungen, die im Druck erſchienen, großes Aufſehen, und ich ging mit um ſo günſtigerem Vorurtheil daran, jemehr mich die klare, tüchtige, von jeder Übertreibung ferne Oppoſition in Oſtpreußen intereſſirt. Und doch gelang es mir nicht, dieſen Vorleſungen ein Intereſſe abzugewinnen. Ich legte ſie bei Seite, und war der Meinung, es müſſe an mir liegen, und gerade dieſe Miſchung von Geiſt, Geſinnung und Talent müſſe für mich ein unſchmackhaftes Genre bilden. Dieſe unaufgelöſte Diſſonanz peinigte mich, und es war mir deshalb äußerſt angenehm, den Verfaſſer nun ſelbſt zu hören. Ich hoffte, im Vortrag eine günſtige Löſung zu finden.

Ich fand eine Löſung für mich, die den Vorleſungen nicht günſtig iſt. Meines Erachtens ſind die Beſtandtheile dieſer Vorleſungen unter ſich in einem durchgängigen Mißverhältniſſe: Geiſt, Witz, Überzeugung und poetiſche Anſchauung, die alle einzeln vorhanden ſind, ſtören ſich, ja heben ſich auf, ſtatt ſich zu unterſtützen. So giebt es ja Bilder, die faſt lauter gute Eigenſchaften haben können, wenn man die Eigenſchaften im Einzelnen betrachtet, und die doch durchaus kein günſtiges Enſemble bieten. Walesrode hat nicht Humor genug, um ſeine Vorträge auf ihn bauen zu können, er hat nicht Witz genug, um dieſem die reizende Gliederung überlaſſen zu können, er hat nicht Poeſie genug, um Witz und Humor mit Macht und Zauber in Bewegung zu ſetzen, er hat von all' dieſen Eigenſchaften Beſtandtheile, aber die Eigenſchaft, auf welcher er allein ruhen kann, iſt einzig und allein politiſche Geſinnung. Sollten alſo ſeine Vorträge nicht breit und, weil unharmoniſch, unerquicklich werden, ſo müßte ihr Fundament, ihr Eingang und Ausgang nüchterne und nüchtern erwieſene Politik ſein. Alles Übrige könnte dann angenehme Ausſchmückung werden — jetzt aber giebt ſich die Ausſchmückung für das Weſen, oder richtiger: das Weſen dieſer Vorträge iſt Ausſchmückung ohne Kern, und aus dieſem Grunde langweilt es.

Ich ſage: ohne Kern; nicht weil es dem Verfaſſer daran gebräche, ſondern weil in der Form des Vortrages der Kern des Verfaſſers verſplittert und verflüchtigt wird.

Dieſe, mit Politik zuſammenhängenden literariſchen Formen zeigen übrigens alle Tage deutlicher, daß ſie einen erklärenden Schritt weiter thun müſſen, wenn ſie förderlich und wenn ſie genießbar ſein wollen. Sie müſſen andeuten, ſo weit dies thunlich, oder wenigſtens ſich ſelbſt klar machen, ob die Republik und was für eine Republik ihr Ideal iſt. Wie können uns witzige Angriffe einen witzigen Eindruck hervorbringen, wenn die Angriffe bis zur Wurzel von Gegenſtänden hinab gehen, die uns in Blatt und Blüthe mißfällig, in der Wurzel aber nothwendig ſind!? Und doch begegnet uns das alle Tage. Sondern wir uns kaltblütig. Das wird der Politik und wird der Literatur von Nutzen ſein. Was ſich ſondert, das haßt ſich noch nicht, und es fehlt wahrlich nicht an Ausſicht, daß wir als moderne Monarchiſten noch Jahre lang gemeinſchaftliche Anſtrengungen mit Denen zu machen haben, die ein konſtitutionell monarchiſches, mit unſrer Staats- und Dichtungsanſicht eng zuſammenhängendes Lebens- und Staatsbild nicht theilen. Sind wir aber einmal darüber auf dem Reinen, ſo wird dieſer unaufhörliche und unausſtehliche Schwulſt von unklaren und unrichtigen Vorwürfen mit einem Male beſeitigt oder doch geklärt werden, welcher ſeit Jahren in der ſchönwiſſenſchaftlich-politiſirenden Preſſe ſein Weſen treibt, und zwar ſein Weſen treibt zur Verwirrung der ſchönwiſſenſchaftlich-politiſirenden Formen, der Literaten ſelbſt und des Publikums.

Der Schillerverein in Leipzig hat die Errichtung einer Schillerbibliothek beſchloſſen, die vorerſt in Leipzig und, wenn dereinſt thunlich, in dem Schillerhauſe zu Gohlis aufgeſtellt werden, und in chronologiſcher Reihenfolge Alles enthalten ſoll, was jemals in Zeitſchriften und Büchern von dem Dichter ſelbſt oder zur Kritik über ihn mitgetheilt worden iſt, alle einzelnen und Geſammtausgaben ſeiner Werke, deren Nachdrücke nicht ausgenommen, ſowie die Überſetzungen in fremde Sprachen. Der Verein hofft dadurch der Nachwelt die vollſtändigſte Sammlung aller literariſchen Urkunden zu überliefern, die jemals für die Beurtheilung Schiller's und zur Kenntniß ſeines Lebens, ſeiner Verhältniſſe und Wirkſamkeit von Bedeutung ſein können. Für dieſe allerdings ſehr ſchätzenswerthe Sammlung nimmt der Verein die Unterſtützung des Vaterlandes inſofern in Anſpruch, als er um Einſendung ſolcher auf Schiller ſich beziehende Schriften bittet. Anerbietungen, Notizen, Nachweiſe und Zuſendungen erbittet ſich der Verein auf dem Wege des Buchhandels unter Adreſſe der Verlagshandlung von Robert Frieſe. Alle literariſchen Geſchenke werden mit dem Namen des Gebers bezeichnet und es wird ſeiner Zeit öffentlich darüber quittirt werden.

Herloßſohn war im Begriff, ein Ein-Thaler-Journal zu unternehmen. Die Conceſſion zu einer neuen Zeitſchrift war ihm bewilligt, nur der von ihm vorgeſchlagene Titel: „Der deutſche Michel", war zurückgewieſen. (Held will unter dieſem Titel zwangloſe Hefte bringen, als Fortſetzung ſeiner gehemmten Lokomotive.) Herloßſohn ſchlug darauf den Titel „Salamander" vor, ganz richtig ſpekulirend, es bedürfe in Feuersnoth eines Weſens, das Feuer vertragen könne, und es ſchien unzweifelhaft, daß dies neue Blatt Anfang und Fortgang haben werde. Soeben iſt aber von Seiten der Regierung die Conceſſion zurückgenommen worden, weil ſich das Unternehmen als eine offenbare Fortſetzung der Lokomotive darſtelle.

Eine unſerer nicht eben liebenswürdigen Unarten beſteht darin, daß wir gerade die Ausländer, die wir am dreiſteſten benutzen zu unſerer Unterhaltung oder Belehrung, daß wir gerade Leute, wie Scribe, in altkluger Kritik am hochmüthigſten und unbilligſten behandeln. In ganz Deutſchland haben wir keinen Luſtſpieldichter, den wir ihm an die Seite ſtellen könnten, ſämmtliche deutſche Bühnen leben zur Hälfte von ihm, und alle Schriftſteller, die Komödien anſehen, verdanken ihm allein ſeit vielen Jahren die intereſſanten feineren Luſtſpiele, welche ihnen vorgekommen ſind, und zum Dank dafür kritiſiren ſie ihn mit einer Suffiſance und Geringſchätzung, als ob ſie zehn ſolche Scribe in der Taſche hätten, dabei von der Tugend und Gemüthlichkeit und dergleichen ſprechend. Iſt dieſe Art des Dankes vielleicht gemüthlich? So bringen die Grenzboten einen Artikel über Scribe, der in ſeiner Ausführlichkeit und in Einzelheiten manches Schätzenswerthe enthält, von dem eigentlichen Scribe, von dieſem Talenttypus des modernen Franzoſen, der 20 Staatsformen mit 200 Staatsmännern erſter Größe haltlos an ſich hat vorübergehen ſehen, von dieſem Scribe, den ſolche an Geiſt und Geſtaltung ſtrotzende Zeit aus allen Poren ſpringt, von dieſem geiſtreichſten Schalk geiſtreicher Combinationen, vom eigentlichen Scribe weiß er nichts. Er bringt uns einen routinirten Epicier, einen geringeren noch, als die republikaniſchen Blätter, denen er ein Gräuel ſein muß, ſeit zehn Jahren alle Jahre mehrere Male zu unſerm Überdruß aus ihm gemacht haben. Und es wird nicht viel fehlen, es wird unſer Journalchorus jenes Grenzboten-Porträt unſers jetzt einzigen Luſtſpieldichters vortrefflich finden. Wie viel läßt er zu wünſchen übrig, aber wie viel leiſtet er! Und die Maaßſtäbe! Begeiſterung ſoll er haben! Als ob man mit Begeiſterung Luſtſpiele ſchriebe! — Aber ſo iſt die Gegenwart wohl immer: Wie hoch ſteht Molière jetzt, und wie ging's ihm ſonſt, da er ſich an Ludwig XIV. anſchmiegte, Schwächen geißelte, die der König gegeißelt ſehen mochte u. ſ. w. Unſre Unbilligkeit bleibt immer dieſelbe: von jedem

Menſchen, von jeder Richtung verlangen wir Alles.

Theodor Mügge iſt im Begriff, eine Reiſe nach Schweden und Norwegen anzutreten. — Gutzkow iſt in die Schweiz, Frau v. Paalzow über München in ein Gebirgsbad gereiſt. — Friedrich Kind, der Dichter des Freiſchütz, iſt in Dresden geſtorben, und juſt am Vorabend des Tages begraben worden, an welchem die Abendzeitung, welche er mit Th. Hell gegründet hat, zum erſten Male ohne Th. Hell und unter ganz neuer, jugendlicher Redaktion erſcheint. — Gräfin Hahn-Hahn, die jetzt meiſt in Dresden wohnt, hält ſich jetzt in Berlin auf, und ihr Sinn für einen Sommeraufenthalt ſteht wie der Karl v. Holtei's nach Schleſien. — Fürſt Pückler iſt in Muskau und genießt nach ſo regneriſchem Vorſommer die Schönheit ſeines Parks, der nach einem trocknen Jahre eines ſo reichlichen Regens zu voller Schönheit bedurfte. — Saphir, der unſerm Referenten weniger gefallen hat als den Berlinern — denn bei dieſen hat er entſchiednes Glück gemacht — lieſt jetzt in Hamburg. Von dort kehrt er direkt nach Wien zurück.

La Motte Fonqué hat einen Roman hinterlaſſen „Abfall und Buße", der jetzt gedruckt und dem Günſtiges vorausgeſagt wird. Wir wollen hoffen, daß es ſich beſtätigt. Wahrſcheinlich iſt es nicht. Er hatte ſich literariſch überlebt und ſchrieb zu lange.

Der franzöſiſche Graf Lagarde hat nun auch in Frankreich die Aufgabe erwählt, welche bei uns Varnhagen ſchon lange und zwar in tieferer Weiſe gelöſt hat: „Die Feſte und Erinnernngen des Wiener Kongreſſes" zu ſchildern. Der Franzoſe kommt in den Auszügen, die uns vorliegen, nicht über die Dekorationsbeſchreibung und herkömmlichen Bemerkungen hinaus.

Ein Angriff, welcher in der Augsb. Allg. Ztg. von einem Öſterreicher ausgeht und gegen einen Artikel in der Biedermann'ſchen Monatsſchrift gerichtet iſt, verfehlt ſeinen Zweck, weil er übertreibt. Er wirft der Monatsſchrift vor, ſie habe die Poſtreform Öſterreichs aus dem Beſtreben Öſterreichs hergeleitet, Preußens moraliſch-politiſchem Einfluſſe auf Deutſchland, welcher den Einfluß Öſterreichs in den Hintergrund gedrängt, ein öſterreichiſches Gegengewicht zu geben. Wir begreifen, daß Öſterreich nicht geneigt ſein kann, dieſe Deutung gut zu heißen; aber deshalb gilt ſie doch in Deutſchland für nicht minder richtig, und das dialektiſche Zerpflücken jener Deutung, welche der öſterreichiſche Gegner mit großer Geſchicklichkeit verſucht, macht keinen wahrhaftigen Eindruck in Deutſchland, weil es in der dialektiſchen Verneinung übertreibt. Was kann man nicht Alles dialektiſch zerpflücken! Es thut Öſterreichs Würde keinen Eintrag, wenn deſſen Abſichten als ſolche dargeſtellt werden, denen an Deutſchlands beifälligem Danke gelegen ſei.

Die preußiſche Staatszeitung hat in ihrer Umgeſtaltung zur „Allg. preußiſchen Zeitung" den unbegreiflichen Mißgriff fortbeſtehen laſſen, die deutſchen Bundesſtaaten mit der Überſchrift „Ausland" zu bezeichnen. Dieſer Übergang zu einer deutſchen Gemeinſchaftlichkeit, der durch Weglaſſung einer verletzenden Überſchrift bewerkſtelligt werden kann, iſt doch wahrlich der wohlfeilſte! Und wichtig iſt er außerdem.

Allem ſchlechten Humor Roſſini's zum Trotze iſt doch von einer neuen Compoſition des großen Muſikers die Rede, welche nächſtens auf der Pariſer Oper erſcheinen ſoll. Eine vollſtändige Oper ſcheint es nicht zu ſein, ſondern das Ganze wird aus vier Tableaux beſtehen, in denen ein Contraalt und ein Baryton die Hauptrollen oder die einzigen Rollen ausführen. — Adolph Adam ſcheint General-Ausbeſſerer alter Muſik in Paris geworden zu ſein: nicht nur ein nachgelaſſenes Werk Monpou's, ein militäriſches Stück „Lambert Simnel" macht er vollſtändig, ſondern auch den „Ödip" von Sachini beſſert er aus, und zwar in dem zu mageren Orcheſtertheile.

Es iſt ſeltſam, daß man, wenigſtens öffentlich, in Deutſchland noch gar nichts von Taubenpoſten weiß. In Frankreich, England, Belgien und Holland iſt dieſes Communikationsmittel bereits vollſtändig organiſirt und in täglichem Gebrauch. In Amſterdam erſcheint unter dem Titel „Handelsblad" ein Journal, das regelmäßig eine Abtheilung mit der Überſchrift „Taubenpoſt" hat, und darin die neueſten, auf dieſem Wege eingelaufenen Nachrichten giebt. In Belgien beſteht ein Verein, der ſich mit der Zucht und der Abrichtung von Brieftauben beſchäftigt. Er führt den Namen Société Libre d'Abéona, hat ſeinen Sitz in Brüſſel und ſtellt von Zeit zu Zeit Wettfliegen an. Ein ſolches Wettfliegen fand noch am 11. Juni wieder ſtatt. An dieſem Sonntage ließ man Morgens um 9 Uhr 175 Brieftauben in Orleans ausfliegen und obwohl das Wetter ſehr ſchlecht war, trafen doch ſchon 6 davon an demſelben Tage in dem über 100 Lieues davon entfernten Brüſſel ein. Es waren 14 Preiſe zu gewinnen, die aus verſchiedenem Silbergeräth beſtanden. Den erſten Preis gewann eine Taube, die Nachmittags um 4 Uhr 40 Minuten in Brüſſel eintraf. Die ſechste Taube kam an demſelben Nachmittag um 6 Uhr 43 Minuten an, die ſiebente traf erſt am folgenden Morgen um 6 Uhr 5 Minuten dort ein, und den letzten Preis erhielt eine Taube, die an dieſem Morgen um 8 Uhr 50 Minuten Brüſſel erreichte. Das Verfahren beſteht bekanntlich darin, daß man die Tauben an einem beſtimmten Ort großzieht und füttert, ſie dann nach einem andern Orte hinbringt und hier hungrig fliegen läßt, worauf dieſelben ſo hoch in die Luft ſteigen, bis ihr ſcharfer Blick den frühern Nahrungsort entdeckt und ſie ſich eilends dorthin ſtürzen. Nur ſelten ermattet ſolch ein geflügelter Bote unterwegs. Fällt er dann nieder oder trifft ihn das tödtliche Blei eines Jägers, ſo lieſt man bald darauf in der nächſten Zeitung die den nicht Eingeweihten oft unverſtändliche Depeſche, welche er meiſtens in kurzer Chiffreſchrift am Halſe trägt. Coursangaben und Nachrichten, die auf Börſengeſchäfte Einfluß haben, bilden bis jetzt den gewöhnlichſten Gegenſtand der Mittheilungen.

Mlle. Lenormand, die ſo gut prophezeiht hat für andre Leute, hat das Schickſal gehabt, ſich über ſich ſelbſt zu irren. Sie hatte ſich ein Leben von 100 Jahren verkündigt und ſtirbt jetzt mit ſiebzig, zum Vortheil eines Neffen, der eine halbe Million von dieſer einträglichen Kunſt und Künſtlerin erbt. Allen Vorzeichen zum Hohne iſt ſie in der „rue de la santé" geſtorben.

Es ſind in dieſem Sommer franzöſiſche Reiſende von den verſchiedenartigſten Tendenzen in Deutſchland zu erwarten. Die Franzoſen werden inne, daß große Änderungen in Deutſchland vorgehen. Das Kultminiſterium ſendet den Staatsrath Roſſi, „um über den Zuſtand der öffentlichen Meinung in Deutſchland Bericht zu erſtatten", wie Herr von Bornſtedt, wohl etwas zu allgemein, in der Augsb. Allg. Ztg. ſagt. Vielleicht haben die bevorſtehenden Reformen im griechiſchen und lateiniſchen Unterrichte Herrn Villemain zur Nachfrage veranlaßt.

Öſterreich hat zu unſerer Freude den Zeitungen und Zeitſchriften, welche durch Poſt verſendet werden, weſentliche Erleichterungen in Betreff der Poſterlaubniß und Poſtgebühren gewährt. Möchten ſich die Nachrichten darüber bald officiell beſtätigen und im Allgemeinen ein Vorläufer ſein, daß die hohen Poſtſpeſen für gedruckte Sendungen in Deutſchland ermäßigt werden ſollen.

Einige, wenn auch ſehr wenig verbreitete Blätter gefallen ſich ſeit einiger Zeit, bei ganz einfach literariſchen Kritiken mich als gewöhnlichen Communiſten zu denunziren. Einen andern Zweck haben ſie nicht. Ich erkläre hiermit, daß ich jedes Blatt, das mir dies nicht aus meinen Schriften beweiſt, gerichtlich belangen werde, und erſuche hiermit jeden Advokaten, dem Wahrheit heilig iſt, mich von ſolchen Artikeln zu benachrichtigen, da zu jeder Zeit ihm Caution und Vollmacht zu Gebote ſtehen ſoll. A. Weill.

Moden.

Eine groſse Mannichfaltigkeit in den Stoffen unb ein nur mäſsig knapper Schnitt, der das Kleid weber zu eng anſchlieſst, noch, um rauhe Zugluft unbeſorgt, es flattern läſst, herrſcht in Frauen= unb Männertracht bei dem jähen Witterungswechſel dieſes Sommers. Den Damenkleidern dient daher als Stoff hauptſächlich ſchillernber Seidenzeug, zumal Moor, Péking unb Gros de Touraine, aber eben ſo geſtreiſte oder gegitterte Barège, Tarlatan, Gaze von Ziegenhaar, Cotpaly, und als etwas ganz Neues der früher veraltete Organdy. Dieſer wirb ſtets mit Tüll ausgeputzt, ſeltner mit Stickerei, Borde oder Bandpuffen. Pékinirten Wollenmouſſelin und den gleichſalls ganz neu wieder vorgeſuchten Nanking trägt man zu Morgenröcken, die vorn platt, im Rücken gefaltet ſind. Für das Promenadenkleid wendet man zwar die Falbel noch an, aber allgemeiner ſind die zierlich ausgebogten Volants. Der Güſtel iſt vom Kleiderſtoff geſertigt mit entſprechender Vorbüre, ober beſteht in einem einfarbigen, ſchattirten oder geſprenkelten Bande. Türkiſche und franzöſiſche Caſchmire in prachtvoller Arbeit liebt man ſehr, weiſs mit groſsen Palmetten, ganz bunt, orange, ſelbſt gegittert. Bei Wärme Shawl ober Mantelet von ſchwarzer ober weiſser Spitze. Doch iſt ber Mantelet ziemlich gemein geworden, und man erſetzt ihn durch ben Witwenmantel (mante-douairière) ober einen ſtrohgelb, roſa oder himmelblau gefütterten Parbeſſüs von geſticktem Mouſſeline. Die Halskragen ſinb von engliſcher Spitze, unb die Frauen tragen leiber! wieder Cravatten mit Tuchnadel.

Zum Ausputz der Hüte liebt man ſehr Blumen unb Federn; die Hauben gehen von ihrer Einſachheit ab, werben reicher, unb man verwendet dazu Giſella=Spitze. Eine natürliche Blume im Haar iſt ber einfachſte, aber beliebteſte Kopſputz. Ganz neu iſt der Lucretiakopſputz, das iſt: antik geſchlungenes Haar. Gröſster Luxus wirb mit dem Sonnenſchirm getrieben, der wieber ſeine alte claſſiſche Geſtalt eines verkleinerten Regenſchirms annimmt. Der Stil von koſtbarem Holze läuft als Griff in einen goldnen Apfel, mit einem Edelſtein geſchmückt aus, oder in eine Juwelierarbeit, welche Parfüms enthält. Der weiſsſeidne Schirm iſt mit breiten Frangen, ſogar Spitzen beſetzt, und roſa gefüttert, um einen ſolchen Schimmer über ſeine Beſitzerin zu werſen.

Von Herrentrachten, welche nun für den Sommer feſtſtehen, unterliegt blos der Reitanzug bem Modewechſel, der ſich aber durchaus auf die Anwendung dieſer oder jener Art heller, ſehr kunſtreicher Knöpfe beſchränkt. Der Rockſchoſs iſt ausgeſchweift unb legt die Klappen auf den Hüften ab. Der bequeme Twine ober Tweed fügt ſich ganz der Phantaſie, und kann eben ſo weit als anſchlieſsend, lang wie ganz kurz, und in allen, zumal hellen Farben getragen werden. Die Abſätze der Stiefeln werden ſo hoch und viereckig, daſs es ſich ſchwer in ihnen geht. Die Hüte ſind cylinderförmig oder ausgeſchweiſt mit ſehr breitem Rande. Mützen von Filz unb Falbel ſind ſehr leicht, aber von jeber Witterung gefährbet.

A.

Hierzu drei Kunſtbeilagen:

No. 63. Pariſer Moden. (Damenmoden: Promenaden=Anzug; Capote in Tüll und Spitzen mit einer Roſen=Guirlande; Spitzen=Pelerine; Kleid von Chamäleon=Seide; Mante von grünem Taffent. — Putz=Anzug; Kleid von weiſsem Tarlatane, worunter ein blauer Rock.)

No. 64. Pariſer Moden. (Damenmoden: Weiſse Sommertoiletten.)

No. 65. Seydelmann als Carlos in Goethe's Clavigo.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voſs. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Heurathe Marie'n, und ich werde sagen,
Du bist ein ganzer Kerl!"

SEYDELMANN

als Carlos in: Clavigo, Trauerspiel von Göthe

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

19. Juli **№ 29.** 1843.

Ueberſicht: Die Emanzipation der Domeſtiken, von Otto Ludwig v. Eisfeld (Schluß). — Kampf und Kämpfer, von Heinrich Heine. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 7.

Die Emanzipation der Domeſtiken.

(Schluß.)

Mariane eilte der verehrten Pflegemutter und der geliebten Schweſter mit Freudenthränen entgegen. Die Hausfreunde aber, die ſich noch in dem Zimmer, in dem wir ſie verlaſſen, bewacht geglaubt, und von den letzten Vorfällen erſt jetzt durch die Gräfinnen erfuhren, wußten nicht, ob ſie über dieſen Ausgang ſich freuen ſollten. Zwar ſchien es, betrachtete man das Nächſtmögliche, ſicherer unter der Hut der treuen Domeſtiken in dem ziemlich feſten Schloſſe zurück zu bleiben, als ſich der Nacht und einem Angriffe der Räuber im Freien auszuſetzen, die, wenn ſie wirklich den Raub beabſichtigten, wofür das von Allen gehörte Pfeifen zu beweiſen ſchien, gewiß ſchon das Schloß umzingelt hielten. Um ſo mehr wunderte man ſich über den Abgang des Oberpolizeidirektors unter ſo bedrohlichen Umſtänden. Das ganze Benehmen deſſelben und ſeiner Offizianten war ſchon Allen ſeltſam vorgekommen. Alles dies aber vergaß man über der Befürchtung, die ſeine letzten Worte rechtfertigten, in denen man die Erklärung ſeiner eiligen, einer Flucht gleichenden Entfernung finden zu müſſen glaubte. Das Pfeifen, welches die Nähe der Räuber anzuzeigen ſchien, war demnach das Warnungszeichen ſeiner Späher geweſen.

So war man zwiſchen Zweifel und Sorge noch weit von aller Beruhigung, als die Gemüther von Neuem aufgeſchreckt wurden. Mariane, die eben aus dem Zimmer gegangen, kam blaß und zitternd zurück. Vom Hofraum her klang reiſiges Getöſe; auf der Treppe klirrten gewichtige Tritte.

Der erſte Gedanke der Erſchreckten mußte der erwartete Einbruch ſein. Das ruhige Verhalten der Domeſtiken, die gewiß nicht den Räubern das Thor gutwillig geöffnet haben würden, widerlegte jenen. Nichtsdeſtoweniger fühlte jeder die ängſtliche Spannung, die er auf des Andern Geſicht las. Der Haushofmeiſter war es wiederum, der der Ungewißheit ein Ende machte, indem er den Polizeidirektor der Provinz ankündigte, nach dem heute geſchickt worden war. Dem zweiten Boten, der dem erſten nacheilen und ihn zurückholen ſollte, war, noch ehe er die Stadt erreicht, dieſer ſchon mit dem Polizeidirektor entgegengekommen. Das ganze Schloß, nebſt den Wirthſchaftsgebäuden und Scheuern, war bereits von Dragonern umzingelt, ein Räuber ſchon gefangen, den eben der Polizeidirektor verhörte.

Um Vieles leichter fühlten ſich Wirthin und Hausfreunde auf dieſe Nachricht. Dem Herolde der Sicherheit ward ein gnädiges Lächeln, welches der Glückliche mit ſtolzer Beſcheidenheit aufnahm und zu den andern Poſten der Anerkennung, die ihm in dieſen Tagen geworden, in das Buch eines dankbaren Gedächtniſſes eintrug.

Noch befahl ihm die Gräfin, für gute Bewirthung des Militairs zu ſorgen; die Frage nach der Perſönlichkeit und dem Benehmen des Polizeidirektors beantwortete das Erſcheinen des Polizeidirektors ſelbſt, der jetzt hereintrat, um ſich nach den Befehlen der Gräfin zu erkundigen. Er hatte bei allem männlichen und amtlichen Anſtande etwas in Geſicht und Benehmen, was ihm neben der Achtung auch das Vertrauen derjenigen gewinnen mußte, die ihn nicht fürchten durften.

Die Frage des Polizeidirektors ſetzte, obſchon ſie an ſich nicht unerwartet kommen konnte, die Gräfin in Verlegenheit. Die Ankunft des Polizeidirektors ſelbſt war zu unerwartet gekommen. Weder ſie noch Florentine hatte, nachdem der zweite Bote, der den erſten zurückholen ſollte, abgegangen war, an die Möglichkeit gedacht, jener könne zu ſpät kommen. Dazu erinnerte ein flehender Blick Florentinens an die Zuſage, die ſie jetzt wünſchte, verweigert zu haben. Entſchloſſen, den Punkt nicht zu berühren, mühte ſie ſich, die Gerüchte von der Nähe der Bande, die durch den Raubverſuch bekundete Abſicht des Anführers auf Florentinen, mit ſolcher Dringlichkeit der Beſorgniß darzuſtellen, daß ſie genügend erſchienen ohne Hinzutreten irgend eines gewichtigern Grundes, eine lebhafte Phantaſie bis zur Vorſtellung der Gewißheit eines nahen Überfalls gereizt zu haben.

Der Polizeidirektor ſagte: ein guter Genius nicht nur Ihres Hauſes, ſondern des ganzen Landes muß Sie nach mir haben ſchicken laſſen. Nach der Ausſage des Kerls, den meine Leute bereits gefangen eingebracht haben, war dieſe Stunde zur Ausführung des Anſchlags beſtimmt. Der Anführer ſelbſt befinde ſich unter fremdem Namen, unter welchem aber, wiſſe er nicht, auf dem Schloſſe. Hat der Menſch die Wahrheit geſagt, ſo kann das Raubthier uns nicht entgehen. Und haben wir nur dieſes, ſo fehlt der übrigen

Bande Athem und Seele und im Kurzen muß die Sicherheit wieder hergeſtellt ſein. — Haben Sie vielleicht erſt kürzlich einen Bedienten angenommen, den Sie früher nicht kannten? Oder außer dem vermeintlichen Werning einen Beſuch, den Sie nicht genauer kennen? Und vor Allem, was wiſſen Sie von dieſem?

Die Gräfin verneinte die erſte Frage; zur Beantwortung der zweiten ſtellte ſie dem Polizeidirektor die beiden Hausfreunde vor; dieſer begrüßte den Arzt, den er jüngſt in der Stadt hatte kennen gelernt, und wiederholte ſeine letzte Frage.

Die Gräfin verſicherte, daß ſie den in Rede ſtehenden nie geſehen. Florentine aber entgegnete mit Lebhaftigkeit, der Umſtand, daß Jener fälſchlich für den Beſitzer des fremden Namens gegolten, könne nicht ihm zur Laſt gelegt werden; wenn er jener Meinung nicht widerſprochen habe, ſo ſei er auch bis jetzt nicht im Beſitz eines klaren Bewußtſeins geweſen. Und noch jetzt würde man durch Fragen mehr an ſeinem Zuſtande verſchlimmern, als über ihn aufgeklärt werden.

Der Polizeidirektor nahm ihre Aufregung mit Verwunderung wahr. Dann ſagte er: Sie vergeſſen das Portefeuille. Daß dies dem Legationsrath Werning unter Mißhandlung geraubte, in den Händen eines Landſtreichers gefunden, einen mehr als blos zureichenden Grund zum Verdachte gegen dieſen geben muß.

Florentine empfand bei dieſen Worten, obſchon ſie ſich geſtehen mußte, der Polizeidirektor habe nicht mehr geſagt, als was ihr ſelbſt, ſo oft abgewieſen, eben ſo oft ſich wieder aufdrang, neben der Sorge für ihren Schützling, einen lebhaften Unwillen. Es iſt des Menſchen Art, daß es ihn verdrießt, das, was er, weil er es ſich ſelbſt nicht leugnen konnte, ſich vermäntelte, bei ſeinem wahren Namen nennen zu hören. Etwas von dieſem Unwillen lag in dem Tone, mit dem ſie entgegnete: Wieſe ſich dieſer Verdacht als gegründet aus, ſo würde der S***ſche Polizeidirektor, in deſſen Bereich das Zimmer liegt, das der Bedauernswürdige bewohnt, dieſem die Freiheit gewiß nicht gelaſſen haben.

Vergeblich haben Sie, entgegnete der Polizeibeamte mit feinem Lächeln, die Worte: in deſſen Bereich das Zimmer liegt, nicht eingeſchaltet. Und doch vielleicht vergeblich, wenn ich mich getraue, die Überſchreitung meiner amtlichen Berechtigung in dieſem Falle verantworten zu können. Aber laſſen Sie mich fragen, wann mein S***ſcher College hier anweſend war und weßhalb?

Die Gräfinnen und die Hausfreunde ergänzten ſich wechſelſeitig in der Erzählung des Verlangten.

Erſt zeigte das Geſicht des Hörenden Verwunderung, dann eine unverkennbare Spannung und nachdem er ſich hatte wiederholen laſſen, der S***ſche Beamte habe nur kaum einige Minuten vor ſeiner Ankunft das Schloß ver-

laſſen, ſagte er ſichtlich erleichtert: So begegnen ihm meine Leute auf jeden Fall, da ich zugleich von vier Seiten her das Schloß einſchließen ließ. Über Manches, denke ich, wird er uns Auskunft geben.

Zu Florentinen gewandt, nahm er das vorige Geſpräch wieder auf. Sie nannten Jenen einen Bedauernswürdigen; ich möchte ihn einen Beneidenswerthen nennen, dem die Dankbarkeit einen ſo eifrigen, als liebenswürdigen Anwalt gewonnen hat. Wie aber nun, gnädigſte Comteſſe, wenn die vermeintliche Hülfe, ſo wie der Anfall nur eine Spiegelfechterei geweſen wäre? Sie müſſen uns ſagen können, ob der vermeinte Retter gegen die Genoſſen des beabſichtigten Raubes etwas gethan hat, was außer Zweifel ſetzt, daß Anfall und Rettung mehr als zwei Komödien geweſen, deren Plan von einem und demſelben Autor herrührt, und zwar von demſelben, der zugleich der Held des zweiten Stückes war.

Dieſe Frage, entgegnete Florentine, kommt mir zu unerwartet, als daß ich hoffen dürfte, die befriedigende Antwort ſo ſchnell zu finden, als ich ſie gewiß zu finden glaube. —

Seine einzige Waffe war ein Knotenſtock. Mußte ihm aber, wenn er eine Täuſchung vorhatte, nicht daran liegen, dieſe ſo wahrſcheinlich als möglich zu machen? Hätte er dieſen Zweck nicht ſicherer erreicht, wenn er ſich mit Piſtolen verſah, die ja blind geladen ſein konnten, und die an einem Reiſenden in dieſer Gegend kein Befremden erregen? Wer täuſchen will, wird eher zu viel, als zu wenig thun.

Noch eine Frage erlauben Sie mir, fuhr der Polizeidirektor fort. Hat einer von den Genoſſen des Anfalls auf den vermeintlichen Retter geſchoſſen oder ſonſt ernſtlich gegen ihn ſich vertheidigt?

Der Kolbenſchlag, entgegnete die Comteſſe, der genügte, den Unglücklichen auf ſo lange der Beſinnung zu berauben, genügt wohl, die ernſtliche Vertheidigung des Gebers außer Zweifel zu ſetzen.

Auch dies, ſagte der Polizeidirektor, befreit ihn nicht von dem Verdachte, daß er, wenn auch nicht Genoſſe des Anfalls, doch Genoſſe derer, die ihn ausführten, ſein könne. Denken Sie nur der Exempel, die der Hauptmann der Bande an ſeinen Untergebenen ſtatuirt, die auf eigene Hand und ohne ſeinen Befehl etwas unternehmen. Wäre es ſo ſeltſam, daß einer einmal dieſe Strafe nicht ſo reſignirt aufgenommen hätte, wie vorher andere in ähnlichem Falle? Sie können Recht haben, verehrteſte Comteſſe. Ich aber muß den Menſchen ſehen und ſprechen. Wär' er auch von allem Verdachte frei, der mich als Beamten dazu berechtigt, ſo kann er vielleicht Auskunft, vielleicht Beruhigung über etwas geben, was mich ſelbſt und nur zu nahe angeht. Beſinne ich mich recht, ſo bin ich's hier nicht allein, der dieſe Auskunft wünſchen muß. Aus des Baron Rudenz, meines Jugendfreundes, eigenem Munde weiß ich, daß er in der Gräfin Erlenbach eine werthe Verwandte und die innigſte Freundin einer geſtorbenen, geliebten Mutter verehrt.

Digitized by Google

Daß der Polizeidirektor die Wahrheit geſprochen, bezeugte die Bläſſe, die das zarte Geſicht der Gräfin zum Marmorbilde machte, indem ſie mit der Angſt dringlicher Sorge ſagte: Laſſen Sie mich wiſſen, welches widrige Geſchick den Theuern getroffen hat, damit ich für ihn thue, was mir möglich iſt. Zögern Sie nicht, ich bitte Sie, damit kein Verzug die Hülfe ſchwieriger oder gar unmöglich macht.

Von Stetten aus, ſagte der Polizeidirektor, kündigte er mir einen Beſuch an. Ich erwarte ihn mit all' der Sehnſucht und Freude, womit man den theuerſten Freund ſeiner Jugend erwartet. Die Zeit, in der er bei mir ankommen wollte, iſt da, der Erſehnte nicht. Ein neuer Tag kommt, aber er bringt ihn nicht. Ich ſchreibe nach Stetten, er iſt abgereiſt von da zu derſelben Zeit, da er ſich's vorgenommen. Ich reiſe ſelbſt dahin, frage unterwegs in allen Dörfern. In dem nächſten von Stetten aus hat man einen Fußreiſenden geſehen, die Beſchreibung paßt. Von da hört jede Spur auf. Ich will Ihnen nicht vorerzählen, was Alles ich that und verſuchte — keine Nachricht, keine Spur. Es iſt nicht anders, es kann nicht anders ſein, er iſt den Böſewichtern in die Hände gefallen. Deßhalb bot ich Alles auf, etwas Entſcheidendes gegen dieſe unternehmen zu können. Auf Morgen Nacht war eine große Streife beſtimmt, heute hofften meine Späher ihre Hauptſchlupfwinkel ausfindig zu machen.

Ihre Botſchaft, gnädige Gräfin, beſchleunigte nur, was bereits im Werke war. Die braven Dragoner ſtanden ſchon zu meiner Dispoſition; ſo ward es möglich, daß ich Ihrem Gebote in ſolcher Schnelle und mit ſolchen Mitteln Gehorſam leiſten konnte. — Ich entferne mich einen Augenblick, nachzuſehen, ob jene nichts von dem unterlaſſen, was ich anordnete, um dann deſto ungeſtörter nach dem Freunde forſchen zu können, den wir ſo ſchmerzlich vermiſſen.

Der Polizeidirektor hatte das Zimmer verlaſſen. Die Gräfin ſah den theuern Verwandten im Geiſte den ſchrecklichſten Gefahren ausgeſetzt und empfand die ganze Qual der Ungewißheit, ob und wie ihm zu helfen ſein möge. Von Florentinens Antlitz aber leuchtete das Panner des Entſchluſſes, den auszuführen die Entfernung des Polizeidirektors Hoffnung und Gelegenheit gab. Hatte ſie vorher Urſache, ihre Neigung zum Abenteuerlichen anklagen zu müſſen, ſo fühlte ſie ihr jetzt Dank. Denn dieſe Neigung war es geweſen, die ihr Luſt und Ausdauer gegeben, durch das ganze Archiv der alten Schriften, die auf die Geſchichte des Schloſſes und ſeiner früheren Beſitzer Bezug hatten, ſich durchzuarbeiten, und wieder war es jene geweſen, die ſie die dort gefundenen Andeutungen auf die Exiſtenz eines geheimen Ganges hatte vergleichen und endlich dieſen Gang finden laſſen und eben jene Neigung hatte ſie vermocht, dieſer Kunde das Anziehende eines ausſchließlichen Geheimniſſes zu bewahren. —

Der Retter, wie wir ihn jetzt noch nennen wollen, erſtaunte über die hohe liebliche Geſtalt mit den eilgerötheten Wangen, aber es war das Erſtaunen eines Menſchen über eine himmliſche Erſcheinung. Es war ja dieſelbe Geſtalt, die er einigemal in den kurzen Augenblicken des rückkehrenden Bewußtſeins geſehen und dann nicht wieder, dieſelbe Geſtalt, die das Übergewicht der reizbaren Phantaſie des Kranken, ihr ſeltenes und jedesmal ſo kurzes Erſcheinen ihm wirklich zu einer himmliſchen gemacht hatte. Und dieſe Geſtalt, mit der der Ausdruck des Mitleids eines Engels mit menſchlichem Leiden in ſeinem Ideengange unzertrennlich verknüpft war, ſtand jetzt vor ihm, ſelbſt von dem menſchlichen Gefühle der Angſt übermannt, aus beengter Bruſt athmend, über die ſchönen Formen hin das Beben fieberiſcher Anſpannung.

Mein Schutzgeiſt! ſtammelte er.

Soll ich der werden, ſagte das Mädchen ſo dringlich eilig, als es die fliegende Bruſt erlauben wollte, ſo antworten Sie mir auf eine Frage. Aber Wahrheit! Kein Mißtrauen — keine Vermäntelung, keine Entſchuldigung. Jenes Portefeuille gehört Ihnen nicht, es iſt dem wahren Beſitzer geraubt. — Keine Worte. Ja oder Nein.

Ja, ſagte der Verwunderte, aber —

Genug, ſagte das Mädchen in einem Tone, durch den der ganze Kampf bebte, in dem die noch immer genährte Hoffnung der ſchrecklichſten Gewißheit des Gegentheils zu weichen begann. Sie ſind einer jener Unglücklichen —

Der Schmerz der geliebten Geſtalt brachte den noch von der Krankheit Aufgeregten außer ſich. Ohne mehr aus ihrem Zuſtande ſchließen zu können, als daß etwas Entſetzliches ſie ängſtige, fürchtete er nur, die Möglichkeit, dieſes Entſetzliche wegzuräumen, könne außer dem Bereich ſeiner Kräfte liegen. Er warf ſich mit Leidenſchaft vor der Beängſteten auf die Knie, die mit abwehrender Bewegung, todtenbleich und mit faſt tonloſer Stimme ſagte: Stille, ich weiß, ich weiß.

Dem jungen Manne ward's wunderlich zu Muthe. Lag er im Fiebertraum? War die ſeltſame Situation, in der er ſich befand, Wirklichkeit?

Das Mädchen fühlte durch die Vernichtung aller Hoffnung hindurch den Werth des Augenblickes. Mit krampfhafter Haſt fuhr ſie fort: Jetzt keine Erklärung — Stehen Sie auf! — Hier die Tapetenthüre.

Der junge Mann ſprang auf. Kann meine Entfernung Sie retten, ſagte er ſchmerzlich, ſo will ich. Aber wiederſehen darf ich Sie? muß ich Sie!

Nie mehr, nie in dieſer Welt, entgegnete das Mädchen mit bebender Stimme. Nie dürfen wir uns wiederſehen. Sie verſprechen mir, ein neuer Menſch werden zu wollen. Sie dürfen mich nicht täuſchen, die ich Ihnen ſo unendlich traue. Hier nehmen Sie, fuhr ſie fort, einige Preziosen von bedeutendem Werth hervorziehend, damit nicht die Noth Sie auf den ſchrecklichen Weg zurückſtößt, den Sie verlaſſen. Kann es Sie tröſten, im neuen Streben ſtärken, ſo denken Sie, daß ein Weſen lebt, deſſen Leben nur Ein

Wunſch iſt, Sie dort wieder zu finden. Und nun eilen Sie oder Sie ſind verloren!

Gilt es nur mir, rief der junge Mann freudig ergriffen, ſind Sie nicht gefährdet durch mein Dableiben, ſo will ich zu Ihren Füßen erwarten, was mich treffen ſoll. Sie nicht wiederſehen iſt das Schrecklichſte, was mich treffen kann, der Tod zu Ihren Füßen ein ſeliger!

Eilige Schritte von Außen.

Die Thüre geöffnet. — Zu ſpät! Zu ſpät! rief Florentine mit ſterbenden Tönen und ſank, die Augen mit den Händen bedeckend in den Stuhl. Der junge Mann lag mit gekreuzten Armen vor ihr auf den Knieen.

Erſtaunen hielt den Polizeidirektor in der geöffneten Thüre zurück. Da wandte der Knieende das Geſicht gegen die nahende Gefahr. Ein Schrei und zwei Freunde lagen ſich in den Armen.

Welcher Zufall! rief der Polizeidirektor, oder ſoll ich's Schickung nennen? Haben Räuber dieſe Gegend in Angſt ſetzen müſſen, damit zwei ſtolze Herzen mit Gewalt glücklich werden mußten, die ſich ſonſt ewig geflohen haben würden im unſeeligen Irrthum!

Nun begreif' ich, entgegnete der Andere. So galt ich für einen — Räuber?

Der Polizeidirektor lächelte und ſagte leiſe, aber pathetiſch: „Tritt hin vor ſie, die Dir den Sirenengeſang vorſingt von ewiger Liebe, und ſag' ihr: an dieſer Hand klebt Blut — war es nicht ſo? Und wie hieß der andere Paſſus? — Ich denke: Genug, ich heirathe nicht und am wenigſten Jene. Jene? wiederholte er mit einem Augenwink nach Florentinen hin.

Wär' es möglich? rief der Baron wie erſchrocken.

Und Du hätteſt nie nach dem Namen Deiner Geretteten gefragt? fragte der Polizeidirektor dagegen.

Alles Vergangene ſchien mir ein Traum, ſie eine Himmelserſcheinung, der man durch Neugierde ſich verluſtig macht.

Der Baron hörte nichts von den fernern Fragen des Polizeidirektors. Vor Florentinen hingeſunken, die noch immer regungslos, ein ſchönes Bild des Schmerzes, dort ſaß, zog er ihr mit ſanfter Gewalt die Hände von den Augen.

Ich bin nicht einer jener Unglücklichen, ſtammelte er, für den Du mich hielteſt, aber ich bin unglücklich, unglücklicher noch, wenn Du mich nicht liebſt. Du wollteſt mein Schutzgeiſt ſein. Ich nehme Dich beim Worte.

Das Mädchen ſah ſich um, wie einer, der, aus ſchwerem Traum erwacht, nicht weiß, was von dem, was er zu ſehen meint, der Wirklichkeit gehört, was dem Traume.

Der Polizeidirektor trat hinzu und ſagte ſanft, indem er die Hand auf des Knieenden Kopf legte: Rudolf von Rudenz, der Vermißte, Ihr Verwandter, mein Jugendfreund.

Über Florentinens Züge glitt es wie ein ſeliges Lächeln, dem eben ſo plötzlich ein Thränenſtrom folgte, ſo ſtark, daß das ganze Weſen des Mädchens ſich in Thränen auflöſen zu wollen ſchien und die ganze Geſtalt vom Schluchzen erſchüttert wurde. Dann eben ſo plötzlich gefaßt erhob ſie ſich in ihrer ganzen Größe, ſah den Glücklichen einen Augenblick mit wunderbar treuherzigem Auge an und gab ihm ſchweigend die Hand.

Und nun zu der beſten und glücklichſten der Mütter, ſagte der Polizeidirektor.

So war nun an die Stelle der Angſt und Beſorgniß dieſer abenteuerlichen Nacht größere Freude getreten. Der Baron hatte die Liebe gefunden, an deren Exiſtenz er zweifelte, Florentine durfte den Retter ohne innern und äußern Widerſpruch lieben, der Polizeidirektor hatte den Jugendfreund wieder, die edle Gräfin endlich freute ſich zugleich des Wiederfindens des theuern Verwandten und der Erfüllung ihres heißeſten Wunſches. Die Hausfreunde theilten die Freude, wie ſie vorher mit gelitten hatten. Da zog ein Jubelgeſchrei unten vor dem Schloſſe die Glücklichen an das Fenſter. In den Arreſtanten, die die Dragoner daher brachten, erkannten ſie mit Erſtaunen den S***ſchen Oberpolizeidirektor, den Rath, den Commiſſair und den Boten, noch mehr erſtaunt, als ſie erfuhren, in der Perſon des vorher vermeintlichen Oberpolizeidirektors ſei endlich die Geißel der Gegend, der Anführer der Bande gefangen. Der Mantelſack, der dem Boten abgenommen worden war, enthielt bei der Unterſuchung ein Bedeutendes an Geld und Preziosen, was bei der vorgeblichen Hausſuchung von dem ſchlimmſten Gauner der ganzen Bande, dem ſogenannten Rath Morand, war erbeutet worden. —

Der Polizeidirektor war mit ſeinen Dragonern und den Delinquenten bereits auf dem Wege zur Stadt, doch nicht ohne das Verſprechen entlaſſen, ſobald es ihm möglich ſein werde, mit ſeiner jungen Gattin die Gräfinnen und den Jugendfreund auf mehre Tage zu beſuchen. Dieſe hatten die Ruhe geſucht, die ſie nach den Gemüthsbewegungen dieſer Nacht ſo nothwendig bedurften. Auf dem Tiſche der Domeſtikenſtube aber dampfte eine Bowle friſch bereiteten Punſches, umgeben von begeiſterungglühenden Geſichtern. Was auf den Geſichtern glühte, tönte von den Zungen. Jeder ſprach, keiner hörte, und doch ſchien es, als verſtänden ſich Alle. Da erhob ſich die ſtattliche Geſtalt des präſidirenden Haushofmeiſters, und wie durch einen Zauber gebannt ſtanden alle Zungen ſtill, als er mit dem Tone feierlicher Rührung anhub:

Freunde! Brüder! Mitgenoſſen des großen Werkes, nicht mehr des großen Planes, denn er iſt That geworden, männliche, herrliche That! Ich ſehe Euch Alle glühen von begeiſterter Freude — und iſt es ohne Grund?

Iſt es etwa die Freude des Egoiſten, der ſeinen Eigenſinn behauptet hat? Iſt es die Freude des Habſüchtigen, der ſich bereichert hat durch die Verarmung des Nächſten? Iſt es die Freude des Geizigen, der, da er ſeinen Schatz

vergraben wollte, einen neuen dazu fand? Iſt es die Freude des Gecken, dem ſeine Schöne den Cotillon zuſagte für den nächſten Ball? Iſt es die Freude eines Gelehrten, der aus dem Staube alter Folianten im Schweiße ſeines Angeſichts einen Erdenkloß zuſammenklaubte, aber keinen Adam? Iſt es die Freude des Ehrgeizigen, der den geſtürzten Vormann zur Stufe machen kann zum Emporſteigen? Iſt es endlich die Freude des Hofmanns, den ſein Fürſt auf die Schulter klopft, da er verdient hätte, ganz wo anders geklopft zu werden? — Nein, meine Freunde, meine Brüder. Es iſt die Freude des Edeln, dem es Gott gegeben, der Retter ſeiner Brüder zu ſein. Es iſt die Freude eines Columbus, der nach Kampf und Todesgefahr knieend das Land begrüßt, das Tauſenden eine goldene Heimath werden ſoll.

Es iſt — doch, meine Freunde, vorgeſehen! haben wir geprüft, daß wir uns freuen dürfen? Sind wir nicht zu voreilig? Iſt es Männerart, ſich vom Scheine dahin reißen zu laſſen? Haben wir uns auf das ſchnelle Pferd geſetzt, dem der hinkende Bote folgt?

Wie, Freunde? Laſſet uns doch verſuchen, ob wir uns Rechenſchaft geben können? Mag der Plusmacher von Plan zu Plan fliegen, um den Irrthum, den er ahnt, ſich nicht eingeſtehn zu müſſen. Ich denke, wir brauchen es nicht. Die Gnädigſte wollte den Polizeidirektor kommen laſſen, dann widerrief ſie den Befehl. Wir ſchickten nun gerade, und ich frage Euch: was wäre geworden, hätten wir gehorcht? Der vermeinte Oberpolizeidirektor verſendete Euch Alle. Warum? Damit er nicht gehindert würde in ſeinem ſchändlichen Plane. Hätte mir der rechte Verſtand nicht eingegeben, Euch zu halten, die Gnädigſte — man kann ſagen — mit Gewalt zu hindern, dem Böſewichte zu folgen, ich zittre, mich ſchaudert's, nur zu denken, was hätte geſchehen müſſen.

Haushofmeiſter, ſagte der Jäger, können wir, kann die Menſchheit Ihm genug danken für das Licht, das Er aufgeſteckt hat? Er iſt ein großer Mann, ich aber bin ein Elender. Ich muß es geſtehn, wenn mir's nicht das Herz abdrücken ſoll, was für ein abſcheulicher Zweifel an Ihm manchmal in mir aufſtand. Er ſagte, der rechte Verſtand gehe zuerſt los; das lange Sinnen ſei eben der linke, und doch beſann er ſich ſelbſt ſo lange. Kann er mir verzeihen, Er, dem ich nicht werth bin, zu Füßen zu liegen? Ein Kreuz — Hagel — Schrot —, aber ich will nicht fluchen, ſoll mich holen, — tret' Er mich zuſammen, Haushofmeiſter, denn ich verdiene nichts Beßres.

Steh' Er auf, Jäger, entgegnete der Haushofmeiſter mit ſanfter Stimme. Und wäre ſeine Sünde noch größer. Wer könnte in dieſer Stunde zürnen, wer dürfte ſich in dieſer Stunde unterfangen wollen, zu ſtrafen, ſei es auch nur mit Worten! Wirkt die ewige Liebe durch uns zum Wohle der Brüder, hat uns zu heiligen Gefäßen geweiht, aus denen die Menſchheit ſich Geſundheit trinken ſoll nach langem Siechthum, und wir könnten das Bitter menſchlichen Grolles in uns aufnehmen wollen? Nein! Der Name dieſer Stunde heiße Vergeſſen! Vergeben!

Vergeſſen! Vergeben! ſchluchzte es, ein unendliches Echo durch das Zimmer. Man umarmte ſich unter Thränen.

Da öffnete ſich die Thüre und herein bewegte ſich ein feierlicher Zug. Der Koch ſchritt voran, ihm folgten die Frauenzimmer, einen Kranz tragend, den ſie in Ermangelung paſſenderen Grünes aus gedörrten Lorbeerblättern, Majoran, Rosmarin und andern Kräutern des Küchenvorraths gewunden hatten. Dann kam der Kutſcher, und der Küchenjunge ſchloß den Zug. Feierliche Stille herrſchte, als ſie den Haushofmeiſter zweimal umſchritten und endlich vor ihm ſtehen blieben. Die Frauenzimmer ſetzten ihm den Kranz auf und der Kutſcher räusperte ſich und begann mit begeiſterten, bald aber vom Weinen unterdrückten Tönen und entſprechenden Geberden:

Großer, Vortrefflicher, Unausſprechlicher! Nimm den Dank der Menſchheit aus unſern Händen. Spiegle Dich in dieſen Thränen, die mir ſtromesweiſe aus den Augen laufen. Nimm unſere Verſicherung, daß wir Dein Werk fördern wollen, ſo lange uns Gott das Leben ſchenkt. Sterben iſt ein Bitteres, aber der Tod iſt uns allen beſchieden, er ſei duſemang oder plötzlich. Brüder, Wehmuth iſt eine ſchöne Tugend. Darum laſſet die Todten ruhen, denn ihnen iſt wohl. Deßhalb lebe unſer Haushofmeiſter, der Erfinder der Emanzipation der Dienſtboten!

Er lebe, hallte es von jedem Munde und jetzt drang, die herabgebrannten Lichter beſchämend, die erſte Röthe des Morgens durch die Fenſter herein und legte ihre Glorie um die erhabene Gruppe der Umſchlungenen.

Otto Ludwig v. Eisfeld.

Kampf und Kämpfer.

Von Heinrich Heine.

I.

Hätte ich zur Zeit des Kaiſers Nero in Rom privatiſirt und etwa für die Oberpoſtamtszeitung von Böotien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Correſpondenz beſorgt, ſo würden meine Collegen nicht ſelten darüber geſcherzt haben, daß ich z. B. von den Staatsintriguen der Kaiſerin-Mutter gar nichts zu berichten wiſſe, daß ich nicht einmal von den glänzenden Diners rede, womit König Agrippa das diplomatiſche Corps zu Rom jeden Sonntag regalire, und daß ich hingegen beſtändig von jenen Galiläern ſpräche, von jenem obſcuren Häuflein, das meiſtens aus Sklaven und alten Weibern beſtehe, die in Kämpfen und Viſionen ihr blödſinniges Leben verträumen und ſogar von den Juden desavouirt würden. Meine wohlunterrichteten Collegen hätten gewiß ganz beſonders ironiſch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hoffeſte des Cäſars, wobei Se. Maj. höchſtſelbſt die Guitarre ſpielte, nichts Wichtigeres zu berichten wußte, als daß einige jener Galiläer mit Pech beſtrichen und angezündet wurden, und ſolchergeſtalt die Gärten des goldnen Palaſtes erleuchteten. Es war in der That eine ſehr bedeutſame Illumination,

und es war ein grauſamer, ächt römiſcher Witz, daß die ſogenannten Obſcuranten als Lichter dienen mußten bei der Feier der antiken Lebensluſt. Aber dieſer Witz iſt zu Schanden geworden, jene Menſchenfackeln ſtreuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all' ihrer morſchen Herrlichkeit in Flammen aufging: die Zahl jenes obſcuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr mußten die Legionen Cäſars die Waffen ſtrecken, und das ganze Reich, die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern. — Es iſt durchaus nicht meine Abſicht, hier in homiletiſche Betrachtungen überzugehen, ich habe nur durch ein Beiſpiel zeigen wollen, in welcher ſiegreichen Weiſe eine ſpätere Zukunft jene Vorneigung rechtfertigen dürfte, womit ich an einem andern Orte ſehr oft von einer kleinen Gemeinde geſprochen, die der Ecclesia pressa des erſten Jahrhunderts ſehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird, und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düſterer Zerſtörungswille ebenfalls an galiläiſche Anfänge erinnert. Ich ſpreche wieder von den Communiſten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entſchloſſene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, deſſen Bekenner, unter ſeltſamen Aushängeſchildern, noch immer am Leben ſind, ſowie auch für die Fourieriſten, die noch friſch und rührig wirken, dieſelbe Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; aber dieſe ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die ſociale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, ſie werden nicht getrieben von dämoniſcher Nothwendigkeit, ſie ſind nicht die prädeſtinirten Knechte, womit der höchſte Weltwille ſeine ungeheuren Beſchlüſſe durchſetzt. Früh oder ſpät wird die zerſtreute Familie Saint-Simons und der ganze Generalſtab der Fourieriſten zu dem wachſenden Heere des Communismus übergehen und, dem rohen Bedürfniſſe das geſtaltende Wort leihend, gleichſam die Rolle der Kirchenväter übernehmen.

Eine ſolche Rolle ſpielt bereits Pierre Leroux, den wir vor elf Jahren in der Salle-Taitbout als einen der Biſchöfe der Saint-Simoniſten kennen lernten. Ein vortrefflicher Mann, der nur den Fehler hatte, für ſeinen damaligen Stand viel zu trübſinnig zu ſein. Auch hat ihm Enfantin das ſarkaſtiſche Lob ertheilt: „Das iſt der tugendhafteſte Menſch nach den Begriffen der Vergangenheit.“ Seine Tugend hat allerdings etwas vom alten Sauerteig der Entſagungsperiode, etwas verſchollen Stoiſches, das in unſerer Zeit ein faſt befremdlicher Anachronismus iſt, und gar den heiteren Richtungen einer pantheiſtiſchen Genußreligion gegenüber, als eine honorable Lächerlichkeit erſcheinen mußte. Auch ward es dieſem traurigen Vogel am Ende ſehr unbehaglich in dem glänzenden Gitterkorb, worin ſo viele Goldfaſanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten, und Pierre Leroux war der Erſte, der gegen die Doctrin von der neuen Sittſamkeit proteſtirte und ſich mit einem fanatiſchen Anathema von der fröhlich bunten Genoſſenſchaft zurückzog. Hierauf unternahm er, in Gemeinſchaft mit Hippolyt Carnot, dem jetzigen Deputirten, die neuere Revue encyclopédique und die Artikel, die er darin ſchrieb, ſowie auch ſein Buch De l'humanité bilden den Übergang zu den Doctrinen, die er jetzt, ſeit einem Jahre, in der Revue indépendante niederlegte. Wie es jetzt mit der großen Encyclopädie ausſieht, woran Leroux und der vortreffliche Reynauld am thätigſten wirken, darüber kann ich nichts Beſtimmtes ſagen. So viel darf ich behaupten, daß dieſes Werk eine würdige Fortſetzung ſeines Vorgängers iſt, jenes koloſſalen Pamphlets in dreißig Quartbänden, worin Diderot das Wiſſen ſeines Jahrhunderts reſumirte. In einem beſondern Abdruck erſchienen die Artikel, welche Leroux in ſeiner Encyclopädie gegen den Couſin'ſchen Eklekticismus, oder Eklektismus, wie die Franzoſen das Unding nennen, geſchrieben hat. Couſin iſt überhaupt das ſchwarze Thier, der Sündenbock, gegen welchen Leroux ſeit undenklicher Zeit polemiſirt, und dieſe Polemik iſt bei ihm

zur Monomanie geworden. In den Decemberheften der Revue indépendante erreicht ſie ihren raſend gefährlichſten und ſkandalöſeſten Gipfel. Couſin wird hier nicht bloß wegen ſeiner eignen Denkweiſe angegriffen, ſondern auch bösartiger Handlungen beſchuldigt. Diesmal läßt ſich die Tugend vom Winde der Leidenſchaft am weiteſten fortreißen und geräth auf's hohe Meer der Verläumdung. Nein, wir wiſſen es aus guter Quelle, daß Couſin zufälligerweiſe ganz unſchuldig iſt an den unverzeihlichen Modificirungen, welche die poſthume Schrift ſeines Schülers Jouffroi erlitten; wir wiſſen es nämlich nicht aus dem Munde ſeiner Anhänger, ſondern ſeiner Gegner, die ſich darüber beklagten, daß Couſin aus ängſtlicher Schonung der Univerſitätsintereſſen die Publication der Jouffroi'ſchen Schrift widerrathen und verdrießlich ſeine Beihülfe verweigert habe. Sonderbare Wiedergeburt derſelben Erſcheinungen, wie wir ſie bereits vor zwanzig Jahren zu Berlin erlebt! Diesmal begreifen wir ſie beſſer, und wenn auch unſre Sympathien nicht für Couſin ſind, ſo wollen wir doch unparteiiſch geſtehen, daß ihn die radikale Partei mit demſelben Unrecht und mit derſelben Beſchränktheit verläſterte, die wir uns ſelbſt einſt in Bezug auf den großen Hegel zu Schulden kommen ließen. Auch dieſer wollte gern, daß ſeine Philoſophie im ſchützenden Schatten der Staatsgewalt ruhig gedeihe und mit dem Glauben der Kirche in keinen Kampf geriethe, ehe ſie hinlänglich ausgewachſen und ſtark, — und der Mann, deſſen Geiſt am klarſten und deſſen Doctrin am liberalſten war, ſprach ſich dennoch in ſo trüb ſcholaſtiſcher, verklauſulirter Form aus, daß nicht bloß die religiöſe, ſondern auch die politiſche Partei der Vergangenheit in ihm einen Verbündeten zu beſitzen glaubte. Nur die Eingeweihten lächelten ob ſolchem Irrthum, und erſt heute verſtehen wir dieſes Lächeln; damals waren wir jung und thöricht und ungeduldig, und wir eiferten gegen Hegel, wie jüngſt die äußerſte Linke in Frankreich gegen Couſin eiferte. Nur daß bei dieſem die äußerſte Rechte ſich nicht täuſchen läßt durch die Vorſichtsmaßregeln des Ausdrucks; die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Cleriſei zeigt ſich hier weit ſcharfſichtiger, als die königl. preuß. proteſtantiſche; ſie weiß ganz beſtimmt, daß die Philoſophie ihr ſchlimmſter Feind iſt, ſie weiß, daß dieſer Feind ſie aus der Sorbonne verdrängt hat, und um dieſe Feſtung wieder zu erobern, unternahm ſie gegen Couſin einen Vertheidigungskrieg, und ſie führt ihn mit jener geweihten Taktik, wo der Zweck die Mittel heiligt. So wird Couſin von zwei entgegengeſetzten Seiten angegriffen, und während die ganze Glaubensarmee mit fliegenden Kreuzfahnen, unter Anführung des Erzbiſchofs von Chartres, gegen ihn vorrückt, ſtürmen auf ihn los auch die Sansculotten des Gedankens, brave Herzen, ſchwache Köpfe, mit Pierre Leroux an ihrer Spitze. In dieſem Kampfe ſind alle unſere Siegeswünſche für Couſin; denn wenn auch die Bevorrechtung der Univerſität ihre Übelſtände hat, ſo verhindert ſie doch, daß der ganze Unterricht in die Hände jener Leute fällt, die immer mit unerbittlicher Grauſamkeit die Männer der Wiſſenſchaft und des Fortſchritts verfolgten, und ſo lange Couſin in der Sorbonne wohnt, wird wenigſtens dort nicht wie ehemals der Scheiterhaufen als letztes Argument, als ultima ratio, in der Tagespolemik angewendet werden. Ja, er wohnt dort, als Gonfalonière der Gedankenfreiheit, und das Banner derſelben weht über dem ſonſt ſo verrufenen Obſcurantenneſte, der Sorbonne. Was uns für Couſin noch beſonders ſtimmt, iſt die liebreiche Perfidie, womit man die Beſchuldigungen des Pierre Leroux auszubeuten wußte. Die Argliſt hatte ſich diesmal hinter die Tugend verſteckt, und Couſin wird wegen einer Handlung angeklagt, für die, hätte er ſie wirklich begangen, ihm nur Lob, volles orthodoxes Lob geſpendet werden müßte: Janſeniſten ebenſowohl wie Jeſuiten predigten ja immer den Grundſatz, daß man um jeden Preis das öffentliche Ärgerniß zu verhindern ſuche. Nur das öffentliche Ärgerniß ſei die Sünde, und nur dieſe ſolle man vermeiden, ſagte gar ſalbungsvoll der fromme

Mann, den Molière kanoniſirt hat. Aber nein, Couſin darf ſich keiner ſo erbaulichen That rühmen, wie man ſie ihm zuſchreibt, dergleichen liegt vielmehr im Charakter ſeiner Gegner, die von jeher, um den Skandal zu hintertreiben oder ſchwache Seelen vor Zweifel zu bewahren, es nicht verſchmähten, Bücher zu verſtümmeln, oder ganz umzuändern, oder zu vernichten, oder ganz neue Schriften unter erborgtem Namen zu ſchmieden, ſo daß die koſtbarſten Denkmale und Urkunden der Vorzeit theils gänzlich untergegangen, theils verfälſcht ſind. Nein, der heilige Eifer des Bücherkaſtrirens und gar der fromme Betrug der Interpolationen gehört nicht zu den Gewohnheiten der Philoſophen.

Und Victor Couſin iſt ein Philoſoph, in der ganzen deutſchen Bedeutung des Wortes. Pierre Leroux iſt es nur im Sinne der Franzoſen, die unter Philoſophie vielmehr allgemeine Unterſuchungen über geſellſchaftliche Fragen verſtehen. In der That, Victor Couſin iſt ein deutſcher Philoſoph, der ſich mehr mit dem menſchlichen Geiſte, als mit den Bedürfniſſen der Menſchheit beſchäftigt, und durch das Nachdenken über das große Ego in einen gewiſſen Egoismus gerathen. Die Liebhaberei für den Gedanken an und für ſich abſorbirte bei ihm alle Seelenkräfte, aber der Gedanke ſelbſt intereſſirte ihn zunächſt wegen der ſchönen Form, und in der Metaphyſik ergötzte ihn am Ende nur die Dialektik: von dem Überſetzer des Plato könnte man, das banale Wort umkehrend, gewiſſermaßen behaupten, er liebe den Plato mehr als die Wahrheit. Hier unterſcheidet ſich Couſin von unſeren deutſchen Philoſophen: wie den Letzteren iſt auch ihm das Denken letzter Zweck des Denkens, aber zu ſolcher philoſophiſcher Abſichtsloſigkeit geſellt ſich bei ihm auch eine gewiſſe artiſtiſche Indifferenz. Wie ſehr muß nun dieſer Mann einem Pierre Leroux verhaßt ſein, der weit mehr ein Freund der Menſchen als der Gedanken iſt, deſſen Gedanken alle einen Hintergedanken haben, nämlich das Intereſſe der Menſchheit, und der als geborner Ikonoklaſt keinen Sinn hat für künſtleriſche Freude an der Form! In ſolcher geiſtigen Verſchiedenheit liegen genug Gründe des Grolls, und man hätte nicht nöthig gehabt, die Feindſchaft des Leroux gegen Couſin aus perſönlichen Motiven, aus geringfügigen Vorfallenheiten des Taglebens zu erklären. Ein bischen unſchuldige Privatmalice mag mit unterlaufen; denn die Tugend, wie erhaben ſie auch das Haupt in den Wolken trägt und nur in Himmelsbetrachtungen verloren ſcheint, ſo bewahrt ſie doch im getreuſamſten Gedächtniſſe jeden kleinen Nadelſtich, den man ihr jemals verſetzt hat.

Nein, der leidenſchaftliche Grimm, die Berſerkerwuth des Pierre Leroux gegen Victor Couſin iſt ein Ergebniß der Geiſtesdifferenz dieſer beiden Männer. Es ſind Naturen, die ſich nothwendigerweiſe abſtoßen. Nur in der Ohnmacht kommen ſie einander wieder nahe, und die gleiche Schwäche der Fundamente verleiht den entgegengeſetzten Doctrinen eine gewiſſe Ähnlichkeit. Der Eklekticismus von Couſin iſt eine feindräthige Hängebrücke zwiſchen dem ſchottiſch plumpen Empirismus und der deutſch abſtrakten Idealität, eine Brücke, die höchſtens dem leichtfüßigen Bedürfniſſe einiger Spaziergänger genügen mag, aber kläglich eindrechen würde, wollte die Menſchheit mit ihrem ſchweren Herzensgepäcke und ihren trampelnden Schlachtroſſen darüber hinmarſchiren. Leroux iſt ein Pontifex Maximus in einem höhern, aber noch weit unpraktiſcheren Stile, er will eine koloſſale Brücke bauen, die, aus einem einzigen Bogen beſtehend, auf zwei Pfeilern ruhen ſoll, wovon der eine aus dem materialiſtiſchen Granit des vorigen Jahrhunderts, der andere aus dem geträumten Mondſchein der Zukunft verfertigt werden, und dieſem zweiten Pfeiler giebt er zur Baſis irgend einen noch unentdeckten Stern in der Milchſtraße. Sobald dieſes Rieſenwerk fertig ſein wird, wollen wir darüber referiren. Bis jetzt läßt ſich von dem eigentlichen Syſtem des Leroux nichts Beſtimmtes ſagen, er giebt bis jetzt nur Materialien, zer-

Digitized by Google

ſtreute Bauſteine. Auch fehlt es ihm durchaus an Methode, ein Mangel, der den Franzoſen eigenthümlich iſt, mit wenigen Ausnahmen, worunter beſonders Charles de Remuſat genannt werden muß, der in ſeinen Essais de Philosophie (ein koſtbares Meiſterbuch!) die Bedeutung der Methode begriffen und für ihre Anwendung ein großes Talent offenbart hat. Leroux iſt gewiß ein größerer Producent im Denken, aber es fehlt ihm hier, wie geſagt, die Methode. Er hat bloß Ideen, und in dieſer Hinſicht iſt ihm eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Schelling nicht abzuſprechen, nur daß alle ſeine Ideen das befreiende Heil der Menſchheit betreffen, und er, weit entfernt, die alte Religion mit der Philoſophie zu flicken, vielmehr die Philoſophie mit dem Gewande einer neuen Religion beſchenkt. Unter den deutſchen Philoſophen iſt es Krauſe, mit dem Leroux die meiſte Verwandſchaft hat. Sein Gott iſt ebenfalls nicht außerweltlich, ſondern er iſt ein Inſaſſe dieſer Welt, behält aber dennoch eine gewiſſe Perſönlichkeit, die ihn ſehr gut kleidet. An der Immortalité de l'âme kaut Leroux beſtändig, ohne davon ſatt zu werden; es iſt dieſes nichts als ein perfektionirtes Wiederkäuen der älteren Perfektibilitätslehre. Weil er ſich gut aufgeführt in dieſem Leben, hofft Leroux, daß er in einer ſpäteren Exiſtenz zu noch größerer Vollkommenheit gedeihen werde; Gott ſtehe alsdann dem Couſin bei, wenn derſelbe nicht unterdeſſen ebenfalls Fortſchritte gemacht hat!

Pierre Leroux mag wohl jetzt fünfzig Jahr alt ſein, wenigſtens ſieht er darnach aus; vielleicht iſt er jünger. Körperlich iſt er nicht von der Natur allzuverſchwenderiſch begünſtigt worden. Eine unterſetzte, ſtämmige, vierſchrötige Geſtalt, die keineswegs durch die Traditionen der vornehmen Welt einige Grazie gewonnen. Leroux iſt ein Kind des Volks, war in ſeiner Jugend Buchdrucker, und er trägt noch heute in ſeiner äußern Erſcheinung die Spuren des Proletariats. Wahrſcheinlich mit Abſicht hat er den gewöhnlichen Firniß verſchmäht, und wenn er irgend einer Koketterie fähig iſt, ſo beſteht dieſe vielleicht in dem hartnäckigen Verharren bei der rohen Urſprünglichkeit. Es giebt Menſchen, welche nie Handſchuhe tragen, weil ſie kleine weiße Hände haben, woran man die höhere Race erkennt; Pierre Leroux trägt ebenfalls keine Handſchuhe, aber ſicherlich aus ganz andern Gründen. Er iſt ein ascetiſcher Entſagungsmenſch, dem Luxus und jedem Sinnenreiz abhold, und die Natur hat ihm die Tugend erleichtert. Wir wollen aber den Adel ſeiner Geſinnung, den Eifer, womit er dem Gedanken alle niedren Intereſſen opferte, überhaupt ſeine hohe Uneigennützigkeit als nicht minder verdienſtlich anerkennen, und noch weniger wollen wir den rohen Diamanten deswegen herabſetzen, weil er keine glänzende Geſchliffenheit beſitzt und ſogar in trübes Blei gefaßt iſt. — Pierre Leroux iſt ein Mann, und mit der Männlichkeit des Charakters verbindet er, was ſelten iſt, einen Geiſt, der ſich zu den höchſten Spekulationen emporſchwingt, und ein Herz, welches ſich verſenken kann in die Abgründe des Volksſchmerzes. Er iſt nicht bloß ein denkender, ſondern auch ein fühlender Philoſoph, und ſein ganzes Leben und Streben iſt der Verbeſſerung des moraliſchen und materiellen Zuſtandes der unteren Klaſſen gewidmet. Er, der geſtählte Ringer, der die härteſten Schläge des Schickſals ertrüge, ohne zu zwinkern, und der wie Saint-Simon und Fourier zuweilen in der bitterſten Noth und Entbehrung darbte, ohne ſich ſonderlich zu beklagen: er iſt nicht im Stande die Kümmerniſſe ſeiner Mitmenſchen ruhig zu ertragen, ſeine harte Augenwimper feuchtet ſich beim Anblick fremden Elends, und die Ausbrüche ſeines Mitleids ſind alsdann ſtürmiſch, raſend, nicht ſelten ungerecht.

Ich habe mich eben einer indiskreten Hindeutung auf Armuth ſchuldig gemacht. Aber ich konnte doch nicht umhin dergleichen zu erwähnen; dieſe Armuth iſt charakteriſtiſch und zeigt uns, wie der vortreffliche Mann die Leiden des Volks nicht bloß mit dem Verſtande erfaßt, ſondern auch leiblich mitgelitten hat, und wie ſeine Ge-

danken in der ſchrecklichſten Realität wurzeln. Das giebt ſeinen Worten ein pulſirendes Lebensblut und einen Zauber, der ſtärker als die Macht des Talentes. — Ja, Pierre Leroux iſt arm, wie Saint-Simon und Fourier es waren, und die providenzielle Armuth dieſer großen Socialiſten war es, wodurch die Welt bereichert wurde, bereichert mit einem Schatze von Gedanken, die uns neue Welten des Genuſſes und des Glückes eröffnen. In welcher gräßlichen Armuth Saint-Simon ſeine letzten Jahre verbrachte, iſt allgemein bekannt; während er ſich mit der leidenden Menſchheit, dem großen Patienten, beſchäftigte und Heilmittel erſann für deſſen achtzehnhundertjähriges Gebreſte, erkrankte er ſelbſt zuweilen vor Miſère, und er friſtete ſein Daſein nur durch Betteln. Auch Fourier mußte zu den Almoſen der Freunde ſeine Zuflucht nehmen, und wie oft ſah ich ihn, in ſeinem grauen abgeſchabten Rocke, längs den Pfeilern des Palaisroyals haſtig dahinſchreiten, die beiden Rocktaſchen ſchwer belaſtet, ſo daß aus der einen der Hals einer Flaſche und aus der andern ein langes Brod hervorguckten. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerſt zeigte, machte mich aufmerkſam auf die Dürftigkeit des Mannes, der ſein Getränke beim Weinſchank und ſein Brod beim Bäcker ſelber holen mußte. Wie kommt es, frug ich, daß ſolche Männer, ſolche Wohlthäter des Menſchengeſchlechts in Frankreich darben müſſen? Freilich, erwiederte mein Freund ſarkaſtiſch lächelnd, das macht dem geprieſenen Lande der Intelligenz keine ſonderliche Ehre, und das würde gewiß nicht bei uns in Deutſchland paſſiren: die Regierung würde bei uns die Leute von ſolchen Grundſätzen gleich unter ihre beſondere Obhut nehmen und ihnen lebenslänglich freie Koſt und Wohnung geben.

Ja, Armuth iſt das Loos der großen Menſchheitshelfer, der heilenden Denker in Frankreich, aber dieſe Armuth iſt bei ihnen nicht bloß ein Antrieb zu tieferer Forſchung und ein ſtärkendes Stahlbad der Geiſteskräfte, ſondern ſie iſt auch eine empfehlende Annonce für ihre Lehre, und in dieſer Beziehung gleichfalls von providenzieller Bedeutſamkeit. In Deutſchland wird der Mangel an irdiſchen Gütern ſehr gemüthlich entſchuldigt, und beſonders das Genie darf bei uns darben und verhungern ohne eben verachtet zu werden. In England iſt man ſchon minder tolerant, das Verdienſt eines Mannes wird dort nur nach ſeinem Einkommen abgeſchätzt, und „how much is he worth?" heißt buchſtäblich: wie viel Geld beſitzt er, wie viel verdient er? Ich habe mit eignen Ohren angehört, wie in Florenz ein dicker Engländer ganz ernſthaft einen Franziskanermönch fragte: wie viel es ihm jährlich eindringe, daß er ſo baarfüßig und mit einem Strick um den Leib herumgehe? In Frankreich iſt es anders, und wie gewaltig auch die Gewinnſucht des Induſtrialismus um ſich greift, ſo iſt doch die Armuth bei ausgezeichneten Perſonen ein wahrer Ehrentitel, und ich möchte ſchier behaupten, daß der Reichthum, einen unehrlichen Verdacht begründend, gewiſſermaßen mit einem geheimen Makel, mit einer levis nota, die ſonſt vortrefflichſten Leute behafte. Das mag wohl daher entſtehen, weil man bei ſo vielen die unſauberen Quellen kennt, woraus die großen Reichthümer gefloſſen. Ein Dichter ſagte: „daß der erſte König ein glücklicher Soldat war!" — in Betreff der Stifter unſerer heutigen Finanz-Dynaſtien dürfen wir vielleicht das proſaiſchere Wort ausſprechen: daß der erſte Banquier ein glücklicher Spitzbube geweſen. Der Cultus des Reichthums iſt zwar in Frankreich ſo allgemein wie in andern Ländern, aber es iſt ein Cultus ohne heiligen Reſpekt: die Franzoſen tanzen ebenfalls um das goldne Kalb, aber ihr Tanzen iſt zugleich Spott, Perſifflage, Selbſtverhöhnung, eine Art Cancan. Es iſt dieſes eine merkwürdige Erſcheinung, erklärbar theils aus der generöſen Natur der Franzoſen, theils auch aus ihrer Geſchichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt, nur die Ahnenzahl gab Anſehn, und die Ehre war eine Frucht des Stammbaumes. Unter der Republik gelangte die Tugend zur Herr-

ſchaft, die Armuth ward eine Würde, und wie vor Angſt ſo auch vor Schaam verkroch ſich das Geld. Aus jener Periode ſtammen die vielen dicken Sousſtücke, die ernſthaften Kupfermünzen mit den Symbolen der Freiheit, ſo wie auch die Traditionen von pekuniärer Uneigennützigkeit, die wir noch heutigen Tages bei den höchſten Staatsverwaltern Frankreichs antreffen, wie z. B. bei Molé, bei Guizot, bei Thiers, deſſen Hände eben ſo rein ſind wie die der Revolutionsmänner die er gefeiert. Zur Zeit des Kaiſerthums florirte nur der militäriſche Ruhm, eine neue Ehre ward geſtiftet, die der Ehrenlegion, deren Großmeiſter, der ſiegreiche Imperator, mit Verachtung herabſchaute auf die rechnende Krämergilde, auf die Lieferanten, die Schmuggler, die Stokjobbers, die glücklichen Spitzbuben. Während der Reſtauration intriguirte der Reichthum gegen die Geſpenſter des alten Regimes, die wieder an's Ruder gekommen und deren Inſolenz täglich wuchs: das beleidigte, ehrgeizige Geld wurde Demagoge, liebäugelte herablaſſend mit den Kurzjacken, und als die Juliusſonne die Gemüther erhitzte, ward der Adelkönig Karl X. vom Throne herabgeſchmiſſen. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp I. ſtieg hinauf, er, der Repräſentant des Geldes, das jetzt herrſcht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der beſiegten Partei der Vergangenheit und der getäuſchten Partei der Zukunft frondirt wird. Ja, das adelthümliche Faubourg Saint-Germain und die proletariſchen Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau überbieten ſich in der Verhöhnung der geldſtolzen Emporkömmlinge, und wie ſich von ſelbſt verſteht, die alten Republikaner mit ihrem Tugendpathos und die Bonapartiſten mit Frankoniſchen Heldentiraden ſtimmen ein in dieſen herabwürdigenden Ton. Erwägt man dieſe zuſammenwirkenden Grölle, ſo wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine faſt übertriebene Geringſchätzung zu Theil wird, während jeder nach Reichthum lechzt.

Ich möchte, auf das Thema zurückkommend, womit ich dieſen Artikel begonnen, hier ganz beſonders andeuten, wie es für den Communismus ein unberechenbar günſtiger Umſtand iſt, daß der Feind, den er bekämpft, bei all' ſeiner Macht dennoch in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt. Die heutige Geſellſchaft vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammenſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

Paris, im Frühling 1843.

Nachrichten.

Inhalt: Die deutſchen Böhmen. — Brief aus Berlin: Debits-Verzögerung der Deutſchen Allg. Zeitung; das Königſtädter Theaterperſonal polemiſirt; Dlle. Rachel nach Berlin eingeladen; Grunert als Gaſtſpieler; Holtei's und Raupach's Journal; Schneider's Genrebilder. — Brief aus Baden-Baden: Badebeſuch und Badeleben; Noth der Badener. — Eingeſendeter Brief an die Redaktion, die Shakſpere-Bearbeitung und deutſche Mode betreffend. — Enk's Tod. — Brougham's Memoiren und Murray's Tod. — Modebericht.

Die deutschen Böhmen. Kuranda, der die Grenzboten mit großer Befliſſenheit und Thätigkeit leitet, hat in Betreff des Panſlavismus bei Lelewel, welcher neben ihm in Brüſſel lebt, angefragt: wie ſich die emigrirten Polen zu dem von Rußland

überall gepflegten Panſlavismus verhielten? Ob dadurch ihre Stellung verändert und eine Einigung mit Rußland in Ausſicht ſei? Lelewel antwortet — und er verſichert, damit die Meinung aller Emigrirten auszuſprechen —: „die Emigration ſehe mit ſchmerzhaftem peinlichem Mißtrauen auf dieſe Beſtrebungen des Slaventhums, denn ſie kenne die geheimen Verſuche des Czarenthums und wiſſe, daß ſie leider nicht ganz ohne Erfolg geblieben." „Ihr Irrthum kann ein trauriger werden, wenn ſie in ihrer blinden Leichtgläubigkeit verharren!" Nie ſollten ſie dabei auf eine Zuſtimmung der Polen rechnen. Der Panſlavismus ſei ein wohlklingendes Wort für Ruſſificirung; Slaventhum werde das Loſungswort für Unterdrückung und Sklaventhum. Während der letzten polniſchen Revolution habe man im diplomatiſchen Kabinet des Großfürſten Conſtantin ein geheimes Inſiegel gefunden, „unter dem Flügel des zweiköpfigen ruſſiſchen Adlers eine Krähe, bekanntlich das Wappen Galiziens mit der lateiniſchen Umſchrift „„Unter dem Schatten Deiner Fittige"". — So alt ſeien die ſogenannten panſlaviſtiſchen Beſtrebungen. Ja, ein Hauptkunſtgriff beſtehe jetzt eben darin, daß man überall verſichere, die erklärteſten Feinde des Czarenthums, diejenigen, „deren Überzeugungen allgemein bekannt", ſeien nur dem Scheine nach Gegner, im Grunde aber vollkommen mit dem ruſſiſchen Panſlavismus einverſtanden. „Die verabſcheuungswürdigen Lügner!" ſetzt der Emigrant hinzu — „ſie wiſſen recht gut, daß ſie lügen, daß ſie aber doch einzelne ſchwache Geiſter dadurch" irre führen können. — Und nun ſchildert er ſchließlich mit glühenden Farben, welches Loos die Slaven unter Rußland zu erwarten hätten. —

Kuranda hat dies Sendſchreiben mit einer Anmerkung begleitet, die mein Vertrauen auf ſeine politiſche Einſicht leider ſehr herunterſtimmt. Unbegreiflich, wie ein gewandter Mann gleich ihm, der mit offnem Kopfe ſeit Jahren franzöſiſches und engliſches Staatsleben in der Nähe geſehn, uns bei ſo wichtiger Gelegenheit nichts als eine ſchönredneriſche Salbaderei bieten kann. Oder wird es durch ſein Verhältniß zu Böhmen erklärt, von wo er ſtammt, und wo all' ſeine geſchichtlichen Anknüpfungen wurzeln? Süß und einfach nämlich meint er, man habe von den panſlaviſchen Bewegungen Rußlands nichts zu fürchten, und der Partei, welche die Nationalität über die Freiheit ſetze, ſtehe ja die Partei gegenüber, welcher umgekehrt die Freiheit mehr gelte als die Nationalität. Iſt dies das Einerſeits und Andrerſeits des Herrn v. Raumer? Das wohl nicht, aber es iſt die breiartige Bildung, der wir mehr oder minder alle in den dreißiger Jahren angehört haben, ehe die modernen Begriffe die für uns ſelbſtändigen und organiſchen Formen gefunden hatten. Jetzt wiſſen wir, daß und wie wir die Freiheit national haben können, wir ſind mit den allgemeinen Studien wieder im Kreiſe unſrer großen Familie heimiſch, wir weiſen jene Alternative als eine nichtig gewordene zurück, und bezeichnen ſie als eine überlebte.

„Wir ſind unſererſeits weit entfernt" — ſetzt Kuranda hinzu — „den nationalen Aufſchwung, den die Sprachbewegung der Slaven in Böhmen, Ungarn ꝛc. nimmt, mit ſo eiferſüchtigen Augen zu betrachten wie einige andre deutſche Schriftſteller. Die Sprache einer Nation iſt ihr hiſtoriſches Erbtheil. Fern ſei es daher von uns Deutſchen, die wir in dieſem Augenblicke an der Stärkung unſers eignen Nationalbewußtſeins arbeiten, die gleiche Bewegung bei benachbarten Völkern mit ſcheelen Augen zu betrachten. Von den Weſtſlaven hat Deutſchland nichts zu fürchten, wenn es nicht mit voreiligen, ungeſchickten Händen ihr Nationalgefühl antaſtet."

Das klingt ſo vernünftig, klingt ſo deutſch im banal gewordenen Sinne dieſes Worts, und iſt doch allen politiſchen Verſtandes bar, und deutſcher Nationalität ſchnurſtracks feindlich, inſoweit es ſich auf ein mit Deutſchland längſt und ganz einverleibtes Land wie Böhmen bezieht. Es heißt: ſeid doch um Gotteswillen eine kosmopolitiſche Nationalität, ſeid kalt und warm zugleich! Eine Nationalität ohne denjeni-

gen Egoismus, der zunächſt um jeden Preis auf Beſtehen und Gedeihn des nationalen Volksſtammes ſieht, iſt eine Chimäre. Und wir ſollen mit Wohlwollen zuſehn, daß ein tief einverleibtes deutſches Reichsland, deſſen Bewohner, deſſen Sitte, deſſen Bildung vorzugsweiſe deutſche ſind, daß ein Land wie Böhmen hiſtoriſch verrottete Erinnerungen und Elemente hervorſuche und zu einem uns feindlichen Leben ausrüſte? Denn die ſeit Jahrhunderten von Deutſchland bedeckten böhmiſchen Elemente ſind Deutſchland feindliche Elemente. Was am Böhmenthume hiſtoriſch iſt, das haßt den Deutſchen, und haßt ihn tödtlich. Und wäre es dies nicht, ſind wir in der üppig geſicherten Lage, Spielereien im politiſchen Leben zu unterſtützen, die nur antiquariſches Intereſſe, die keinerlei höhere Kulturbedeutung haben, und die jedenfalls aus ganz andern Motiven als dieſen harmlos wiſſenſchaftlichen entſpringen? Sind wir in ſolcher gefeſteten heiteren Lage? So lange Eure Prager Profeſſoren die Angelegenheit als Angelegenheit der Wiſſenſchaft betrieben, ſo lange hat Niemand etwas dagegen eingewendet. Seit dies aber als eine böhmiſch-nationale Agitation betrieben wird, ſeitdem hört die olympiſche deutſche Allerweltsgerechtigkeit auf, unverantwortlich zu ſein. Jetzt iſt es unſre Aufgabe, eine Eroberung, die unſre Vorfahren mit Blut beſiegelt, die unſre deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt gebildet und geweiht hat, uns nicht entwenden zu laſſen. Wo die Slaven etwas ſind ohne uns, da mögen ſie ſich geltend machen, wo es ſich aber nur um ſlaviſche Überbleibſel unter uns mitten in Deutſchland handelt, da iſt Toleranz Schwäche, und der größere Geſichtspunkt muß all' ſeine Rechte geltend machen. Die Wenden unter uns, die ziemlich eben ſo viel hiſtoriſche Erinnerungen in Sitte und Sprache, ja in Schrift- und Rede-Sprache eine noch größere Übereinſtimmung haben als die Böhmen, hätten zunächſt daſſelbe Recht, ſich national geltend zu machen. Dann kämen in Schleſien die Waſſerpolaken, dann kämen Obotriten und wie ſie weiter heißen, am Ende käme an unſre eignen Kirchenbücher, reſpektive Stammbäume, das Nachſuchen, ob unſre Vorfahren nicht auch Slaven geweſen ſeien, und ob wir nicht auch ſlaviſch erlernen müßten, wie jetzt mancher ehrliche Deutſche in Böhmen böhmiſch erlernt, kurz, die ſlaviſche Kompoſition käme in ſo vollſtändigen Gang, daß unſre übergerechte Weisheit ganz erſtaunt ſein würde, wie dies gegen den Schluß hin gleichbedeutend würde mit einer Dekompoſition des Deutſchthums. Und dazu heißt es: „Von den Weſtſlaven hat Deutſchland nichts zu fürchten." Wirklich? Ei, ſo lange wir als Deutſche unſre Schuldigkeit thun können, ſo lange wollen wir dafür ſorgen, daß es nichts zu fürchten giebt, und wollen dies nicht auf die Diskretion der Weſtſlaven ankommen laſſen.

Dies iſt das zweite deutſche Journal, welches von der ſogenannten Nationalgerechtigkeit Deutſchlands verlangt, daß der böhmiſchen Agitation nichts in den Weg gelegt werde. Das erſte war der Komet. Es iſt intereſſant zu wiſſen, daß die bis jetzt einzigen Beſchützer der Czechomanie zwei Deutſche aus Böhmen ſind, hier „Kuranda" und im Kometen „Kaufmann." Herloßſohn, unter deſſen Fahne der letztere geräuſchlos aber fleißig einen ſpitzen Degen führt, iſt darin zu indolent, als daß er die alten Bekannten ſeiner Prager Heimath durch irgend eine Oppoſition in Harniſch bringen möchte, er weiß ſehr gut, wie viel die Dinge werth ſind, aber er läßt ſie an ſich kommen. — Mögen ſich die Czechenbeſchützer vergegenwärtigen, daß es ſich in dieſer Angelegenheit über Kurz oder Lang um eine entſchiedene Parteinahme handeln kann, daß es hier kein juste milieu giebt, ſondern daß wider uns iſt, wer nicht für uns ſein zu dürfen glaubt. Deutſch oder czechiſch! Nationalität oder Miſchmaſch!

Berlin, 12. Juli.

Die Wiedererlaubniß der Brockhaus'ſchen Zeitung bildet inſofern Stoff zu vielfältigen Geſprächen und Betrachtungen, als man von überallher aus den Provinzen

hört, die Poſt nehme noch immer nicht Beſtellungen darauf an. Die Wiedererlaubniß von Seiten der Regierung iſt unzweifelhaft, woran ſoll das alſo liegen? Iſt die Poſt eine ſelbſtändige Macht in unſerm Staate? fragen diejenigen, welche ſich der in letzter Zeit vielfach laut gewordenen Oppoſition gegen dieſe Anſtalt, welche hinter dem Zeitbedürfniß zurückbleibe, anzuſchließen gemüßigt fühlen. Und nun kommt denn auch wieder zum Vorſchein, was vor Anfang des Jahres bei Eintritt des Verbotes lebhaft beſprochen wurde. Damals wurde bekannt, daß das Debit-Verbot Seitens der Oberpoſtbehörde drei Tage früher an die Poſtämter gekommen, als das Verbot der Zeitung durch Cabinetsbefehl entſchieden worden ſei. Und jetzt ſind vierzehn Tage ſeit der Wiedererlaubniß verfloſſen. Wie hängt das zuſammen? Iſt die bloß materiell vermittelnde Poſtanſtalt eine kritiſche Behörde? fragt der kritiſirende Berliner. — Sonſt iſt das Theater trotz der Wärme jetzt die Hauptangelegenheit geweſen. Das Königſtädter Theaterperſonal hat ſich in Antikritik en masse aufgelehnt gegen eine Kritik Rellſtab's, welche dem Königſtädter Theater nachgeſagt, es ginge rückwärts. Und es ſteht zu bezweifeln, daß es durch die Gegenerklärung einen Schritt nach Vorwärts an den Tag gelegt. Außerdem heißt es, der König habe eine Einladung der Dlle. Rachel zu Gaſtrollen in Berlin veranlaßt, und das iſt natürlich kein geringes Intereſſe, welches nach den verſchiedenſten Seiten Urtheile und Vorurtheile in Bewegung ſetzt. In dieſem Augenblicke gaſtirt übrigens einer der Konkurrenten um Seydelmann's Stellung, Herr Grunert, Regiſſeur vom Hamburger Theater, im Schauſpielhauſe, und macht entſchiedenes Glück, was bei der Hitze und bei den hochgeſpannten Forderungen und Erwartungen nichts Geringes ſagen will. Der Nathan, in welchem er auftrat, legitimirte ihn vollſtändig als einen unſrer erſten Schauſpieler. Wohlerwogenes Maaß in ökonomiſcher Anwendung ſchöner Mittel, Sicherheit des dramatiſchen Charakters im Großen wie im Kleinen, überraſchend und wohlthuend hervortretender Nachdruck bei wichtigen Wendepunkten, Wärme und Kraft vereinigten ſich zu einem ſchönen Enſemble, welches natürlich mit rauſchendem Beifall begrüßt und gefeiert wurde. Er iſt von Mittelgröße, kräftig gewachſen, mit ausdrucksvollem Mienenſpiele und wohlklingendem Organe. Wir ſind alle ſehr begierig auf die weitere Entwickelung des Gaſtſpiels, da dieſes mit dem Stempel der Tüchtigkeit ſo unverkennbar ausgerüſtete Talent bisher in Berlin, wo man dafür den Ton anzugeben glaubt, ſo gut wie unbekannt war, und an Kritik wird es nicht fehlen. Die beabſichtigte Theaterzeitung von Holtei und Raupach ſcheint übrigens im Keim des bloßen Planes unterzugehen. Deutlich geſprochen, ſie ſcheint nicht zu Stande zu kommen. Ob das Gerücht lügt, welches dem Verleger Scheu vor Raupach beilegt, kann ich nicht behaupten. Raupach indeß ſoll ſehr kränklich und ſeine gewöhnliche üble Laune ſoll noch übler geworden ſein, ſo daß wir ſchwerlich neue Stücke von ihm erwarten dürften. Gegen die franzöſiſch und ſpaniſch, und ſonſt noch wie welſch redenden Genrebilder Herrn Schneiders wird die literariſche Stimmung täglich ungünſtiger. Man findet, daß dieſe Spielereien und Schnurpfeifereien das höhere Intereſſe am Drama nur verbürben, und mit buntem Zeitvertreib über die tieferen Bedürfniſſe unſerer Bühne täuſchten.

Aus Baden-Baden, Mitte Juli.

Mit dem neuen Monat und dem ſchönen Wetter ſind auch die Fremden vielfach von allen Seiten hereingefahren gekommen in unſer ſchönes Thal. Als ich das letzte Mal ſchrieb, Anfang Juni, hatten wir nur 4000 Parteien in der Badeliſte, jetzt fehlen noch etwa 200 an 7000. Darunter ſind denn auch einige bedeutende zu fünfzehn, achtzehn, zwanzig Köpfen. — Das Theater wurde in der zweiten Hälfte des Juni eröffnet und bringt abwechſelnd Luſtſpiele und Opern. Es iſt nicht

ſchlecht und nicht beſonders gut; auch wird es nicht eben allzuſtark beſucht. — Das Leſekabinet von Marx wurde einen Tag früher als das Theater aufgeſchloſſen; man lobt es ſeiner Reichlichkeit wegen. Dies iſt in Betreff der politiſchen Journale ſehr richtig, viel weniger aber in Bezug auf die belletriſtiſchen Zeitſchriften. — Schon neulich lächelte die Europa dazu, daß auch die Reunions und Bälle des Converſationshauſes von Benazet „in Anbetracht der großen Anzahl von Gäſten“ bereits im Laufe des Juni ihren Anfang zu nehmen gezwungen wurden, weil damals noch alle Welt über den geringen Badebeſuch klagte. Indeſſen, ſie haben begonnen und werden halbwegs häufig beſucht. Aus den Zeitungen iſt bekannt, daß der Großherzog und die Prinzen von Baden, ſowie Erzherzog Stephan einige Tage hier verweilten; man hatte Ehrenpforten gebaut, Fahnen und Flaggen ausgeſteckt, kurzum man machte viel Gepränge, und die Badener freuten ſich auch wirklich herzlich ihres Landesherrn und ſeiner wohlgeſtalteten, liebenswürdigen Söhne. Während der letzten Tage war abermals viel Glockengeläute und Kanonendonner nebſt Aufzügen der uniformirten Nationalgarde der Stadt zu Ehren des Freiburger Erzbiſchofs, welcher nach dem nahen Kloſter Lichtenthal und hierher zur Firmelung kam. Geſtern iſt er wieder unter Repetition aller Solennitäten abgereiſt. — Den Hauptſtamm der Badegäſte bilden noch immer die Engländer, Franzoſen und Ruſſen. Von intereſſanten Namen nenne ich nur den General van der Smiſſen, Fürſt Gurieff, Fürſt Gagarin, Prinzeß Bethune; Prinz Rohan iſt wieder abgereiſt. Von den Gäſten aus Deutſchland ſind die Sachſen die ſeltenſten. — Die Bank macht, wie man ſagt, keine großen Geſchäfte. Es wird im Allgemeinen nur niedrig geſpielt. Am meiſten Aufſehen machte bisher ein Marſeiller Kaufmann, deſſen Satz gewöhnlich aus 25 Louisd'or beſteht, ſowie ein ruſſiſcher Seigneur. Doch iſt im Allgemeinen von großen Glücks- oder Unglücksfällen nichts bekannt worden.

Das herrliche Wetter, welches ſeit Anfang des Juli hier herrſcht, lockt alle Welt auf die entfernteren Promenaden, und wirklich muß man das Streben des hieſigen Stadtrathes mit großem Dank anerkennen, welcher durch ſehr ſchöne und bequeme Wege auch die unbequem zu erreichenden Punkte ſelbſt für Wagen zugänglich zu machen ſucht. Aber über allen Annehmlichkeiten darf man doch den ſtillen Jammer nicht vergeſſen, von welchem freilich die Badegäſte wenig erfahren, wenn ſchon auch dieſe über Theurung der Lebensmittel klagen. Sie aber haben den Vortheil, daß ſie wenigſtens für ſchweres Geld gute Waaren erhalten; anders jedoch die Armen Badens. So iſt z. B. die Klage über die Bäcker allgemein. Nicht nur, daß, wenn man das Brod nicht im Voraus beſtellt, es überhaupt ſchwer iſt, davon zu bekommen, ſondern es iſt auch ſchlecht. Dazu kömmt, daß ſich die Behörden eben wenig um eine ſtrenge Controlirung der Bäcker zu kümmern ſcheinen. So iſt neulich der Fall vorgekommen, daß eine arme Frau ganz unausgebackenes Schwarzbrod erhielt, es an die betreffende Behörde brachte und deshalb klagte. Wenn keine ſchädlichen Beſtandtheile darin ſeien, müſſe ſie es zahlen und behalten, war die Antwort. Der um die Beſchaffenheit des Brodes befragte Phyſikus erklärte, daß es zwar keine ſchädlichen Beſtandtheile enthalte, daß aber ein Schw....magen dazu gehöre, es zu verdauen. Trotzdem mußte die Frau das Brot behalten. Auch das hieſige Spital, welches vorzüglich für Dienſtboten beſtimmt iſt, leidet an Vielem Mangel und bedarf noch vielfacher Verbeſſerungen. Eine ziemlich bedeutende Summe, welche im vorigen Jahre die Badegäſte ſchenkten, ſcheint nicht zu weſentlichen Verbeſſerungen verwendet worden zu ſein. Denn zu dieſen kann man die dafür angeſchafften neuen Fenſter und Fenſterrahmen kaum in einem Spitale rechnen, wo es an Bettſtellen für die, das Gewohnte nur wenig überſchreitende Krankenmenge fehlt. Ein Krankenwärter iſt erſt ſeit einem Jahre auf Veranlaſſung des Dr. Schrauber

Digitized by Google

angeſchafft worden, welcher Arzt allen Unannehmlichkeiten zum Trotze für ſeine Patienten zu fördern ſucht, ſo viel ihm möglich. Eine Wärterin iſt für die weibliche Abtheilung noch heute nicht vorhanden; die Frau des Koſtgebers und die Reconvaleſcentinnen müſſen dieſen Poſten verſehen. — Und die Stadt Baden iſt ſo reich!

Doch genug. Ein Gaſt ſoll nicht die Schwächen Derer aufdecken, bei denen er gaſtfreundlich aufgenommen wurde. Allein mitunter giebt es noch höhere Pflichten, als die der Erkenntlichkeit und Höflichkeit. Ao. Bs.

Leipzig, 15. Juli. Ich habe wohl ſchon öfter erwähnt, daß mir ein Hauptgebrechen des Journalismus in der Einſeitigkeit der Journaliſten zn liegen ſcheine. Ich will damit nicht ſagen, daß die Journaliſten einſeitig ſeien, ſondern ich will damit ſagen, daß ſtets nur die eine Seite, welche von den Journaliſten gebildet wird, vor dem Publikum erſcheine. Das Publikum, welches ja hundertfache Standpunkte und Fähigkeiten in ſich ſchließt, ſollte öfter ſelbſtändig anregend, beſtätigend oder widerſprechend in die Journale eintreten. Wenn dies auch nur in kurzen Artikeln, oder gar nur Bemerkungen und Fragen geſchähe, ſo würde dadurch ſchon die Preſſe günſtig befruchtet.

Folgender Brief, welcher in dieſen Tagen an die Redaktion eingegangen, veranlaßt mich von Neuem zu obiger Bemerkung. Ich theile ihn dem Publikum mit, um zu zeigen, wie wünſchenswerth mir die Herbeiziehung des Publikums ſcheine, und um gleichzeitig anzudeuten, wie die Anregnngen der Journaliſtik Keime treiben und den geſchichtlichen Prozeß einer Nation fördern helfen. Der Brief war nicht unterzeichnet, und ich kann nicht vermuthen, von welcher Seite er ausgegangen ſei. Er lautet:

„Mit vieler Theilnahme und mit vollkommener Beiſtimmung habe ich in der Zeitung für die elegante Welt Ihre Anſichten über Shakſpere geleſen. Die Ausführung Ihrer Aufforderung, die Shakſper'ſchen Stücke für unſere gegenwärtige Bühne zuzurichten, wäre für ſtrebſame Dichter ebenſo bildend, als allgemeinen freudigen Dank verheißend. Nur eine Forderung bleibt dabei: Der Geiſt, das Leben und die Kraft Shakſpere's muß aus jedem Zuge, ans jeder Linie der neuen Form unverkennbar hervorblicken. Bleibt der Geiſt, ſo wird auch die neue Form und Geſtaltung eigenthümlich und urſprünglich, ſie wird Shakſperiſch ſein."

„In Bezug auf die Berechtignng kann kein Zweifel obwalten. Es iſt ja eben das Vorrecht des Geiſtes, ſich verjüngen zu können; der Geiſt bleibt ewig jung, darum zerbricht er ſelbſt die alternde Form. Auch hat das lebende, fortgebildete Geſchlecht ſeine Rechte."

„Vielleicht iſt es Ihnen nicht unwillkommen, wenn ich mir erlaube, Sie daran zu erinnern, wie die jüngeren Griechen, die feinen, kunſtverſtändigen Athener, mit ihrem alten Äſchylus verfuhren. Quintilian (inst. or. X, 1, 66) berichtet darüber Folgendes:"

(Der Brief giebt die lateiniſche Stelle, ich gebe für den größeren Leſerkreis die Überſetzung.)

„Trauerſpiele hat Äſchylus znerſt aufgebracht; erhaben nnd würdevoll und feierlich oft bis zum Fehler, doch in den meiſten Stellen ungelenk und grell, weswegen die Athenienſer den ſpätern Dichtern erlanbten, Schauſpiele von ihm, verbeſſert als Preisbewerbung, vorzutragen, und Viele erhielten auf dieſe Weiſe den Ehrenkranz."

„Hielten Sie es nicht vielleicht der Mühe werth, in Ihrer geehrten Zeitſchrift einen kleinen Sprechſaal über deutſche Kleidertracht zn eröffnen? Wer das Leben des Volkes kennt, wird nicht in Abrede ſtellen, wie wichtig dieſer Gegenſtand iſt. Deutſcher Geiſt fordert überall deutſche Form, einen deutſchen Leib ziert allein ein deutſches Kleid. Auch wäre es ganz ohne Schaden, wenn ſelbſt unſere Kleider für uns ein gegenſeitiges Kennzeichen und Einigungsmittel würden, und wenn jeder Deutſche ſchon bei jedem Haar

ſeines deutſchen Hutes und bei jeder Faſer ſeines deutſchen Rockes ſich ſchämen müßte, ſein Vaterland nur mit einem leiſen Gedanken an das Franzoſenthum oder an die Völkerhorde der Slaven zu verrathen. Werden wir bald eine deutſche Flagge und Flotte haben, ſo wollen wir auch eine deutſche Kleidertracht ſehen zu Land und zu Meer.“

„Ich meinestheils habe kaum Beruf, wenigſtens keine Zeit, dieſen Gegenſtand ausführlicher zu behandeln; doch ſage ich Ihnen ſchon vorläufig meinen wärmſten Dank, wenn Sie ſich entſchließen wollten, dieſe wichtige Angelegenheit öffentlich zu beſprechen.*)

*) Ich habe ſchon mehrmals das Publikum um Einſendung von Bemerkungen und Vorſchlägen zu ſelbſtändiger Tracht gebeten, und wiederhole hiermit dieſe Bitte. L.

Der Benediktinermönch Enk in Mölk an der Donau hat ſich in's Waſſer geſtürzt. Es ſoll ihn die Verzweiflung über ſeinen klöſterlichen Stand zum Selbſtmord getrieben haben. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dies derſelbe öſterreichiſche Schriftſteller, welcher durch gehaltvolle äſthetiſche Schriften, zum Beiſpiel über Goethe, einen geachteten Namen ſich erworben hat.

Von England aus wird angezeigt, daß der dritte Band von Brougham's Memoiren erſchienen ſei und intereſſante Details über die Schreckensmänner der franzöſiſchen Revolution enthalte. — Murray, Scott's und Byron's Verleger, iſt jetzt geſtorben, und weder von ihm noch ſonſtwoher iſt bis jetzt ein Urtheil ausgegangen, ob die neulich erwähnten nachträglichen Geſänge zu Byron's Don Juan ächt ſeien.

Moden.

Abweichungen von der großen, der Eleganz keineswegs entbehrenden Einfachheit in Stoff und Form der Sommerkleidung beider Geſchlechter müſſen ſehr vorſichtig ausgeführt werden, da nichts unmodiſcher iſt, als auf dem Lande oder in den Bädern ſchweren Putz zu tragen. Eine Art von Negligée herrſcht dort in allen Gattungen, ſelbſt der Geſellſchaftsanzüge vor, und gewählte Form und Zuſammenſtellung, Friſche der Farbe, Zierlichkeit und Nettigkeit der Ausführung, hauptſächlich aber ein gewiſſer, geſchmackvoller Abandon in der ganzen Tracht bedingen hier die Eleganz. Die Damen tragen daher zu Morgenröcken weißen oder nankingfarbigen Piqué, perlgrauen grüngeſtreiften Mouſſeline, oder einfarbigen Organdy, den Leib mit Aufſchlägen, den Rock vorn herab und unten mit Rundſchnur beſetzt eben ſo wie auf den Nähten der Ellenbogenärmel. Ein Caſchmirſhawl und Grosdenapleshut mit bunten Blumen ausgeputzt, paſſen hierzu. Schon mehr zum Putz dient das Taffetkleid von Opal- oder Chamäleonfarbe, deſſen Leibchen und Rock vorn offen und nach Tyroler Art geſchnürt ſind. Kleider von Ziegenhaar oder lila Barège, mit großen Volants oder großen gewäſſerten Schrägen ſind einfacher. Mit bunter Wolle geſtickter Organdy, oder einfarbiger mit matten Querſtreifen in dem Rocke, welche vom Saume aufſteigend von Streif zu Streif ſchmaler werdend, endlich nur einen Faden bildend, vollkommen Falbeln vorſtellen, dasſelbe in weißem Barège mit ſeidnen Querſtreifen ausgeführt, iſt etwas ganz Neues. Geſtreifte rohe Seide oder weißer Mouſſeline wird zu Kleidern mit ausgeſchnittenem Leibchen und kurzen Ärmeln mit bonshommes façonnirt, verwendet. Mantelet und Pardeſſus trägt man in Mouſſeline, Spitze, in Tarlatane mit façonnirtem Beſatz, in Seide mit Bandausputz; der Mantelet à la Marie Antoinette iſt die beliebteſte Form. Barègeécharpe mit langen Franſen paßt

nur zur Halbtoilette, zum Staate verwendet man Spitze, mit welcher fortwährend an Ballkleidern, zum bloßen Hals, auf Hüten, als Schleier, Manchette und an Taſchentüchern großer Luxus getrieben wird. Die Hauben von geſticktem Mouſſeline werden jetzt durch Spitzengrund oder Tülle erſetzt und natürlich in allen Façons gearbeitet. Unſer Modeblatt zeigt ein Giſellahäubchen. Von Hüten zeichnen ſich aus abſchattirte lila Crepphüte, mit Tülle gefütterte Crepphüte, italieniſche Strohhüte mit Spitzenfedern, Weidenzweigen oder Federbüſcheln, Reisſtrohhüte mit Straußfeder oder Marabout, und Diaphanhüte mit den beweglichen, von Conſtantin in Paris erfundenen, in Leipzig bei Reichard vorräthigen Blumenbouquets und Reiſern. Von Blumen trägt man auf Reisſtrohhüten am liebſten Roſen aller Art, grüne Reiſer und Camelien, Winden und Kornblumen; auf Crepphüten Jelängerjelieber (Geißblatt), Myrſotis, weiße Roſen mit Jasmin vermiſcht, und gefüllteu Oleander; Feldblumen und Hyacinthen in's Haar; Büſchel von Geranium ohne Blätterwerk, mit Gaze oder Spitze verhüllt, auf hellfarbigen Morgenhüten, endlich all' der Pfirſich-, Mandel-, Kirſch- und Walderdbeerblüthen, ſo wie der unzähligen Phantaſieblumen nicht zu gedenken. Bei der Wahl der Blumen zum Kopfputz, wie überhaupt aller Stoffe iſt Rückſicht auf Farbe des Haares, des Auges und der Haut Hauptſache, da ſich allein in der zupaſſenden Zuſammenſtellung der gute Geſchmack zeigt. Schwarzem Haar und dunklerer Hautfarbe ſteht alles Lebhafte und Schimmernde wohl, daher gelb oder roth, dagegen Blondinen roſa und hellblau vorziehen. Brünetten lieben ponceau, kirſchfarbeu, gelb, weiß, chamois, cramoiſi, ſchwarz, feuerfarbig, Blondinen blau, roſa, lila, lapisblau. Zu Goldhaar ſteht zart blau und weiß mit Roſaſchimmer; zu ausgeſprochen rothem Haar grell roth, zart grün und die Übergänge der für Brüuetten angegebenen Farben. In Abſchattiruug der Farben folgen ſich kirſchroth, weiß, gold- und hellblau, auf gelb hellblau, auf ſchwarz roſa, auf grün goldfarben, auf lila weiß, und bei drei gemiſchten Farben muß die zarteſte die beiden anderen trennen. Eine Blondine mit dunkelm Teint darf aber kein weiß, roſa oder grün, ſehr wohl aber eine Brünette mit recht weißer Hautfarbe weiße Roſen oder himmelblaue Blumen tragen.

Von Herrenmoden iſt der Twine der beliebteſte Negligéeanzug ſtatt des Sommerrockes; er iſt meiſt grau von feinem Wollenzeug mit Seidenfutter gleicher Farbe, auch wohl von gleicher Farbe, und wird entweder doppelreihig und übergeſchlagen, oder gerade einreihig gearbeitet. Die Weſten werden laug, etwas ſpitz nach unten, mit Shawlkragen, und wohl auch mit einem Goldſchnürchen eingefaßt, getragen, wie denn die zwar kleinen Kuöpfe von Glas, Saphir, Coralle, Email ꝛc. gefertigt werden. Der unterſte Knopf iſt uicht zum Zuknöpfen. Gelbe und weiße Weſten haben oft Stehkragen und Knöpfe bis zu dieſem hinauf. Zum Überrock trägt man übergeknöpfte Weſten. Das Beinkleid iſt bequem, liegt weit vor auf dem Stiefel, bildet daſelbſt durch einen Schlitz an der Seite eine Klappe, und die Abſchaffung der Fußriemen bewährt ſich nicht. Die Hüte ſind niedrig mit ſehr breitem Rande, faſt wie zur Zeit Heinrich IV., ſo daß ſchon vom Aufſtecken einer Feder die Rede iſt. Dem Glanze der Wäſche wird doppelte Sorgfalt jetzt geſchenkt. Das Hemd trägt man breit gefaltet und ohne Buſenſtreif, oft mit dem Schlitz auf dem Rücken oder an der Schulter, zum Negligée auch blau und roſa breit geſtreifte Hemden vou feinem Jaconet.

A.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 66. Pariſer Moden. (Damenmoden: Spitzenhaube mit Blättern und Federn; Spitzentuch. — Lukretiakopfputz mit rothen, in Silber ausgeſchnittenen Schleifen; Kleid mit doppeltem Rock von geſticktem Tarlatane.

No. 67. Pariſer Moden. (Damen- und Herrenmoden: Dame auf dem Spaziergange; Herr im Phantaſiefrack und Schuhen; Herr im Reitanzuge.

Anzeiger. № 7.

Geſammelte Schriften
von
Ludwig Rellſtab.
In zwölf Bänden.

Erste Lieferung, oder erster bis dritter Band.
Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Dieſe aus zwölf Bänden beſtehende Sammlung wird in vier Lieferungen zu drei Bänden ausgegeben, die jedoch nicht getrennt werden. Die erſte Lieferung enthält die erſten drei Theile des in dritter Auflage erſcheinenden hiſtoriſchen Romans „1812"; die zweite bis vierte Lieferung, die in kurzen Zwiſchenräumen folgen, werden den Schluß von „1812", eine Auswahl von **Novellen, Gedichten, dramatiſchen Arbeiten** und **vermiſchte und kritiſche Schriften** enthalten.

Eine ausführliche Anzeige iſt in allen Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

Neue elegante Taschenausgabe!

Bei **Orell, Füßli** und **Comp.** in Zürich erſchien und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte
von
Joh. Gaudenz von Salis-Seewis.

Velinpapier. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)
= 45 Kr. rhein.
Mit des Dichters Bildniß. 25 Ngr. (20 gGr.)
= 1 Fl. 15 Kr. rhein.

Bei **Ludwig Hold**, Buchhändler in Berlin, iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Müller (Wilhelm), Schattenſeiten des menſchlichen Herzens. Criminalgeſchichten aller Völker. 8. Sauber geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ein geachteter Kunſtrichter nennt Wilh. Müller eine Kernfrucht, die aus ſich ſelber Nahrung ſchöpft. Durch den Reichthum ſeiner Phantaſie und ſeine lebenskräftigen Darſtellungen darf er ſich den erſten Schriftſtellern Deutſchlands anreihen. Ich glaube daher, daß es blos dieſer Anzeige bedarf, um dem hier angezeigten Werke recht viele Freunde und Leſer zu verſchaffen.

Dramatiſche Frühlingsgabe. Herausgegeben von Wilhelm Müller. 8. Sauber geh. 1 Thlr.

Dieſes Werkchen iſt beſonders für kleinere Provinzialbühnen und Liebhabertheater beſtimmt. Es enthält Albini's Schwanengeſang: Die Weisheit in der Klemme, und zwei andere Luſtſpiele vom Herausgeber: Die Zauberſalbe und Die Flöte Friedrichs des Großen. Die beiden letzten Kleinigkeiten ſind bereits beifällig auf mehrern Bühnen aufgeführt worden.

Im Verlage von **Joh. Ulr. Landherr**, Firma: J. D. Claſſiſche Buchhandlung in Heilbronn iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands, der öſterreichiſchen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslandes zu haben:

Neuer italieniſcher
Dolmetscher für Deutsche.
Enthaltend
eine kurze praktiſche Anleitung der Grammatik, die nöthigsten Wörter und Redensarten, Zahlen u. ſ. w. nebſt der Ausſprache, um in kurzer Zeit das Italieniſche leſen und ſprechen zu lernen.
Von
Dr. Johann Franz Arnold.
8. Elegant in farbigem Umſchlag broſch.
Preis 20 Kr. oder $6\frac{1}{4}$ Ngr. (5 gGr.)

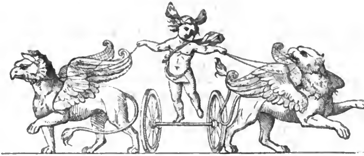
☞ Die günſtige Aufnahme, welche der in gleichem Verlage erſchienene neue deutſch-engliſche Dolmetſcher von demſelben Verfaſſer fand, deſſen Brauchbarkeit ſich in drei ſchnell auf einander folgenden ſtarken Auflagen bewährt hat, gab Veranlaſſung, nach gleicher Theorie dieſen italieniſchen zu bearbeiten, der zunächſt für diejenigen beſtimmt iſt, denen es früher an Zeit oder Gelegenheit fehlte, ſich mit den Regeln einer guten Grammatik bekannt zu machen.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

26. Juli **№ 30.** 1843.

Ueberſicht: Die Saiſon in Karlsbad 1843. — Mainz, Mannheim und Heidelberg. — Grunert in Berlin. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 8.

Die Saiſon in Karlsbad. 1843.

I.

Man ſagt, das Menſchengeſchlecht ſei ſchwächlicher geworden. Von Bedürfniſſen überfüllt und geplagt hetze es ſich durch ein kürzeres Leben als ehedem. Wenn der Frühling komme, bedeckten ſich die Landſtraßen mit blaſſen ausgemergelten Reiſenden, die an mineraliſchen Quellen eine neue Stärkung holen müßten, eine Stärkung, ohne welche die jetzige künſtliche Exiſtenz des Leſens und Schreibens, der künſtlichen Spannung, der ruheloſen Spekulation nicht fortzuführen wäre. Man beklagt die ſchöne Zeit, in welcher man wenig Bedürfniſſe gekannt und achtzig Jahre erreicht habe, die Zeit, in welcher der Flanell und die Börſenſpekulation, die Leihbibliothek und der Journalcirkel, die Cigarre und der Champagner unbekannt geweſen ſei.

Dagegen ſagt die Frivolität: Sind achtzig Jahre mittelmäßigen Lebens mehr werth als fünfzig Jahre intereſſanten Lebens? Mißt man das Leben nach der Elle? Iſt man reicher, wenn man viel Bedürfniſſe nicht nur haben, ondern auch befriedigen kann, oder wenn man nicht nur wenig Bedürfniſſe hat, ſondern auch das Bedürfniß reicherer Bedürfniſſe nicht zu würdigen weiß? Was nützt der Kuh Muskat, hat man von jeher geſagt. Hat man das Schlachtvieh ſchon beneidet, weil es nur Gras braucht? Hat nicht der Eſel die geringſten Bedürfniſſe?

Ich möchte der Frivolität erwidern, es ſei kein Thier ſo verkannt als der Eſel, wenn ich auf Vergleiche eingehn wollte. Aber was kann man nicht

Digitized by Google

Alles mit dieſem Schachſpiele der Gedanken, mit den Vergleichen zu Wege bringen! Bleiben wir auf den Landſtraßen, die nach dem wichtigſten Bade Deutſchlands, die nach Karlsbad führen. Es ſind ihrer vier, vielleicht weil es vier Himmelsgegenden giebt. Die Leute, welche von Sonnenaufgang her kommen, von Schleſien, Polen, Südrußland und den niederen Donauländern, gehen entweder über Teplitz oder über Prag, und ſie haben bei der Ankunft am Karlsbader Thale den Vortheil, daß ſie den Ort der Verheißung ganz und maleriſch unter ſich liegen ſehen, und daß ſie eine kühn gebaute Bergſtraße abwärts fahrend eine halbe Stunde lang vor Beginn des Steinpflaſters den Teich Bethesda, das heißt den Sprudel wittern können. Beide freuen ſich deſſen: die von Teplitz Kommenden freuen ſich, weil ſie das ſchöne Thal von Teplitz und Kulm, eins der ſchönſten in Deutſchland, ein Thal von weiten, weichen Linien und von ſüdlicher Färbung vergleichen können mit der Karlsbader Schlucht, welche ſteile dunkle Waldeshöhen, jähe Windungen, überraſchende Wechſel bietet. Die von Prag Kommenden freuen ſich, weil ſie am Ende eines langweiligen Weges ſind, und ſie würden von der frappanten Lage Karlsbads auf das Angenehmſte überraſcht ſein, auch wenn dieſe Lage nicht wirklich abſonderlich intereſſant wäre. Sie ſind hungrig nach Naturreiz.

Die Straße vom Süden herauf über Budweis iſt die einſamſte. Sie führt über Pilſen und Marienbad, und ſie wird am Seltenſten gewählt trotz der Budweiſer Eiſenbahn, weil die zunächſt darauf angewieſen bergigen Länder Oberöſterreichs, verſchont von aufreibender Kultur vielfältiger Bedürfniſſe, geſünder ſein mögen als die Länder des Nordens, die Länder der Lektüre und der großen Hauptſtädte. Alsdann ſind auch die raſchen Poſtmittel auf dieſer Route nicht in ſo vielfachem Gange, und ſo wird den Marienbadern der Karlsbader Schmerz erſpart. Ach, könnten die Karlsbader doch auch von dem Marienbader Schmerze befreit werden. Der größte Theil der Beſucher Marienbads nämlich fährt durch Karlsbad, und man muß wiſſen, wie weh einem Hausbeſitzer oder Speiſewirth ein Vierſpänner thut, welcher höhniſch vorüber fährt, und welchem ein geheimnißvoller dreiſpänniger Packwagen folgt. Dieſe Packwagen rollen einem ächten Karlsbader über das Herz ſelber. Marienbad, das ganze Marienbad als beſuchter Kurort, iſt für den Karlsbader ein unverſchämt glücklicher Parvenü. Den Stiftsherren von Tepl, welche allerdings große Anſtrengungen für Marienbad gemacht haben und machen, ſchreibt er vorzugsweiſe den Ruf zu, welcher beſonders reiche und vornehme Leute nach Marienbad führe. Die Benennung „kalter Sprudel", die man zuweilen für den Marienbader Kreuzbrunnen braucht, iſt ihm jedesmal ein Dolchſtich, und er läßt ſich's nicht ausreden, daß die Maſſe Karlsbader Salz, welche alljährlich nach Marienbad gekauft wird, weſentlich dafür gebraucht werde, um in den Kreuzbrunnen geſchüttet zu werden, damit dieſer karlsbadiſch befruchtet ſei.

Dieſe ausſchweifende Meinung bei Seite iſt in der That auch bei den

ächten Karlsbader Kurgäſten ein vornehmes Herabſehn auf das Filial Marienbad vorherrſchend, als auf ein Modebad für leichte Krankheitszuſtände, die eben ſo gut und gründlicher von den ſchwächeren Waſſern Karlsbads gehoben werden könnten. Dies Vorurtheil gewinnt dadurch einige Bedeutung, daß die Verſuche ächter Karlsbader Kurgäſte, einmal mit einer Marienbader Kur abzuwechſeln, immer geſcheitert ſind, und daß ſich gegen das eben ſo nahe und ebenfalls junge Eger- und Franzensbrunn kein abſprechendes Mißwollen in Karlsbad vorfindet.

Über Eger kommt die dritte Straße herein nach Karlsbad, die Straße aus dem Reich, wie man früher ſagte, die Straße aus Baiern, wie man jetzt ſagt. Unter den Abhängen des Fichtelgebirgs zieht ſie ſich vom Weſten, von Amberg über Waldſaſſen, oder von Bamberg über Baireuth und Hof herüber, die alten Heerwege in ſich begreifend, welche im dreißigjährigen Kriege ſo wichtig ſind, welche in Schiller's Wallenſtein mehrfach erſcheinen, und welche durch des Friedländer's Ermordung in Eger hiſtoriſch geſtempelt worden ſind. Eger und Franzensbad brauchen dieſen Stempel; der Reiſende, welcher das offene und für feſſelnden Reiz ziemlich zufluchtsloſe Franzensbrunn mit den Ideen eines Monate langen Aufenthaltes durchſtreift, erwehrt ſich kaum einiger Beſorgniß, und daß Goethe hier Naturſtudien gemacht, führt nur zu dem Gedanken: ob man hier wohl was Anderes machen könne? — Der Weg von hier im Egerthale abwärts gen Karlsbad durch das anmuthige Falkenau und das äußerſt maleriſche Ellbogen wäre gefährlich für Karlsbad, wenn dies nicht ſelbſt reich an Naturſchönheiten wäre. Denn links gen Norden zeigen ſich in fortwährend abwechſelnder Pracht jenen ganzen Weg entlang die waldigen Wände des hohen Erzgebirges, welche Sachſen von Böhmen ſcheiden, und zur Rechten ſchließen undurchſichtlich die Waldberge des Mittelgebirges, hinter welchen Fürſt Metternich's Schloß Königswart und Marienbad liegen. Wählt man der Abwechſelung wegen einmal die Straße, welche hinter dieſen Bergen im Bogen herumführt über Königswart und Marienbad, ſo genießt man einzelne Fernblicke nach Mittag hinab in's Pilſener Land. Dieſer Stock des Mittelgebirges iſt alſo an drei Endpunkten von wichtigen Brunnenorten beſetzt: am öſtlichen Punkte liegt Karlsbad, ihm gerade gegenüber am weſtlichen und am Grenzpunkte Böhmens liegt Eger und Franzensbad, und am ſüdlichen Punkte liegt Marienbad. Legt man kein beſonderes Gewicht auf die vielen Sauerbrunnen, welche in Böhmen quellen, ſo entſpricht Teplitz im nordöſtlichen Zipfel Böhmens ganz allein und harmoniſch dieſen auflöſenden böhmiſchen Bädern im nordweſtlichen Zipfel, und die entſprechende Harmonie wird um ſo intereſſanter, als Teplitz für die meiſten Patienten des Nordweſtzipfels die erfüllende und ſtärkende Nachkur iſt. Die nördlichen Endpunkte Böhmens alſo umſchließen einen vollſtändigen Heilkurſus.

Die vierte Straße, die des Nordens, welche über die Gipfel des Erzgebirges herabführt nach Karlsbad, iſt inſofern die wichtigſte, als ſie eine ſehr

groſse Zahl Badegäſte und nur Norddeutſche, alſo vorzugsweiſe ſogenannte Ausländer bringt, Leute, bei denen ſo viel geſchrieben, geleſen und raiſonnirt wird. Südlich vom ſächſiſchen Zollhauſe, von der Grenze des Zollvereins beginnt hier Süddeutſchland. Rhön, Thüringerwald, Fichtelgebirg, Erzgebirg, Rieſengebirg ſcheiden in geſchloſſener Breite Nord- und Süddeutſchland. Und wären's nur Eſſen und Trinken, Gulden und Kreuzer und grüne Jalouſieen, bliebe Glaube und Sitte und Sprache und Temperament außer Acht, man kann in Karlsbad keinen Augenblick zweifeln, daß Norddeutſchland hinter den Bergen geblieben ſei.

Leipzig iſt der Centralpunkt für die Reiſenden, welche auf jener Nordſtraße ihre verdrießlichen Geſichter herabfahren laſſen. Dieſem Leipzig ſcheint eine ſehr wichtige Beſtimmung in Deutſchland geworden zu ſein, und es arbeitet dafür mit hundert Händen und mit einem Kopfe, den Niemand kennt, der aber offenbar große Fähigkeiten beſitzt. Kurzſichtige nennen dieſen Kopf den Zufall, Rationaliſten nennen ihn die Gelegenheit. Je mehr ſich Hamburg einſeitig kaufmänniſch am engliſchen Tau nach Reichthümern bugſiren und je mehr es ſich durch bloßen Jahreskalkul vom Verbande deutſcher Geſammtheit abhalten läßt, kurz, je länger der unnatürliche Zuſtand dauert, daß die Handelshauptſtadt Deutſchlands nur im Intereſſe einiger Kaufleute, nicht aber im Intereſſe Deutſchlands vorhanden iſt, deſto raſcher erfüllt ſich für Leipzig eine Stellung, die ganz und gar modern, ja die in Europa eigenthümlich iſt: Leipzig iſt eine deutſche Hauptſtadt, deren Weſen noch Niemand definirt hat. Nicht weil ſie eine Hauptſtadt der Straßen und des Handels und eine Hauptſtadt der Preſſe iſt, ſondern weil ſie Beides zugleich, und weil Beides noch in geheimnißvoller Entwickelung iſt, darum iſt ſie ſo ſchwer zu beſchreiben. Wie für den Reiſenden und für den Kaufmann iſt ſie für den Literaten, der mit der raſchen Zeit Schritt halten will, eine Nothwendigkeit. Für den Letzteren iſt Alles hier zuerſt und Alles in größter Vollſtändigkeit hier zu finden. Je nachdem dieſe Stadt paſſend oder unpaſſend mit literariſchen Hilfsinſtituten verſehen wird, was bis jetzt äußerſt mangelhaft geſchehen iſt, wenn man die Univerſität nicht zu dieſen Hilfsinſtituten rechnet, je nachdem wird der Einfluß dieſer Preßſtadt von kurzen oder von weiten Geſichtspunkten ſtattfinden. Der Einfluß aber iſt ſo ſicher und unabwendbar, daß alle, auch die Nicht-Leipziger und Nicht-Sachſen ein Intereſſe haben, dieſen Ort mit Hilfsmitteln für jegliche Richtung verſehen zu wiſſen. Wer ſeine Meinung oder ſeinen Glauben gefördert ſehen will, muß eine organiſche Nahrungsquelle dafür in Leipzig errichten. Dadurch, nicht durch Verbote des Widerſtrebenden wird auf die heutige Zeit gewirkt. Verbot wirkt als Nein, wie die Beſtechung als Ja wirkt: krampfhaft und unzuverläſſig. Man fördre was man für wahr hält: darin liegt die Hauptwaffe gegen das Unwahre. Unterliegen wir auch dann, nun, dann iſt auch unſre Wahrheit darnach geweſen, ſie hat nur beizutragen, nicht aber zu ſiegen gehabt.

Wunderlich! Nach drei Himmelsgegenden führen Eiſenbahnen von Leipzig aus, und man benutzt dieſes raſche Reiſemittel durchſchnittlich nur, wenn man einen wirklichen Reiſezweck hat. Man ſetzt ſich nicht auf den Waggon, wie man dies in Voraus glaubte, um beiläufig eine raſche Tour zu machen. Seit langer Zeit hatte ich täglich die Dampfer nach Altenburg aus meinem Fenſter fliegen ſehn, und erſt als ich nach Karlsbad wollte, fuhr ich zum erſten Male auf der ſächſiſch-bairiſchen Bahn, die ihre Augen auf den Bodenſee gerichtet hat. Alles an ihr iſt in großem und gediegenem Stile angelegt; weder in Belgien, noch in Deutſchland, noch in Frankreich bin ich auf einer Eiſenbahn ſo elegant und bequem gefahren worden. Die Bewegung iſt äußerſt glatt und weich und raſch und die Wagen ſind vortrefflich. Binnen einer Stunde iſt die Entfernung von fünf Meilen bis Altenburg zurückgelegt, und die nach ſolchem Vorgange unzureichenden Poſthilfsmittel für die weitere Tour erſchrecken uns mit dem Gedanken, daß wir früher, auch nachdem wir bereits durch Nagler reformirt waren, erſtaunlich viel Zeit vertrödelt haben. Ja, auch Generalpoſtmeiſter Nagler, obwohl er hier in Altenburg nicht gebietet, muß ſeine preiswürdigen Poſtreformen reformiren. Pferde, ſelbſt Poſtpferde, vermögen viel mehr trotz der Thierquäler, wie man quäleriſcher Weiſe die Antithierquäler nennen will. Ich erinnere mich ſehr wohl der Zeit, da die Schnellpoſten Thierquälerei genannt wurden, und jetzt wiehern die verbeſſerten Pferde höhniſch über langſames Umſpannen, langſames Expediren und über den euphemiſtiſchen Ausdruck „Schnellpoſt". Sie haben von ihren Verwandten aus England ſehr abweichende Dinge über Konkurrenz und ſchnelle Poſten gehört.

Sachſen iſt jetzt mit einem ſo mannigfaltigen Straßen- und Poſtkourſen-Netze erfüllt wie kaum ein Land der Welt: es muß ein geheimnißvoller Grund vorhanden ſein, wenn von Zwickau aus die Poſtverbindung nach der böhmiſchen Grenze ſo gefährliche Pauſen macht, daß man Zwickau bei Nacht und Schneeberg bei Tage durchaus genau kennen lernen muß. Allerdings beginnt ein neues Landesmoment hinter Zwickau: das Erzgebirge erhebt ſich und will überſchritten ſein.

Dies Gebirge ſpielt keine Rolle in der Touriſtenliteratur; ſelbſt die Rhön, der Thüringerwald und das Fichtelgebirge üben größere Anziehungskraft, und die Berge zwiſchen der bairiſchen Pfalz und Böhmen, der Böhmerwald, den ebenfalls Niemand bereiſt, und den uns jetzt ein Böhmerwaldes-Kind, Rank, ſo ausführlich beſchreibt, er hat ſeit Schiller's Räubern wenigſtens die Romantik vor dem Erzgebirge voraus. George Sand ſogar ſcheint dies gewußt und deshalb einige Bände ſeiner Conſuelo dorthin verlegt zu haben in ein fabelhaftes Schloß der Grafen von Rudolſtadt und in die ausgehöhlten und ausgemauerten Eingeweide eines Huſſitenberges. Dergleichen Phantaſiegeburten würden ſich unter den Spitzenklöpplern des Erzgebirges nicht ausnehmen, obgleich man gerade hier in den Eingeweiden der Erde das

Erz ſucht, welches dem Gebirge den Namen gegeben hat. Die ſächſiſche aufklärende Betriebſamkeit, welche Sachſen zum Mittelpunkte des Rationalismus, des Büchermarktes und der Bücherfabrikation gemacht hat — ich glaube, die ſächſiſchen Prediger, Magiſter und Lehrer ſchreiben mehr als die aller übrigen deutſchen Stämme zuſammengenommen — dieſe Betriebſamkeit würde eine Gebirgsromantik nicht verſchont haben, auch wenn für dieſe letztere das Material vorhanden geweſen wäre. Dies Material fehlt aber wirklich. Das Erzgebirge iſt zu ſorgfältig angebaut, um Geheimniſſe zuzulaſſen, und es iſt in ſeiner Formation nicht intereſſant genug, um Reiſende zu reizen. Die Berge ſchichten ſich, wenn man ſo ſagen darf, ohne Stil, und die Thäler ermangeln deshalb ſowohl eines vorherrſchenden als eines eigenthümlichen Charakters. Übrigens fehlt es deshalb nicht an anmuthigen Partieen und maleriſchen Gruppirungen. Dies gilt beſonders von der neuen Straße, welche über Annaberg auf die Höhe des Sonnenwirbels hinaufführt. Auf dieſer Seite iſt das Tſchopau-Thal zu derjenigen Höhe des Rufes gekommen, welche nur noch einiger Touriſten-Ausrufungszeichen bedarf, um verführeriſch zu ſein. Annaberg ſelbſt, auf einer Bergkuppe gelegen, welche ſüdlich von den höchſten Wänden des Gebirges beſchattet wird, nimmt ſich ſtattlich aus mit den hier einheimiſchen Schindel- und Schieferdächern, deren Blauſchwarz viel maleriſcher iſt als das grelle Roth der Ziegeldächer, und der ſchlanke Kirchthurm auf hoher Kirche hebt ſich wohlgefällig ab vom dunklen Hintergrunde der waldigen Wände. Der weitere Weg führt quer über den Sonnenwirbel, einen der höchſten breiten Gipfel des Gebirgs, deſſen eigentliche Spitze nur um einige hundert Fuß die Heerſtraße überragt. Hier oben begegnen ſich Sachſen und Böhmen, Nord- und Süddeutſchland; ein dürftig Örtlein, Gottesgabe, eine wirkliche, zwar dürftige aber gütige Gabe Gottes, die das ganze Jahr geheizt werden muß, iſt die erſte Sperre mit ſchwarzgelbem Schlagbaume und mit dem erſchreckenden Gruße „Hoben's Ew. Gnoden an Poß und wos Steuerbores?!“ Dem Ohr will's nicht gefallen, aber das Auge ſieht mit Entzücken hinab nach Joachimsthal und nach dem geſchlängelten, vom Mittelgebirge ſüdlich begrenzten Egerthale.

Ähnlich iſt auf der älteren und beſuchteren Straße Schneeberg und das Aufſteigen des Weges bis Eibenſtock. Aber auf dieſer Seite geht der Weg nach der Grenze abwärts an einer grünen Thalſchlucht, die mit prächtigen Tannenbäumen geſchmückt iſt. Im letzten ſächſiſchen Orte Wildenthal findet man noch einmal alle zierliche und mannigfaltige ſächſiſche Sauberkeit im Poſtwirthshauſe, und zum letzten Male friſche und leidlich offenherzige Zeitungen neben dem reizloſen Mahle, welches Sachſen und Schleſien vor dem übrigen Deutſchland voraus haben. Noch eine Höhe hinauf, und man hält vor dem „Haupt-Einbruchsamte Hirſchenſtand.“ Die Hirſche ſtehen nicht mehr da, dafür haben Wilddiebe geſorgt, aber ringsum ſieht es aus, als ob trotz Vertreibung des Wildes die Kultur noch nicht angekommen wäre. Die

Digitized by Google

ſonnigen und feuchten Berglehnen bieten nur ſo viel Gras als die ſich ſelbſt überlaſſene Natur hervorbringt und als die Millionen umherliegender Steine aufkommen laſſen. Ja, das Klima iſt zu rauh! Man braucht nicht an die Schweiz zu erinnern, die in kälterer Höhe durch Fleiß und Sorgſamkeit Matten, Triften und Aecker gewonnen hat, man braucht nur eine Stunde rückwärts nach Sachſen zu ſehen, wo ein fleißiger Volksſtamm dem kalten Boden viel mehr abgewinnt. Der Böhme iſt träg; was an lobenswerther Kultur in dieſem Lande vorhanden iſt — und ſtellenweiſe iſt Vortreffliches vorhanden — iſt von deutſchen Böhmen veranlaßt und gepflegt. Dies Land mit ſeinen vielen Höhen und Hochebenen bietet freilich ungewöhnliche Schwierigkeiten für ergiebige Kultur, aber auch Kreiſe wie der Thabor'ſche, wo der Wachholderſtrauch ausgebeutet werden muß, würden unter andrer als ſtockböhmiſcher Einwohnerſchaft längſt ausgiebiger geworden ſein. Ich habe neulich einmal in dieſem Blatte bei Gelegenheit eines falſchen franzöſiſchen Berichtes geſagt, daß in dieſem großentheils ſo ſchönen und geſegneten Königreiche Böhmen noch ſo viel Raum für wirkliche Kultur unbenutzt ſei als das ganze Königreich Sachſen umſchließe. Der Komet hat ſich darüber luſtig gemacht. Es wäre gar nicht ſchwer, jene Behauptung in aller möglichen Ausdehnung ſtatiſtiſch zu belegen, obwohl ſie zunächſt nur den Kunſtfleiß ſpeciell vor Augen hatte. Die Pflege der reichen böhmiſchen Wälder, denen erſt ſeit Kurzem eine noch bei Weitem nicht genügende Forſtkultur zu Hilfe kommt, iſt noch lange nicht zu vergleichen mit einer Pflege, wie ſie bei uns eingeführt iſt. Die großen Herrſchaften in Böhmen ſind daran ſchuld geweſen. Vermittelſt der Sorgfalt ein Land auszubeuten, das iſt Sache des kleinen Grundbeſitzers. England und ein Theil Italiens ſind durch die kleinen Pachtungen in Gärten verwandelt, denen jeder Schritt Landes ergiebig werden muß. Wer wird es glauben, wenn es nicht mit ſpeciellem Nachweiſe belegt wird, daß im Böhmerwalde noch dem Namen und der That nach ſogenannter Urwald exiſtirt, den bis vor Kurzem nur der Bären-, Wolf- und Luchs-Jäger abgeſpürt hat! Wenn die Franzoſen von den Bären und Wölfen in Deutſchland ſprechen, ſo lachen wir ſie aus, und ſie wiſſen es auch nicht, daß ſie lange Zeit Recht hatten in Betreff dieſes böhmiſchen Winkels. Mit den Wölfen iſt man ziemlich zu Rande, im letzten Jahre hat man auch nichts mehr von Bären angetroffen, aber ein Luchs iſt erſt im vergangenen Jagdjahre erlegt worden. Allmählig dringt nun auch einige Sorgfalt in dieſe Waldberge und es ſind nun wenigſtens Straßen über den Wald gebaut worden. Namentlich wirkt ein gut unterrichteter und überaus thätiger Edelmann, Graf Wurmbrandt, ſeit einigen Jahren belebend und fördernd in dieſem Waldeswinkel. Von ihm ſtammt der geniale Entwurf einer wahrhaft kultivirenden Eiſenbahn für dieſen verlaſſenen Weſten Böhmens. — Aber nicht bloß in der Forſtkultur, ſogar im Ackerbau, wie viel Fruchtraum würde Sachſen bei einer durchgeführten Vergleichung gewinnen. Ich will nicht wie-

Digitized by Google

der von den Wachholderhecken der armen Czechen im Thabor-Kreiſe ſprechen, nicht von der Möglichkeit, die trockne Hochebene beſſer zu befruchten, obgleich ich keinen Augenblick zweiſle, daß dies einem ſorgſamen Volksſtamme gelingen würde, nein, ſelbſt der fruchtbare und ganz angebaute Saatzer Kreis, der jetzt noch in der ordinärſten Dreifelder-Wirthſchaft angebaut wird, was würde er unter ſpekulativen ſächſiſchen Händen werden! Aber es iſt hier nicht der Ort, einen Gedankengang näher auszuführen, den die ungeräumten ſteinigen Berglehnen bei Hirſchenſtand anregen, den die armen halbnackten Bettelkinder, welche die Straße belagern, ſobald der ſächſiſche Schlagbaum hinter uns liegt, unaufhörlich erwecken. Dünger und Vieh, welche dabei eine große Rolle ſpielen müßten, wären doch hier weniger am Orte. Und wenn dieſe Berglehnen mit Vieh bedeckt wären, wie ſie daran abſoluten Mangel haben, ſo würden wir wohl auch der Belagerung durch Bettler überhoben. Zu Anfang bin ich immer geneigt, dieſe unaufhörliche Bettelei, welche ſo grell von Norddeutſchland abſticht und welche meines Erachtens alljährlich häufiger und zudringlicher wird in dieſen Gegenden, ich bin geneigt, dieſe gelegentliche Art des Erwerbes für eine Poeſie hinzunehmen. Warum, denke ich, ſollen die Leute nicht die Hand ausſtrecken, wenn wohlhabende Menſchen vorüberziehn?! Aber wenn dies denn am Ende Tag für Tag, Stunde für Stunde geſchieht, wenn es zunftmäßig und als offenbarer Erſatz für Faulheit gehandhabt wird, dann erwacht uns doch allmählig der erworbene Staatsſinn, welcher ſolche Übertreibung einer auf den Zufall angewieſenen Lebensweiſe unerträglich findet.

Die Straße führt übrigens bis zum erſten böhmiſchen Städtchen Neudeck ununterbrochen abwärts; von da ſteigt ſie noch einmal mählig, um ſich dann in abwechſelnden Biegungen dauernd abwärts zu ſenken nach Karlsbad. Es mag kaum ein für Parkanlagen im Großen günſtigeres Terrain geben: Thäler und Hügel von allen Formen, Büſche und Bäche, Hochgebirg gen Norden, Mittelgebirg gen Süden. Läge hier die Herrſchaft Muskau, Fürſt Pückler hätte ein Paradies geſchaffen aus den Abhängen des Erzgebirges nach der Eger. Muskau iſt überhaupt ein ſchlagender Beweis gegen die Entſchuldigungen der Unfruchtbarkeit: Streuſandhügel, auf denen kaum eine dürftige Kiefer Wurzel ſchlug, ſind mit Fleiß und Geſchick in Laubholzbüſche und duftende Wieſen verwandelt! Der Menſch kann den Boden bilden wie er den Charakter bilden kann, und erſt wenn er dies in großem Maaßſtabe und durchgängig gethan, ſpricht man von der Kultur eines Landes. Daß die Anregung dazu von Staatsgrundſätzen ausgehn müſſe, welche regſames Experiment aller Gattung geſtatten und verhältnißmäßig fördern, das will ich durchaus nicht in Abrede ſtellen, die beſten Glieder werden ſchwerfällig ohne belebenden Geiſt; aber man ſoll ſich auch nicht mit dieſer Berufung begnügen, man ſoll der Indolenz des Volksſtammes kein Ruhekiſſen unterbreiten, einer Indolenz, die nur getrieben zu werden braucht, um einer ſo lebendigen und talentreichen Energie Platz zu machen, wie ſie ſchon vielen heutigen Böhmen nachgerühmt werden kann.

Auf dieſen Abhängen zur Eger verbeſſert ſich aber auch ſichtbar von Jahr zu Jahre der Anbau, und die Formationen ſind ſo günſtig, daß es keiner Parkanlagen bedarf zum Genügen für das landſchaftliche Auge, welches forſchend nach den Thürmen Karlsbad's ausſchaut. Die Thürme Karlsbad's kennt und ſieht kein Menſch, ſie ſind beſcheiden, und ſind's mit Recht: ſie müßten thöricht hoch ſein, um aus der Schlucht über die ringsum überragenden Berge emporzureichen. Nur die Ruine Engelhaus deutet vom Mittelgebirge herab die Tiefe an, in welcher Karlsbad liegt. Karlsbad ſelbſt iſt nicht zu entdecken, und was der Reiſende endlich, wenn er der Egerbrücke immer näher kommt, an verſtreuten weißen Häuſern ſchimmern ſieht, das ſind nur eben an den Höhen umhergeſtreute einzelne zu Karlsbad gehörige Häuſer. Die eigentliche Stadt ſchlängelt ſich an beiden Seiten des Tepelfluſſes in der Schlucht dieſes Stromes eine halbe Stunde lang aufwärts, dergeſtalt, daß man wegen drei Biegungen erſt in dreifachen Abſätzen des langgeſtreckten und dreifach ungefähr wie ein lateiniſches S gewundenen Ortes inne wird. Der erſte Stadttheil in welchen der Wagen rollt, nachdem er die Eger und bald darauf eine Tepelbrücke paſſirt hat, iſt die Egerſtadt. Die Eger nämlich geht außen vor der Schlucht von Abend nach Morgen einen Büchſenſchuß vom eigentlichen Karlsbad vorüber, juſt am Ausgange dieſer Schlucht den Gebirgsfluß Tepel in ſich aufnehmend, und von ihr heißt die erſte lange Straße die Egerſtraße. Dieſe Straße bietet eine frappante Aehnlichkeit mit einem berühmten Pyrenäenbade, mit Cauterets, und man iſt in ihr eines ganz anderen Ortes gewärtig als des Karlsbades, welches ſich weiter aufwärts entwickelt. Wie viel nämlich auch große, ſchöne, neue Häuſer hier gebaut worden ſind, der Blick in ſie hinein, der Blick auf Badegäſte, welche ſie bewohnen, empfängt den Eindruck bürgerlichen Weſens: Speiſehäuſer, deren Tafeln mit Wachstuch oder vielfach benutzter Wäſche gedeckt ſind, Lohnkutſcher, Harfenmädchen, Pferdeſtälle, Alles deutet auf einen Maſſenverkehr, dem es nicht um Auswahl und Eleganz zu thun iſt. Rechts und links und geradaus von den Bergen ſchauen aber große und kleine Häuſer hernieder wie einzelne Andeutungen, daß der Ort noch ganz andre Elemente entwickeln werde, und wirklich beugt man plötzlich wieder über eine Tepelbrücke auf's linke Ufer des Fluſſes hinüber und iſt Angeſichts der Quellen, die unter Säulengängen aus ſchmalen Röhren ſtrömen, und von denen eine breite überdachte Treppe aufführt zu einer bedeckten Wandelbahn, etwa einen Stock hoch am Fluſſe hinab. Sie wird vom Karlsbader Humor „die Trampelbude" genannt. Hier am Mühl- und Neubrunnen, und oben hinter der Wandelbahn am Thereſienbrunnen tragen des Morgens die vielen hundert aus allen Theilen der Erde zuſammengewehten Menſchen ihre Hoffnungen und Sorgen umher, trägen Schrittes umherſchreitend, ſtets unzufrieden mit dem Wetter, ſtets verdrießlich bewaffnet mit dem Porzellan-Becher, der ihnen gute Verdauung ſchöpfen ſoll. Mangelhafter Unterleib iſt allen gemeinſchaftlich, ein mannigfaches Gelb, von duftigem

Digitized by Google

Strohgelb bis in gefährliches Braun ſpielend, iſt allen gemeinſame Wappen- und Geſichtsfarbe. Ich glaube, dieſe Geſellſchaft, zu der ich immer mitgehöre, mag jeden Unparteiiſchen drohend anmuthen. Ich ſelbſt mitten darunter werde oft an Lichtwer's Fabel erinnert: Was thun dieſe wunderlichen Menſchen, die nicht hören, ſehen, fühlen? Sie ſpielen? Nein, ſie trinken Brunnen. Sie ſpielen um ihr Schickſal, wenn man durchaus will. Das geht aber weniger dieſe anſpruchsloſere Partie der Karlsbader Kurgäſte an, als diejenige, welche um den Sprudel weiter aufwärts am rechten Tepelufer wandert: dies ſind die eigentlichen Spieler, welche ſtumm auf ihre Farobank des Unterleibes blicken.

Hier bei den Brunnen iſt man in die eigentlich innere Stadt gelangt, in das Herz Karlsbad's, wo am Fuß der Berge und auf den mit Häuſern beſäten Bergen die ſechs Hauptquellen fließen. Eine Straße, welche auch als Wandelbahn von den Trinkern benutzt wird, führt auf den Markt, und auf dieſer Straße begegnen und kreuzen ſich die Trinker aller Sorten, einander meſſend mit ärgerlicher Miene. Der Markt nämlich hat in ſeiner Ebene den Marktbrunnen, der erſt ſeit einigen Jahren hervorgekommen und gefaßt worden iſt, und hat auf dem offenen gepflaſterten und mit breiten Steintreppen geſchmückten Berge einen zweiten Brunnen, den Schloßbrunnen. Dies iſt mein und der Karlsbader Liebling. Er hat den geringſten Wärmegrad, und wird ſelbſt von Kindern mit günſtigem Erfolge getrunken. Für die Brunnenmode wird er wie ein Exil bezeichnet, das Tomi der Kur: arme Juden, ausſätzig und ſchäbig ausſehende arme Leute, Bauern und Kinder ſind hier ſtehende Beſatzung, und von der eleganten Welt erſcheinen nur vagabondiſch hie und da einige Zerknirſchte, denen die heißeren Waſſer Wallungen gegen Bruſt oder Kopf verurſacht und welche die Ärzte hierher verwieſen haben. Sie trinken ſo raſch als möglich, um wieder in den faſhionablen Haufen und Jargon hinab zu kommen. So ſind wir! Gegen die Vorurtheile der Convenienz hilft kein Waſſer; dies ſieht man nirgends ſo deutlich als an einem Brunnenorte: die Karlsbader Quellen ſind von ſtärkſter Wirkung und heiſchen deshalb die ſtrengſte Vorſicht in Kleidung, aber die Konvenienz bringt alle Tage ein Dutzend wohl konditionirter Erkältnngen zu Wege.

Dieſer Marktplatz iſt durch den offenen ſteilen Schloßberg gar eigenthümlich: wo der Berg ſich erhebt, da ſteht ein pyramidenartiges Steingebild, ein Dreieck, deſſen Seiten und Gipfel mit Heiligen-Statuen geſchmückt ſind, und welches „die heilige Dreifaltigkeit" genannt wird. Durch eine breite Treppe davon geſchieden ſteht, ebenfalls frei, das Rathhaus, ein grob viereckiges unſcheinbares Gebäude. An einer Ecke deſſelben iſt das ſteinerne Bild Karl's IV. in Lebensgröße angebracht, des wichtigſten Königs von Böhmen, der namentlich für Karlsbad wichtig geworden iſt, da er es zur Stadt erhoben und offenbar mit ſeinem Namen beglückt hat. Unter der Statue iſt auch ein beſcheidnes Basrelief, welches den gejagten Hirſch zeigt, und die ſogenannte Entſtehung Karlsbad's, die Karlsbader Mythe verſinnlicht. Hoch über dem

Digitized by Google

Markte nämlich erhebt ſich ein bewaldeter Felsberg, welcher „Hirſchenſprung“ genannt wird. Bis auf den Gipfel dieſes Berges hat eines Tages der böhmiſche König und deutſche Kaiſer einen Hirſch gejagt, und der Hirſch, keinen andern Ausweg als den tiefen Abgrund vor ſich ſehend, hat den Sprung gewagt in den Thalkeſſel. Die Hunde ſind ihm nachgefolgt. Was aus dem Hirſch geworden, das weiß ich leider nicht, obgleich er doch eigentlich die Hauptperſon des Drama's iſt; man will aber wiſſen, daß die Hunde in das heiße Waſſer des Sprudels gerathen ſeien und ſich verbrüht hätten, und daß durch die verbrühten Hunde, die wahrſcheinlich gejauchzt, der Kaiſer auf die Quellen aufmerkſam geworden und zur Errichtung des Badeortes veranlaßt worden ſei.

Ich zweifle nicht, daß eine Hirſchjagd zur Entdeckung des Sprudels geführt habe in einer Zeit, da Thal und Höhe mit Waldung bedeckt geweſen, und daß der Name „Hirſchenſprung“, welcher jetzt noch dem Waldfelſen eigen iſt, wörtlich richtige hiſtoriſche Begründung hat. Vielleicht hat auch König Karl erſt bei ſolcher Gelegenheit Kenntniß von dieſen Quellen in damals kaum nahbaren Bergwäldern erhalten; aber ein Ort war ſeiner Zeit ſchon hier, und der Ort hieß „Wary“, das heißt zu Deutſch „die Süde“. Karl erhob nun dieſen Ort zum Range einer Stadt, und dieſer Privilegienbrief iſt vom Jahre 1370 datirt. Das eigentliche Karlsbad iſt alſo nun bald ein halbes Jahrtauſend alt.

Eine ſchmale Schlucht zwiſchen zwei Häuſern des Marktes, nur breit genug für zwei Menſchen, führt vom Markte aus zur Tepel und über die Tepel zum Sprudel, zur Haupterſcheinung des Ortes. Da brodelt es, raucht es, ſpringt es unmittelbar am Flußufer, und eine weiße Waſſerſchaumgarbe ſteigt und fällt, dies iſt der Sprudel, eine Naturerſcheinung, vor welcher jeder Fremde mit Staunen ſtehen bleibt, und wer einige geographiſche Bildung beſitzt, der denkt flugs an den Geiſer in Island. Um dieſe Waſſergarbe ſchaaren ſich die Triarier, die alte Garde der Kurgäſte, Leute die kühlen Hauptes im Feuer ſtehn, ſonnenbraune Geſichter, alte Diplomaten, eherne Gelehrte, vorurtheilsfreie Denker, Cavalleriegenerale, Domainenpächter, allopathiſche Heldenärzte und Frauen, welche mit herbem Lächeln verzichtet haben auf die Täuſchungen und Befangenheiten der Jugend. Wo man hinſieht: aus dem trocknen Sandbette der Tepel, zwanzig Schritt vom Sprudel als Hygieenquell, überall ſtrömen haſtig und glühend die ſiedenden Waſſerſtröme an die Oberfläche, man empfindet, daß man hier unmittelbar über der unterirdiſchen glühenden Werkſtätte dieſes Zauberwaſſers ſteht, und der geſunde Reiſende eilt haſtig nach dem Markte zurück, um den Dämonen nicht zu verfallen, und den letzten Hauptheil Karlsbad's, den faſhionablen, die ſogenannte Wieſe zu gewinnen. Noch einmal nämlich verengt ſich der Markt zu einer Gaſſe von etwa fünfzehn Schritt, und ſo wie man da hindurch iſt, erweitert ſich der Anblick des Thals, und die Stadt gewinnt ein ganz neues regel-

Digitized by Google

mäßiges Anſehn. Streng in der Mitte iſt der Fluß, an beiden Ufern mit niedrig gehaltenen, dichten Kaſtanienbäumen geſchmückt, an beiden Seiten von ungepflaſterten aber gut chauſſirten Straßen begleitet, und hier auf der rechten, dort auf der linken Seite der Straße von ſtattlichen Häuſern begrenzt. Dies iſt die Wieſenſtraße, welche eigentlich aus zwei einander parallel laufenden, durch die Tepel geſchiedenen, durch vier Brücken verbundenen Straßen beſteht. Zwei Straßen, aber nur zwei Reihen Häuſer, nach allen Himmelsgegenden von Bergen eingeſchloſſen. Wo ſie endigen, wendet ſich das Flußthal von Neuem und man ſieht auf Promenaden und unbewohnte Waldberge hinaus, aber man ſieht auch hier nicht weiter als eine Viertelſtunde Weges, man iſt gefangen in der Karlsbader Schlucht und Saiſon.

Wie iſt die diesjährige Saiſon? fragte ich den erſten Karlsbader Bekannten, dem ich auf der Wieſe begegnete. „Frauen und Ruſſen und der Ellboge ner Prophet machen die diesjährige Saiſon!“ war die Antwort.

Ruſſen? Das iſt nichts Neues in Deutſchland. Seit dem ſiebenjährigen Kriege ſind wir damit geſegnet. Aber Frauen in Überzahl zu Karlsbad, das deutet auf einen ſchweren Wechſel der Natur, und das hat gewiß die moderne Literatur zu verantworten. Und was prophezeiht der Ellbogener?

„Das Wetter!“ — Weiter nichts? — „Sie meinen, es ſei keine Kunſt ſo ſchlechtes Wetter zu prophezeihn?“ — Keineswegs, aber — „Aber er trifft's; und man iſt nur außer ſich, daß der gedruckte Monatszettel bloß drei Kreuzer koſtet; für drei Kreuzer kann man kein gut Wetter verlangen!“ — Wie kann aus Ellbogen was Großes kommen? Und was hat der Mann für Grundſätze?

Mainz, Mannheim und Heidelberg.

Am Rhein, am Rhein
Giebt's Dummheit und guten Wein.
Nachdruck und Ignoranz
Und katholiſchen Firlefanz;
Am Rhein, am Rhein
Möcht gemalt ich nicht ſein!

Ich ſage *am* Rhein, nicht *auf* dem Rhein. Man kann ſich nichts Schöneres, Großartigeres denken, als *von* Mainz *bis* Köln, aber keine Stadt am Rhein bietet Das, was dem intellektuellen Menſchen vor Allem nöthig iſt — geiſtige Anfeuerung und wahrhaft intellektuelle Bewegung. Zu läugnen iſt aber nicht, daß die preußiſchen Städte am Rhein eben wieder den Vorſprung vor andern haben, den im Allgemeinen der Norden vor dem Süden hat. Das nordiſche Preußen hat dort direkten Einfluß, und in Mainz hört man allenthalben den Stoßſeufzer: o wären wir doch wenigſtens preußiſch! Man muß übrigens nicht glauben, daß die Rheiniſche Zeitung eine Kölniſche war. Zu Köln hatte ſie am wenigſten Abonnenten. Die Rheiniſche Zeitung war eine rein Berliniſche, und in Köln wurde ſie förmlich gehaßt.

Digitized by Google

Die Kölniſche Zeitung iſt der echte Prototyp des rheiniſchen Liberalismus. Weiter bringt's der Süden nicht. Er hat zu viel mit der Natur und mit ſeinen fünf Mahlzeiten zu thun. Tagtäglich bewundert er ſich und die Rheingegend, und macht Lieder auf den Rheinwein. Wenn er auch den nicht hätte! — Wenn der Franzoſe ſeine Weine beſingen wollte, die deutſchen Überſetzer hätten gar keine Zeit mehr, ein Schöppchen zu trinken. Der letzte der franzöſiſchen Weine — der von Suresne bei Paris — iſt mir lieber, wie der beſte am Rhein. Höchſtens laſſe ich mir ihn bei Auſtern zum Dejeuner gefallen. Aber in Deutſchland giebt's ja keine Auſtern. Als Dr. Andree noch in Mainz war, ſtimmte er jeden Tag ein Klagelied über die Franzoſen an, daß ſie centraliſirt ſind. Wir Deutſche, ſagte er immer, wir ſind andere Kerls, wir ſind dezentraliſirt. Welch' eine Wonne das iſt, das weiß nur Der zu ſchätzen, der ſchlecht franzöſiſch ſpricht und die Juden haßt, weil ſie nicht deutſch blond ſind. Mainz nun iſt dezentraliſirt. Auch disputirt ſchon zehn Jahre hindurch — hiſtoriſch — die Stadt mit der Regierung, wer die Straßen pflaſtern und beleuchten ſoll. Die Sache muß erſt gründlich unterſucht werden, denn die Rheinländer ſind ſtolz auf ihre Rechte, und lieber iſt ihnen eine rechtmäßige Stadtverfinſterung, als eine unrechtmäßige Beleuchtung. Dafür ſind ſie dezentraliſirt.

Doch was brauchen die Rheinländer Philoſophie oder Geiſt, haben ſie doch den Rhein, dieſen herrlichen deutſchen Fluß, mit ſeinen prächtigen Naturumgebungen! Ach ja! Es giebt für den Menſchen keinen ſchönern Naturgegenſtand, als eben wieder den Menſchen. Die Natur iſt nur ſchön, wenn ſie durch den Menſchen vergeiſtigt wird, wenn ihr Gedanken und Gefühle, die in ihr blos vegetiren, durch den Geiſt zum lebendigen Leben angehaucht werden. Man glaubt gewöhnlich, die Abgeſondertheit in der Natur gebe zum Arbeiten Anlaß und bringe Ideen hervor. Das aber iſt durchaus nicht wahr. Ein Menſch allein in der ſchönſten, üppigſten Naturgegend fühlt ſich nur poetiſch ergriffen, wenn er in ihr als Contraſt lebt, wenn er vorerſt aus dem aufreibenden Geiſtesgewühl einer Stadt ſich flüchtet, um auf einige Zeit die contemplative Ruhe zu genießen. Bald aber wird dieſes *faule* Naturleben läſtig und langweilig, wenn es nicht durch den hellen, feurigen Geiſt des Menſchen aufkniſtert. Der Geiſt, der nichts als Feuer iſt — wir müſſen ihn durch Licht auf dem Theater repräſentiren — bringt in das dümmſte Holz Bewegung; denn Brennen iſt Bewegung, und Alles, was brennt, lebt und dehnt ſich aus, bis der Saft verzehrt iſt und das Ganze zu Aſche wird, welche als Dünger oder Beitze wieder Neues hervorbringt. Wo dieſer Geiſt fehlt, iſt Alles blos lebloſes Vegetiren, ja ſogar häßlich; denn die ſchönſte Naturgegend iſt der Geiſt und das Herz, das ſchönſte Landhaus iſt die Liebe, und das fruchtbarſte, erhabenſte Feld iſt die Philoſophie, die reine Menſchenliebe und das Zuſammenleben mit geiſtigen Menſchen. Wo Dummheit und das Philiſterium herrſcht, wird die ſchöne Natur zur häßlichen Satyre. Drum möcht' ich am Rhein gemalt nicht ſein, um beſtändig dort zu leben, und die ganze Rheingegend iſt mir für das Alltagleben nicht ſo lieb, als das Berliner Leſekabinet, oder eine tüchtige Nachmittagsdiskuſſion bei Stehely in Berlin, oder meinetwegen als eine geiſtige Soirée in Leipzig, wenn Der und Jener nicht dabei iſt.

Mehr weiß ich Ihnen von Mainz nicht zu ſchreiben. Man ißt und trinkt hier, trinkt und ißt, ißt und trinkt und trinkt und ißt. Es iſt dies das alte Lied von Eduard und Kunigunde, Kunigunde und Eduard. Man ſagt, in Mainz gäbe es gute Schuhmacher und ſchöne Mädchen. Solche Allgemeinheiten ſind immer trügeriſch. Es giebt überall ſchöne Mädchen, ſogar in Sachſen, wo ſie, wie man ſagt, wachſen. Mir ſcheint, ſie ſind dort ausgewachſen. Elles ne wachsent plus, ſagte mir immer ein Franzoſe in Leipzig. So ſchön wie bei Naumburg und Weißenfels ſind die Mainzerinnen keinesfalls, ſchon ihrer Sprache willen. Dieſes

Digitized by Google

Süddeutſch iſt unausſtehlich, wenn man vom Norden kömmt. Man möchte ſie küſſen, damit ſie wenigſtens ſchweigen.

Ludwig Kaliſch giebt hier das Rheinland heraus. Kaliſch hat Talent, aber das Land am Rhein lieſt nicht, ſogar das Rheinland nicht. Es iſt überhaupt unmöglich, hier mit der Didaskalia und den rheiniſchen Nachdrucks-Beiblättern in Concurrenz zu treten, auch wenn ein Journal Geld genug hätte, um die beſten Mitarbeiter zu bezahlen. Und dann dürfte ein Blatt nicht rein literariſch ſein. Es müßte praktiſch in's Leben greifen. Man lieſt hier am Rhein nur franzöſiſche Literatur, ſehr oft mit Recht. Die deutſche Literatur begiebt ſich nur an den Rhein, wenn ſie ſich ausruht. Die rheiniſchen Literaten — — doch was geht das mich an? — Berthold Auerbach hält ſich hier auf und lebt gemüthlich langweilig, wie es einem deutſchen Geiſte geziemt. Anders iſt es in Mannheim. Die ſind doch menſchenfreundlich, haben eine herrliche Eiſenbahn aus Barmherzigkeit gebaut, damit man gleich wieder fortgehen kann und nicht aus Langeweile einen Selbſtmord oder eine Liebſchaft begeht. Man wird mir ſagen, jede kleine Stadt bietet dem Reiſenden wenig Reiz. Zugeſtanden, ſogar in Frankreich. Aber da iſt man auch nicht ſtolz darauf, und glaubt nicht, der Welttheil hänge von Mainz, Mannheim oder Frankfurt ab. Es wird keine franzöſiſche Provinzialſtadt ſo in Zorn gerathen, wenn man ihr etwas neckiſch ihr Philiſterium vorwirft. Aber eine jede deutſche lumpige Stadt hält ſich für ein kleines Paris, weil das Dampfſchiff dort hält, und lacht man darüber, ſo ärgert ſie ſich in allem Ernſt. Nur die Berliner necken ſich ſelbſt über Berlin, und Berlin iſt doch eine andere Stadt, als eine am Rhein.

In Mannheim iſt ein tüchtiges Journal, die Mannheimer Abendzeitung, von Dr. Berneis redigirt. Nur ſteckt es in einem unſichern Dilemma. Es ſtrebt nach deutſcher Allgemeinheit, namentlich ſucht es ein Blatt für den Norden zu werden; aber da riſkirt es, ſeine badiſchen Lokalabonnenten zu verlieren. Und würde es blos badiſch ſein, ſo verliert es ſeine Wichtigkeit für die andern ernſteren, ſocialeren Beſtrebungen. Dabei iſt es in ſtetem Kampfe mit der Cenſur. Ich rathe ihm nicht, es über 3000 Abonnenten zu bringen, ſonſt nimmt man ihm die Conceſſion und ſchickt ſeinen Redakteur über die Grenze Die deutſchen Regierungen lieben einmal Blätter nicht, die viele Abonnenten bekommen, aus Schriftſtellerneid, weil die ihrigen gewöhnlich ſo viel Geld koſten und faſt immer undankbar ſind. Es giebt oft nichts Undankbareres als die Dankbarkeit, ſagt irgendwo ein deutſcher Dichter. Alexander Dumas behauptet, in Mannheim gäbe es die ſchönſten deutſchen Mädchen. Es muß doch viel ſchöne deutſche Mädchen geben. Wenn ſie nur ſtatt auf den Ferſen auf den Vorderſpitzen gingen, und nicht ſo ernſt drein ſchauten, als wären ſie ſo langweilig wie die Minerva. Keckheit ſteht jedem Mädchen, ſowohl im Gang als in Blicken. Man kann doch tugendhaft ſein, auch wenn man Witz hat und nicht jeden Herrn mit ſtiller Verachtung anblickt. Sieht man ſie ſo neben Herren gehen, ſo glaubt man, es wären dies ihre natürlichen Feinde, die ſie dann und wann anſchauten, um zu ſehen, wie groß oder klein die Gefahr ſei. Ein jedes ſüddeutſche Mädchen hält ſich für eine Schäferin, die einſt wenigſtens ein Prinz abholen wird, und auch dann muß ſie ſich noch ſträuben. Es iſt ſonderbar, daß die Erziehung einen Menſchen lehrt, ſich Jahre lang gegen Etwas zu ſträuben, was er jeden Tag wünſcht. Die Heuchelei liegt ihnen in jedem Zuge. Wahre Naivetät, die Unſchuld mit Leidenſchaft vereint, habe ich noch nie bei einem deutſchen Mädchen angetroffen. Sie muß erröthen, wenn ſie auch gar nicht daran denkt. Nun wäre das ſehr hübſch, wenn auch die Herren ſo wären. Aber dieſe reiſen, ſehen die Welt, und das Verhältniß iſt ſich nicht mehr gleich. Ich kenne wenig deutſche Herren, die ſich etwas mehr als die gewöhnliche Mühe geben, um ſo eine Provinzialfeſtung zu erſtürmen.

Digitized by Google

Nicht einmal blockirt wird ſie mehr. Er macht's wie Napoleon, er zieht vorüber in die Hauptſtadt. Und dort lagert er ſich oft auf Contribution. Verzeihen Sie mir dieſe Abſchweifung, aber ſie verdient mehr Berückſichtigung, als man glaubt. Das Verhältniß beider Geſchlechter iſt ſich in Deutſchland nicht mehr gleich, während in Frankreich Herren und Frauen gleiche Freiheiten in den Präliminarien der Liebe haben. Ein franzöſiſches Frauenzimmer, wenn es liebt, ſagt es frei heraus, ein deutſches erſtickt lieber, wie die Eveline in Gutzkow's Weißem Blatt, wird weinerlich und langweilig, verfehlt den ganzen Lebenszweck, und ſtirbt oft als alte Jungfer, mit der Verſicherung, die Nachbarin, die nebenbei ſechs Geliebte hatte, könne ihr nichts Böſes nachſagen. Und was hätten die Nachbaren geſagt, wenn es frank und frei einen Geliebten gehabt hätte! Haben ſie ihm einen Mann geſchafft? Freuen ſie ſich nicht, wenn ſie etwa die Blattern bekömmt oder wenn Jemand ihrem Schooßhündchen ein Bein entzweiſchlägt? Und das Alles, weil die Mutter oder der Lehrer ſagte, man ſolle nie einem Mann ſagen, daß man ihn liebe, auch wenn man ihn liebt. Mädchen und Jungfrauen, wenn Ihr zufällig dies leſet, ſo höret meinen Rath. Handelt immer frei nach Euerm Herzen, drückt Euere Gefühle immer unumwunden aus, und bekümmert Euch nie darum was die Nachbaren ſagen werden. Sie werden immer etwas ſagen, und wahrſcheinlich etwas Böſes und Dummes. Sie gewöhnen ſich am Ende an Alles. Wenn Ihr emanzipirt ſein wollt, ſo müßt Ihr Euch vor Allem ſelbſt emanzipiren. Und wenn ſo ein dummer deutſcher Egoiſt kömmt, der glaubt, eine jede Jungfrau müſſe mit ihrer Liebe warten, bis er kömmt, ſo lacht ihm eben in's Geſicht und geht Eueres Weges weiter. Am Ziele des Lebens angelangt, werdet Ihr es nie bereuen menſchlich gelebt zu haben, wenn dies auch in unſrer vorurtheilsvollen egoiſtiſchen Geſellſchaft faſt unmöglich iſt. —

Eine ſchöne Stadt iſt Heidelberg. Hier iſt ſchöne Natur und hier iſt auch intellektuelles Leben, ſchon durch die Univerſität. Am Ende glaubt doch hier nicht jedermann, daß der Zweck des Menſchen kein Anderer ſei, als Spezereiwaaren zu verkaufen und Abends ein Schöppchen bei ſpaniſchem Blut zu trinken. In wenig Stunden erfuhr ich hier die verſchiedenen Intriguen der Univerſität. In Heidelberg wird überhaupt jeder Privatdozent als ein natürlicher Feind des Profeſſors betrachtet. Die Univerſität ſelbſt iſt ſehr beſucht, obſchon ſie jeden Tag von ihrer frühern Berühmtheit einbüßt. Sie hat zu viel Zopf und zu wenig Philoſophie. Die Philoſophie iſt überhaupt nicht Sache des Südens. Wir wollen ſehen, wie ſich die neuen Jahrbücher der Gegenwart ausſprechen, ob ſie die neueſte Phaſe der deutſchen Philoſophie in ſich aufnehmen, oder ob ſie in dem gewöhnlichen doktrinären Schlendrian fortfahren, den die deutſchen Jahrbücher ſo heftig bekämpften. Faſt in jeder Univerſität haben die jungen Profeſſoren hart gegen die hergebrachten verroſteten Vorurtheile zu kämpfen; in neueſter Zeit aber iſt die Kluft ſo weit, daß es dahin kommen wird, wie Feuerbach bemerkt, daß mit jeder Profeſſur die Philoſophie und die freie Forſchung aufhören muß. So war's im vorigen Jahrhundert in Frankreich, und wenn ſonſt der Name Profeſſor ein Ehrentitel war, ſo werden ſich bald die deutſchen Gelehrten damit rühmen, keine Profeſſur zu haben. Das Leben und die Wiſſenſchaft iſt der Univerſität über den Kopf gewachſen, ſie ſteht nirgends mehr an der Spitze der Geſellſchaft, im Süden ſo wenig wie im Norden; ſie ſteht nur noch daneben und ſieht zu. Eigentlich iſt Gutenberg ſchon ein erklärter Feind der Univerſität, und da die Herren Profeſſoren alle ihre Werke publiziren — wenn ſie dürfen — ſo ſehe ich gar nicht ein, zu was die Univerſität noch nöthig iſt, es müßte denn ſein, daß man dort ſo manches Gymnaſiaſtiſche verlernen ſoll. Und in der That, es ſchadete dem deutſchen Gelehrten nichts, wenn er ſo manches verlernte. Doch dies Thema iſt zu wichtig, um es hier zu erörtern.

Ich bin deßwegen nicht gegen das Badiſchgriechiſche — im Gegentheil. Aber ich habe ſchon vor zehn Jahren den Zweck der Univerſität für Philoſophen, Theologen und Juriſten geſucht, ohne ihn zu finden, und wenn ich Kinder hätte, die etwas lernen wollten, würde ich ſie keinesfalls auf die Univerſität ſchicken. Freilich müßte dann das Staatsexamen einem Jeden zugänglich ſein, der ſich ſtellt. Es iſt gleich, wo man etwas gelernt hat, wenn man nur etwas kann. — Es iſt merkwürdig, daß die Univerſität als Anſtalt noch mittelalterlich iſt, während ganze Geſchlechter an ihr vorübergingen, die ſie zehn Mal überrumpelten. —

Ich mache Sie auf die Gedichte von Dr. Deeg aufmerkſam, die bei Frankh in Stuttgart erſchienen ſind. Sie ſind gediegen und ſehr dramatiſch.

Und nun bin ich im Schwabenland. Schöne Natur das, ſehr ſchöne Natur — ausgezeichnet ſchöne Natur! — — —

A. Weill.

Grunert in Berlin.*)

Herr Grunert aus Hamburg, der uns hier als einer der Schauſpieler angekündigt wird, die beſtimmt ſind, die Seydelmann'ſche Stelle dereinſt einzunehmen, iſt bis jetzt als Nathan, Mephiſto und König Philipp (Don Carlos) aufgetreten. Darin vereinigen ſich alle Stimmen, daß er zu den ſogenannten denkenden Schauſpielern zu zählen iſt, an denen wir, — mag man auch über dies Epitheton oft ſchon geſpöttelt haben, — auch nicht eben ſehr reich ſind. Was man ihm zum Lobe nachrühmen muß, was aber auch wieder von einigen getadelt wird, iſt der rhetoriſche Schwung, mit dem er ſeine Rolle ſpricht. Im Fauſt wurde dies am fühlbarſten; der negirende, zerſetzende ironiſirende Teufel kam nicht genug zur Anſchauung. Hier hat man bis jetzt die Rolle nur von Seydelmann geſehen, der hatte ihr allerdings eine ſtarke Doſis vom alten Teufel beigelegt, wie er in den Volksſagen fortlebt. Bei ſeinem Erſcheinen fühlte man mit Gretchen das Unheimliche ſeiner Nähe. — Als König Philipp hatte Grunert einige bedeutende Momente, nur tadelte man, was man heut zu Tage überall tadeln hört, daß die Bürgerlichkeit des Lebens zu ſehr in den Vorgrund tritt. Wie viel freier erheben ſich doch die Frauen zu tragiſcher Höhe. Wir haben vielleicht außer der Crelinger und der Schröder-Devrient noch mehrere für die Iphigenia, Antigone, Medea, aber wo iſt Oreſt, Creon und Jaſon? — Woher kommt das? — Weil es gewiß zehnmal leichter iſt, einen Commerzienrath als einen Helden in der Tragödie zu ſpielen, denn jedes Städtchen liefert wohl einen Commerzienrath, aber nicht jedes Land einen Helden! — Bernhardi ſagte einſt von Iffland, „er nehme einen bedeutenden Rang ein, wenn er nicht aus ſeiner Sphäre träte, und nur dann, wenn er ſich verirre, erſchiene er ganz gewöhnlich." Dieſe Stelle paßt zum größten Theil auf unſre ſogenannten erſten Schauſpieler, — denn das Talent für das bürgerliche Schauſpiel und das Luſtſpiel iſt auf den deutſchen Theatern am meiſten ausgebildet, — anders war es bei Devrient, Wolff und Seydelmann. Unter allen Umſtänden muß aber doch an Herrn Grunert die große Beſonnenheit gerühmt werden, die er an ſeine Rollen legt. Ob nicht das Bewußtſein, ein ſchönes, kräftiges Organ zu beſitzen, ihn unwillkürlich verleiten mag, mehr den

---

*) Um aus mehrern Stimmen ein Reſultat ziehn zu können, hab' ich einen erfahrenen Kenner in Berlin gebeten, uns ſein Urtheil über Grunert's Gaſtſpiel mitzutheilen. Er hat die Güte gehabt, meinem Wunſche in obigen Zeilen nachzukommen. L.

Redner als den Schauſpieler zu zeigen, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Eines iſt und bleibt aber gewiß und hiermit ſchließe ich meine Epiſtel, daß er in ſeinem Vortrage, trotz einer gewiſſen Breite, mehr innere Natur und Wahrheit zeigt, als viele der ſogenannten bedeutenden Schauſpieler, die ihre Bedeutung aber auch nur allein dem Umſtande verdanken, daß ſie jetzt in bedeutenden Rollen beſchäftigt werden, ſeitdem die bedeutendſten Schauſpieler den irdiſchen Schauplatz verlaſſen haben.

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Wien: Todesfälle unter Literaten — Proſaiſten — Ausländiſche Muſik — Dr. Becher's Syſtem der Harmonie — Dr. Berger gegen den Nachdruck. — Kein Katholizismus und Proteſtantismus mehr! — Phaſe der A. Preuß. Zeitung. — Debüt der neuen Abendzeitung. — Der italieniſche Seydelmann. — Caroline Pichler ſtirbt. — Tabakrauch in den Tuilerien. — Heine am Meere. — Donizetti kämpft gegen Kritik. — Ein Mord durch Journale. — Das Converſationsblatt druckt nicht mehr nach. — Marheineke über den Erzbiſchof von Köln. — Bettina's neues Buch. — Ein engliſcher Hiſtoriker giebt eine Luſtſpielſcene. — Nationale Gemälde in Frankreich und in Deutſchland. — Bacchus in Frankreich. — Luxus-Omnibus. — Neues Luſtſpiel. — Chateaubriand in Barèges. — Modebericht.

Wien, Mitte Juli.

Unſere Politik iſt eine ſo tief verſchleierte, daß höchſtens zwei Öſterreicher, der eine gegenwärtig in Königswarth, der andere in Frankfurt, über ihr eigentliches Dichten und Trachten referiren könnten; nous autres können ſie mehr empfinden als denken: unſer Geſellſchaftsleben iſt durchgängig ein ſo intereſſantes, daß einem armen Wiener Referenten wirklich nichts Anderes, als Wetterberichte und einige literariſche Notizen übrig bleiben. So berichte ich denn treulich, daß wir bis vor Kurzem ein ſchlechtes, troſtloſes Wetter hatten. Wahres Todtenwetter! Unter den vielen unbekannten Dahingegangenen befinden ſich auch zwei Literaten, unter den wenigen Renommirten eine längſt vergeſſene Größe. Ihre Namen ſind: Ignaz Jeitteles, Mathias Enk, Edler vor Burg, und Caroline Pichler. Der erſte iſt der Verfaſſer oder vielmehr verdienſtvolle Compilator des äſthetiſchen Lexicons, eines Werkes, das eigentlich nichts Anderes, als die alphabetiſch geordnete Reihe aller Kunſtausdrücke, mit etwas Kunſtgeſchichte gemengt, darſtellt. Der Verſtorbene war ein geiſtreicher, in Wien angeſehener Mann; auch ſeiner hat ſich nun der Wiener Witz bemächtigt, indem er ihm folgende Grabſchrift ſetzt:

„Das Talent wuchert im Stillen,"

eine zarte Anſpielung auf die Privatleidenſchaft des reichen Partikuliers, der aus einer in Israel bekannten Familie ſtammend von ihr Witz, Scharfſinn, zugleich dieſe Leidenſchaft ererbte. Trauriger klingt der Nekrolog Enk's. Dieſer höchſt achtbare, grundgelehrte Mönch war in unſerm Vaterlande als vorzüglicher Kenner ſpaniſcher Literatur, wie als gedankenreicher Schriftſteller geſchätzt. In ſeiner Jugend zum Mönchthume gezwungen, entfaltete er in der Nacht des Kloſterlebens einen leuchtenden Geiſt, ein romantiſches Gemüth. Das hätte man ſich gefallen laſſen, wäre er nur nicht als Profeſſor im Stifte Mölk ſogar freiſinnig geweſen. Darum wahrſcheinlich drohte man ihm ſchon vor einigen Jahren, ihn ſeiner Profeſſur, an der er mit Leib und Seele hing, zu entſetzen. Enk beſſerte ſich nicht, und vor we-

nigen Wochen ſollte die Drohung eine Wahrheit werden. Da ſprach er: ſo habe ich hier nichts mehr zu thun, und ging zur Donau, der alte Mann, und machte ſeinem Leben ein Ende.

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber —

So erzählt man allgemein die Geſchichte; das Stift Mölk und die Behörden werden ſich gewiß beeilen, dem falſchen Gerüchte zu widerſprechen. Oder auch nicht; man ſpreche, was man will — Caroline Pichler iſt auch todt. Nun kann „das Kind" ruhig ſchlafen, da auch die alte Matrone, die ſo lange gezählt, gerechnet und herumgeklappert in der literariſchen Küche, endlich zur Ruhe gegangen. Die Verſtorbene that ſich was zu Gute darauf, daß ſie Bettinen im Briefwechſel mehre Anachronismen nachgewieſen, und wird es nun Göthen, der ihren Agathokles gelobt hat, mit Stolz erzählen, wie ſie es dem unartigen Kinde gehörig verwieſen, daß es damals bei Errettung des verwundeten Franzoſen nicht ein Schnupftuch bei ſich trug. Das ſchickt ſich nicht von einem honetten Frauenzimmer, ſagt Caroline Pichler. Ihr Begräbniß war ſehr ſtill und ſehr einfach; von hieſigen Literaten ſtand L. A. Frankl (wie eine Trauerweide) allein an ihrem Grabe. Dieſer, ihr alter Freund, wird ſich nun mit Herausgabe ihres Nachlaſſes, worunter ihre Memoiren, beſchäftigen. Beſſer wäre es, er beendigte den lang verſprochenen, viel verſprechenden Don Juan d'Auſtria. In Caroline Pichler hat man lange die Repräſentantin öſterreichiſcher Proſa celebrirt; aber ihr Tod macht uns wenig beſorgt, manche junge Kraft wird ſie erſetzen, z. B. Stifter, Betti Paoli, Iſidor Heller ꝛc., ja auch Bauernfeld ſoll mit dem Luſtſpiele gänzlich gebrochen haben und will, nachdem er Boz für eine hieſige Buchhandlung überſetzt hat, nichts als Romane ſchreiben. Schade, ſehr ſchade! Mit dem Roman iſt es doch noch problematiſch, und iſt auch Bauernfeld kein Shakeſpeare oder Molière, ſo glaubte man doch, in ſeinen Luſtſpielen die geiſtreichſte Geſellſchaft zu belauſchen. Die Gründe dieſer plötzlichen Wendung ſind wohl von Seiten des Publikums Mangel an Anerkennung, von Seiten des Dichters Mißtrauen in die eigene Kraft. Man ſage, was man will, den gehörigen Ton, das Wort für das moderne Luſtſpiel hat er gefunden wie Keiner, nur nicht immer die genügende Handlung, die ſchöne Form auszufüllen. Hand auf's Herz, wir haben Niemand, der ihn in ſeinem Genre erſetzte, obwohl ihn Th. Mundt ignorirt. Doch ſtille davon, über Mundt's Literaturgeſchichte hätten wir viel zu klagen. Grillparzer wird da wie ein Lehrling abgefertigt, Lenau widerfährt eine große Ehre, daß er mit Freiligrath verglichen wird. Ebert, glaube ich, kömmt gar nicht vor, Ebert, der markige, kerngeſunde Dichter, der beſte Schüler Uhland's. Carl Beck wird ganz ignorirt, während man zugleich Namen zu leſen bekommt, deren Berühmtheit im Brandenburger Sande verhallt. O, Komödie der Neigungen! — Stille überhaupt und genug ſchon von Literatur, nur noch dieſes: Seidl iſt unter die Überſetzer gegangen, und Napoleon's Hektor, Ponſard's Lucrèce ſind die erſten Erzeugniſſe der neu etablirten Fabrik. Der Siegelring von P. A. v. S. iſt im Burgtheater durchgefallen. Die italieniſche Saiſon iſt geſchloſſen, die deutſche begann mit — drei italieniſchen Opern: von Roſſini, Bellini, Donizetti. Die getreuen Teutſchen in Wien wüthen; was haben ſie in wenigen Monaten nicht Alles ſehen, hören müſſen: ungariſche Tänze und Muſik, italieniſche Oper, franzöſiſches Vaudeville. Letzteres iſt nach kurzer Abweſenheit wieder im Anzuge. An der Spitze jener Wüthenden ſteht Dr. Becher, der begeiſterte, geiſtreiche Verfechter deutſcher Muſik, der gelehrte Kritiker, der Fahnenträger der Teutſchen, das Entſetzen der Italiener und kleiner Concertanten. Gut für ihn, daß die Italiener nun fort ſind, da hat er doch Zeit, ſich von ſeinem dreimonat-

oder meerblau gewählt, deren ſchiefe Schrägen mit Bandröllchen beſetzt, oder deren hohe Volants ausgezackt oder ausgebogt ſind. Nur bei den äußerſt brillanten ſchottiſchen Stoffen wagt man einen Beſatz von langen Franſen, oder von drei Volants in Schrägen, welche mit einem feinen Schnürchen eingefaßt ſind. Für den Abend wählt man Organdy oder Tarlatane, vorzüglich himmelblan, orange und roſa, welche wohl mit fünffachen aufſteigenden Spitzenvolants ansgeputzt ſind, ſo daß deren oberſte faſt den Gürtel erreicht. Sonſt iſt auch Stickerei in weiß oder in Farben ſehr beliebt. Noch immer wird von vielen Seiten für Echarpes die Spitze nicht aufgegeben, doch trägt man vorzugsweiſe geſtickten Caſchmir, Barège oder indiſchen Mouſſeline. Der Mantelet hält ſich in alter Gunſt, und wird nur in tauſenderlei Geſtalt gebracht, bald mit mehreren Volants, bald mit Spitzenrollen, bald mit enggereihten Puffen, durch die man ein ſchönes Band zieht, und bald mit feinen, kaum bemerkbaren Fältchen ausgeputzt. Der Herzoginmantel, der Mantelet à la Marie Antoinette, der andaluſiſche Mantel von ſchwarzer Spitze, und der ſchottiſche Sommerplaid ſind die eleganteſten Arten. Für den Winter verſpricht man ſich eine glänzende Umgeſtaltung der Mode. Jetzt iſt nur eine vereinzelte Rückkehr zur griechiſchen Tracht bemerkenswerth. Dies zeigt ſich hauptſächlich im Lucreciakopfputz und Überkleid (Modebild Nr. 66.), aber auch in einigen ganz neuen, ſehr kleidſamen Leibchen.

In der Herrentracht erleibet der Frack offenbar eine Umgeſtaltung, da er in Breite des Rockſchoßes ungeſchickt das ſo wohlanſtändige habit français überſchritten hatte. Neueſte, noch ſehr excluſive Form iſt der ſächſiſche Schnitt. Ein ſolcher Frack (habit saxe), wie ihn die Mittelfigur des Modebildes Nr. 65. zeigt, hat ſehr langen, abgerundeten Schoß, welcher ohne allen Ausſchnitt an der langen Taille in den Leib übergeht; er hat breiten Aufſchlag mit feſtem Bruche oben, dann bis zum zweiten unteren Knopf herabfallend, zwei Reihen Knöpfe, ſieben Knopflöcher, niedrigen Hals, ſchmale Schulterbreite, enge und kurze Ärmel, Aufſchläge auf der Hüfte, und iſt innen wenig gefüttert, aber mit Haartuch, um feſt am Körper anzuliegen. Der einreihige, bequeme Gehrock, welcher die Geſtalt ſo gut zeigt, hat kurze, keineswegs weite Schöße, iſt zum Zuknöpfen bis zum zweiten Knopf von oben, von welchem ein kleiner Bruch bis zum niedrigen, viereckigen Kragen geht. Die großen, halbgewölbten Knöpfe ſtehen in weiter Entfernung. Auch am Gehrock trägt man einen Kragen à la Saxe. Statt bisher an der Weſte, bringt man jetzt an der linken Bruſt des Rockes eine Taſche für die Lorgnette an. Für's Land iſt die Blonſe, wie ſie das zweite Vorbild der deutſchen Mode zeigte, ganz eingebürgert, man füttert ſie, namentlich im geſchlitzten Ärmel, mit Seide, und bindet einen langen, ſchmalen, meiſt rothen Shawl um die Hüfte, und läßt deſſen Enden ſchärpenartig herabfallen. In Weſten verwendet man neulich ganz feine, glänzend appretirte holländiſche Leinewand in Naturfarbe, roh oder nankinggelb, mit einer Reihe Knöpfen von ſelbem Stoffe, oder Stahl, oder Gold, bis an den Kragen herauf. Die übergeknöpften Weſten ſind Halbtoilette. Der umgeſchlagene Halskragen hat ſich wieder eingeſtellt, das Halstuch iſt bnnt, der Hut niedrig mit breiter Krämpe, die Stiefeln mit ganz hohen Abſätzen, oder ſtatt jener trägt man Zeugſtiefel mit Spitze von Glanzleder, Gamaſche, oder Schuhe mit ſeidenen Strümpfen.

A.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 68. Pariſer Moden. (Damen- und Herrenmoden: Kreppхut mit Poſamentierarbeit, blauer Mantelet von italieniſchem Taffent. Geſticktes Kleid. — Zwei Herren in Ausgehanzügen.)

No. 69. Wiener Moden. (Kopfputz nach Madame Langer und Herrn Beer.

Anzeiger. № 8.

PROSPECTUS

eines neuen, der Jugend gewidmeten Unternehmens,

unter dem Titel:

Der neue Kinderfreund.

Mit 10 Zeichnungen von Th. Hoſemann und vielen Vignetten.

In 10 Lieferungen. gr. 8. Velinpapier. In verziertem Umſchlag.

Subſcriptionspreis à Lief. 1/4 Thlr.

Die unterzeichnete Buchhandlung hat ſich mit dem als Jugendſchriftſteller bekannten Herrn Dr. H. Kletke zur Herausgabe eines neuen Kinderfreundes vereinigt, der ebenſowohl in der Vorzüglichkeit und Neuheit des Inhalts, wie in eleganter und geſchmackvoller Ausſtattung den Anforderungen unſrer Zeit entſprechen ſoll.

Der neue Kinderfreund unterſcheidet ſich weſentlich von allen früheren dadurch, daß er nicht wie jene für den Zweck der Schule beſtimmt iſt, ſondern außerhalb derſelben in dem Kreiſe der Familie als ein ächter Kinderfreund unterhalten und belehren, das Gemüth erwecken, den Verſtand üben, Kenntniſſe fördern, chriſtliche Geſinnungen vorbereiten, ſomit in nachhaltigſter Weiſe den Unterricht der Schule unterſtützen und für ihn das jugendliche Gefühlst und Erkenntnißvermögen nach allen Seiten hin anregen und beleben ſoll.

Der umfaſſende Plan dieſes Kinderfreundes macht ihn für das ganze Alter von 7—14 Jahren, ebenſo für Mädchen wie für Knaben, geeignet; doch wird ihm die Trefflichkeit ſeines Inhalts, für welchen eine Menge der ausgezeichnetſten Dichter und Proſaiſten benutzt worden ſind, auch über jenes Alter hinaus ſeinen eigenthümlichen Werth bewahren.

Die Publication geſchieht in 10 Lieferungen, von denen jede, 3 Bogen Text mit eingedruckten Holzſchnitten und einer Zeichnung von Th. Hoſemann, in elegantem Umſchlag nur 1/4 Thlr. koſten wird. — Bis gegen Ende des Jahres ſollen die Abnehmer im Beſitz des Ganzen ſein. — Die beiden erſten Lieferungen werden in allen guten Buchhandlungen zur Probe ausliegen und am beſten geeignet ſein, ſich über das Werk die gewünſchte Kenntniß zu verſchaffen. Mit der dritten Lieferung wird zugleich die zehnte berechnet. Nach Erſcheinen der zehnten Lieferung tritt anſtatt des Subſcriptionspreiſes von 2 1/2 Thlr. für das complette Werk, der Ladenpreis mit 3 1/3 Thlr. ein. Kartonirte Exemplare werden um ein Geringes höher berechnet. — In allen Buchhandlungen werden Beſtellungen darauf angenommen. — Subſcribentenſammler erhalten auf 12 complett beſtellte Exemplare 1 Freiexemplar.

Mit dem Bewußtſein, Nichts verabſäumt zu haben, in dieſem Buche der heranwachſenden deutſchen Jugend einen ächten Schatz zu überliefern, wird es mich freuen, wenn es für ſie die ſegensreichſte Frucht trägt. Und ſomit empfehle ich den Kinderfreund allen Eltern, allen Leitern der Jugend.

Berlin, den 15. Juni 1843.

Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler.

Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig:

Labitzky, Op. 92. Leinate's Klänge. Walzer f. Orchester 1 Thlr. 20 Ngr., f. Pfte. zu 4 Händen 22 1/2 Ngr., f. Pfte. 15 Ngr., f. Pfte. im leichten Arrangement 10 Ngr., f. Flöte 5 Ngr.

Marschner, Lied a. d. Oper: Templer u. Jüdin „Der weiblichen Schönheit" 5 Ngr.

Mayer, Op. 47, Souvenir de Constantinople. Variations brill. sur une Marche favorite du Sultan Mahoumed p. Pfte. 20 Ngr.

Methfessel, Op. 109. Das deutsche Lied (Was tönt durch Wald und Auen) f. Solo u. Chorstimmen. Klavierauszug u. Stimmen 15 Ngr.

Rosenhain, Op. 29. Variations brill. sur un Motif de l'Opéra Belisario de *Donizetti* p. Pfte. 25 Ngr.

Weber, Fr. Ant., Op. 14. Morceau de Salon. Valse champêtre de *Kalliwoda* variée p. Pfte. 17 1/2 Ngr.

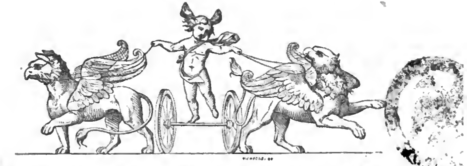
Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible]

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

2. Auguſt **№ 31.** 1843.

Ueberſicht: Die Saiſon in Karlsbad 1843. II. — Der Calatrava-Ritter von Sahla. — Mademoiſelle Lenormand. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 9.

Die Saiſon in Karlsbad.
1843.

II.

Die wichtigſte Neuigkeit der diesmaligen Saiſon iſt die beginnende Verſendung des Karlsbader Waſſers. Bis vor Kurzem hielt man es für unmöglich, dies warme, ja heiße Waſſer anderswo als an der Quelle ſelbſt brauchen zu können. Ja, die kurzſichtigen Karlsbader ſelbſt waren ſehr geneigt, zu rufen „Steiniget ihn! Steiniget ihn“ Als eins ihrer eigenen Kinder, der Arzt Dr. Hlavadczek, die verwegene Idee der Verſendung auf's Tapet brachte, und die Thunlichkeit derſelben erwies. Es war das Ei des Columbus. Jetzt ſagt Jedermann: Ja, freilich, mit dem Schloßbrunnen mag das gehn! Schloßbrunnen iſt nämlich die kühlſte der Quellen, und Hlavadczek beweiſt, daß dieſer verſendete Schloßbrunnen eine vortreffliche Vorkur bewirke, auch wenn man ihn nicht wieder erwärme ſondern kalt trinke. Er erhält ſich Jahre lang unverändert, wie durch Jahre lange Beobachtungen, durch Verſendungen über's Meer bereits erwieſen war, ehe die ganze Angelegenheit vor die Öffentlichkeit gebracht wurde. Denn es mußte dem Sturme eine feſte Stirn geboten werden. Und warum ſtürmen die Karlsbader dagegen? „Wenn man unſre Waſſer bei ſich zu Hauſe trinken kann“, meinen ſie, „ſo kommt man nicht zu uns!“

Eben ſo haben ſie philoſophirt, als das Karlsbader Salz verſchickt werden ſollte, und es iſt ihrer Philoſophie gegangen, wie es ihr in Deutſchland zu gehen pflegt: es kommt eine andere Zeit, ein anderer Fall, und man will ſich gar nicht mehr erinnern, daß Dies und Jenes einmal ſteif und feſt und

Digitized by Google

als allein gültig behauptet worden ſei. Noch vor wenig Jahren zuckte der Vollblut-Hegelianer mitleidig die Achſeln, wenn man ſich ſchüchtern die Bemerkung geſtattete, daß die Hegel'ſche Philoſophie doch wohl auch mit der Zeit eine Um- und Weiterbildung erfahren werde. Er bedauerte unſre Geiſtesſchwäche! Die Lehre vom Abſoluten, die gefundene, die bewieſene Lehre vom Abſoluten, ja, um Alles zu ſagen, die abſolute Lehre vom Abſoluten, und Weiterbildung!

Ich glaube, nach einigen Jahren werden die Karlsbader die Hegelianer eingeholt haben, und ſie werden trivial aber gemeinſchaftlich mit einander ſingen: Wer hätte das gedacht!

Mit den Brunnenflaſchen iſt es wie mit den Büchern: je mehr ein Buch bekannt wird, deſto mehr Käufer findet es. Franzensbrunn, Marienbad und Kiſſingen haben die Zuſtrömung von Gäſten hauptſächlich durch den Waſſerſtrom erhalten, der von ihnen ausgegangen iſt in thönernen Krügen nach allen Himmelsgegenden. Wer hinter der Wolga oder auf den Hebriden durch einen oder mehrere Krüge fremden Mineralwaſſers eine unerwartet günſtige Wirkung auf ſich oder ſeinen Unterleib verſpürt, der kommt dadurch erſt auf die ernſthafte Idee, die weite Reiſe nach der Quelle ſelbſt zu machen. Es haben viele Leute großen Reſpekt vor dem, was gedruckt iſt oder was gelehrt wird, aber ſie folgen erſt dem, was ihnen die Erfahrung beſtätigt hat. Der ungläubige Thomas iſt ein Menſchentypus! Man will ſeine Hände in die Wundenmale gelegt haben!

Was die Wolga anbetrifft, ſo wünſchen die Karlsbader Gäſte keine weitere Propaganda des Karlsbader Waſſers, ſondern die Klage wird immer allgemeiner: man fände ſtets zu viel Ruſſen in den deutſchen Bädern. Auffallend, in welchen Steigerungen der Widerwille wächſt gegen dieſe Nation. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, daß uns die Koſacken ein überaus willkommener Anblick waren, uns und unſern Vätern. Man fand, daß „Kapuſte" und „Wutka", „Sauerkraut und Schnaps" ſüß klänge wie die Sprache am Arno, man entſchuldigte Unſauberkeit und Ungeziefer mit intereſſant menſchenfreundlichen Reden, man fand es wenigſtens originell in der Geſchichte der Kochkunſt, braune Inſeltlichte zum Zerfließen in die brodelnden Speiſekeſſel gehalten zu ſehn. Man erkundigte ſich nicht nach dem Schickſale des Dochts. Man ſprach von „Ländlich, ſittlich!" wenn man die Strafe der flachen Klingenhiebe auf den nackten Rücken oder die Knutenhiebe im Vorbeigehn mit anſehn mußte — man hatte ein günſtiges Vorurtheil. Wenn ich nach den Bemerkungen in der diesmaligen Saiſon ſage: Man hat jetzt ein ungünſtiges Vorurtheil! ſo ſage ich ſehr wenig, oder brauche doch den mildeſten Ausdruck. Wie man ſich kurz vor 1813 gegen die Franzoſen verhielt in Deutſchland, ſo verhält man ſich jetzt gegen die Ruſſen, nur mit dem Unterſchiede, daß man große Vorzüge der Franzoſen anerkannte, und ſie darum nur politiſch und um ſo edler haßte, und daß man die Ruſſen für

Digitized by Google

lackirte Barbaren ausgiebt, die vor dem Haſſe Widerwillen erwecken. Man übertrieb darin ſehr in der diesjährigen Saiſou, und beobachtete kaum die alltäglichſte Höflichkeit gegen dieſe Fremden, und — was noch ärger iſt — die ſonſt ſo gutmüthigen und menſchenfreundlichen Öſterreicher waren darin die Schlimmſten. Das gewaltſam erweckte Czechenthum in Böhmen, welches den Deutſchen in Böhmen und Öſterreich widerwärtiger iſt als den deutſchen Schriftſtellern, der Panſlavismus im Allgemeinen und das ſerbiſche Unglück im Beſondern — ſo nennt man jetzt die ſerbiſche Frage — mögen beigetragen haben zu einem nationalen Widerwillen, zu einem Widerwillen, der allerdings tiefe Veranlaſſung hat.

Die Karlsbader ſelbſt freuen ſich dagegen über die Ankunft der Ruſſen: wer verkaufen will, der horcht auf die Sprache ſeiner Waaren, nicht auf die Sprache ſeiner Neigung. Und der Ruſſe kauft noch maſſenhaft in den hundert zierlichen Kaufſtätten, welche in Karlsbad und beſonders auf der Wieſe offen ſtehn. Er hat die Luxusartikel noch nicht daheim wie der Deutſche, Engländer und Franzoſe, und er kommt noch mittelalterlich mit einer Schaar von Dienerſchaft, mit unnützen Mäulern, welche der Haus- und Gaſtwirth, der dieſe Mäuler ſtopfen muß, ganz und gar nicht unnütz findet. Der Thürmer in Karlsbad iſt ein romantiſch mittelalterlicher Kumpan: er ſpäht ſo lange der Tag ſcheint von ſeiner Warte nach allen Straßen, welche nach Karlsbad herein führen, ganz wie ein alter Burgwächter, und ſobald er einen Reiſewagen entdeckt, ſtößt er in's Horn, leidenſchaftlich, unerbittlich, und je mehr Mißtöne herunterfallen, deſto ſichrer kann man ſein: er iſt bewegt, es ſind Extrapoſten, es ſind mehrere Wägen, es ſind Kavaliere, es ſind Herrſchaften, es ſind Ruſſen!

Eigentlich iſt das Politiſiren in Karlsbad nicht zu Hauſe, ſo wie die Geſelligkeit dort nicht zu Hauſe iſt. Die Kur iſt zu ſtreng und angreifend, Jedermann hat zu ſehr mit ſich zu thun, zu ſehr auf ſeinen Körper zu achten, als daß er ſich dem Spiele des Umgangs hingeben könnte. Für die Geſelligkeit fehlen auch die äußerlichen Einrichtungen: es fehlt ein großes Kaffeehaus, es fehlt ein Kurſaal. Es gehört zu den ungelöſten Problemen der deutſchen Geſchichte, warum der wichtigſte Brunnenort des Vaterlandes eine Erfindung nicht entdecken kann, die im unbedeutendſten Bade zu haben iſt, warum Karlsbad einen Kurſaal nicht zu Stande bringen kann. Für die Stadt ſelbſt iſt die Ausgabe zu groß, denn die Stadt hat eine unerläßliche Menge andrer Einrichtungen in gutem Stande zu erhalten, oder neu zu errichten, und die Stadt iſt verhältnißmäßig arm, wie viel Widerſprechendes auch von Badegäſten, die nach dem Schein urtheilen, geſchwatzt werden mag. Ich freue mich immer, die alte Bravheit, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit der Bewohner wieder zu finden, aber ich beklage jedesmal, daß die guten Leute nicht reichlichere Erwerbsquellen haben. Ich freue mich jedesmal, daß die in ganz Deutſchland ſteigende Theurung dem Fremden noch gar nicht fühlbar wird

in Karlsbad, aber ich beklage es, daß die Karlsbader, welche vom Verdienſte eines Vierteljahrs ein ganzes Jahr lang leben müſſen, nicht in reichlicherem Maaße Verdienſt haben. Die Errichtung und Unterhaltung eines Kurſaals wäre für die Karlsbader ein zu großes Opfer. Daß die Landesregierung dieſem Fehl nicht ſchon lange abgeholfen iſt durchaus räthſelhaft. Ja, ich wundre mich, daß die böhmiſchen Kavaliere nicht längſt zuſammengetreten ſind, einen der vorhandenen Säle, den böhmiſchen oder ſächſiſchen, für ſolchen öffentlichen Zweck anzukaufen und einzurichten. Man muß den diesjährigen Monat Juni in Karlsbad erlebt haben, um das Wort „Kurſaal" achten zu lernen.

Trotz dem, daß in Karlsbad wenig politiſirt wird, bilden ſich doch immer einige politiſche Hauptthema's. Diesmal waren es: die Spitzenklöppler im Gebirge, der A ſchluß oder Nichtanſchluß Bremen's, Hannover's und Hamburg's an den Zollverein und die Schifffahrtsakte ſammt Flagge, der Panſlavismus, die Czechomanie, das ſerbiſche Unglück, die überwuchernde Herrſchaft der Bankiers, und der Ellnbogener Prophet.

Die Spitzenklöppler ſind ein trauriges Thema: man weiß ihnen nicht zu helfen. Der Ärmſte wie der Reichſte in der Welt muß ſich in aller Hauptſache ſelbſt helfen. Von der Nordſeite, aus Sachſen, wurde doch außerordentlich viel geſteuert: von der Südſeite, aus Böhmen und Öſterreich iſt dies ebenfalls und in einer zum Erſtaunen reichlichen Weiſe geſchehn. Die Klöppler haben nicht gewußt, was ſie mit der unbekannten Frucht, Reis genannt, anfangen ſollten, und haben ärgerlich gefragt, warum man ihnen nicht Kartoffeln ſchicke. Unglück und Unerfahrenheit zuſammen ſind nimmer höflich. Unerfahrenheit und Gewohnheit ſind aber freilich die Todfeinde dieſer Klöppler. Es nützt nichts, ihnen abzukaufen, es nützt ſelbſt nichts, ihnen in Maſſe abzukaufen, denn es iſt keine Zukunft in dieſer Klöppelei. Man kann die engliſchen Spitzen gar zu viel wohlfeiler und ſchöner haben. Damen ſchlugen viel richtiger vor, man ſolle alle Jahre neue Muſter an ſie vertheilen, damit ſie wenigſtens nicht immer die altmodiſchen, ſondern neue beliebte Formen brächten. Böhmiſche Politiker aber ſagten noch richtiger: man muß ihre Beſchäftigung überhaupt erweitern; ſie müſſen Schwarzwälder Uhren machen lernen, Holzarbeiten, Strohgeflechte, und wie es ſcheint trifft man ernſthafte Anſtalten dazu. Denn auch der Erwerb mit Straßenarbeiten, welchen man ihnen eröffnet, hilft zu nichts. Dieſe Leute ſind bleiche Stubenſitzer geworden mit weichen, ſchwachen Händen: ſie taugen nichts für Straßenarbeit, ſie halten ſie nicht aus, und ſie laufen denn auch wirklich von dannen.

Bei den Geſprächen über dies Thema gab's natürlich keine Animoſität: Jedermann wünſchte nur durch Rath oder That helfen zu können. Animoſität entſtand aber ſogleich, wenn Zollverein und Schifffahrtsakte an die Reihe kamen. Die Hannoveraner ſagen wenigſtens, wenn ihnen Mangel an deutſchem Gemeinſinn vorgeworfen wurde: Warum habt Ihr uns nicht geholfen,

als es ſich um unſer Recht handelte?! Die Hamburger aber haben obenein die Millionen zu verſchweigen, welche nach dem Brande von den deutſchen Brüdern für ſie geſammelt worden ſind, und ſie müſſen ärgerlich zugeſtehn, Geben ſei ſeliger als Nehmen. Ja, Flagge und Schifffahrtsakte wollten ſie ebenfalls erſt wieder nehmen — da ſchlug wie eine Bombe der vortreffliche Artikel in der Augsb. Allgem. Zeitung in dieſe Diskuſſionen, der Artikel über deutſche Flagge und Schifffahrtsakte, welcher zu allgemeinem Erſchrecken nachweiſt: die Seeſtädte wollten erſt auch dies noch von uns haben, nicht um dann zu uns zu treten, nein, um dann erſt recht unbekümmert um uns bleiben zu können. Es war dieſer Artikel wie die Ankunft Blücher's auf dem Schlachtfelde von Waterloo, ſpät, aber noch gerade zu rechter Zeit, und er hat einige Kuren geſtört in Karlsbad.

Panſlavismus und Czechomanie liegt in Böhmen nahe genug, um täglich berührt zu werden. — Wir theilen heutiges Tages die meiſten Zielpunkte Kaiſer Joſeph's und mäkeln nur an ſeinen jäh geführten Mitteln und Wegen. Ach, was wäre dem öſterreichiſchen Ländergebiete erſpart worden an Verlegenheiten, die jetzt wie ein Wald emporwachſen aus den unnütz gepflegten National-Verſchiedenheiten, aus dem Regierungsbehelf „Herrſche durch Theilung" den man nicht bloß zur Maxime, ſondern ſogar zum Prinzip erheben mochte! Was hätte Deutſchland gewonnen! Jetzt wäre ein deutſches Leben bis an den Ausfluß der Donau hinab, ſo wie deutſches Leben an den Ausflüſſen der Oder, der Weichſel, des Niemen. Denn hier war einſt Slaventhum wie es dort jetzt noch iſt; der Norden hat ſeine Nationalaufgabe darin vollſtändig gelöſt, und Kaiſer Joſeph wollte ſie im Süden und Oſten löſen, und er iſt unterbrochen worden, und heute ernten wir die Früchte dieſer Unterbrechung, die Früchte der Stabilität. Was ſind wir getröſtet worden mit dem Hinweis auf diplomatiſche Klugheit, und während dem iſt die Moldau und Walachei denſelben Gang gegangen, den Podolien und Volhynien im vorigen Jahrhunderte gingen, und Belgrad wird Warſchau, Kara Georgiewitſch wird Stanislaus Poniatowski, und Alles laut zweifelloſer Verträge, und gegenüber einer geprieſenen Diplomatie, die Öſterreich geltend machte gegen die zudringlichen Verlangniſſe deutſchen Fortſchrittes! Eine Nemeſis zeigt ſich, wo ſie Niemand erwartet hatte, der Friede quand même ſchlägt uns Wunden, wo wir jegliche Blöße gedeckt glaubten durch eine Diplomatie, der ſo große Opfer gebracht worden ſind!

Dieſe Beweisführung eines freiſinnigen böhmiſchen Edelmannes verwunderte uns Norddeutſche, und wir wendeten ein, ob die ſlaviſchen Völkerſchaften nicht an und für ſich den Weg Rußlands ſehr erleichtert, die Hilfsmittel Öſterreichs ſehr erſchwert hätten? — Nein, entgegnete er: der Slave iſt bildſam, und wir haben das Natürlichſte und Billigſte der Einwirkung außer Acht gelaſſen, wir ſind indolent geweſen ſtatt konſervativ. Im ſüdlichen Ungarn zum Beiſpiele ſind griechiſche Chriſten, arme Leute, die eifrig an den

Äußerlichkeiten ihres Gottesdienſtes hängen. Zu dieſen Äußerlichkeiten gehören koſtbare Meßbücher. Die Koſtbarkeit derſelben geht über die Kräfte der Leute, und ſie bitten die Regierung um einen Vorſchuß für dieſen Zweck. Die Bitte wird abgelehnt; aber in kurzer Zeit werden ihnen 200 Stück gratis zugeſendet — aus Rußland. — Die Idee dieſer Leute iſt: der Kaiſer ſei auch Haupt der Kirche, und dieſer Idee gemäß ſprechen und benehmen ſie ſich der Regierung gegenüber. Dieſe aber weicht aus im katholiſch orthodoxen Sinne — iſt es nun zu verwundern, daß ſich der Blick dieſer Leute nach dem Czaaren richtet, der ihre Idee vollſtändig bethätigt? Heißt dies Konſerviren?

Der Sprudel ſpricht aus Ihnen! ſagte lächelnd ein Prager, der ſich vor den Czechomanen in Prag fürchtet. — Iſt dieſe unnütze czechiſche Wallung denn ſchon ſo mächtig? — Officiell nicht, aber privatim allerdings. Sie haben uns Deutſche übrigens immer gründlich gehaßt, dieſe Czechen. Es gehört zum innerſten Czechenthume, daß die deutſchen Hunde todtzuſchlagen oder aus dem Lande zu jagen ſeien. Noch vor etwa 15 Jahren wurde im czechiſchen Kirchengebete in der Georgenkirche ſolch ein frommer Wunſch für das Schickſal der Deutſchen regelmäßig und rituell verleſen, bis ein des Czechiſchen kundiger Kommiſſair dies eines Tages entdeckte und die Abſtellung erwirkte. Sie können in Kommotau und anderswo dieſe Geſinnung gegen uns in Inſchriften und ſonſtigen Zeichen leſen, und dieſe Geſinnung, durch Sprichwörter feſtgebannt in den Lebenskreis der Czechen, liegt auch ganz und gar in den jetzigen Neu-Czechen, wenn auch die Edleren derſelben ſich deſſen vielleicht kaum bewußt ſind, und die Phantaſten derſelben ſüßes Geſchwätz führen über die Allianz mit Deutſchen. 's iſt ja natürlich! Wollen ſie was werden, ſo müſſen wir Deutſche weichen und ihnen unſre Stellung einräumen, und es können doch auch nur Deutſche politiſch ſo einfältig ſein, ein auf ihr Verderben abſehendes Treiben gemüthlich und geduldig zu betrachten, weil die Sprachlehre mit einer neuen Grammatik bereichert werden könne. Wie aufmerkſam hören die deutſchen Gelehrten zu, wenn ihnen der übertreibende, unklare und durch ſein ganzes Czechenweſen nur Unheil anſtiftende deutſche Graf Leo Thun in der Allgemeinen Zeitung vorredet, das Czechenthum habe ſich „durch eine Reihe der ſchönſten Werke der Literatur und Kunſt" würdig gemacht zum Eintritt in die europäiſche Nationalliteratur. Wer ſoll's kontroliren? Wir hier zu Lande wiſſen, daß es eine großartige Aufſchneiderei iſt. Gar nichts der Rede werthes iſt vorhanden, wenn Sie ein Paar Volkslieder ausnehmen wollen, die der Lette, der Eſthe und ähnliche Stämme eben ſo gut haben, ohne dadurch berechtigt zu ſein, eine überlebte Nationalität ohne Noth wieder aufzuputzen. Von einem originalen Bildungsmomente, das ohne Czechenthum verloren ginge, iſt nicht das Geringſte vorhanden. Roher Plunder wäre aufzuſteifen, und was daraus zu machen wäre müßte durch deutſche Kultur daraus gemacht werden. In Summa: Gewinn von keinerlei Art, aber Schaden von unberechenbarer Ausdehnung iſt von der ganzen Wirthſchaft abzuſehn.

Ja wohl, Schaden für Deutſchland. Aber wenn es nicht von ſelbſt zuſammenbricht, die Deutſchen werden es ruhig aufwachſen laſſen dieſes unnütze Geſtrüpp, bis man Ruthen und Stöcke gegen ſie daraus ſchneiden kann. Derjenige Grad von Klugheit und Egoismus, welche zuſammen den politiſchen Inſtinkt einer Nationalität bilden, fehlt uns leider, und wenn ich meinen Gedanken über deutſche Zukunft ganz ausſprechen ſoll, ſo hab ich das Traurigſte zu ſagen. Ich fürchte nämlich, rund heraus geſagt: wir gehen zu Grunde. Eine Nationalität, die ſeit beinah einem Jahrtauſend fortwährend abwärts geht, die jedes Jahrhundert nach abgeriſſenen Provinzen zählen kann, die in jedem Jahrhunderte an kompakter Einheit verloren hat, deren Stämme nach tauſendjährigem Nebeneinanderleben einander noch immer beneiden und ohne Rückſicht auf das Ganze befehden, eine Nationalität, welche aus den größten inneren Ereigniſſen, aus Ereigniſſen wie die Reformation, welche die Verhältniſſe ganz Europa's veränderten, keine andern politiſchen Reſultate als zerſplitternde zu ziehen verſtand, eine Nationalität die einen Weltſtürmer Napoleon beſiegen, und aus ſolchem Siege nichts gewinnen konnte als ein unorganiſch, faſt nur abſtrakt zuſammenhängendes Weſen, und nach ſolchem Siege nicht einmal kürzlich entriſſene deutſche Provinzen wiedernahm, ſondern Provinzen fremder Nationalſitte ſich aufbürdete, eine ſolche Nationalität berechtigt nur den zu Hoffnungen, deſſen Herz eben hoffen muß, weil er mit Leib und Seele dieſer Nationalität zugehört. Schmerzlich iſt es bis zum Weinen, aber es ſcheint mir beſſer, auch einmal dem Schmerze freien Lauf zu laſſen, als fortwährend trügeriſche Hoffnungen zu hätſcheln und Halbheiten zu preiſen. Der Schmerz reinigt am Tiefſten, vielleicht auch uns. Oder iſt es ein organiſcher Gang zur Größe, wenn die kleineren Staaten einer Geſammtheit dem Zeit- und Nationalbedürfniſſe angemeſſener eingerichtet ſind als die großen, und wenn die Zeit- und Nationalbedürfniſſe da am Wenigſten beachtet ſind, wo die größte Macht wohnt? Iſt man nicht neuerdings zu der auffallenden Frage gekommen, ob Öſterreich ein deutſcher Staat ſei? Macht ſich eine Nation dadurch mächtig gegen Freund und Feind, daß ſie die Forderungen der Zeit abhält, oder dadurch, daß ſie dieſelben kräftig handhabt? Man ſoll nicht nur ein zeitgemäßes, man ſoll ein ſtarkes Regiment wünſchen. Iſt dazu Ausſicht, ich will nicht ſagen in der Wirklichkeit, nein ich will nur ſagen: iſt dazu Ausſicht in den Wünſchen der deutſchen Volksſtämme?

Eine Nation, welche Zukunft vor ſich hat, nimmt in Dieſem oder Jenem hie und da den Vortritt, und iſt nicht fortwährend abhängig im Vorwärtsgehen und Rückhalten. Weil wir nach dem Sturze Napoleons nichts organiſch Lebendiges zu Stande gebracht, ſind wir der Stundenzeiger geworden, welcher dem franzöſiſchen Minutenzeiger folgt. Trotz all unſrer Philoſophie iſt nichts Eigenes zum Vorſchein gekommen. Nur der Zollverein wäre auszunehmen, wenn er ſeiner Natur nach mehr ſein könnte als der Weg zu etwas

Eigenem. Und wie benehmen ſich auch gegen dieſen deutſche Stämme, die übrigens nicht zu den geringen gehören? Es iſt ihnen die Frage eines Rechenexempels! So ſind die Faktoren unſrer Zukunft.

Es hat kaum jemals eine Zeit gegeben, in welcher der ſiegreichen Macht des Gedankens ſo viel unmittelbarer Einfluß geworden wäre auf alles Staatsweſen, als die heutige Zeit, und da es uns ſchwer wird auf etwas Anderes ſtolz zu ſein als auf unſer Gedankenleben, ſo hätten wir ja doch in der heutigen Zeit die ſchönſte Gelegenheit gehabt, einmal den Vortritt zu gewinnen. Iſt dies geſchehn? Ich möchte unſre guten Eigenſchaften nicht um die Welt im Geringſten verkleinern, aber wenn ich Symptome aufzähle für nationalmächtige Zukunft, ſo muß ich auch hier bei unſern Vorzügen traurig eingeſtehn: für gedankenreiche Zukunft ja, aber nicht für nationalmächtige Zukunft zeigen ſie Vorrath. Möchte man mir überzeugend darthun, daß ich irre. Wie dankbar wäre ich dafür! Denn es iſt ein halber Tod, vom wahrſcheinlichen Tode einer Nationalmacht ſprechen zu müſſen, welcher man um den Preis des eignen Lebens unabſehbare Zukunft wünſchen möchte. Aber erinnert Euch unſrer letzten Zeit, die ſo erfreulich war in ihrem Aufſchwunge, erinnert Euch, was zum Vorſcheine kam, wenn es ſich hinter den allgemeinen uns ſo geläufigen Phraſen um die thatſächlichen Fragen handelte. Der Ausbau des Kölner Doms wird angeſagt: da iſt ein poetiſcher Akt, eine würdige Wiedergeburt unſrer nationalen Kunſt, ein Akt der Geſammtheit, eine ſtolze Demonſtration gegen das Ausland! Was iſt daraus geworden im Publikum? Man hat Rivalität, Ausſtellungen, gerechte und ungerechte, nicht nur nicht verſchweigen können — denn das war auch nicht nöthig — nein, man hat ſo lange daran gedreht, bis man ein Witz- und Spottlied am Cölner Dome gewonnen hatte. Dieſe Genugthuung ſcheint uns größer als die nationale; das Zerpflücken iſt uns zur andern Natur geworden. — Erinnert Euch ferner des Rheinliedes! Es wurde eine allgemein begrüßte Fahne in einem entſcheidenden Augenblicke, und erwarb ſich dadurch ein unſchätzbares Verdienſt. Frag ich, wenn einem Krieger eine glückliche, dem Vaterlande wohlthätige That gelingt, frag ich darnach, ob er Schuh oder Stiefeln und was für einen Rock er dabei angehabt? Nun ja, von heut zu morgen wurde es Mode, über das Lied zu ſpötteln, und den Franzoſen darin vorzuarbeiten. Der Art ſind unſre Genugthuungen. Beträgt ſich ſo eine Nation, die etwas Ernſtliches will? Was habt Ihr denn eigentlich im Auge? fragt erſtaunt Engländer und Franzoſe. Sie denken, es müſſe das Geheimniß irgend einer unerhörten Bildung dahinter liegen, da man ſich aller Nationalvortheile ſo leichtſinnig begeben könne.

Ach, politiſche Gedankenloſigkeit iſt es eben, welche zu dem traurigen Satze führt: Liegt auf unſern bisherigen Wegen wohl gar das Grab einer Nationalität, die wir doch innerlichſt alle, alle, auch die Spötter, ſo wehmüthig lieben?

Digitized by Google

Nun, erwiderte der Prager auf dieſe Rede, unſern wirklich Gefahr drohenden Czechen gegenüber, die im Herzen Deutſchlands Euch den Krieg machen, betragt Ihr Euch in der That, als läge Euch wenig an Deutſchland! Ihr ſolltet dies Treiben nur eine Zeitlang in der Nähe empfinden wie wir, die Augen würden Euch wohl aufgehn!

Der Calatrava-Ritter von Sahla.

Dorow hat unter dem Titel „Erlebtes“ ſoeben ein neues Buch über preußiſche Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1813 bis 1820 herausgegeben. Das Buch, welches in dieſen Tagen im Buchhandel erſcheinen wird, enthält zwei Bände. Der erſte Band beſteht aus Tagebüchern Dorow's, welche er in unveränderter urſprünglicher Geſtalt gelaſſen, und welche deshalb einen doppelt intereſſanten Blick in die Denk- und Handlungsweiſe damaliger Zeit eröffnen. Hervortretend an Intereſſe ſind die Berührungen mit dem Fürſten Hardenberg, welcher durchweg in einem verehrungswürdigen und liebenswürdigen Lichte erſcheint; ferner mit Herrn v. Stein, welcher durchgehends ungünſtig angeſehen wird. Und Dorow's Darſtellung iſt hier allerdings ſo lebhaft, ſcharf, und mitunter dramatiſch lebendig, daß ſie leicht einen überzeugenden und dauernden Eindruck hervorbringt. Ganz ebenſo und wohl noch einſchneidender wirkt eine Scene mit dem bairiſchen Miniſter Montgelas, welche zu München im Jahre 1814 zwiſchen Dorow und dieſem Miniſter ſpielte. Der Staaten-Partikularismus den Alliirten gegenüber und Montgelas Hinneigung zu Frankreich waren die Elemente feindlicher Heftigkeit auf Seiten des Miniſters. Außer dieſen Hauptperſonen treten noch Graf Reiſach, von Hallberg (der Alte von Gauting), Ibell, Weitzel, Görres, Juſtus Gruner, Koreff ꝛc. ꝛc. in dieſen Denkwürdigkeiten auf, und erhöhen durch ihre markirten Perſönlichkeiten den lebhaften Antheil, welcher ohnedies durch eine ſo innerliche Schilderung damaliger Zeit und durch vielfach neue Aufſchlüſſe geweckt iſt. Der zweite Band enthält Dokumente, welche die in den Tagebüchern angeführten Vorfälle belegen. Von dieſen Dokumenten geben wir in Folgendem die merkwürdige Nachtſcene, in welcher Herr v. Sahla, ein durch die damals ſo ſchwer bedrohte Lage ſeiner Heimath exaltirter Sachſe, die Hauptrolle ſpielt.

* * *

„Der Name Sahla iſt in neuerer Zeit bei beabſichtigtem Fürſtenmord öfter genannt worden, ja Herr von Bourrienne hat ſogar drucken laſſen, daß der Miniſter v. Stein denſelben zur Ermordung des Miniſters Grafen v. Montgelas aufgefordert habe. Sahla entging dem Schickſal nicht, auf dieſer verirrten Bahn ſelbſt ſein Ende zu finden: er wollte Napoleon mit Knallſilber während der hundert Tage abermals in die Luft ſprengen — ſprengte ſich jedoch dadurch ſelbſt in die Seine, aus welcher er zerriſſen und zerfetzt in ein Hoſpital kam und daſelbſt ſtarb.

Daß Sahla auf dem Wiener Kongreß auch unſern geliebten König Friedrich Wilhelm III. meuchlings ermorden wollte, darüber waren zwar dunkle Gerüchte verbreitet, doch nie etwas Faktiſches über dieſe beabſichtigte Greuelthat bekannt worden. Dorow verdankt dem Manne — dem Grafen v. Roß — der den durch falſchen Patriotismus und ſchweres Blut irregeführten Jüngling von dieſem Verbrechen zurück-

Digitized by Google

gebracht, die Mittheilung der ausführlichen Details; — läge jedoch nicht ein Brief des Fürſten v. Hardenberg an den Grafen v. Roß vor, der von dieſem Vorfall handelt und Dank für die Verhinderung der ſchwarzen That ausſpricht, ſo könnte man das Ganze in die Reihe ähnlicher Erfindungen werfen, an welchen namentlich die Memoiren des Herrn v. Bourrienne ſo reichhaltig ſind. — Doch hier iſt es wohl mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß der Fürſt v. Hardenberg damals dieſe ſo hochwichtige Sache genau wird haben unterſuchen laſſen. Des Fürſten Freundſchaft für den Grafen v. Roß erhielt ſich bis zu deſſen Tode, er widmete demſelben ſtets Theilnahme und Huld, welches aus einer großen Maſſe *eigenhändiger* Briefe des Staatskanzlers an Roß, die vorliegen, zu erſehen iſt; der Inhalt der meiſten iſt jedoch nicht von einem ſo allgemeinen Intereſſe, als daß ſie hier mitzutheilen wären; ſolches bleibt einer anderen Gelegenheit vorbehalten. Um aber unſerer Geſchichtserzählung ein um ſo größeres Intereſſe und volle Glaubwürdigkeit zu geben, folge hier zuerſt jener Brief, welchen der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg unter dem 16. Januar 1815 in Wien an den Grafen von Roß ſchrieb, als dieſer im Begriff ſtand, abzureiſen. Die anderen Briefe werden künftig als ein neuer Beleg für des Fürſten edles Gemüth erſcheinen, und Zeugniß geben, daß er dem Grafen Roß unverändertes Wohlwollen geſchenkt. Der Fürſt ſchrieb eigenhändig:

„Mein theuerſter, junger Freund!

Sie haben durch Ihre kluge und muthige Abwendung der Gefahr, die Se. Majeſtät kürzlich bedrohte, ſich ein unvergängliches Verdienſt um Allerhöchſtdenſelben und den Staat erworben. Dieſes ſchöne Bewußtſein wird Sie nunmehr durch's Leben geleiten mit meinem väterlichen Segen; denn ich liebe Sie, als wären Sie mein Sohn. Reiſen Sie alſo glücklich, mein Schatz; doch kommen Sie recht bald zu uns zurück, damit ich ferner Alles bewerkſtelligen kann, was irgend zu Ihrem Glück und zu Ihrer Zufriedenheit dient, die mir ſehr am Herzen liegen. Auf des Königs Huld können Sie ſicher bauen: er iſt der edelſte Mann, den es giebt. Wegen v. Sahla haben Sie nichts zu beſorgen; halten Sie, nach unſerer Verabredung, nur hübſch ſelber reinen Mund in dieſer Sache.

Erlauben Sie mir noch bei'm Scheiden, Ihnen hierbei einen kleinen Ring zum Andenken meiner zuzuſtellen, indem ich ihn zugleich als ein Symbol meiner feſten, unwandelbaren Freundſchaft zu betrachten bitte. Und nun nochmals adjeu, liebſter Graf, bis zum frohen Wiederſehen. Schreiben Sie aus Berlin bald

Ihrem

v. Hardenberg."

Nach dieſem für das wichtige Faktum ſo bedeutungsvollen Dokumente folge jetzt die detaillirte Erzählung des beabſichtigten Mordes, wie ſie von dem Grafen Roß eigenhändig niedergeſchrieben, an Dorow mitgetheilt worden iſt.

Berlin, den 30. December 1830.

„Bei meiner Anweſenheit in Wien 1814/1815, zur Zeit des Kongreſſes, machte ich daſelbſt die Bekanntſchaft des Calatrava-Ritters v. Sahla. Obgleich wir in unſern Anſichten ſehr verſchieden waren, fand er ſich dennoch zu mir hingezogen, ſo daß er mich häufig beſuchte, und mich bisweilen, wenn auch wohlhabend, um ein kleines Darlehn anſprach, das ich ihm auch gerne bewilligte, weil ich es immer pünktlich zurückempfing.

Eines Abends nun (am 20. December 1814), als ich beſchäftigt war, mein Teſtament abzuſchreiben, trat v. Sahla zu mir in's Zimmer, ohne jedoch, wie üblich, ſeinen Mantel abzulegen. Als ich ihn hierzu aufforderte, entſchuldigte er ſich mit

Digitized by Google

einer eilig vorhabenden Reiſe, und bat mich um ein neues Darlehn von circa 25 Dukaten, als auch um die Gefälligkeit, einen Brief an ſeine Mutter, den er auf den Tiſch legte, am andern Tag zur Poſt bringen zu laſſen.

Sein ganzes diesmalige Vorkommen, die ſcheue Haſt, womit er ſeine Anträge machte, waren auffallend; es ließ ſich vermuthen, daß es mit der angegebenen Reiſe eine beſondere Bewandniß haben müſſe, zumal da er bei ſeinem Beſuch zwei Tage zuvor unter vielen andern Tollheiten, worauf ich nicht mehr zu achten pflegte, äußerte:

Es würde für Sachſen ein großes Glück ſein, wenn Jemand die Artigkeit haben wollte, dem Könige von Preußen die Pforte des Elyſiums zu öffnen, weil alsdann ſein Vaterland nicht das große Unglück haben würde, preußiſch werden zu müſſen.

Dieſer Äußerung mich erinnernd, und den v. Sahla als Denjenigen wiſſend, der einſt Napoleon nach dem Leben trachtete, verbunden mit ſeinem jetzigen Vorgeben, ſowie ſeiner ſichtbaren Aufregung bei erzwungener Ruhe, entſtand in mir die Beſorgniß: daß er es diesmal wohl auf den König von Preußen abgeſehen haben könne.

Hierüber Gewißheit zu erhalten und Zeit zu gewinnen war das Erſte, was ich zu thun hatte, weshalb ich ihn denn, das gewünſchte Darlehn, als auch die Beſorgung des Briefes zuſagend, vorläufig zum Sitzen nöthigte.

Mangel an Zeit zwar vorſchützend, nahm er dennoch mit einigem Widerwillen Platz. Bei'm Niederlaſſen öffnete ſich aber ſein Mantel, und ich gewahrte an einem breiten Leibgurt ein Terzerol, welches mich bewog, den Mantel noch weiter zu öffnen. Nun ſah ich ein zweites und überdem einen Dolch, wonach ich nicht mehr glaubte, an ſeinem Vorhaben zweifeln zu dürfen.

Ich konnte mich jetzt nicht enthalten, dem v. Sahla, angethan wie ein Abällino,* meine Verwunderung über eine dergleichen Bewaffnung auszudrücken und ihn zu fragen:

ob die Reiſe etwa mit einer Ehrenſache zuſammenhinge?

worauf er mir nach einer kleinen Pauſe erwiederte:

ja, mit einer Ehrenſache.

Ich fragte nun nach ſeinem Gegner; als er hierauf keine Antwort gab, mir aber ſeine geſteigerte Unruhe nicht entging, fragte ich ihn, halb im Scherz, halb im Ernſt, ſeiner früheren eigenen Worte mich bedienend:

ob etwa Derjenige ſein Gegner ſei, welchem er Jemanden wünſchte, der die Artigkeit haben möchte, ſelbigem die Pforte in's Elyſium zu öffnen ꝛc. ꝛc.

Anſtatt dieſes zu beantworten, ſtand v. Sahla wie getroffen plötzlich auf, mich unwillig fragend:

ob ich geſonnen ſei, ihm das Geld vorzuſtrecken oder nicht?

Beinahe hätte ich dieſes für einen Ausbruch ſeines Unwillens über meine deutungsvolle Frage gehalten, wäre mein Verdacht durch das Geſammte nicht ſchon zu lebhaft erregt geweſen.

Vielmehr ſchien mir in ſeiner ausweichenden Antwort ein ſtillſchweigendes Geſtändniß ſeines fluchwürdigen Vorhabens zu liegen, ſo daß ohne Reſultat ihn jetzt zu entlaſſen ich mir nie verziehen haben würde. Vor allen Dingen durfte ich den v. Sahla nun nicht mehr aus den Augen laſſen, um ihn wo möglich an einer Greuelthat zu verhindern, wozu ich Muth und guten Willen genugſam in mir fühlte. Noch ſah ich aber keine Mittel und mußte daher um ſo vorſichtiger zu Werke gehen.

Das verlangte Geld ihm alſo nochmals zuſagend, ergriff ich nunmehr ſeine Hand, ihn ſanft bittend, noch einen Augenblick zu verweilen und mich ruhig anzuhören.

Selbſt tief bewegt von Dem, was ich erlebt, und deſſen glücklicher Ausgang noch ſo ungewiß war, fing ich nun damit an, ihm zu ſagen: daß ich ihn ſeit un-

Digitized by Google

ſerer Bekanntſchaft für einen außerordentlichen Mann von großer moraliſcher Intelligenz gehalten, und dieſe Meinung eine beſondere Theilnahme an ſeinem Schickſal bei mir erweckt, die ich ihm jetzt, da es mir nöthig ſchien, auch nach Kräften zu beweiſen wünſchte.

Offen geſtand ich ihm darauf meinen Verdacht, den er ſelbſt erregt, und gab ihm zu bedenken, daß ein Monarch nicht gut zu fordern ſei, ohne den Forderer gelindeſtens in's Irrenhaus ſperren zu laſſen, und falls er das Leben des Königs verkürzte, oder auch nur den Verſuch dazu machte, er unfehlbar auch ſelbſt das Opfer eines ſolchen Attentats werden müſſe, ihn dabei nicht undeutlich meinen Entſchluß blicken laſſend, daß von dem Augenblick an, wo von einem ſolchen Verbrechen die Rede wäre, mein Arm der erſte ſein würde, der ſich gegen daſſelbe waffnen würde. Sahla ſchwieg, aber ging nicht, vielleicht nach dieſer Einleitung fühlend, daß neben der nöthigen Kraft ich es auch gut mit ihm meinte, weil ich ihm unverholen und einleuchtend die Folgen zeigte. Ob er aber ſchwankte, konnte ich nicht bemerken, denn er äußerte ſich nur über die Perſönlichkeit und die Handlungen ſowohl des Kaiſers Alexander, als auch des Königs von Preußen auf eine ſo empörende Weiſe, daß die Ehrerbietung mir eine Wiederholung nicht zuläßt, und ich nur ſo viel, als zum Verfolg der Geſchichte gehört, hier wiedergebe; ſo ſagte er:

daß die an Preußen fallenden neuen Provinzen, namentlich von Sachſen, niemals eine ungeheuchelte Anhänglichkeit für Preußen faſſen würden; denn es ſei noch in friſchem Andenken, wie König Friedrich Wilhelm III. mit ſeinen treuen Anſpachern, trotz ihres Flehens, ſie nicht zu verſtoßen, verfahren, und man alſo daſſelbe zu erwarten habe, ſobald Preußen es einſt ſeinem Vortheil angemeſſen fände, eine oder die andere Provinz wieder zu vertauſchen.

Aus Mangel an genauerer Kenntniß in dieſer Angelegenheit vermochte ich wenig hierauf zu entgegnen, war jedoch ſchon froh, daß v. Sahla ſich Zeit nahm, in Erklärungen einzugehen.

Ich bemerkte ihm daher bloß: daß die Beweggründe der menſchlichen Handlungen, zumal bei den ſo complicirten Verhältniſſen eines Herſchers, ſchwer zu beurtheilen wären, und daß alſo kein vernünftiger Menſch ſich anmaßen würde, gleich einem deux ex machina einzuſchreiten, falls irgend eine Handlung eines Monarchen nicht nach ſeinem Sinne wäre; daß übrigens Sachſen durch gänzliche oder theilweiſe Einverleibung mit Preußen nie unglücklich werden könne, indem es ſicherlich an dem Glück einer freiſinnigen Verfaſſung Theil nehmen würde, die, wie verlautet, König Friedrich Wilhelm III. ſeinem treuen Volke verheißen.

Ohne mich ausreden zu laſſen, erwiederte er mir mit einem ſardoniſchen Lächeln, das ihm beſonders eigen war:

„So lange der König Friedrich Wilhelm III. lebe, ſei an keine freiſinnige Verfaſſung zu denken, denn der König, ſchon vom Kaiſer von Rußland abhängig, werde es ohnedies auch weit leichter finden, nach dem alten Schlendrian unumſchränkt durch Furcht und Hoffnung das Volk zu regieren, das, im Ganzen genommen, arm bleiben, während die Dynaſtie auf ſeine Koſten ſich immer mehr bereichern würde."

Indem ich hier die Worte eines irregeleiteten, vielleicht halb wahnſinnigen Mannes wiederhole, muß ich zugleich erinnern: daß v. Sahla, mich nicht als Preuße, ſondern als Holländer kennend, außer Acht ließ, daß ich meine Erziehung größtentheils in Preußen erhalten, und dieſem Staate, wie deſſen Herrſcher in einem Grade ergeben war, der ſonſt nicht zuließ, dergleichen Reden ungeſtraft hingehen zu laſſen.

Je mehr ich ſeine bittern Bemerkungen auch zu widerlegen ſuchte, und beſonders dem Könige das Wort redete, deſto mehr ſah ich ein, daß ihm von dieſer Seite

nichts abzugewinnen ſei. Ich bezog nun Alles mehr auf ſeine Perſon, ſtellte ihm bringlich vor: daß ein Meuchelmörder unter allen Umſtänden ein verachtetes, widriges Geſchöpf bliebe; daß auch er in dem Falle ſich darauf gefaßt machen müßte, nicht allein wie ein gemeiner Verbrecher behandelt zu werden, ſondern auch, daß man den zum Meuchelmörder gewordenen Calatrava=Ritter ſcharf beleuchten werde, um ihn vor ſeinem ſchmählichen Ende eine Würde zu entziehen, die er, gleich die der Menſchheit, geſchändet; daß Sachſen, wenigſtens in der öffentlichen Meinung, ſchwer werde büßen müſſen; daß er in Preußen den Fluch eines ganzen Volkes auf ſich laden, daß auch in Sachſen, wie überall, ſein Name mit Schimpf und Schande gebrandmarkt bleiben, und die Nachwelt ſtatt der gehofften Märtyrerkrone ihm die — Narrenkappe hinwerfen würde.

Dieſes fand endlich Eingang. Herr v. Sahla ſchien vernichtet, denn ich hatte ihm ſeine Eitelkeit von der lächerlichſten und zugleich ſeinen Stolz, in deſſen Folgen, von der furchtbarſten Seite gezeigt.

Er entgegnete Nichts, ſah aber fortwährend ſichtbar erſchüttert vor ſich hin. Nachdem ich hierauf eine Weile geſchwiegen, um ihn ſeinem eigenen Nachdenken zu überlaſſen, bemerkte ich, wie ſich ſeine Augen feuchteten, woraus ich ſchloß, daß endlich das beſſere Prinzip in ihm über das Böſe geſiegt.

Zu meiner großen Freude hatte ich mich auch nicht geirrt; denn im Laufe des dann folgenden Geſprächs, und nachdem ich ihm verſprochen, nie Jemandem etwas von unſerer Unterredung mitzutheilen, erfuhr ich nun aus ſeinem Munde, was mir längſt ſchon klar: daß, als er zu mir gekommen, er feſt entſchloſſen geweſen, den König von Preußen zu tödten, und falls er nachher nicht zu entfliehen vermögend, oder entwaffnet worden, ſich ſelber das Leben durch Knallſilber hätte nehmen wollen, welches er bei ſich führte. Bereits habe er ſich durch eine religiöſe Handlung (er war nämlich zur katholiſchen Kirche übergegangen) vorbereitet, ſei jetzt aber andern Sinnes geworden, betrachte den Gang zu mir als eine Eingebung Gottes, und dankte mir mit allen Merkmalen der Aufrichtigkeit für meine Theilnahme, beiläufig bemerkend, daß, wäre er zu G. oder D. gegangen, ſtatt zu mir, er gewiß von ſeinem Vorhaben nicht abgehalten worden wäre.

Nach dieſem Geſtändniſſe, wodurch er ſich in meine Hände gab, und welches mir daher der ſicherſte Beweis ſeines umgeänderten Sinnes war, forderte ich ihn auf, als Mann von Ehre mir ſein Wort zu geben, weder dem Könige von Preußen, der überdem ihn nie beleidigt, noch zur Rache gereizt, ſo wenig wie irgend Jemandem je mehr nach dem Leben zu trachten. Er genügte dieſer Aufforderung mit Hand und Mund, und es war ihm deutlich anzuſehen, wie ſehr die entladete Bruſt ſich erleichtert fühlte.

Ihn nur noch heiterer zu ſtimmen, war ich im Begriff, dem Kellner wegen einer friſchen Flaſche Wein zu klingeln, als v. Sahla ganz betreten mich zurückhielt, fragend, „was das heißen ſolle?“ Nachdem ich die Urſache ihm angegeben, erſuchte er mich, dies zu unterlaſſen. Ich holte alſo von der Kommode eine bereits angebrochene Flaſche, füllte zwei Gläſer, den v. Sahla dann auffordernd, auf die Geſundheit des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen zu trinken. Aber hierzu war er durchaus nicht zu bewegen, worauf ich dann die Geſundheit ſeiner Mutter, der er gleichſam wiedergegeben, und die ſeinige ausbrachte, während er nur auf das Wohl Sachſens und auf das meinige anſtieß und das Glas leerte. Längſt hatte ich an v. Sahla, trotz ſeines Heroſtratismus, eine große Uneigennützigkeit und Liebe zur Wohlthätigkeit wahrgenommen. Um ihn nun noch mehr in ſeinem guten Vorſatze zu beſtärken und ihn denſelben, wenn auch nur mittelbar, wo möglich lieb gewinnen zu laſſen, ſagte ich ihm, daß ich mir vorgenommen, gleichſam zur Beſiegelung ſeines

Digitized by Google

mir gegebenen Ehrenworts, in meinem Teſtament, an welchem ich bei ſeiner Ankunft ſchrieb, ein Kapital von 10,000 Thlrn., und zwar den Armen von Amſterdam, Berlin, Dresden und Wien, als mir und auch ihm in vieler Beziehung wichtigen Städten, zu gleichen Theilen zu vermachen.

Dieſes kam ihm ſo unerwartet, daß er faſt keine Worte finden konnte, mir ſein Erſtaunen und ſeine Freude auszudrücken, und als ich ihn darauf erſuchte, mir den bei ſich führenden Dolch (von ganz gewöhnlicher Art) zum Andenken zu hinterlaſſen, übergab er ihn mir mit einigen ernſten Worten, wogegen ich ihm dann einen ſilbernen Reiſebecher ſchenkte.

Nunmehr erhob er ſich, um, wie er ſagte, nach Hauſe zu gehen, bemerkend: jetzt das Geld nicht weiter zu bedürfen, zugleich den Brief an ſeine Mutter zurücknehmend.

Aus begreiflichen Urſachen erbot ich mich, ihn eine Strecke zu begleiten, und unter gleichgültigem Geſpräch gelangten wir zu ſeiner Behauſung. Hier mahnte ich ihn nun nochmal an ſein Ehrenwort, welches er ſehr betonend mit

„noch nie habe ich mein Wort gebrochen"

erwiederte, worauf ich dann mit der Sentenz:

„ein reines Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen"

von ihm Abſchied nahm.

Indeſſen konnte ich nicht unterlaſſen, noch einige Zeit in der Nähe der Wohnung des v. Sahla zu verweilen, um zu ſehen, ob er nicht etwa wieder herauskäme, wo ich ihm dann, mit dem zu mir geſteckten Dolch verſehen, auf jedem Schritte gefolgt wäre. Aber er erſchien nicht, und ich kehrte nun, erſt in der Abſicht, den Fürſten v. Hardenberg zu beſuchen, was ich aber einſtweilen wieder aufgab, in meine Wohnung zurück.

Eine ſchlafloſe Nacht war für mich die erſte unangenehme Folge dieſes Vorfalles, ich brachte jedoch dieſelbe damit zu, um über Alles reiflich nachzudenken. Dieſes führte mich nun zu der am vorigen Abend noch ſchwankenden Überzeugung, daß, da ich dem v. Sahla weder in's Herz ſehen, noch die verderblichen Folgen wiſſen konnte, ich verpflichtet ſei, dem Staatskanzler Fürſten v. Hardenberg, der mir überdem bereits viele Güte erwieſen, wie ich hier nochmals dankbar bemerke, die ganze Geſchichte sub rosa mitzutheilen, was auch für mich daraus entſtehen möchte.

Am andern Tage begab ich mich alſo zu dem Fürſten, ihm eröffnend: daß ich eine Sache von großer Wichtigkeit vorzutragen habe, doch ſein fürſtliches Wort begehre, weder mich, noch einen Andern, den ich nennen würde, zu kompromittiren, alſo ohne meine Zuſtimmung nie davon zu ſprechen, ich könne ſonſt leicht das Opfer meines guten Dienſtes werden, auch Mißdeutungen erleiden, indem ich v. Sahla das Verſprechen gegeben, zu ſchweigen. Nachdem ich hierauf des Fürſten Wort erhalten, nahm ich nicht länger Anſtand, Seiner Durchlaucht die mit v. Sahla gehabte Scene umſtändlich zu berichten. Nunmehr fragte mich der Fürſt über verſchiedenes Einzelne, und beſonders darüber, ob ich denn völlig überzeugt ſei, daß v. Sahla das mir gegebene Wort halten würde? Hierauf erwiederte ich: daß ich ſchon aus Grund ſeines Geſtändniſſes zwar durchaus nicht daran zweifle, allein doch unmöglich für einen Rückfall einſtehen könne; daß aber, wenn ich im Stande wäre, für den v. Sahla wie für mich ſelber zu haften, ich dann nicht nöthig gehabt haben würde, Sr. Durchlaucht die Sache anzuvertrauen, um es ihm zu überlaſſen, den v. Sahla mit höchſter Vorſicht unter gehörige Aufſicht zu ſtellen, wozu ihm größere Mittel zu Gebote ſtänden, als wie mir. Kaum hatte ich geendet, da drückte der treffliche Mann mich in ſeine Arme, überhäufte mich mit den herzlichſten Äußerungen ſeiner Zufriedenheit und Werthſchätzung, und nach einigen weiteren Erörterungen

Digitized by Google

ſchloß er mit der Verſicherung, ich könne fortan Zeit meines Lebens des höchſten Dankes gewärtig ſein. Zugleich gab er mir auf, ich möchte v. Sahla wo möglich täglich ſehen, und falls ich etwas Verdächtiges bemerkte, ihm ſogleich, und zwar am beſten mündlich, davon Anzeige machen. Ich entfernte mich, nachdem v. Sahla's Wohnung notirt war.

Überglücklich, nun auch das Leben eines Königs geſchützt zu haben, der, geliebt von ſeinem Volke, mir als Menſch und Regent, als Gegenſtand der reinſten Verehrung ſtets erſchien, konnte ich den v. Sahla auch ohne innern Vorwurf anſehen. Hatte ich mich doch ſelbſt Preis gegeben, mich ſeiner Rache ausgeſetzt, um einer höheren Pflicht zu genügen.

Nach Beendigung derjenigen Angelegenheit, die mich nach Wien rief, und wobei ich ſowohl dem Fürſten v. Hardenberg, als noch einem würdigen Manne vieles zu verdanken hatte, empfing ich vom Fürſten, nachdem ich mich bereits von ihm beurlaubt, ein Abſchiedsſchreiben, von einem Solitär begleitet; ich habe daſſelbe nach v. Sahla's Ableben Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen im Original, und ſpäter von einer kurzen Correſpondenz zwiſchen dem Fürſten und mir, die v. Sahla'ſche Angelegenheit mit betreffend, begleitet, wiederholt in Abſchrift, einzureichen Veranlaſſung gehabt.

Sahla ſtarb in Folge der Verwundungen, die er ſich bei einem abermaligen vergeblichen Verſuch auf das Leben Napoleon's durch das bei ſich führende Knallſilber zugezogen, in einem Hoſpital zu Paris, woſelbſt Fürſt v. Hardenberg den unglücklichen Sachſen großmüthig unterſtützte.

Mademoiſelle Lenormand.

Die ungläubigſte Welt braucht ihre Zauberer. Es ſcheint unerklärlich, daß eine Wahrſagerin wie Mlle. **Lenormand** während der fünfzig nüchternſten und rationellſten Jahre franzöſiſcher Geſchichte zu Geltung und Vermögen mitten in Frankreich gelangen konnte! Und doch iſt dem ſo. Es lohnt alſo der Mühe, näher zuzuſehn, welchen Geiſtes Kind denn eigentlich dieſe Dame geweſen, und ob in ihrer Perſönlichkeit noch eine beſondre Erklärung des Zaubers verborgen geweſen ſei.

Sie ſtammt aus Alençon, wo die alten Provinzen Normandie und Maine zuſammenſtießen, und welches auch nicht weit von der bretoniſchen Grenze entfernt war, aus einem Landespunkte, der noch heute nicht ganz entblößt iſt von alten Zaubergeſchichten und Erinnerungen an das alte Druidenthum. Dort wurde ſie 1772 von einer Mutter geboren, die für eine der ſchönſten Frauen Frankreichs galt. Bei den Benediktinerinnen wurde das Kind erzogen und es zeichnete ſich ungewöhnlich früh durch überraſchende Fähigkeiten aus für Wiſſenſchaft und Kunſt; ja ſchon mit ſieben Jahren gab es Proben von Prophezeihung. Es ſcheint alſo doch ein derartiger menſchlicher Inſtinkt vorhanden zu ſein, dem unſre wiſſenſchaftliche Analyſe noch nicht beigekommen iſt. Die kleine Lenormand ſagte voraus, während das Kloſter über die wahrſcheinliche Wahl einer Äbtiſſin in vollſtändiger Ungewißheit war, daß ein Fräulein v. Livardie erwählt werden würde. Man achtete nicht darauf, die Wahl zog ſich in die Länge, die kleine Lenormand kam unterdeß in ein andres Kloſter, und 18 Monate nach jener Prophezeihung erſchien Fräulein v. Livardie als Äbtiſſin.

Siebzehn Jahre alt ſagte die Lenormand zu Anfange des Jahres 1789 den Umſturz des Thrones, die Verwandlungen, welche dem Klerus, die Unterdrückung,

welche den Klöſtern bevorſtänden, voraus. Das ſagten wohl damals Leute, die bloß Verſtand hatten, aber ſie ſagten es nicht ſo poſitiv, und waren nicht ſiebzehnjährige Mädchen. Nun, mit einem dreiſten Naturel konnte ſie dreiſt ausſprechen, was Andre leiſe vermutheten. Aber ſie ſprach gegen ihre Sympathieen: ſie hing am alten Regime und war Royaliſtin.

1790 kam ſie nach Paris, und ward Vorleſerin bei einem alten Royaliſten, der bereits verdächtig war. Unbekümmert darum trat ſie frank und frei als Wahrſagerin auf, und gelangte in dieſer Eigenſchaft ſogleich zu Anſehn in der Pariſer Geſellſchaft. Die Demokraten ließen ſie wohl gewähren, weil ſie zunächſt die ſteigende Macht der Demokratie verkündigte. Ja, ſie etablirte ſich ſo früh ſchon ſelbſtändig als Wahrſagerin, und errichtete in der rue Tournon ein „Prophezeihungs-Bureau". Je mehr Menſchen damals gefährdet waren, je mehr Zulauf fand ſich zu ihr. Daß ſie perſönlich einen Verſuch zur Befreiung der Königin machte, wird nebenher erzählt. Aber ich finde dieſen Verſuch, der ſie in die Conciergerie hinein bis zur Königin ſelbſt führte, für die Sicherheit ihrer Kenntniß ſehr befremdlich. Mußte ſie nicht wiſſen, daß die Königin verloren ſei, und dieſer Verſuch unnütz ſein müſſe? Solche Propheten dürfen nicht handeln wollen: eine mißlingende Handlung iſt eine Anklage ihrer Wiſſenſchaft.

Im Mai 1794 ward ſie von Robespierre, St. Juſt und de la Force beſucht und befragt. „Ihr werdet noch in dieſem Jahre", prophezeihte ſie ihnen, „verurtheilt und hingerichtet werden."

Die natürliche Folge davon war, daß ſie in's Gefängniß gebracht wurde als eine Contre-Revolutionairin, welche ſich mit Verkündigungen abgebe, die die öffentliche Ruhe ſtören und den Bürgerkrieg entzünden könnten.

Im Gefängniſſe ward ſie die Sibylle der Royaliſten. Zu einem Fräulein Montanſier, welche in ein andres Gefängniß, aus der Petite-Force in die Conciergerie gebracht werden ſollte, ſagte ſie zum Beiſpiel: Legen Sie ſich zu Bett, ſpielen Sie die Kranke! Wenn Sie in ein andres Gefängniß kommen, ſo iſt dies Ihr Tod — Sie werden ihn aber vermeiden und lange leben! Das Fräulein that nach dieſem Gebote: diejenigen, welche in die Conciergerie gebracht worden waren, ſtarben auf dem Schaffot, und diejenigen, welche wie ſie in der Petite-Force geblieben, wurden durch den 9. Thermidor befreit.

In jenem Gefängniß begann das Verhältniß der Lenormand mit Joſephine v. Beauharnais. Dieſe war im Luxemburg gefangen, war als Kreolin überaus abergläubiſch, und ließ ſie fragen, welches Schickſal ihr und ihrem Manne, dem General Beauharnais, bevorſtehe. Die Sibylle antwortete: General Beauharnais wird ein Opfer der Revolution. Die Witwe deſſelben wird einen jungen Officier heirathen, deſſen Stern zu hohen Beſtimmungen leitet.

Dieſe iſt eine ihrer merkwürdigſten Prophezeihungen. Wer kannte Napoleon damals? — Sie konnte ihn kennen, allerdings, die Möglichkeit iſt vielleicht zu beweiſen, und alle übrigen Vorbedingungen, nach welchen die Prophezeihung nur ein Werk ſcharfen geſchichtlichen Einblicks in Charaktere und Verhältniſſe, all' dieſe Vorbedingungen ſind vielleicht nachzuweiſen. Aber das Vielleicht iſt ſehr ſchwach, und diejenigen, welche ſich auf den Zufall berufen, haben den kürzeren Weg; denn Napoleon war damals noch nicht in Paris, und kannte weder Joſephine noch die Lenormand.

Ich finde aber gerade die wichtigſten Wahrſagungen der Lenormand um ſo intereſſanter, weil ſie immer an der Möglichkeit hinſtreifen, daß ſie bloß einem politiſchen Scharfſinne entſprungen ſeien.

Napoleon — und ſchwerlich in Folge jener Prophezeihung durch Joſephine aufmerkſam gemacht, denn er lernte wohl erſt im Herbſt 1795 Joſephine kennen —

befragte die Lenormand im Jahre 1795, als er daran dachte, zum Sultan nach Conſtantinopel zu gehn. Sie antwortete ihm: „Sie werden keinen Paß dafür erhalten; Sie ſind berufen, eine große Rolle in Frankreich zu ſpielen; eine Witwe wird Ihr Glück machen; Sie werden ſehr hoch ſteigen durch den Einfluß derſelben; aber hüten Sie ſich, undankbar gegen ſie zu ſein, es ſteht dabei das Glück der Dame und Ihr eignes auf dem Spiele!“

Im Jahre 1801 ſagte ſie Joſephine ſteigende Größe voraus. Als ſie aber 1803 prophezeiht hatte, daß eine Landung in England ſcheitern würde, ließ ſie Napoleon einſperren. Daſſelbe that er 1808, als ſie verkündigt hatte, der ſpaniſche Krieg werde verderblich werden.

Von da fing ſie an, ſchriftſtelleriſch aufzutreten. Sie ſchreibt emphatiſch und verworren, und ſpricht ohne rationellen Übergang von Ariel, dem überhimmliſchen, allmächtigen Geiſte, vom bewundernswerthen Verdienſte Caglioſtro's, der zehn Sephiroths beſeſſen ꝛc., kurz ſie geberdet ſich als Magierin. Als ſolche wurde ſie denn auch ſpäter einmal in Brüſſel vor Gericht gebracht, und merkwürdiger Weiſe zum Jubel der Stadt in zweiter Inſtanz freigeſprochen.

Ihr Apparat war auch ganz im geheimnißvollen Magierſtile: ein alter Diener führte den Beſucher feierlich ein, und die Prophetin, mit Turban, Reiherfeder und Tunika geſchmückt, hatte kabbaliſtiſche Bücher, einen Globus und Dergleichen vor und um ſich, nur die Karten und der Kaffeeſatz waren modern. Sie ſtellte gewöhnlich folgende Fragen: An welchem Tage welchen Monats geboren? Wie alt? Die erſten Buchſtaben des Vornamens und Geburtsortes? Welches iſt Ihre Lieblingsfarbe? Welches iſt Ihr Lieblingsthier? Welches iſt Ihnen zuwider? Welche Lieblingsblume? Wollen Sie das große oder kleine Spiel? — Dann begann die prophetiſche Arbeit, wie wir ſie bei alten Weibern in Deutſchland mit einigen Abweichungen heute noch ſehen können.

Hätte ſie nicht ſo wichtige Anhänger gehabt wie: Fouché, Barras, David, Denon, Moreau, ſelbſt Frau v. Staël, Talma, ja Talleyrand, man hätte ihre treffenden Prophezeihungen wohl längſt vergeſſen. Das hat man aber nicht, obwohl ſie jetzt ſchon ſeit längerer Zeit ignorirt wurde. Ihr letztes Buch war ein „Hoher Befehl der olympiſchen Götter zu Gunſten der Herzogin von Berry und ihres Sohnes; 1833.“

Die Henriquinquiſten ſind alſo politiſch intereſſirt, das Anſehn der Sibylle aufrecht zu erhalten.

Nachrichten.

Inhalt: Wallner. — Semida und die beſchuhte Katze. — Lepſius im Labyrinth. — v. Orlich's Heimkehr. — Balzac's Reiſe nach Rußland. — Fürſt Pückler in Amerika. — Rumohr ſtirbt. — Menneval's Memoiren. — Das Palais-Royal altmodiſch. — Der illuſtrirte Fabh. — Das Opium unter uns. — Badezeitung. — Madame Delvil. — Hahnemann unter Franzoſen. — Concerte in Algier. — Modebericht. — Anzeiger No. 9.

Wallner. Leipzig, 26. Juli. — Ich habe den Wiener Komiker Wallner heute zum dritten Male geſehn, und ich bin noch nicht im Stande ein mir genü-

Digitized by Google

gendes Urtheil über ihn abzugeben. Wahrſcheinlich liegt das Unklare vorzüglich an den Stücken, Wiener Stücke, die bei aller Anſpruchsloſigkeit doch gar nicht mehr munden wollen in der ihnen eignen groben Motivirung und dem ſchlottrigen innren Zuſammenhange. Beim erſten Stücke, „der Verſchwender" zeigte Wallner eine ſo fortreißende Kraft natürlicher Darſtellung, daß er, was in Leipzig unerhört iſt, zu wiederholten Malen auf offner Scene gerufen wurde. Es war ein augenblicklicher unmittelbarer Zuſammenhang vorhanden zwiſchen dem Schauſpieler und dem Publikum, ein lebendiger Zuſammenhang, der mehr und mehr abhanden gekommen iſt. Denn der vorherrſchende Beifall in den Theatern iſt wirklich gar ſehr abſtrakt, banal, phraſenhaft, konventionell geworden und wie die traurigen Stichworte unſrer Zuſtände weiter heißen. Das war er dieſem Manne gegenüber, der ſicherlich ein ſehr ſtarkes Talent und einen ſehr lebhaften Geiſt beſitzt, offenbar nicht, er war Gruß und Kuß. Nun, Valentin in jenem Stücke berührt die allgemeinſt anklingende Saite, das Gemüth. Ein tüchtiger, warmer Menſch, der ſich ſeinem Naturel überläßt, wirkt da wohl, ohne großer Künſtler zu ſein. Ich fand ſogar, daß ſich Wallner zu ſehr hinreißen ließ. Nun kam „der Vater der Debütantin", eine Rolle in einem Athem und nur Schwarz und Weiß zeigend: Wallner zeigte die erprobteſte Routine und in hundert eingelegten Witzen einen gewandten Kopf. Aber es ſchien mir fortwährend, auch in dem „Talisman", als müßte dieſer Schauſpieler, der unbezweifelt ein ſehr reiches Naturel beſitzt, mehr haben, als die vielen Scherze und ſtarken Farben dieſer Gattung hervortreten laſſen. Es iſt nichts Geringes, als Wiener Komiker im ganzen übrigen Deutſchland, wo man den Accent ſelbſt nur mit Mühe verſteht, zweifelloſes Glück zu machen. Irre ich mich nicht, aber ich kann bis jetzt nur vermuthen, ſo kann Wallner, beſonders wenn er nicht als Gaſtſpieler lärmenden Erfolges bedarf, ein wohlthuender Darſteller heitrer Charakterrollen ſein, und auch kleinere Rollen mit ſo viel behaglicher Wärme erfüllen, daß ſie einem ganzen Stücke Leben verleihen. —

Berlin hat uns ſo eben zwei kleine neue Bücher geſandt, von denen jedes in ſeiner Art empfehlenswerth iſt. Das erſte führt den Titel „Semida, der Selbſtdenker, eine Künſtler-Novelle", und verſchweigt ſeinen Autor. Ich geſtehe, daß ich hierin etwas Beſchämendes für uns Autoren gefunden habe, deren Namen alle Tage zudringlich durch Gaſſen und Zimmer laufen: dieſer anonyme Autor nämlich übertrifft Viele von uns an Bildung und feinem Blicke, und er hält's doch für paſſend, keine Anſprüche durch Nennung ſeines Namens geltend zu machen. Der Streit über Leſſings Huß und die belgiſchen Bilder bildet den Ausgangspunkt, von welchem das Büchlein über neue Malerei und Kunſt mit feiner Einſicht ſich verbreitet, und ſich zu einer anſpruchsloſen, ſehr im Hintergrunde bleibenden Novellenſkizze weiter rankt, ein zierliches Staket einer Laube, deren Schlingpflanzen noch etwas dürftig und allzu wenig ſchattend und duftig gediehen ſind. Semida iſt der Name eines Malers, der den betrachtenden Mittelpunkt bildet. Die Welt und Kunſt ſind ihm meines Erachtens gar zu blaß und techniſch und es zeigt ſich gar zu wenig üppiger Trieb, als daß ich, wie der Verfaſſer andeutet, glauben möchte, er ſei ſelbſt producirender Künſtler. So groß die Bildung, ſo gering iſt das urſprüngliche Talent des Autors. — Das zweite Büchlein iſt „Die beſchuhte Katze, ein Mährchen in drei Akten mit Zwiſchenſpielen von Karl v. Holtei", eine ſehr freundlich gemeinte und liebenswürdig gehaltene Parodie des Sohns der Wildniß. Die Theaterwelt in ihren hundert Schwächen und Manierirtheiten iſt auf eine wirklich luſtige, weil nirgends verletzende Art dargeſtellt, und der Hintergrund, das Berliner Parterre, nimmt ſich ganz erbaulich davor aus.

Nicht bloß Unerhörtes, auch Uraltes wird heutiges Tages entdeckt. Der Sohn des Land-

raths in Naumburg, des um vaterländiſche Alterthümer verdienten Lepſius, iſt bekanntlich auf antiquariſcher Entdeckungsreiſe in Ägypten, und hat das Glück gehabt, etwas, wie der Tages-Jargon ſagt, wirklich Eclatantes zu entdecken. Nichts mehr und nichts weniger als das „Labyrinth", welches wir in unſern Schulſtunden ſo genau kennen lernten, und welches doch außer den Schulſtunden Niemand kennen lernen konnte. Hierbei lohnt es denn einmal wirklich, auf ausführliche Details neugierig zu ſein.

Iſt es vielleicht ein glückliches Vorſpiel für unſre Pläne mit deutſcher Flotte und deutſchen Kolonieen, daß wir alle Jahre reichlicher mit intereſſanten Reiſenden geſegnet werden, daß ſie durchgängig dem deutſchen Namen in fernen Zonen Ehre machen und geſund, tüchtig und wahrhaft bereichert heimkehren? Mögen wir es ſo anſehn. Mit lebhafter Theilnahme begrüße ich die glückliche Heimkehr Orlich's aus Indien. Dieſer durch kriegsgeſchichtliche Schriften vortheilhaft bekannte Officier, der ſich auch perſönlich ſtets durch tüchtigen Antheil an deutſchem Bildungsgange auszeichnete, ging bekanntlich zum Afghanenkriege von der Spree bis an den Indus. Der Krieg ſelbſt wurde raſcher beendigt als zu erwarten ſtand, und dadurch wurde ſein Zug nach dem eigentlichen Afghaniſtan unterbrochen. Indeſſen iſt er doch bis über den Sedledſch und Lahore hinauf an die Himalaya-Berge, die höchſten der Erde gekommen, und hat mit unſern Augen Länder und Zuſtände geſehn, welche uns immer nur vom engliſchen Geſichtspunkte aus geſchildert worden ſind. Unterſtützt durch engliſche Gaſtfreundſchaft ſoll er fleißig geſammelt haben und uns jetzt eine genaue Beſchreibung vorbereiten. Den ſchönſten Kaſchmirſhawl, welchen er mitgebracht, und welchen die Berliner Damen mit dem Clavierſpiele Liſzt's vergleichen, hat die Königin von Preußen zum Geſchenk angenommen.

Die Leipziger Zeitung berichtet: Balzac reiſe jetzt in Folge einer Aufforderung des ruſſiſchen Geſandten nach Rußland, um das Cuſtine'ſche Werk, nachdem er Rußland in Augenſchein genommen, zu widerlegen. Er erhalte dafür 100,000 Rubel. — Das klingt ſehr unwahrſcheinlich. Balzac mag hingehen, vielleicht auch aufgefordert von Rußland, und mit Verſprechung, vielleicht auch mit Geld beglückt ſein, obwohl Letzteres ſchon unwahrſcheinlich, da Rußland vorſichtig geworden und Balzac nicht nur ein anſtändiger Mann, ſondern auch klug iſt. Die Pariſer Preſſe aber, die er ſeit einigen Jahren in all' ihren bedenklichen Richtungen bis auf's Blut angegriffen, iſt ihm ſehr aufſeſſig und greift nach jeder Verleumdung. Unter welchen Umſtänden er auch nach Rußland gehen mag, kein Kaiſer und kein Geld kann voraus bewirken, daß er in Wahrheit günſtig ſchreibe. Er iſt einer der geiſtreichſten Menſchen in der jetzigen Generation, und er iſt zugleich einer der talentvollſten. Das Talent zwingt ihn, in jeder noch ſo vorſichtig ausgeſuchten Form, wäre die Form ſelbſt die ſehr unwahrſcheinliche eines Panegyrikus, die Wahrheit zu ſagen, welche der Geiſt ihm zubringt. Nur das Äußerlichſte kann beſtochen werden.

Aus einem Auszuge, welchen das Magazin für die Literatur des Auslandes von den Touriſten über Nordamerika giebt, ſehe ich, daß Philarète Chasles immer ein Buch in Rede zieht, welches gar nicht exiſtirt. Dies Buch ſoll Fürſt Pückler geſchrieben haben. Fürſt Pückler iſt aber weder jemals in Amerika geweſen, noch hat er jemals ein Buch über Amerika geſchrieben. Was kann Chasles zu einer ſolchen Myſtification veranlaſſen? Fürſt Pückler iſt, obwohl er einmal „verſtorben" und „semilasso" geweſen iſt, doch viel zu lebendig und poſitiv, als daß er ſchon wie eine mythiſche Autorität benutzt werden könnte.

Es iſt ein gefährlicher Sommer: er rafft viele alte Stämme hinweg. Auch Hr. v. Rumohr, der doch dem natürlichen Leben eine ſo geiſtvolle Aufmerkſamkeit widmete, iſt ihm erlegen und dieſer Tage in Dresden geſtorben. Er iſt kaum 64 Jahre alt geworden. — Rumohr war in vielem Betracht eine inter-

Digitized by Google

eſſante Erſcheinung. Was ich in den Reiſenovellen ſcherzhafter Weiſe über ihn beigebracht, hat mich doch damals, als ich hier im Hôtel de Bavière neben ihm ſpeiſte, nicht gehindert, eine gewiſſe anmuthige Selbſtändigkeit dieſes Mannes anzuerkennen. Er war durchaus nicht zu klaſſificiren, und über die in der öffentlichen Meinung geläufigſten Urtheile ſetzte er ſich mit einer Leichtigkeit hinweg, welche das Erſtaunen des Zuhörers wecken mußte. Ich ſage darum „Leichtigkeit“, weil er ſich gar nicht die Mühe nahm, ſeine abweichende Anſicht durch Raiſonnement zu begründen. Nein, er lächelte oder lachte, und berief ſich nur auf ſeinen Geſchmack. Dieſer iſt das Ergebniß einer mannigfachen Bildung, „und deshalb iſt er mehr, mein junger Ritter“ — ſagte er, die Hand auf meine Schulter legend, „als die Argumentation mit einzelnen Beweiſen!“ Was Rumohr in der Kunſtgeſchichte aufrührte, laſſe ich hier bei Seite, ich erwähne nur, wodurch er uns einmal in der ſchönen Literatur intereſſant wurde. Er verlangte, die Novelle ſollte behandelt werden wie die niederländiſchen Bilder behandelt worden ſind, und wo möglich noch niederländiſcher: Detailſchilderung bis auf die Aſtknorren in der Diele ſei die Hauptſache, Portraitirung bis auf's Härchen. Er hatte gar zu viel Bilder mit der Lupe angeſehn. Temperament und Gewohnheit und ein in Ruhe wohlorganiſirter Geiſt machten ihn gleichgültig gegen jegliche mit einiger Unruh verbundene Geiſtesbewegung. Er brauchte keine Spannung, er fühlte ſich im Gleichgewicht und wollte nicht darüber hinaus. Es war eine dem jetzigen Geſchlechte wildfremde Natur, eine epikuräiſche Natur; ſpurlos wird er untergehen im jetzigen Tumulte. Hat er ſich doch ſogar mit der Kochkunſt beſchäftigt!

In den Memoiren Menneval's, welche ſo eben erſchienen ſind und über die Kaiſerzeit manche neue Aufklärung bringen, iſt von beſonderer Wichtigkeit, daß einmal eine innere Motivirung des Enghien-Attentates gegeben wird. Demnach hätte Napoleon den Prinzen für den Anführer der Georges Caboudal-Pichegru-Dumouriez'ſchen Verſchwörung gehalten, und Fouché wäre neben Talleyrand die Haupttriebfeder des gewaltſamen Verfahrens geweſen. In dieſen Memoiren iſt natürlich nicht lauter Neues enthalten, indeſſen berichtigen ſie doch Manches, was bisher ohne Weiteres hingenommen worden, mit ziemlicher Sicherheit. Zum Beiſpiel den bekannten Scherz, daß der Kaiſer am Krönungstage den alten Sachwalter Joſephinens, Raguideau, habe rufen laſſen. Dieſer hatte nämlich früher der Witwe Beauharnais von der Heirath eines Officiers abgerathen, der nichts beſitze, als einen Mantel und einen Degen. Da wurde denn ſtets erzählt, und auch in der vor zwei Jahren erſt herausgegebenen Jugendgeſchichte Napoleon's wurde es wieder erwähnt, daß Napoleon am Krönungstage, auf Purpurmantel und Krönungsſchwert deutend, den alten Raguideau gefragt habe, ob er mit dieſem Mantel und Schwerte zufrieden ſei. Menneval bemerkt ſehr glaublich, daß der Kaiſer an dieſem Tage wichtigere Dinge im Kopfe gehabt habe. Über das perſönlichſte Leben des Kaiſers ſagt er das Bekannte, daß Napoleon viel gebadet habe, und ſetzt hinzu, daß er ſich jeden Morgen die Arme und die breite Bruſt, über deren Stärke er gern ſcherzte, mit Waſſer gebürſtet habe, und der Kammerdiener mußte ihm dann noch Rücken und Schultern tüchtig abreiben. Vor 1803 habe er ſich barbieren laſſen, von da an aber — das erinnert an Dionyſius — habe er ſich ſelbſt raſirt und ſich dazu einen Spiegel vorhalten laſſen. Hierauf wuſch er ſich aus einem faſt wie eine Wanne großen ſilbernen Becken ſehr reichlich und überſtrich die Haare mit einem Schwamme, der voll kölniſchen Waſſers war. Desgleichen ließ er ſich auf die Schulter gießen, ſich alſo ſalbend wie ein Römer. Zu unſerer Überraſchung ſagt Menneval, daß Napoleon den jetzt allgemeinen franzöſiſchen Brauch, eine Flanell-Unterjacke zu tragen, getheilt habe, und wenn er auch hinzuſetzt, daß ſie alle Tage gewechſelt worden ſei, ſo wird dies doch die Dichter ſtören. — Ferner iſt meines Wiſſens neu, daß der an der Thür des Kaiſers ſchlafende Trabant eines

Digitized by Google

Nachts von Träumen verwirrt an Napoleon's Lager geſtürzt ſei, um ihn, den er in Gefahr glaubte, zu vertheidigen. Der Kaiſer wacht auf, fährt in die Höhe, ſieht den lebhaft ſich gebehrdenden Mann, glaubt, überfallen zu ſein, ſtürzt auf den Trabanten, faßt ihn an der Kehle und wirft ihn nieder. — Es hat ihm noch Niemand den Muth bezweifelt, aber es iſt immer hierin ein angenehmes Zeugniß, daß ihm auch der körperlichſte Muth in jedem Augenblicke zu Gebote ſtand. – Im Felde ſoll er nach Tiſche gern Whiſt oder Vingt-et-un geſpielt und dann, wenn auch nicht hoch, doch mit lebhafter Theilnahme geſpielt haben. — Auf dem Kamine ſeines Kabinets haben die Bronzebüſten Scipio's und Hannibal's geſtanden. — Mit Mahagonyklötzchen hat er, Regimenter und Diviſionen bezeichnend, auf dem Fußboden des Zimmers Manövers vorgenommen, um neue Kombinationen zu verſuchen. — Anmuthig wird erzählt, wie er neckend am Reitunterrichte der Kaiſerin Theil genommen und einſt einen Eierkuchen mit ihr gebacken, ihn auch bei'm Umwenden in der Pfanne richtig an die Erde geworfen habe.

Paris wechſelt bekanntlich periodenweiſe den faſhionablen Platz ſeiner Quartiere: was zum Beiſpiel in der Renaiſſance-Zeit ſehr faſhionable war, die Seite nach der Baſtille zu, das iſt jetzt ganz plebej. Seit einigen Jahren drängt Alles nach Weſten, nach den Boulevarts und dem Montmartre zu. Das Palais-Royal litt ſchon lange darunter. Jetzt brechen die Klagen, welche man des Miethkurſes wegen gern verſchwieg, unaufhaltſam aus, und Klagen helfen da nicht, ſondern verſchlimmern, denn die Mode iſt wie der Kredit: man muß keinen Zweifel aufkommen laſſen. Der Verluſt für die Orleans'ſche Chatoulle kann empfindlich werden, denn die Einkünfte dieſer Häuſerquadrate, welche Richelieu als Palais-Cardinal der königlichen Familie einſt vermachte, waren die Einkünfte eines großen Fürſtenthums. — Das Palais-Royal iſt immer am Meiſten in Aufnahme geweſen bei Regentſchaften und Revolutionen. Jene wohnten darin, dieſe bereiteten ſich hier vor. Dieſe Höfe ſind Markusplätze, das heißt Säle für Volksverſammlungen. Nun, wenn auch keine Revolution, eine Regentſchaft ſteht doch in Ausſicht, und Spekulanten mögen darauf hin die im Preiſe ſinkenden Boutiken und Speiſeſäle an ſich bringen.

Die jungen wilden Thiere, welche der franzöſiſche Renegat Clot-Bey nach Paris geſchickt hat, geben den Phyſikern intereſſante Beſchäftignng, und hierbei zeigt ſich, wie mir's ſcheint zum erſten Male, ein weſentlicher Vortheil der illuſtrirten Zeitungen. Die Pariſer „Illuſtration" bringt in ganz vortrefflichen Holzſchnitten die Portraits dieſer Beſtien. Darunter iſt eine, die ich nicht, weder in der Schule noch in der Wirklichkeit kennen gelernt habe, und die mir ſehr intereſſant und der Einbürgerung bei uns werth ſcheint. Man erſchrecke nicht, ſie beißt wohl, aber nicht ohne Weiteres. Cynofelis (Hundkatze) wird ſie genannt, weil ſie die Eigenſchaften dieſer beiden Hausthiere in ſich vereinigt. Der Araber nennt ſie Fadh. Sie iſt menſchenfreundlich und kann für die Jagd dreſſirt werden. Dies geſchieht in Perſien, und Kaiſer Leopold ſoll einige beſeſſen haben, die, auf der Kroupe des Pferdes ſitzend, mit zur Jagd genommen wurden. Der Franzoſe nennt den Fadh guépard. Fadh iſt gewöhnlich drei und einen halben Fuß lang, den langen Schweif nicht mit gerechnet, und zwei Fuß hoch. Kopf und Schweif ſind Katze, Figur und Läufe (Beine) ſind Hund. Auch die Krallen an den letzteren ſind wie beim Hunde. — Die Phyſiker ſtreiten ſich ſchon ſehr über die Klaſſificirung, und es ſteht eine Fadh-Frage bevor.

So wäre denn das Opium, das gefürchtete, mitten unter uns! Denn die Pariſer Oper iſt ja kaum noch Ausland für unſre Theater, und das neue Ballet von Gautier ſtellt bereits einen verführeriſchen Opiumtraum vor. Wenn irgendwo, hier wäre ein moraliſches Cenſurbedenken am Ort. Die Phantaſie der Dichter kann das Publikum nicht kaufen, dies Opium iſt nicht materiell genug; aber die Zeit der materiellen Güter

bringt nun auch ein materielles Surrogat der dichteriſchen Phantaſie. Das Regieren wird immer ſchwerer! Das Tabakrauchen unter den Linden und im Thiergarten wird verboten bleiben, aber die Opiumperi wird ſchwerlich ausbleiben trotz der Frommen.

Das diesjährige Aſchenbrödel der deutſchen Bäder ſcheint Wiesbaden zu ſein: es iſt verhältnißmäßig am Schwächſten beſucht. In der Literatur iſt es wohl wenig bekannt, daß auch eine Bade-Zeitung erſcheint. Ich fürchte, dem Publikum geht es darin nicht beſſer als der Literatur. Was ſoll denn auch für ein ſo unruhiges, ſtets von neuen immer nur kurze Zeit bleibenden Menſchen gebildetes Leben wie das Badeleben ein Journal!

Berlin wird ſehr ſtolz ſein! Madame Delvil, welche von den franzöſiſch verſtehenden Berlinern die Mars des Gensdarmen-Marktes genannt wurde, iſt wirklich am Theatre français in Paris mit erſtaunlichem Glück aufgetreten und engagirt worden.

Daß Hahnemann geſtorben, iſt hinlänglich bekannt. Weniger bekannt ſind aber wohl die Grabſchriften, welche ihm die Franzoſen geben. Einer ſagt: Er war ein kleiner, ſehr reizbarer Greis von phantaſtiſchem Anſehn, der nur deutſch ſprach. Seine Frau, die unendlich viel jünger war als er, überſetzte ſeine Antworten in's Franzöſiſche.

Auch in Algier hat ſich eine Concert-Geſellſchaft organiſirt. Keine Civiliſation ohne Concert! Man freut ſich ſehr, „die Italienerin in Algier" zu Stande zu bringen wegen der diesmal ſo gewiß zu erreichenden „Lokalfärbung", die jetzt graſſirt

Moden.

Neueſte, nur zu charakteriſtiſche Sommermode iſt Flanell! Freilich nur untergezogen. Eine neue Erfindung crinoliſirt ihn ſo vollkommen, daß das Gewebe leicht, weich, fein bleibt, das Pferdehaar unmerklich iſt und alle Vortheile des crinoliſirten Unterrockes für die Toilette gewährt. Zu Bademänteln hat man, fein wie Caſchmir, einfarbigen Flanell, welcher geſtreift oder in anderen Muſtern auch zu Herrenweſten verwendet wird. Öfter als außerdem, muß in dieſem Sommer je nach der Witterung das Kleid gewechſelt werden, da gleichmäßig Geſundheit und Mode hierin ſtrenge Übereinſtimmung verlangen. Der Damenanzug iſt daher bei einiger Wärme ein Barègekleid mit drei Volants, ein Crepphut mit niederwallender Feder oder feinen Blumen, eine Tüllmantille in ſchwarzer Spitze, mit ſehr breiter Spitze beſetzt, Halbſtiefel von roher Seide, weißtaffetner Stockſonnenſchirm, und ein reich mit breiter Spitze beſetztes Taſchentuch. Bei weniger Wärme trägt man einen Pékinüberrock in Chamäleonfarbe, mit gefaltetem Band beſetzt, mit plattem und ſpitzen Leibchen und halblangen Ärmeln, welche die Mouſſelinpuffen der Unterärmel ſehen laſſen, weiße Echarpe von Barège oder türkiſchem Stoffe mit Querſtreifen, Strohhüte mit grünen Reiſern und engl. Schleier. Bei noch weniger Wärme iſt der Moorüberrock vom Hals bis zum Fuß mit drei Reihen kleiner Knöpfe zugeknöpft, ein roſa gefütterter weißer Hut mit Bandausputz und Schleier, und ein großer Caſchmirſhawl, deſſen Spitze an der Seite getragen wird, um das volle Muſter zu zeigen, vollenden den Anzug. — Im Ganzen ändert ſich in jetziger Zeit die Mode wenig, ſo daß nur einzelnes Neue nachzutragen iſt. Dahin gehört in Beziehung auf Stoffe, daß Tarlatane ſo allgemein geworden iſt, daß man jetzt Mouſſeline, und für Geſellſchaft Barège vorzieht. Sehr friſch und leicht iſt geſtreifter ſeidner Barège, auf dem ſich eine kleine Blumenguirlande hinwindet; von Wolle

Digitized by Google

und Seide gemiſchter Barège und gedruckte Organdy werden ſehr getragen. Zum Negligée liebt man einfarbigen oder auf rohem Grunde weiß weitgeſtreiften Wollenſtoff, Zwillich verſchiedener Art, und ein neu aus Indien eingeführtes Gewebe von Baumrinde, was aber grob und ungleich iſt und ſich nicht lange modiſch halten wird. Das ſtets etwas negligéeartige Schottiſche iſt ſo vorherrſchend, daß eine Geſellſchaft oft ganz harlequinfarbig ausſieht. Jetzt hat man ſogar ſchottiſche Stiefelchen, welche ſtets an der Seite geknöpft werden. — Für den Schnitt ganz neu iſt, daß man ſeidne Geſellſchaftskleider ohne Volants zu tragen anfängt. Der Leibchenſchnitt à la Josephine hat eine abgerundete Spitze, ſteigt hinten halbhoch auf und bogt ſich vorn ſehr weit ab, ein Umſchlag von gleichem Stoffe bedeckt die Schultern und verliert ſich dann immer mehr. Die Amadisärmel haben keinen Ausputz; der vorn offne und in Schrägen wie der Leib façonnirte Rock läßt ein Unterkleid von weißem Taffet ſehen. Der vom Handgelenk bis zum Ellenbogen aufgeſchlitzte Ärmel Louis XIII. iſt wie der Ausputz des Kleides beſetzt. Spitze liebt und trägt man zu Allem, für den Mantelet wird die ſchwarze vorgezogen, welche den Wuchs ſo vortheilhaft zeigt, und etwas ganz Neues ſind buntfarbige Spitzen. Das Hauptſtück des Anzugs bildet der Caſchmir, der als langer Shawl, Echarpe, und viereckiges Tuch getragen wird, und deſſen prachtvollen Muſtern auf ſchwarzem Grunde für den Sommer grüner, orangegelber oder weißer Grund vorgezogen wird. Sehr geſchickt weiß man alten, herrlichen Caſchmirs die Muſter auszuſchneiden und neue dafür einzuſetzen, wie ſie denn auch in Echarpes verwandelt werden. Für junge Damen, welche ſich den Caſchmir nicht geſtatten, giebt es ſehr ſchöne Nachahmungen in ſchottiſchem Gewebe, einfarbigem und gedrucktem Barège, in geſticktem Mouſſeline und in Gaze à la Elsler. Sehr viel, zumal alter Schmuck in Malachit, Granaten und Email wird getragen, namentlich Tuchnadeln mit blau emaillirtem Grund, eingefaßt von kleinen Perlen oder Diamanten, in deſſen Mitte eine Blume von gleichen Steinen wie die Einfaſſung ſich befindet. Statt der Broſchen werden Schleifen oder Blumen von Malachit und Granaten getragen. — Die kleinen Phantaſiehüte mit Bandfalten giebt man ganz auf; italieniſche Strohhüte mit weißen Federn, Reisſtrohhüte und Creppcapoten trägt man viel. Zu Vervollſtändigung der Rococotracht ſpricht man wieder von den runden Schäferhüten.

Für Herrentrachten ſind eine Neuigkeit Beinkleider mit Falten oben am Schlitze, was ſich aber nicht gut trägt. Eine Art neuer Hoſen, Dragonerbeinkleider, haben die eine Nath auf der vorderen Mitte des Beines, die andere hinten, wie etwa der Lederbeſatz an einer Reithoſe läuft, was gleichfalls nicht hübſch läßt. Beide Arten müſſen wenigſtens außerordentlich geſchickt angefertigt werden. An den faſt allgemein unten ein bis zwei Knöpfe offenſtehenden Weſten läßt man jetzt häufig die Knöpfe und Knopflöcher weg, behält aber die geöffneten Spitzen, und zwar ſehr lang und weit bei. Rock und Frack haben abgerundete Schöße, und am erſteren laufen dieſe vom unterſten Knopfe an ſich erweiternd auseinander, ſo daß man Weſte und Beinkleid zeigt.

A.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 70. Pariſer Moden. (Damenmoden: Junge Dame im Phantaſie-Strohhut; Kleid von dichtem Mouſſeline; Beutel von Sammt mit Stahlzierrath. — Junge Frau in einer Tarlatane-Capote von zwei Nüancen und Kleide von glacirtem Chamäleon-Taffent und Caſchmir-Echarpe.

No. 71. Pariſer Moden. (Damenmoden: Zwei Ausgeh-Anzüge; Reisſtrohhut, grünes Seiden-, graues Barège-Kleid; Geſellſchafts-Anzug auf dem Lande; antike Friſur; geſticktes Roſa-Kleid mit gleicher Tunika.

Anzeiger. № 9.

Biot's Lehrbuch der Physik für Vier Thaler.

Bei dem Unterzeichneten iſt zu haben;

Biot, J. B., Lehrbuch der Experimental-Phyſik oder Erfahrungs-Naturlehre. Durch Beſchluß der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht als Lehrbuch in den öffentlichen Lehranſtalten Frankreichs eingeführt. Zweite Auflage der deutſchen Bearbeitung mit Hinzufügung der neuern und einheimiſchen Entdeckungen von Prof. G. Th. Fechner. Mit Biot's Bildniß und 23 Kupfertafeln. 5 Bände gr. 8. Leipzig, 1828. 29.

Druckpapier Ladenpreis: 11 Thlr. für 4 Thlr.
Schreibpapier " " : 14 Thlr. 20 Ngr. für 5 Thlr.

Anerkannt iſt es, daß Biot's Lehrbuch in ſeiner Eigenthümlichkeit der Behandlnng, ſeiner oortrefflichen Methode und ſeiner Vollſtändigkeit oon keinem der ſpätern phyſikaliſchen Werke übertroffen worden iſt; daß dieſe Vorzüge in höherem Grade noch bei der dentſchen Bearbeitung unſers verdienſtvollen Fechner Stattfinden, welcher beſonders der Lehre vom Galvanismus eine ganz nene und bei weitem vollkommnere Geſtalt gegeben hat. Wenn alſo bei der unzweifelhaft ewigen Wahrheit feſtgeſtellter phyſikaliſcher Sätze, die Fechner'ſche Bearbeitung des Biot'ſchen Lehrbuchs für alle Zeiten eine noch unübertroffene Einleitung in ein umfänglicheres Studium der Phyſik bleiben wird, an welche ſich alle ſpätern Fortſchritte und Entdeckungen mit Leichtigkeit anknüpfen laſſen, ſo glaubt der Unterzeichnete dem ihm vielſeitig ausgeſprochenen Wunſche einer in den Zeitverhältniſſen begründeten Preisermäßignng nachkommen zu müſſen, um dieſem Buche auch für die Zukunft die verdiente groſe Verbreitung zu ſichern. Die Preiſe einzelner Bände bleiben die bisherigen.

Leipzig, den 1. Juli 1843. **Leopold Voß.**

Denkwürdigkeiten
und
Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

In ſechs Bänden.

Erſter bis dritter Band.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Die erſten drei Bände der zweiten Auflage dieſes intereſſanten Werks enthalten „**Denkwürdigkeiten des eignen Lebens**"; der oierte bis ſechste Band werden „**Vermiſchte Schriften**" enthalten und ebenfalls in kurzer Zeit erſcheinen. Von der erſten Folge der erſten Auflage (in vier Bänden) ſind noch einzelne Bände zur Completirung, ſowie der fünfte und ſechste Band in einigen Exemplaren vorräthig.

Leipzig, im März 1843.

F. A. Brockhaus.

In der **Rieſe**'ſchen Buchhandlung in Coesfeld iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Humoresken

von

W. Achat.

8. Velinpapier. Elegant geh. 1 Rthlr.

Ein Tutti Frutti heiterer Aufſätze und Erzählungen, pikanter Schilderungen moderner Zuſtände in der bekannten gefälligen Manier des geiſtreichen Verfaſſers.

Norwegen 1814.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde

von

L. K.

8. geh. Thlr. 1. 18 gGr. (22½ Ngr.)
erſchien im Verlage des Unterzeichneten
Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

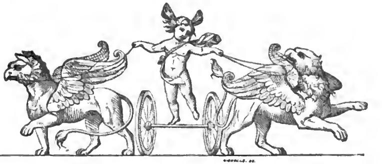
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

9. Auguſt **№ 32.** 1843.

Ueberſicht: Gedichte von H. Heine (I. Lebensfahrt — II. Nachtgedanken). — Die Saiſon in Karlsbad 1843. III. — „Dies Buch gehört dem König.“ — Unſere Fußbekleidungen, von L. Tarnowski. — Napoleon und die kleine Miß. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 10

Gedichte von H. Heine.

I. Lebensfahrt.

Ein Lachen und' Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luſtigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimath! mein Herz wie ſchwer!

Und das iſt wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimath wie fern!

II. Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen!
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt —
Die alte Frau hat mich behert,
Ich denke immer an die Alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn;
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht an's Herz geſchloſſen.

Deutſchland iſt kerngeſund. Es ſteht
So feſt! Und käm' ich noch ſo ſpät,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden,
Werd' ich es ſtets am Leben finden.

Ich lechzte nicht nach Wiederkehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So viele ſanken dort in's Grab,
Die ich geliebt — Wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual —
Mir iſt als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob, ſie weichen!

Gottlob! durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

Die Saiſon in Karlsbad.
1843.

III.

Ich habe den Propheten von Ellbogen vergeſſen, und doch iſt er das Wichtigſte, denn er iſt neu, nützlich und ächt — kein Fabrikant kann ſeine Waare praktiſcher ankündigen, als ich meinen Propheten. Was er prophezeihe? Nicht mehr und nicht minder, als — die Zukunft? Wenigſtens das Kleid der Zukunft, er prophezeiht das Wetter. Das Wetter! Weiter nichts? — Nein; aber das iſt ſehr viel; denn er prophezeiht richtig. Womit ſich alle Gelehrte der Welt bis jetzt erfolglos beſchäftigt haben, das hat ein einfacher Gärtner am Egerfluſſe in Ellbogen gelöſt.

Übertreiben wir nicht, die Sache iſt intereſſant genug in ihrer Einfachheit. Der Mann hat an Spinnen und Pflanzen ſeit mehr denn zwanzig Jahren ſeine Beobachtungen gemacht, und glaubt zu der Sicherheit gekommen zu ſein, auf je vier Wochen und für einen Umkreis von 15 Meilen den Hauptcharakter des bevorſtehenden Wetters vorherſagen zu können. Des populären Bedürfniſſes wegen führt er Tag für Tag auf in ſeinen Monatszetteln, ſetzt aber hinzu, daß in dieſer Aufzählung nichts Sicheres und Weſentliches liege, ſondern daß man ſich nur an das Summariſche zu halten habe. Dies ſind lauter rationelle Zeichen, das rationellſte aber war, daß ihm bis jetzt dieſer Sommer vollſtändig Recht gegeben hat. Bei Eintritt des ſchönen Frühſommers verkündete er allen Ausſichten zum Hohne einen kalten und naſſen Juni, und bei Überhandnahme der Näſſe und Kälte, als die Verzweiflung ſich ſchon über den ganzen Sommer ausdehnte, verkündigte er einen zum Theil ſchönen Juli — dieſer Gärtner verſteht alſo mehr als Politik, und es

wäre doch ſehr der Mühe werth, wenn ſich wiſſenſchaftliche Männer um ſeine Grundſätze bekümmerten. Seit einiger Zeit verkauft er das Wetter und zwar ſehr wohlfeil. Ein ganzer Monat koſtet ſieben ſchlechte Kreuzer, und es iſt charakteriſtiſch, daß ihm dies von vornherein erſchwert worden iſt als ein bedenklicher Akt der Preſſe. Der tapfere Gärtner ſoll erklärt haben, in dieſem Falle werde er ſein Wetter im Auslande, das heißt jenſeits des Erzgebirges oder Fichtelgebirges erſcheinen laſſen, und Böhmen ſolle gar kein Wetter haben. Da es nun in Öſterreich verboten iſt, irgend etwas ohne eingeholte Erlaubniß außerhalb Öſterreichs drucken zu laſſen — ein Wiener Dichter, Levitſchnig hat jetzt eben wieder für den auswärtigen Abdruck eines harmloſen Gedichtes Gefängnißſtrafe erlitten — ſo hätte ſich das Schickſal Galilei's annähernd in Ellbogen wiederholen können. Der Gärtner wäre für das ſchlechte Wetter beſtraft worden, wie jener beſtraft wurde für die Bewegung der Erde. Nach reiflicher Überlegung hat man doch das Staatsgefährliche einer Wetterprophezeihung außer Acht und den Druck zugelaſſen, und die langen Zettel aus Ellbogen verbreiten ſich jetzt allmonatlich über Böhmen und bilden den Moniteur für Karlsbad.

Menſchliches Weſen, menſchliche Kenntniß erſcheinen Einem nicht leicht irgendwo gebrechlicher als in Karlsbad: Dieſe wunderbaren Quellen ſind ſeit Jahrhunderten vor Augen, und noch heute weiß man nichts Rechtes darüber; ſie erheiſchen, wenn ſie nicht gefährlich wirken ſollen, den vorſichtigſten Gebrauch, und doch hat jedes Jahrhundert eine andre Weisheit dafür, und eine widerſpricht der anderen, und die Kranken ſind geſund worden bei jener, und werden geſund bei dieſer. Allah iſt groß! ſagt der Moslem mit Übergehung aller Diskuſſion. Bis zum Jahre 1520, alſo wohl gegen 200 Jahre hat man in Karlsbad nur gebadet — daher der Name Karlsbad — und iſt dabei geſund worden. Man hat das Baden auf eine Weiſe getrieben, vor welcher wir uns jetzt entſetzen: man iſt vier bis zehn Stunden im Bade geblieben, bis die Haut ganz aufgebeizt geweſen iſt von dem Mineralwaſſer. Dieſe hartnäckige Kurweiſe hat man den „Hautfreſſer“ genannt.

Um 1520 erſt hat Wenzel Payer, der erſte mediciniſche Schriftſteller über Karlsbad, das Trinken dieſes Waſſers empfohlen. Mein Gott, dieſes warme Spühlwaſſer, in welchem man Kalbsfüße und Hühner abbrüht, ſoll man trinken! Iſt der Payer bei Troſte? ſagten die Karlsbader damals. Und nun trank man nicht wie jetzt im Freien und herumwandelnd, Gott bewahre! man trank im Bett, und ließ das Zimmer dazu heizen, und ſteuerte mit allen Mitteln auf Schweißthätigkeit. Nur in langen Zwiſchenräumen badete man noch.

Dieſe Zwiſchenräume dehnten ſich immer weiter aus, und die urſprüngliche Kur, das Baden, gerieth allmälig ganz in Vergeſſenheit und Ungunſt, das Trinken ſteigerte ſich, und vor etwa hundert Jahren ſoff man das Karlsbader Waſſer — fünfzig bis ſechzig Becher Mühlbrunn wurden in zwei Stunden hintergeſchluckt! Jetzt nennt man die bloße Idee ſolcher Kur ſchlag-

rüherisch, und damals fand man ſie doch probat! Telluriſche Einflüſſe und Lebensart mögen die Menſchenrace in verſchiedenen Jahrhunderten verſchieden befähigen und geſtalten, aber kann die Verſchiedenheit ſo groß ſein, daß der einen Generation das Geſundheit bringen mag, was der anderen Tod bringen würde? Und doch ſind Grundſätze des Hippokrates und Galen heute noch gültig für den menſchlichen Körper!

Die neuere Geſchichte und Methode Karlsbads hat Dr. David Becher begründet, der die wiſſenſchaftliche Erkenntniß Karlsbad's begonnen und feſtgeſtellt hat. Das Geſchirr, aus welchem man jetzt trinkt, wird auch ein Becher genannt, die jetzige Karlsbader Generation ſchöpft alſo all' ihr Heil aus Bechern. Becher's chemiſch phyſikaliſche Unterſuchung der Quellen iſt heute noch brauchbar, und er hat auch die Gewinnung des Karlsbader Salzes eingerichtet.

Dieſes Salz wird aus dem Waſſer des Sprudels gewonnen. An dieſem Sprudel zu ſtehen iſt ein nie verſiegender Reiz in Karlsbad. Die Erde bebt unter uns, und unaufhörlich — welch ein Wort iſt unaufhörlich! — ſpringt die weiße Schaumgarbe empor. Aus welcher Tiefe kommt ſie? Iſt ſie ſelbſtändig, oder hängen die andern Quellen auf dem andern Ufer der Tepel damit zuſammen? Die neuſten und intereſſanteſten Hypotheſen darüber ſind die von Hlavadczek in deſſen Buche über Karlsbad. Er berechnet mit einer einſchmeichelnden Wahrſcheinlichkeit, daß der Sprudel aus einer Tiefe von fünftauſend Fuß emporſteigen müſſe, indem er die bis jetzt feſtſtehenden Verhältniſſe der inneren Erdwärme zum Anhaltspunkte nimmt. Es iſt ihm wahrſcheinlich, daß das unterirdiſche Baſſin all den Karlsbader Brunnen gemeinſchaftlich ſei, und daß ihr verſchiedener Wärmegrad, und der größere oder geringere Grad der ihnen gemeinſchaftlichen Beſtandtheile nur von der Verſchiedenheit und der verſchiedenen Länge des Weges herrühre, den ſie bis zur Erdoberfläche durchliefen. Demnach ſtiege der Sprudel am Direkteſten aufwärts, und die kühleren Brunnen verweilten am Längſten in höher gelegenen Seitenkanälen. Welch ein Zuſammenhang und ein wie weit verbreiteter mag da unten in den tiefſten Eingeweiden der Erde ſtattfinden? Es iſt bekannt, daß das Liſſaboner Erdbeben eine plötzliche Wirkung auf den Sprudel äußerte!

Der Sprudel hat eine Wärme von 58 bis 59 Grad. Von gleicher Beſchaffenheit iſt die zweite Quelle, die Hygieensquelle, die auf derſelben Flußſeite etwa zwanzig Schritt vom Sprudel im Jahre 1809 mit einer Exploſion entſtanden und wie der Geiſer aufgeſprungen, jetzt aber in einer Röhre gebändigt iſt. Man zählt ſie gewöhnlich nicht beſonders, ſondern rechnet ſie zum Sprudel. Ihnen zunächſt an Wärme, aber äußerlich wohl über zweihundert Schritt entfernt und auf der andern Tepelſeite iſt der Neubrunn, der gegen 50 Grad Wärme hält und ſeit 1748 fließt. Alſo eine moderne Quelle. Sie wurde früher vorzugsweiſe getrunken, wird aber jetzt nur von Wenigen vertragen, weil ſie jähe Wallungen verurſacht. Sie hat ſich nicht verändert,

Digitized by Google

es müſſen ſich alſo die Menſchen oder die atmoſphäriſchen Einflüſſe verändert haben. An ihre Stelle in der Gunſt des Publikums iſt der nur 45 Wärmegrad haltende Mühlbrunnen getreten, welcher mit ſeinem Erſcheinen 1705 die Gruppe der modernen Brunnen begonnen hat. Zu ihm geſellte ſich, wie geſagt, 43 Jahre ſpäter der Neubrunn, und am Schluß des ſiebenjährigen Krieges, 1762, zeigte ſich ganz in der Nähe nur etwa 50 Schritte aufwärts am Bergabhange ein Quell, der noch zwei Grade kühler iſt als der Mühlbrunnen, alſo 43 Grad hält, den man der Kaiſerin zu Ehren Thereſienbrunnen nannte, und den auch vorzugsweiſe immer Damen getrunken haben. — Abermals ſieben Jahre ſpäter, 1769, zeigte ſich oben auf dem Schloßberge der Schloßbrunnen, der nur 37 Grad heiß iſt, und ſelbſt den Konſtitutionen der Kinder zugänglich iſt. Somit war ein nüancenreicher Kreis von Sprudelvaſallen geſchloſſen, allen denen zum Heil, die den gewaltigen feurigen Herrn jenſeits des Fluſſes nicht ertrugen. Leider aber verſiegte 1809 in Folge der Hygieens-Sprudel-Exploſion der Schloßbrunnen, und es entſtand dadurch eine empfindliche Lücke. Erſt vierzehn Jahre ſpäter war er an einem ſchönen Morgen wieder da. Wo war er geweſen? Und vor fünf Jahren noch, 1838, hat ſich unten auf dem Markte wieder ein neuer eingeſtellt, der Marktbrunnen, in Wärme und Beſchaffenheit dem Mühlbrunnen gleich, alſo nur ein Stellvertreter. Man iſt hier keinen Augenblick ſicher, plötzlich naſſe Füße zu bekommen von einem neu aufſpringenden Geſundheitsquell, und man kann ſich nicht genug in Acht nehmen. Man ſteht wie in Frankreich auf einem Vulkane, und vor dem hieſigen ſchützt kein konſervatives Prinzip.

Um vollſtändig zu ſein, muß ich noch einige Brunnen nennen, mit denen die gewöhnliche Kur nicht in Berührung bringt: dies iſt der Bernhardsbrunnen, ſeit 1784 vorhanden, der nur zu Dampfbädern für Augen und Ohren benutzt wird; der Spitalbrunnen und der Rothe-Sternbrunnen, die nur zu Bädern benutzt werden; kurz, es quillt überall: dies Jahr wurde auch wieder ein Sauerbrunnen bemerkt, der ſich mitten in einem Hauſe eingeſtellt hat, und der wahrſcheinlich als erſte Heldenthat einen Prozeß des Hausbeſitzers mit der Stadt zu Wege bringen wird. Jeder Theil wird ſagen: er iſt nicht Dein! Was fragt ſo ein unpolizeilicher Brunnen darnach, wo er an's Tageslicht trete. Oder giebt's da auch eine Prädeſtination? Wenigſtens iſt dieſer hier, da jetzt alles Land und Waſſer zu Rußland kommt, bedeutungsvoll in der „ruſſiſchen Krone" — ſo heißt das Haus — zum Vorſchein gekommen, und ſo wurde beſtätigt, daß die Saiſon eine ruſſiſche ſein ſolle. Es giebt noch Zeichen und Wunder.

Trotz der neu aufquellenden Waſſer hat ſich die Geſammtmaſſe des Quelleninhalts gegen früher vermindert: es fließen indeſſen jetzt noch in je einer Minute 27 Eimer aus den Hauptbrunnen, Waſſer genug, um das ganze alte Europa von Hypochondrie zu heilen. Die Verminderung mag wohl daher rühren, daß der heiße Herr, der Sprudel, in vielfache Kolliſionen mit der

Tepel gerathen iſt, und an dieſe wahrſcheinlich hohe Durchgangsſteuern entrichtet. Es iſt dies einer Zeit der indirekten Abgaben ganz angemeſſen. — Eine alte Saiſon-Sage iſt, daß ſich das heiße Sprudelwaſſer leichter trinke als gleich heißes gewöhnliches Waſſer, will ſagen, daß es weniger leicht verbrühe. Dieſe Sage iſt eine Poeſie der faſhionablen Welt, die immerfort beſteht, aber nichtsdeſtoweniger immerfort unrichtig iſt. Die Temperatur der Waſſer iſt, ſeit man ſie gemeſſen — 1770 — unverändert geblieben, und ſie iſt im Winter wie im Sommer ſtets dieſelbe. Der Geſchmack des Waſſers iſt wenig ſalzig und etwas laugenhaft. Mir iſt er angenehm. Ich finde darin eine ſchwache Hühnerbrühe, die namentlich beim Schloßbrunnen eine pikante Würze hat. Das Waſſer iſt geruchlos, nur wo es ſtehen bleibt, entwickelt ſich, und beſonders bei der Marktquelle, ein Schwefelleber-Geruch. Am Sprudel werden Viele gemahnt an den Dunſt eines friſch geſchlachteten Thieres. Bekannt iſt das Anſintern des Sprudels, und Leute von gutmüthigem Geſchmack ergötzen ſich an der gelbbraunen Rinde, welche er über alle Gegenſtände zieht. Eine Polin, die der Naturwiſſenſchaft mit mehr Leidenſchaft als Geſchmack zugethan ſein muß, ließ dies Jahr Gott und die Welt von lebloſen Gegenſtänden überſintern, und furchtſame Patienten gingen ihr weit aus dem Wege. Es wundert mich, daß man das Überſintern der Leichname, ein modernes Balſamiren, noch nicht verſucht hat. Mir perſönlich iſt es ſo zuwider wie der Sprudelſtein, den die Sprudelſchale liefert und der, abgeſchliffen, bandfarbige Muſter aller Sorten zeigt, eben ſo bunt und geſchmacklos wie die modiſchen Sommerkleider der Damen. Reizend dagegen finde ich die belebende Kraft des Sprudeldampfes, eine Kraft, die auch der Neubrunnen äußert, ſo daß ein Blumenſtrauß, der ihm ausgeſetzt wird, acht bis zehn Tage farbenfriſch bleibt.

Man hat von einer Badeſaiſon gewöhnlich die Vorſtellung, als ſei ſie der Spiegel des eben herrſchenden faſhionablen Lebens. Ich glaube nicht, daß dies auf Karlsbad anwendbar ſei, vielleicht eben darum nicht, weil Karlsbad kein Luxusbad iſt. Man geht vorzugsweiſe nur zur Kur dahin. Will man alſo einen Auszug leſen über Stimmung und Stellung des ganzen vaterländiſchen Lebens, dann iſt eine Saiſon in Karlsbad gewiß eine der lehrreichſten. Hierher kommen die Leute aus allen Ständen des Vaterlandes, und hierher kommen namentlich diejenigen, welche durch geiſtige Arbeiten erſchöpft oder erkrankt, welche alſo in irgend einem inneren Theile des vaterländiſchen Lebens zu Hauſe ſind. Denn der Unterleib, welcher in Karlsbad Souverain iſt, er iſt die Schmerzenskammer des Geiſtes. Der Beobachter in dieſer Richtung wird alſo hier ſeine Rechnung finden. Der Poet im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſchon viel weniger; denn die Mehrzahl der Karlsbader Gäſte iſt gedrückten Weſens, kommt aus kleinen Verhältniſſen, verkehrt in alltäglichen Kreiſen. Der Modeheld aber iſt ganz übel daran: für Modeunterhaltung iſt wenig Zeit und noch weniger Gelegenheit, und die Eleganz

Digitized by Google

der Toiletten hängt ganz und gar vom Zufalle ab. Das beſcheidene und im Geſchmack unausgebildete Mittelmaaß der Provinz herrſcht jedenfalls vor, an Modethorheiten fehlt es dabei wohl auch nicht, aber der Modereiz für den Lebemann hängt nur von dem guten oder ſchlechten Glücke ab: ob gerade für dieſe Saiſon viel elegante Damen vom Arzte nach Karlsbad gewieſen worden ſind. In dieſem Jahre hatten meines Erachtens die Ärzte darin ein Übriges nicht gethan. An Wiener Putz indeſſen fehlte es nicht, an jenem farbenſtrotzenden, etwas überladenen Putze, hinter welchem man ſich immer für jede Dame einen eignen Frachtwagen zur Herbeiſchaffung der hundert Kleider denken muß. Eine ganz unglückliche Anſicht vom Badeleben, welcher deutſche Damen ſo leicht ausgeſetzt ſind. Ein Landleben ſoll es ſein, deſſen Zweck Erholung. Die ſtädtiſchen Prätenſionen ſollen daheim bleiben. Man gehe nach dem reizenden Bagnères am Pyrenäen-Abhange, und ſehe, wie trefflich dies die Franzöſinnen verſtehn! Aber ach, Albion's Töchter, die nach Karlsbad zu kommen pflegen, ſind freilich eine bittre Medizin der Einfachheit. Sehen wir denn nur das Reizloſeſte Alt-Englands, oder iſt dieſe bedenkliche Manier, jedes Kleidungsſtück wie ein Handtuch zu behandeln, iſt dieſer auf allen Punkten ſiegreiche Kampf gegen die Grazien national-engliſch?

Wie iſt dieſe Wiener Dame verändert! ſagte ich eines Tages zu meinem Genoſſen, der gern mit mir in den ſchönen Waldbergen um Karlsbad herumſtreicht. Wir ſahen eine ſchwanke, blaſſe junge Dame auf einem ſolchen Waldwege an uns vorüberwandeln. Sie ging allein, und wir hatten ſie das Jahr vorher immer am Arme eines jungen Ehemannes in Karlsbad geſehn. — Wiſſen Sie denn nicht, was ihr begegnet iſt? — Was iſt ihr begegnet? Voriges Jahr ſah ſie aus wie das üppige Leben ſelbſt, und lachte über das Brunnentrinken! — Dies Jahr iſt ſie bleich und trinkt ſelbſt. Setzen wir uns auf dieſe Bank, von wo wir Karlsbad über den Kopf hinab in's Antlitz ſehn; ich will Ihnen das Schickſal dieſer Dame erzählen. Dieſes Schickſal war folgendes:

Zuerſt muß ich berichtigen, daß wir voriges Jahr Unrecht hatten, ſie des Wiener Putzes wegen eine Wienerin zu nennen. Ich glaube, ſie ſtammt aus Wien, aber ſie lebte mit ihrem Manne ſeit einigen Jahren in Dresden, und daraus entſprang wohl ihr Unglück. Denn was ihr begegnet iſt, das wäre ihr in einer großen Stadt entweder gar nicht begegnet, oder hätte ſich doch milder und gefahrloſer entwickelt. Was iſt ihr alſo begegnet? Sie lebte mit ihrem Manne in einer ſogenannten glücklichen Ehe. Dieſer Mann iſt ein Mann von Welt, Bildung und Geiſt, ein Dilettant in ſchönen Künſten, der nebenher glaube ich Geldgeſchäfte trieb, und ſeine Frau, die eine ſchöne Frau war, zärtlich zu lieben ſchien. Sie reiſten von hier über Teplitz nach Hauſe, und fuhren von Tetſchen aus auf der Elbe hinab. In Schandau ſtiegen ſie an's Land, weil die Frau, Euphemia ſoll ihr Name ſein, eine Schweſter dort zu finden hoffte. Leider war dieſe Schweſter auch wirklich

Digitized by Google

dort, um, wie ſie ſich ausdrückte, eine Luftſaiſon zu genießen, das heißt um ſpazieren zu gehn, friſches Waſſer zu trinken, den Dresdner Anzeiger zu leſen, die Klatſchereien der Hauptſtadt mit einigen andern Dresdnerinnen zu erörtern, noch einen Grad ſchlechter zu eſſen als man's in Dresden für gut findet, und die Natur zu genießen auf Koſten der Menſchen. Denn ſie gehört zu denjenigen Naturfreunden unter den alten Jungfern, welche Steine und Bäume tugendhaft und göttlich nennen, weil die Menſchen und beſonders die Männer eigennützig, oberflächlich und gemein ſeien. Eine alte Jungfer, die ſanftmüthig und gut geblieben iſt, muß für doppelt tugendhaft erachtet werden, denn ihre Lage iſt ſo voll Nachtheil und Bitterkeit, daß das Übelwollen ihr natürlich wird. Dieſe Schweſter Thereſe nun beredete Euphemia, die unſchuldige Natur in Schandau einige Wochen mit ihr zu genießen und den Gemahl, den Herrn Stephan, wie ſie ihn zu nennen pflegte, allein nach Dresden vorauszuſchicken. Seine Geſchäfte riefen ihn dahin zurück, und Du kommſt auch, ſetzte ſie hinzu, neben ihm nimmermehr zu einer reinen Sammlung. Denn die beſten Männer ſind von roherem Elemente als wir, ſchloß ſie, und ſtören uns damit.

Stephan reiſte alſo allein nach Hauſe, und nachdem er etwa acht Tage lang ſeine Geſchäfte wieder geordnet, und ein früher angefangenes Ölgemälde, eine Albanerin, die Waſſer holt, wieder vorgenommen hatte, faßte er eines Sonnabend Nachmittags den Entſchluß, des anderen Tages nach Schandau hinauf zu fahren, und ſeine Euphemia heimzuholen. Denn es wurde ihm einſam zu Sinne. Mit dieſem Gedanken ſchied er von dem Bilde ſeines ſchönen römiſchen Mädchens, und war im Begriff, einen Spaziergang am Elbufer zu machen, als ein Dresdner Freund, Namens Philipp, bei ihm eintrat, und ihn aufforderte, in die italieniſche Oper mitzugehn: Moriani ſinge heut Abend. Stephan hatte nichts dagegen. Sie fanden gute Plätze auf dem Amphitheater und hörten aufmerkſam und mit Vergnügen auf die Muſik. Es war inmitten des erſten Aktes, als das Geräuſch in einer nahen Loge ſie ſtörte und ihre Blicke vom Theater abzog. Zwei Damen und ein Herr traten in die Loge. „Es ſind Fremde!“ flüſterte Philipp, „Was mögen's für Landsleute ſein? Sie ſehen reich und vornehm aus!“ ſetzte er hinzu, als Stephan ſchon nicht mehr nach der Loge blickte. Philipp ſchien ein neugieriger Menſch zu ſein. „Der tauſend!“ flüſterte er von Neuem, „die Dame hat ein wunderſchönes Armband, und“ — Und einen wunderſchönen Arm, eine prachtvolle Büſte! ſetzte Stephan hinzu, der nun auch wieder hinſah.

„Aber ich finde es doch“, meinte Philipp, „ein wenig gar zu ungenirt, wie ſie ihre weißen Arme auf die Brüſtung legt, oder gar, wie ſie jetzt thut, den Kopf auf den allerdings ſehr ſchönen Arm ſtützt“ —

Aber ſehr ſchön!

„Kokett, kokett! Das iſt gewiß eine Ausländerin! Herr Gott, jetzt klatſcht ſie ſogar mit den ſchönen Händen dem Moriani Beifall — ſo was thut eine Deutſche nicht!“

Nein — Stephan hatte nicht mehr beſonders Acht auf das Geſchwätz ſeines Freundes, er war verſunken in den Anblick der prächtigen Dame, und verglich ſie mit ſeiner Albanerin, und forſchte, was für Motive er von dieſer Dame auf ſein Bild übertragen könne. — Die Fremde ſchien ſolcher Aufmerkſamkeit inne zu werden, und faßte ihn ebenfalls in's Auge, und kehrte, wie das müßige oder kokette Spiel zu thun pflegt, immer wieder mit dem Blicke auf ihn zurück. Denn er war ein Mann von hohem ſtattlichem Ausſehn.

Die Oper verging ihm unter großer Behaglichkeit, und als zum Schluſſe der Vorhang fiel, eilte er ohne beſondere Rückſicht auf Philipp zu nehmen, in den Korridor hinaus, um die Fremde noch einmal in der Nähe zu ſehn. Ehe er ſich's vermuthete, ſtand ſie auch dicht neben ihm, und ihr weißer Shawl ſtreifte ſeine Hand, ihre großen dunkelblauen Augen lagen forſchend auf den ſeinigen, ihr kaum merkliches Lächeln konnte Entgegenkommen, konnte Ironie ſein. Ein Kokettiren iſt wie ein angefangenes künſtleriſches Verhältniß: es hat in ſich die Forderungen eines Fortganges und einer gewiſſen Erfüllung. Das empfand Stephan, halb erfreut, halb ein wenig erſchreckt. Der Herr, welcher die beiden Damen in dem Gedränge führte, ſchien der zweiten weniger ſchönen Dame anzugehören, und die ſchöne Dame ſchien frei zu ſein für einen ſogenannten Chapeau, oder näheren Beſchützer. Nun drängten ſich plötzlich einige junge Leute, die etwas zu ſuchen ſchienen, ungeſtüm gegen den Strom der Hinausgehenden, und geradeaus auf die drei Fremden zu; Nauſikaa, wie ſich Stephan die ſchönarmige Dame in Erinnerung der Odyſſee nannte, blieb einen Augenblick ſtehen und ſah dann halb fragend, halb verlangend auf Stephan. Dieſer folgte ſogleich, trat vor ſie und bildete eine Schutzwehr gegen die andringenden jungen Leute, die ihn denn allerdings ein wenig unſanft auf die drei Fremden zurückdrängten. Als der Tumult vorüber war, und Stephan wieder zur Seite trat, meinte er ein ſchalkhaftes Niederſchlagen der Augen an ſeiner Nauſikaa zu gewahren, und das leiſe geſprochene Wort „merci!" zu hören — „mais mon dieu, mon bracelet!" rief ſie eine Minute darauf, indem ſie ihren ſchönen Arm unter dem Shawl hervorſtreckte — das Armband fehlte. „Es wird im Gedränge abgeſtreift worden ſein!" meinte der fremde Herr, und Stephan, derſelben Meinung, war ſchon einige Schritte zurückgegangen, um am Fußboden zu ſuchen. Er fand es wirklich, und ſah, daß es beſchädigt war — die Fremden waren indeß bis an den Ausgang vorgeſchritten, und warteten dort. Warteten ſie ſeiner? Nauſikaa, die aufmerkſam zurückblickte, gewiß: es beſtand ſchon ein Verhältniß zwiſchen ihnen. Sie war ſehr erfreut und huldvoll, als er es ihr mit ein Paar einfachen Worten in franzöſiſcher Sprache überreichte, und ſein Bedauern über die Beſchädigung ausdrückte. Die kleine Beſchädigung erwiderte ſie graziös, indem ihre Finger die ſeinigen berührten bei Hinnahme des Armbandes, wird mich immer an die gaſtfreundliche Aufmerkſamkeit eines Deutſchen erinnern!

Darin lag die Aufforderung zur Frage, ob ſie eine Fremde, und ihr der weitere Schutz eines Kavaliers gefällig ſei. Das fühlte Stephan wohl, aber ſie ſtanden nun vor dem Wagen, welcher die Fremden erwartete, Stephan ward zerſtreut durch das Zuſchaun, wie ſeine Nauſikaa das Armband wieder um den vollen Arm befeſtigte, und ward zerſtreut durch zweierlei entgegengeſetzte Gedanken, die ihm durch den Sinn blitzten. Der erſte war der Gedanke an Euphemia, Thereſe und Dresden! Wenn ich hier eine anmuthige Bekanntſchaft mache, wird es nicht meinem Rufe in Dresden nachtheilig ſein, Thereſen Vorwand zu Übertreibungen, Dresden Stoff zu Klatſchereien geben! Und auf der andern Seite, flüſterte es in ihm, wie kläglich nimmſt Du Dich aus vor der ſchönarmigen Nauſikaa! Was wird ſie lachen und ſpotten über einen deutſchen Elegant, der ein harmloſes Verhältniß angeknüpft habe, und dann ungeſchickt und furchtſam eiligſt ausgeriſſen ſei — „Wollen Sie uns nicht Ihren Entſchluß mittheilen, mein Herr!“ unterbrach die ſchöne Fremde, mit einem Fuße ſchon auf dem Wagentritte, den ſinnenden Stephan, „mein Schwager fragt ſie, ob Sie vielleicht geneigt ſeien, uns noch auf einer kurzen Promenade im Wagen zu begleiten, da er Ihnen noch einen Platz anbieten könne“ —

Ich bin ſehr dankbar für die Erlaubniß, ſagte haſtig Stephan, mehr um nicht warten zu laſſen, als weil er entſchloſſen geweſen wäre, und mehr, weil die Fremde ihren Arm hob, um beim Einſteigen unterſtützt zu ſein. Welch einen maleriſchen Fuß hatte ſie auch! Stephan hörte es wirklich nur mit halbem Ohre, daß Philipp ihm zuraunte: er möge ſich doch um Gotteswillen in Acht nehmen, ganz Dresden ſehe auf ihn.

Das hätte vielleicht weniger zu ſagen gehabt, wenn nicht Philipp ein Paar Minuten darauf, nachdem Stephan mit den Fremden über die Brücke hinüber gerollt, unter der Terraſſe Euphemien und Thereſen begegnet wäre, die unerwartet aus Schandau zurückkehrten. Euphemie hatte nach ihrem Gatten verlangt, und deshalb ihre Abreiſe beeilt. Thereſe, ſehr ärgerlich darüber, hatte es für unanſtändig erklärt, eine junge Frau allein fahren zu laſſen, und war als Duegna mitgefahren, zu wiederholten Malen verſichernd, aber mit beigefügter Großmuth verſichernd, daß ihr dies ein großes Opfer ſei. Und ſolchen Inquirenten fiel nun der ohnedies ſchon über Stephan's Betragen äußerſt beſtürzte Philipp in die Hände. Wie man ſagt im Handumkehren hatte Thereſe dem unglücklichen Philipp alle Taſchen ausgeklopft über Neuigkeiten und über Stephan, und mit einem „Ach, Du gerechter Gott!“ hatte ſie die plötzliche öffentliche Bekanntſchaft und das Ausfahren Stephan's mit ſtockfremden, halbnackten, offenbar ſehr leichtſinnigen Frauenzimmern dem Berichterſtatter von den Lippen geriſſen. Es bedurfte gar keiner weiteren Folge, das Unglück ſchien ſchon groß genug zu ſein — man ſollte ſich nur noch darüber vergewiſſern, und während ſie die unglückliche Gattin nach Hauſe bringen und den Umſtänden angemeſſen tröſten wollte, mußte Philipp in den

Digitized by Google

Gaſthäuſern ſich erkundigen, in welchem die verführeriſchen fremden Weibs-perſonen wohl abgeſtiegen ſein könnten.

Es wurde Abends elf Uhr, und der Herr Stephan war noch nicht zu Hauſe. Euphemia war am Ende auch verdrießlich geworden, verdrießlich über Stephan und über Thereſe, und hatte dieſe, die ſich ſehr dagegen ſträubte, fortgeſchickt, ihr Übertreibung und Alarmirung zur Laſt legend. Damit wurde die Sache nun äußerſt gefährlich; denn nun wurde es Thereſen ein unabweisliches Bedürfniß, poſitiv zu beweiſen, daß ſie Recht gehabt und daß Stephan unverantwortlich, höchſt zweideutig, ja verbrecheriſch gehandelt habe.

Der Zufall unterſtützt nichts ſo ſehr als die Klatſcherei. Als Stephan um elf Uhr ſich von den Fremden, mit denen er nach der Spazierfahrt noch den Thee getrunken, verabſchiedete, geht ein Kellner auf dem Treppenhauſe der „Stadt Berlin" vorüber, und ſieht, daß Stephan von der ſchönen Fremden an der Thür Abſchied nimmt, indem er ihr die Hand küßt, und ſie ihm, als er ſchon einige Schritte weiter iſt, eine Kußhand nachwirft, wie dies ſüdliche Nationen — es waren Italienerinnen — zu thun pflegen. Der Kellner ſieht zufällig Niemand als die eine wunderſchöne Dame, da deren Schweſter und Schwager von der Zimmerthür verborgen werden, der Gaſthof iſt außerdem zufällig an dieſem Tage ſehr ſtill, ſo daß dieſe Scene in der zwölften Stunde wirklich etwas Geheimnißvolles, einer Romeo- und Julie-Scene, die auch einem Kellner bekannt iſt, Ähnliches erhält, und der Kellner erkennt außerdem erſt unten im Hausflure, wo der Hausknecht zum Öffnen der Thür geweckt werden muß, Herrn Stephan. Was Wunder, daß dieſer Kellner, anderen Tages darüber befragt, — und wer zweifelt, daß Thereſe durch Philipp genau, mehr als genau, ſtreng fragen läßt?! — ſelbſt zu der Idee kommt, hier ſei etwas ſehr Bedenkliches vorgegangen, und demgemäß ſehr bedenkliche detaillirte Auskunft giebt.

Und das Alles wäre vielleicht noch ohne große Gefahr vorübergegangen, wäre nicht Stephan ſelbſt von der Angſt vor Klatſcherei ergriffen geweſen, und hätte er nicht ſelbſt in Folge dieſer Angſt die Aufrichtigkeit, den ſicherſten Schild gegen Klatſcherei, hintan geſtellt. Er war ein ſo guter Ehemann, daß er ſich auf dem nächtlichen Nachhauſewege Vorwürfe machte wegen des munteren Intereſſes, das er an der allerdings reizenden italieniſchen Nauſikaa nähme, und daß er beſchloß, die mit den Fremden für den nächſten Vormittag verabredete Partie nach dem Plauen'ſchen Grunde zu unterlaſſen — da ſah er Licht in ſeiner Wohnung! Mein Gott, am Ende iſt Euphemia —! Wie ein armer Sünder ſtieg er hinauf — ſollſt Du erzählen, ſollſt Du verſchweigen? Verſchweigen iſt das Kürzere! Nein! Die tiefere und ächte Neigung für ſeine Frau ſiegte als er an der Thür war — Du wirſt ihr das Abenteuer erzählen, und ſie wird ſchmollend ſcherzen und Dich auf die Wange ſchlagen!

Hätte er nur erzählt! Aber ſie kam ihm nicht entgegen, ſie war ver-

Digitized by Google

drießlich, ſie fragte nicht ſogleich, und ſo ward er verſtimmt und verwirrt, und ließ ſich zu der Unwahrheit treiben, die Bekanntſchaft mit einigen Fremden wie eine Nebenſache zu behandeln und hinzuzuſetzen, dieſe Fremden hätten ihn nicht länger als eine Stunde intereſſirt, und er ſei von zehn Uhr bis jetzt auf der Terraſſe ſpazieren gegangen.

So ward bis zum andern Vormittage gegen elf Uhr die Kataſtrophe reif. Thereſe erſchien, mit genauer Nachricht ausgerüſtet, als Klägerin und Richterin. Er wurde von ihr wegen der Stunde zwiſchen zehn und elf Uhr direkt der Lüge angeklagt, und als er ſich ſchwach dagegen vertheidigte, erſchien im entſcheidenden Augenblicke der Hausknecht aus der Stadt Berlin mit der Meldung: Die Italiener warteten mit dem Wagen auf den Herrn Stephan — Was für Italiener? — Na, die auf Numero 3 und 5, bei denen Herr Stephan geſtern bis gegen Zwölfe geblieben ſei —

Wozu weiter ausmalen, was die Nadelſtiche einer auf Klatſch angewieſenen Geſellſchaft zu Wege bringen können! Kurz, es gelang, jenes Ehepaar, zu trennen. Stephan iſt in die weite Welt gegangen, und dieſe Euphemia iſt um ihr ganzes Leben gebracht. Sie iſt obenein katholiſch und kann nicht geſchieden werden. — Iſt die tugendhafte Thereſe bei ihr? — Ja wohl, und ſie ſtrahlt von Genugthuung, auch wenn ſie die magern Achſeln zuckt über die Schlechtigkeit der Welt.

Eine Badeſaiſon iſt ein wahres Lexikon für Charaktere, und eine Karlsbader vielleicht das reichhaltigſte Lexikon. H. L.

„Dies Buch gehört dem König."

Es beginnt dieſe neue Schrift Bettina's mit einer ſehr manierirten Vorrede. Dann werden Geſpräche der Frau Rath mitgetheilt, und es geht Alles in dem einen Tone, welchen wir bei Bettina bereits fünf Bände lang gehört haben. Der Gruß des Buches iſt alſo nicht eben lockend für uns, und der Ausruf liegt nahe: Immer nur Rebhühner! Von Seite zu Seite ändert ſich indeß unſere Stimmung. Unſer Vorwurf, daß die Schriftſtellerin ſo eintönig in der Form ſei, tritt in den Hintergrund; denn die Darſtellung entwickelt ſich nicht nur dialogiſch, ſondern vielfach dramatiſch, und für lebendigere Färbung herrſcht ſogar der Frankfurtiſche Dialekt vor, eine Wendung, die als ganz geſunde Reaktion gegen die ſtelzbeinige, gar zu breit einreißende Philoſophenſprache jetzt an mehreren Orten auftritt. Der Inhalt endlich ſtrotzt von Seite zu Seite üppiger von geſunder, uns wie Lebensluft täglich nöthiger werdender Lebensanſchauung, und wir jubeln in der Mitte des erſten Bandes zu wiederholten Malen, und fühlen uns zu dem Ausrufe gedrängt: Wahrhaftig, dieſes Weib iſt in ihrer Erfindung der Frau Rath ſo glücklich und ächt, daß der jugendliche goethiſche Lebenskeim dem Worte und Weſen nach wiedergeboren iſt. Und dabei leuchtet's von rothen Blitzen links und rechts in die verwirrte, innerlich muthlos und unſchöpferiſch gewordene Berliner Welt hinein, daß es eine Freude iſt für uns, welche wir die Beſchränkung von Geiſtesfreiheit, die lähmende Pietiſterei und die

Digitized by Google

furchtſamen Staatsgedanken mit der Frau Rath herzlich mißbilligen. Es wäre ſehr ſchade, wenn der König durch die poetiſch redſelige Form abgehalten würde, das Buch ganz zu leſen. — Unſern Leſern will ich durch einige Proben vorläufig einen tiefern Einblick zu öffnen ſuchen.

Die Königin von Preußen hat die Frau Rath in vierſpänniger Karoſſe nach Darmſtadt holen laſſen, um der Mutter des großen Dichters Liebes und Gutes zu erweiſen, und die Frau Rath monologiſirt auf dieſer Reiſe die lieblichſten Dinge, die allerdings unlieblich ſind für Hofſchranzen und Staatspuppen. „Denn Originaliter zu ſein, das iſt erſt wirklich ſein, und das macht erſt die Zeit zum Gepräg. Was hilft's, daß ſo ein Geſicht von einem Landesherrn auf die Batzen geprägt iſt, wenn er der Zeit ſeinen lebendigen Geiſt nicht einſchmelzen kann, wann er ihrer harmoniſchen Stimmung für's große Ganze immer mit der alt Leyer den Garaus macht, und jeden muſikaliſchen Gedanken durchkreuzt und ein Scharivari daraus macht. So geht's aber, wenn Einer von dene alte Hutzel und Schnitzel nicht laſſe will und durchaus kein friſche Äpfel will zulaſſe zu ſpeiſe, aus Furcht, es möcht vom Baum der Erkenntniß ſein. Ach, welche dumme Weisheit hat doch der Menſch! welche Streiche ſpielt ihm der Teufel! Du ſollſt nicht vom Baum der Erkenntniß eſſe. Das ſpielt ihm der Teufel in einer kleine Komödie als erſten Akt der Weltgeſchichte vor. Der Menſch muß ſelbſt eine Rolle drine übernehme, und ſich dabei mit Schimpf und Schande aus dem Paradies hinausjage laſſe, und noch heunt hunzen einem die Prediger auf öffentlicher Kanzel aus davor, und doch war's nur ein Schabernack vom Teufel und nicht Schuld vom Menſchen! Ei Gott wird einem ein Baum vor die Nas ſtellen mit wohlſchmeckende Früchte, und die größte Luſt einem dazu erwecken, und dabei auf Tod und Leben verbiete, ſie anzurühren! Ei, wäre das nicht Ja und Nein von dem Herrgott geſagt?"

„Ein Verſtand, der die Füß in einem Sack ſtecken hat von Vorurtheilen, der kann nicht nach dem Ziel laufen. — Oder auch nur, wenn er ſeine Füße, wie es der Anſtand lehrt, nach der erſten, zweiten und dritten Poſition ſetzen will, der kommt nicht vorwärts! Freiheit in alle Glieder iſt die Hauptbedingung von einem tüchtigen, ausgebildeten Soldaten — ebenſo iſt's auch mit dem Geiſt, wie ſoll der Gelenkigkeit kriegen, wenn er ſeine Glieder nicht regen kann." — „Was iſt eine Lüg? — Ein Vorhang vor der Wahrheit. — Geh hin, heb den Vorhang auf, er iſt nicht von Gottesgeiſt, er iſt von Menſchenvorurtheil zuſammengewebt. Alſo nur keck drauf los! — es iſt keine Sünd, nach der Wahrheit mit ernſtem Willen zu forſchen. — Oder war das Ingenium des Menſchen vielleicht der Apfel vom verbotenen Baum? Mag's, wie's will, in dem Stück bin ich von den Freigeiſtern, und freß meinetwegen alle Äpfel auf, denn ſie ſchmecken köſtlich und erquicken, wie es dann natürlich ſich einbilden läßt, daß eine Paradieſesfrucht ſchmecken muß."

„Der Teufel iſt nichts anders, als das Abwenden von der Wahrheit!" Und nun ſchildert ſie einen Staatsdiener, der die Treue gegen ſeinen Landesherrn darin ſucht, daß er dieſem auch in Dingen dient, die er nicht für Recht hält. Was er aber als treuer Knecht beſchließen ſolle, das ſei: „„Der Herr Landesvater dürfe ſich nicht drein miſchen"", und ſeinen Abſchied müſſe er nehmen bei ſolcher Lage.

„Am andern Morgen am End der Predigt donnert's von der Kanzel herunter: „„Unter die Linde ſoll ſich nicht verſammelt werden zum Tanz, das entheiligt den Sonntag."" Da wachen auf einmal alle Bauern aus ihrem Kirchenſchlaf auf und ſtrecken die Köpfe in die Höh. „„Und"", fährt der Teufel in Geſtalt des Predigers fort, „„wenn Ihr das Gebot nicht reſpektirt, ſo iſt ein allergnädigſter Befehl da, daß die Linde umgehauen wird."" Die Bauern rennen mit Sturm aus der Kirche heraus. „„Was ſoll das heißen: ein allergnädigſter Befehl gegen unſre Linde,

die von unſern Vorältern iſt gepflanzt worden, daß man in ihrem kühle Schatte am Sonntag ſich mit Geſang und Tanz ſollt erholen von der ſauren Wochenarbeit!““ — ſie ärgern ſich bitter, ſchlagen die Pfeifen entzwei, reißen die Bänk' um, ſaufe Bier und Branntwein in ihren Ärger, und fluchen, daß eim die Haar zu Berg ſtehn. Ei wem? — Ei dem! — Was wollt Ihr Euch ärgern, Ihr liebe gute Bäuerchen! Macht ein frühe Feierabend am Samſtag, tanzt und jubelt die Nacht, ſchlaft den Tag auf der Ofenbank oder in der Kirch aus, und bringt am Montag früh die Arbeit wieder ein. Ihr habt offenbaren Vortheil, Ihr braucht am Sonntag Euch für den Kirchgang nicht zu raſiren. — Nun! daß hier der Teufel im Dienſt des Staatsdieners die Wirthſchaft führt, das wird Euch doch überführen, daß der ſein Seel ihm muß verſchrieben haben. Oder thät er das alles umſonſt? — Ja wohl! was hat er von einer Seele, an der ſchon im geſunde blühende Leib eine moraliſche Vermoderung ſich ſpüren läßt? — nichts als daß er damit die geſunde Seelen thürängelt, die den Geruch der Verweſung nicht ertragen können. — Ja, das iſt eben ſein Plaiſir! — Das Ärgerniß des geſunden Geiſtes. Aber wart, Deine Krallen werden Dir beſchnitten werden, Du ſchwarzer Hanswurſt!“ —

„Wie der Frühling raſch alles abgeſtorbene Verpelzte abſtreifelt, damit die Sonnenſtrahlen den neuen Keimen huldigen können, und ein Duft der lauter Geiſt athmet in die Lüfte ſteigt — ſo muß ein edel Regiment losgehn! — mit dem Harniſch angethan des Zeitgeiſtes ſich auf die Hinterfüße geſtellt, als ein feuriger Bewerber um die Zukunft, ihr kühn in's Aug' geſehn! Tauſendſapperment! Mit ungeſchnürten Armen den Scepter hoch geſchwungen alles mächtigen und neuen Beginns; — ein ſolch Regiment könnt' mich verzückt machen.“

„Sie ſind eine vortreffliche Frau“, ſagt der mit der Frau Rath ſtreitende Prediger, „und die Modifikationen Ihrer Denkweiſe ſind vom höchſten Intereſſe für den Denker, und Ihre Beweggründe ſind Indikationen, die nicht ohne Werth ſind für die philoſophiſchen Syſteme jener großen Forſcher die jetzt auftreten, und der geiſtigen Welt einen gewaltigen Umſchwung zu geben verheißen.“

„So ein Forſcher“, erwidert die Frau Rath, „ſo ein alter lahmer Raubvogel, der aus ſeinem langweiligen Verdauungsſchlaf ſich aufrappelt, um alles gelehrte Federvieh in Einklang zu bringen mit ſeinem Allesverſchluckenden Syſtem, mit dem er es aus der philoſophiſchen Sackgaſſe herauszuführen verſpricht auf's Feld der Freiheit; der vermag ſich ja ſelbſt nicht über den alten Zaun vom Hühnerhof zu ſchwingen, wo er alſo ruhig hocken bleibt und den verheißenen gewaltigen Umſchwung höchſtens an irgend einem alten Zinshahn verſucht, deſſen Überwinder er ſich nennt und dazu ſingt er triumphirend: *Namen nennen Dich nicht!* — Was meinen Sie Herr Pfarrer daß der ſollte dem Erdball den gewaltigen Umſchwung geben, der über ſeinem Selbſtdenken nicht gewahrt, wie die geiſtige Welt ſich ruhig über ihn hinaus geſchwungen hat.“

„Ihnen nachzukommen, Frau Rath, bei der großen Reizbarkeit Ihrer Phantaſie iſt unmöglich, bald mein ich, Sie reden im Traum, bald ſcheinen Sie ordentlich in die Zukunft zu wittern, verzeihen Sie den Jagdausdruck!“

„Frau Rath. Was liegt am Ausdruck! — Geiſtige Spürkraft iſt's, der Jagdhund hat ſinnliche Spürkraft. Der Geiſt iſt in allen Weſen mit der Natur in Berührung, geht ihm die nicht aus, ſo kann er auf ſein Genie ſich verlaſſen. In allem ſich fühlen, das iſt genialiſche Kraft.“

Der zweite Band, für welchen der Bürgermeiſter zugezogen wird, handelt vorzugsweiſe von den Verbrechern und von den Armen. Eine Beſchreibung des Armen-Viertels in Berlin, Vogtland geheißen, ſchließt das Buch.

Digitized by Google

Unſere Fußbekleidungen.

Aber ſagen Sie mir doch, was das für ein Ding iſt, das man auf allen Modekupfern am untern Saume der Damenkleider hervorguken ſieht? Es iſt geſtaltet wie ein langes Stück Pfefferkuchen, oder wie ein Steg Seife, oder wie eine abgeſtutzte Gurke, je nachdem es größer oder kleiner iſt. Was ſoll denn das Ding bedeuten?

So fragte mich jüngſt ein Bürgersmann, der ein Modenjournal durchblätterte und in der Kultur freilich ſehr zurück war.

Das iſt der Fuß, mein Lieber, entgegnete ich. Was ſonſt ſollte es denn ſein?

Der Fuß? fragte er verwundert wieder. Haben die vornehmen Damen ſolche Füße, ſchmal wie ein ſtarker Mannsdaumen und vorn abgehackt?

Sie haben Füße wie alle andern Leute, aber in den Schuhen, die ſie tragen, ſehen die Füße ſo aus.

Und wer heißt ſie ſolche Schuhe tragen? Hält man das für ſchön, ja nur für hübſch?

Es iſt Mode, mein Lieber.

Der unverſtändige Menſch ſchlug ein lautes Gelächter auf und ſprach: Schöne Mode, das! Ich ſollte reich ſein und vornehm, und Töchter haben, ich würde ihnen dieſe Schuhmode anſtreichen.

So würdet Ihr wohl Eure Töchter barfuß gehen laſſen?

Behüte, in ganz ſchönen Schuhen, die zu den vornehmen Kleidern paſſen würden, aber in Schuhen, die ſo geſtaltet ſind wie der Fuß, die den Fuß nicht einpreſſen, zum Krüppel machen und verunſtalten. Warum ſteckt man denn die Hände nicht in ſolche Futterale, ſondern in Schuhe, welche ſehen laſſen, wie die Hände geſtaltet ſind? O, was für Narrheiten giebt es in der Welt!

Hier ging der Mann fort, und was ſeine letzte Frage betraf, ſo konnte ich ſie durchaus nicht inconſtant nennen. Die Füße ſind in der organiſchen Bildung von den Händen nicht weſentlich unterſchieden und ſtehen dieſen an Wichtigkeit der Beſtimmung kaum nach. Die Zehen ſind die Finger der Füße, und von ihrer Vollkommenheit, von ihrer normalen Beſchaffenheit hängt das Gehen und Stehen, alle willkührliche Bewegung, die ganze Haltung des Körpers ab. Dennoch giebt es kein Glied, das ſo vernachläſſigt und im Dienſt der Mode tyranniſirt würde, als der menſchliche Fuß. Schon unſere Fußbekleidung an und für ſich iſt der natürlichen Entwickelung, dem Wachsthum und der geſunden Erhaltung des Fußes hinderlich, namentlich was die mittlern Zehen betrifft. Man ſehe ſich dieſe an den Füßen der Alten an, wie ſie an den antiken Statuen ſich vorfinden. Sie ſind fingerartig lang, und machten jenen ſchwunghaften elaſtiſchen Gang möglich, der beſonders das weibliche Geſchlecht ſo wohl kleidet. Dafür hatten die Alten aber auch etwas für die ſchöne Welt der Gegenwart freilich ſehr Unpaſſendes, nämlich Sandalen, und ließen — Himmel, erbarme dich unſer! — die nackten Füße ſehen. Wir brauchten indeß nicht zu den Sandalen zurückzukehren, um das Übel, welches die Mode unſern Füßen zufügt, zu beſeitigen. Wir brauchten nur die Füße der Kinder nicht gleich in Schuhwerk einzuzwängen und ſie allen Barfußgehens zu entwöhnen. Durch den Schuhzwang wird die naturgemäße Entwickelung des Fußes gehemmt, und durch die Entwöhnung vom Barfußgehen alle Muskelthätigkeit der Zehen, auf welcher allein der ſichere und wohlgefällige Gang beruht, aufgehoben. Aber auch der ausgewachſene Fuß bedarf ſeiner Pflege und leidet Nachtheil durch die Tyrannei der Mode. Dahin gehört die Sucht nach möglichſt kleinen Füßen, welche wir mit den Chine-

ſen gemein haben. Wir lachen über die wilden Völkerſtämme, welche z. B. möglichſt platte Naſen oder möglichſt lange Ohren für die größte Schönheit halten, und doch iſt unſere Sucht nach kleinen Füßen ebenſo lächerlich; denn hier wie dort wird das Naturgemäße gehemmt, verunſtaltet, und das Verkrüppelte für naturgemäß und — ſchön erachtet. Als wenn ein Menſch, deſſen Körperlänge das preußiſche Soldatenmaaß hält, mit den Füßen eines ſechsjährigen Kindes verſehen, nicht ebenſo eine monſtröſe Mißbildung wäre, als ein Kind mit den Füßen eines Patagonerhäuptlings! Mein Schuhmacher in Breslau hat einen Kunden, der da behauptet: Nur der Stiefel kleidet gut, bei deſſen Anziehen man eine reichliche Viertelſtunde zubringen, und mit welchem bekleidet, man auf der Straße alle zehn Schritte ſtehen bleiben muß, des großen Schmerzes halber, welchen jedes Auftreten erzeugt.

Grenzt nun dergleichen ſchon nahe an die Verrücktheit, ſo iſt doch die abſichtliche Verderbniß der Füße durch zu knappes Schuhwerk unter den Leuten ſo allgemein, und wird von Geſchmack und Mode ſo ſehr begünſtigt, daß jenes Beiſpiel nur hinſichts ſeiner Übertreibung unter die Ausnahmen von der Regel gehört. Wer nicht auf einen netten Fuß hält, iſt ein nachläſſiger, unordentlicher Menſch, und unter einem netten Fuß verſteht man denjenigen, welcher in zu knappe Bekleidung eingepreßt, kaum ſeinen Dienſt verrichten kann. Daher hat die Mehrzahl der Generation ſchlechte, verkrüppelte Füße, die an Leichdornen und Geſchwüren leiden; daher ſieht man ſo Viele erbärmlich herumhumpeln, als hätten ſie ſämmtliche Zehen verloren. Es fehlt ihnen keine einzige, aber wenn man ſie zu ſehen bekommt, ſo geräth der geſunde Schönheitsſinn in Zweifel, ob der Anblick mehr beweinenswerth oder lächerlich iſt.

Unſere Fußbekleidungsmode, die Erzeugerin dieſes Unheils, trifft demnach der doppelte Vorwurf des Ungeſchmacks und der Barbarei. Der Ungeſchmack fällt vorzugsweiſe der weiblichen Welt zur Laſt, da hier die weicheren Bekleidungsſtoffe die phyſiſchen Nachtheile des Fußzwanges weniger hervortreten laſſen; die Barbarei dagegen beſonders der Männerwelt, die in dieſer Beziehung um Vieles eitler ſind, als die eitelſten Frauenzimmer. Eine Geſchichte der Fußmoden würde am auffallendſten darthun, auf welche unſinnige Weiſe die Menſchen vom Natürlichen zum Unnatürlichen, vom Einfachen zum Gekünſtelten übergegangen ſind, bis es ſo weit kam, daß Jemand den modern bekleideten Fuß einer abgebildeten Modedame eher für alles Andere, denn für einen Fuß anſehen konnte. Die erſte Periode dieſer Fußmodengeſchichte könnte von der Erfindung der einfachſten Sandalen bis zu den Cäſarianiſchen Iſtivalent gehen, die zweite von da bis zu den Baſt-, Bund- und Rundſchuhen im Mittelalter, die dritte bis zu den Schnabelſchuhen, die vierte bis zu den Klotzſchuhen mit hohen Hacken u. ſ. w. Mache ſich Einer an dies verdienſtliche Werk!

Ladislaus Tarnowski.

Napoleon und die kleine Miß.

Wie zwiſchen Steinen Gras wächſt, ſo wachſen Memoiren. Wer hätte folgende erwartet! Eine Engländerin tritt jetzt auf und ſagt, ſie ſei ein junges Mädchen geweſen, als Napoleon im Oktober 1815 nach St. Helena gekommen ſei, und ſie habe ihn viel geſehn und geſprochen. Das müſſe ſie jetzt mittheilen. Und es iſt in der That manches der Erinnerung Werthe darunter.

Digitized by Google

Helena, ſagt ſie, iſt auch vom Meere aus düſter und abſchreckend. Es iſt ein länglicher Fels, deſſen Seiten ſenkrecht aufſteigen. Die See iſt bis dicht hinan tief und ſo kann man mit dem Schiffe ſelbſt bis dicht unter dieſen mehrere hundert Fuß hohen Felſen fahren. Da liegt denn in einer Schlucht, welche man ſchönredneriſch ein Thal nennt, James-Town, und man erſtickt dort faſt neun Monate lang vor Hitze.

Unſrer Miß Vater hat eine engliſche Meile oberhalb James-Town ein Landhaus beſeſſen, welches the Briars geheißen hat, und dieſes Landhaus iſt das Rendezvous für Napoleon und die kleine Miß geworden. Ehe nämlich Napoleon's Wohnung auf Longwood eingerichtet worden, wohnte er hier, da ihm Sir George Cockburn dieſe Wohnung, welche ihm vom Vater unſrer Miß angeboten war, abgetreten hatte.

Die damals ſehr kleine Miß hatte ſich erſchrecklich vor ihm gefürchtet, denn er war in England überall geradezu wie ein Menſchenfreſſer geſchildert worden. Da kommt er über den Raſen vor dem Landhauſe geritten, über den ſonſt Niemand reiten darf, und die Miß kann nicht mehr entfliehn. Wunderlich genug ſoll er ſeinen grünen Frack ganz beſternt getragen haben; aber bleich war er, außerordentlich bleich. „Die Züge des Geſichts, obwohl kalt, unbeweglich und ſtreng erſchienen mir doch ſehr ſchön. Er ſetzte ſich und nachdem er mit Adlerblick das Zimmer gemuſtert, machte er meiner Mutter Komplimente über die anmuthige Lage des Landhauſes. So wie er ſprach, bezauberte mich ſein Lächeln und vertrieben ſeine wohlwollenden Manieren jegliche Furcht." — Sie ſagt, dieſe Anmuth fehlte in allen Portraits Napoleons, ſo ähnlich dieſe den Umriſſen nach auch ſein möchten. Seine wohlgebildeten Zähne, ſagt ſie, waren ſehr dunkel geworden von dem vielen Verbrauch an Regliſſe, deren er ſtets in der Weſtentaſche führte.

Das Komiſchſte iſt die muſikaliſche Unterhaltung zwiſchen ihm und der Miß. Wahrſcheinlich hat dieſe Miß gut national engliſch auch die bedenklichſten muſikaliſchen Thaten entwickelt, und Napoleon war, wie ſie erzählt, in der muſikaliſchen Ausübung ſo originell, daß die Arie, welche er vorträllerte, abſolut nicht zu erkennen war — was mag dies für eine Muſik gegeben haben. Wie ſchlecht übrigens ſeine Stimme geweſen — und die Miß wagt es nicht die geringſte Milderung für Napoleons ſchlechte Stimme anzuführen — ſeinerſeits wußte er ſehr gut, was anmuthige Muſik ſei, und er pflegte alle engliſche Muſik „détestable" zu nennen. Die franzöſiſche fand er übrigens nur um einen Grad weniger détestable, und er ließ nur die Italiener für muſikaliſch gelten.

Nachrichten.

Inhalt: Joſt und alte Stücke. — Brief aus Berlin: Parallele zwiſchen Döring und Grunert; Medea. — Brief aus Baden-Baden: Frequenz und Eiſenbahnen; Perſönlichkeiten; Badezeitung und medicin. Rathgeber; Theuerung; Berichtigungen. — Monatsſchriften und 21 Bogen. — Communiſten-Details. — Schriftſteller unter den Communiſten. — Dreyſchock kanonirt. — Deutſche Forderungen. — Das Tauchnitz'ſche England. — Pariſer Sibyllen. — Modebericht. — Anzeiger No. 10.

Leipzig, 3. Auguſt. — Herr Joſt vom Münchner Theater hat bis jetzt in zwei Rollen hier gaſtirt, in Ludwig XI. nach Delavigne und dem Geizigen nach

Molière. Joſt iſt bekannt als guter Darſteller von Charakterrollen, und dieſen Ruf hat er hier bewährt. Die Ausführung ſeiner Rollen iſt ſehr feſt, genau, ausführlich, rund; Alles darin mahnt an gute alte Schule Schröder's und Iffland's. Vermißt wird jener höhere Grad von Geiſt und Adel, welcher erhebt. Ich ſage dies indeß nur nach Anſchauung zweier Rollen, von denen der einen Adel, der anderen Geiſt und Adel vom Dichter verſagt worden iſt. In paſſenden Rollen wird Herr Joſt vielleicht das Vermißte an den Tag legen. Dieſe ſaubere, ſorgfältig ausgeführte Schauſpielkunſt, welche er repräſentirt, mag in aller Technik unſrer jungen Generation ein Muſter ſein. Aber welchen Eindruck haben wir von den Stücken gehabt, zu deren Wahl der Gaſt genöthigt worden! Die dritte Rolle iſt Shylok: zu zwei franzöſiſchen Stücken alſo ein engliſches, und die beiden franzöſiſchen ſind ſchlecht, und das engliſche hat einen Akt zu viel, was auch die Erklärer Süßes ſchwatzen über Erfüllung eines Luſtſpiels, deſſen Lebenskern mit dem vierten Akte aufgezehrt iſt. Welch einen traurigen Eindruck hat uns Molières Geiziger gemacht! Wie ſind die ausgezeichnetſten Geiſter eines Jahrhunderts mit ihrem Jahrhundert erledigt! Links und rechts geſtand man ſich: wenn das Stück heute geſchrieben würde, ein Stück Molières, es würde rettungslos von der Unzufriedenheit des Publikums beſeitigt. Der ſogenannte Charakter iſt Karrikatur, das Leben iſt äußerlich und unintereſſant, die Verwickelung dürftig, ja nichtig, das Komiſche Fratze. Und das iſt Molière, ein bei alle dem ſehr geiſtvoller Autor! Das ganze Enſemble unſrer Theaterkompoſitionen iſt offenbar reicher und höher, und doch haben wir äußerſt wenig Stücke einem Gaſte vorzuſchlagen, und doch gelingt uns jetzigen Autoren noch ſo blutwenig! Sei dem wie ihm wolle, Kenntniß und Fähigkeit unſrer Zeit ſteht hoch über dem Molière'ſchen Standpunkte, und die bethätigende Produktion kann auf die Länge nicht ausbleiben.

Berlin, den 3. Auguſt.

Dr. Theodor Mundt und ſeine Frau haben Berlin auf einige Zeit verlaſſen und werden über Salzburg nach München reiſen. — Geſtern betrat Theodor Döring als Franz Moor zum erſten Male die königliche Bühne. Sein Erfolg war glänzend. Ich habe kurz vorher auch Karl Grunert in derſelben Rolle geſehen, der eben nicht weniger Glück darin machte. Es iſt ſeltſam, daß, ſo verſchieden auch ihre Auffaſſungen ſind, ſie doch beide in denſelben Szenen applaudirt und gerufen wurden. Grunert giebt den Franz mehr als einen Menſchen, der wirklich etwas Kopf hat; er giebt dieſem Böſewicht etwas Geiſtreiches. Wie ihn Grunert darſtellt, ſind es mehr die Umſtände, die ihn bös machen; man kann ſich ſehr wohl denken, daß er an einem andern Orte, in andern Verhältniſſen ein ganz guter Menſch und zu den ſogenannten klugen oder politiſchen Leuten zu zählen ſein würde. Er könnte vielleicht ein ganz vortrefflicher Diplomat ſein, er könnte vielleicht Orden und Titel tragen und in der Welt ſehr geachtet, in der Geſellſchaft ſehr geſucht ſein. Wie ihn Döring aber giebt, iſt er ſtupide, dumm, ganz wie ein Vieh; er hat nur Genie für die Bosheit. Er würde unter allen Umſtänden derſelbe ſein; er hat nicht Takt genug, einen Lakaien abzugeben; er iſt eben nur boshaft, weil er dumm iſt. Es liegt etwas wahrhaft Entſetzliches in dieſer Auffaſſung; ſie iſt wie ein klaffender Abgrund im Herzen der Menſchheit. Grunert hält auch in den beiden letzten Akten dieſen Franz noch immer ein wenig groß, ein wenig heldenmäßig; man fühlt Mitleid mit ihm; man denkt: er könnte ſich retten, er könnte mit ſeinem Kopf, ſeinen Eigenſchaften noch einmal ein Mann im Staate werden. Bei Döring aber iſt gar kein Gedanke daran; da iſt es reine viehiſche Stumpfheit, da iſt keine Rettung, als der Tod. Bei Grunert haben die furchtbaren Worte: „Ich bin kein gemeiner Mörder geweſen, mein Herrgott — hab' mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein

Digitized by Google

Herrgott —" etwas diplomatiſches; man ſieht, er will ſich mit dem lieben Herrgott ſtellen, er will ihm mit philoſophiſchen Reden imponiren. Bei Döring ſind dieſe Worte die Krone des Blödſinns, der Triumph der Dummheit. Er will den lieben Herrgott geradezu grollen, er will ihn fangen. Er macht's mit dem lieben Herrgott, wie ein dummer Junge mit dem Sperling: er meint, wenn er ihm Salz auf den Schwanz ſtreut, ſo muß er ihn kriegen. — Ich will nicht entſcheiden, welche Auffaſſung der Rolle wahrer, welche die glücklichere ſei. Es giebt Gründe für die eine, wie für die andere. Grunert hat vielleicht mehr Reflexion, Döring mehr Genie.

Montag, den 7. Auguſt, iſt drüben im neuen Palais bei Potsdam die erſte Aufführung der „Medea" von Euripides in der Überſetzung von Donner, mit Muſik von Taubert. Da Herr v. Küſtner ſo freundlich geweſen mir eine Einlaß-Karte zugehen zu laſſen, werde ich das nächſte Mal darüber berichten.

Feodor Wehl.

Baden-Baden, in der zweiten Hälfte des Juli.

Die Zahl der Gäſte ſteigt im Vergleich zu andern Jahren noch immer nicht über eine mäßige Mittelhöhe. Gegen voriges Jahr ſticht ſie ſogar ziemlich bedeutend ab; denn während damals das Namenverzeichniß der Fremden um jetzige Zeit an 11000 Nummern zählte, giebt es jetzt deren nur etwa 9000. Es iſt übrigens kaum möglich, daß die Saiſon jährlich brillanter werde, wenn ein Bad längere Zeit en vogue iſt. Es müſſen auch Ruhejahre eintreten. Vom künftigen Jahre hofft man wieder das Ungemeſſenſte. Die dann beendete Karlsruh-Straßburger Eiſenbahn ſoll mit einem Male erſetzen, was dies Jahr an unerfüllten Hoffnungen übrig zu laſſen ſcheint. Doch tauchen auch einzelne Stimmen auf, welche die Frage hervorrufen, ob nicht durch den allzugroßen Zudrang aller Bevölkerungsklaſſen die eigentlich vornehme Welt ſich dann bewogen fühlen werde, ein anderes Bad Mode zu machen, nachdem ſie bis jetzt Baden-Baden faſt ausſchließlich protegirt hatte. Auch fragt man, ob der bei einer Eiſenbahnfrequenz ſtets kürzere Aufenthalt der vielleicht zahlreicheren Fremden den Entgang einiger vorübergehenden Beſucher vergüten könne; ja man fragt ſogar, ob der Einfluß dieſer Eiſenbahn auf die Frequenz in Baden ſo bedeutend ſein werde, da jene etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt vorüberläuft. Deshalb hat man bereits an eine Zweigbahn gedacht, deren Ausführung aber noch im weiten Felde liegt.

Unter den irgendwie und irgendwarum bedeutenderen Fremden, welche mein letzter Brief nannte, fehlt der ruſſiſche Dichter Gogul, welcher bereits ſeit einiger Zeir hier die Cur braucht. Auch ſind ſeitdem wieder einzelne intereſſante Erſcheinungen aufgetaucht. So kamen vor etwa 14 Tagen 12—16 der bedeutenderen badiſchen Landtagsdeputirten hier zuſammen, unter denen auch v. Itzſtein und Sander ſich befanden. Man ſagt, ſie beabſichtigen das Arrangement einer Feier des 25jahrigen Beſtehens der badiſchen Conſtitution. Miniſter v. Blittersdorf und Geheimrath von Teuffel ſind auch hierher gekommen. Kapellmeiſter Lindpaintner reiſte flüchtig vorüber und nach München, um dort „die Sicilianiſche Vesper" bei der erſten Aufführung ſelbſt zu dirigiren. Caſſel, Braunſchweig, Hamburg und Coburg haben die Partitur derſelben ebenfalls kommen laſſen. Der Komponiſt A. Keller hält ſich jetzt auch hier auf. Dr. Kolb, der Redakteur der Augsb. Allg. Ztg., auf einer Reiſe nach der Schweiz begriffen, machte ebenfalls einen Aufenthalt von mehreren Tagen hier. K. Gutzkow wird gegen Ende des Auguſt erwartet.

Die „Allgemeine Badezeitung", vom Hofrath Muhl redigirt, hat ſich mit den Direktionen ſämmtlicher ſüddeutſcher Bäder in Verbindung geſetzt und wird dadurch an Ausdehnung und Bedeutſamkeit ſehr gewinnen, indem ſie nicht nur überſichtliche

Digitized by Google

Fremdenliſten aller Bäder, ſondern auch längere Aufſätze über deren Zuſtände künftighin mitzutheilen im Stande ſein wird. Da auch populär-medizíniſche Abhandlungen bezüglich der Bäder in ihre Spalten aufgenommen werden ſollen, ſo wird ſie dann vollkommen ihrem Titel entſprechen können. Eine andere, für den hieſigen Ort höchſt wichtige literariſche Erſcheinung iſt ein vom hieſigen Arzte, Hofrath Dr. Guggert, in engliſcher Sprache verfaßter mediziniſcher Rathgeber für Badens Badegäſte, welcher ſoeben die Preſſe verläßt.

Trotz der nun zu erwartenden ſehr guten Erndte klagt das Publikum dennoch noch immer über die Theuerung der Nahrungsmittel. Die Fremden klagen beſonders über die entſetzlich hohe Taxe der Lohnkutſcher. Dies hat die Folge, daß deren Wagen während des größten Theiles des Tages unbeſchäftigt ſtehen und irgend fernere Punkte der Badener Umgegend nur wenig beſucht werden. Komiſch iſt, daß die Kutſcher ſelber über dieſe hohen Preiſe klagen (welche erſt ſeit etwa vier Wochen wieder erhöht ſind) und man dieſelben dennoch nicht vermindert.

In einiger Zeit wird die Großfürſtin Helene hierher kommen. Dennoch werden, dem Vernehmen nach, die meiſten der anweſenden ruſſiſchen vornehmen Familien in nächſter Zeit von hier abreiſen.

Noch muß ich einen Irrthum berichtigen, den mein letzter Brief enthielt. Die neuen Anlagen, welche hier gemacht werden, gehen nämlich nicht vom Stadtrathe, ſondern von der Badedirektion aus und die Koſten derſelben werden vom Badefond beſtritten. Auch ſagte ich früher, der Buchhändler Marx habe ſein Leſekabinet im Juni erſt eröffnet. Es beſteht aber während des ganzen Jahres; doch iſt es außer der Saiſon von etwaigen anweſenden Fremden weit weniger beſucht, als das ſehr reichhaltige Muſeum in der „Sonne." Ao. Bs.

Das neue preußiſche Cenſurgeſetz giebt die Monatsſchriften von der Cenſur frei. Wie der aufgeſtaute Strom nach einer Spalte drängt, ſo ſcheint ſich jetzt die Fluth auf dieſen freien Punkt zu ſtürzen: von allen Nüancen werden Monatsſchriften vorbereitet. Möchten die Autoren im Intereſſe der Preßfreiheit nur ja Übertreibung in Form und Weſen vermeiden! Mit den Zwanzig-Bogenſchriften, die Herwegh mit einer Artikelſammlung durch den Titel „Einundzwanzig Bogen" alsbald marktmäßig ausgerufen hat, ſteht es in der Schweiz ſchon wieder bedenklich. Dorthin zogen ſich die ausgreifendſten Schriften der Art, und dort werden ſie nun ſchon an Ort und Stelle von Schweizer-Behörden in Beſchlag genommen. Die Einundzwanzig Bogen, für welche Herwegh übrigens nur einige Gedichte beigeſteuert, ſind nebſt einer Schrift von Bauer in dieſer Beſchlagnahme einbegriffen. — Möchte aber auch andrerſeits die Regierung, auch wenn ihr noch ſo viel mißfällig würde an den Monatsſchriften, einmal einen angefangenen Weg zu Ende gehen, damit doch endlich einmal ein ſchüchterner Verſuch des Fortſchritts in der Preſſe Beſtand gewinne, und zu Folgerungen gründlichen Anhalt biete.

Bekanntlich ſind die Schweizerbehörden eingeſchritten gegen die beginnende Praxis der Kommuniſten Weitling und Genoſſen. In der bei ſolcher Gelegenheit aufgegriffenen Korreſpondenz hat ſich folgender Brief an Schneider Weitling vorgethan und durch charakteriſtiſches Detail bemerklich gemacht: „Pumpe die Kerle an, iß und trink gut, damit Du lange lebeſt und es Dir wohlgehe auf Erden. So arg wie H. brauchſt Du's freilich nicht zu treiben." — „Auch ich habe deſſen" (Herwegh's) „gelbe Stiefel bemerkt und die Naſe darüber gerümpft. Aber laß das nur gut ſein. Seine Frau, die ein allerliebſtes keckes Bürſchchen iſt, putzt ihn ſo heraus. Man darf ihn nicht ſcheu machen. Warte nur, ſpäter wollen wir einen Theil ſeiner Dukaten zu unſerm Geſchäft in Anſpruch nehmen, oder wenn er nicht heraus-

rückt, ein Broſchürli ſchreiben unter dem Titel: Herwegh ein Mann wie die Andern. — Doch alles dies ganz unter uns, laß dieſe Zeilen keine Hundeſeelen leſen."

Außer Herwegh ſind in Verbindung mit dieſen Communiſten noch die Schriftſteller Wilhelm Schulz und Gutzkow genannt worden. Beide indeſſen nur inſoweit, als ſie ihre Beobachtung darauf gerichtet haben. Gutzkow hat die ſeinen bereits in den „Briefen aus Paris" niedergelegt, und wird ſich wohl jetzt auf ſeiner Reiſe nach Mailand und bei ſeiner Rückkehr durch die Schweiz ſchwerlich wieder näher um ſie bekümmert haben. Wilhelm Schulz, meines Wiſſens derſelbe, welcher im Jahre 1833 von Heſſen aus ein ſchätzenswerthes Buch über die Intereſſen des Liberalismus veröffentlichte und damals in Feſtungshaft gerieth, hat jetzt über die Communiſten eine gründliche Schilderung herausgegeben, welche ſich der Stein'ſchen Schrift ergänzend anſchließt.

Nach Aufführung eines ſchlechten Melodrams: „Die Belagerung von Rochelle", vor einem engliſchen Publikum hat Herr Dreyſchock, einer unſrer Pianiſten von erſter Fauſt, ein Stück geſpielt, und zwar auf eine ſo nachdrückliche Manier, daß man den Wiederbeginn der Belagerung zu hören geglaubt hat. Nicht zufrieden mit dieſer unerfreulichen Täuſchung, hat er mit einer Hand eine gefährliche Variation ausgeführt — jedenfalls war das Belagerungsgeſchütz um die Hälfte vermindert, ſagt der Bericht, und Zähne und Füße, ſetzt er hinzu, werden nun wohl auf dem Piano an die Reihe kommen! — Dieſer Auffaſſungsweiſe nach ſind wir nun wohl über den Virtuoſenberg hinüber und die Tauſendkünſtlerſaiſon geht abwärts.

Von Rheinpreußen aus bringt eine Stimme auf Abſchaffung der noch übrigen franzöſiſchen Kommandoworte bei unſerm Militair, oder richtiger, um nicht ſchon in dieſer Ankündigung zu ſündigen, bei unſerm Heere. Vielleicht wäre dies eine glückliche Gelegenheit, ein gleichmäßiges Kommando (auch ein fremdes Wort!) für ſämmtliche deutſche Bundestruppen einzuführen. Bekanntlich iſt für unſere holſteiniſche Landsleute dieſe Frage ſchon ſeit längerer Zeit von Wichtigkeit, da ſie von däniſchem Kommando bedroht ſind. Überhaupt nehmen wir uns noch bei weitem nicht eifrig genug der Holſtein-Schleswiger an, welche mit tapferer Ausdauer Schritt für Schritt erkämpfen müſſen, um Deutſche zu bleiben. Das Niederland bis an die Schlei wird von einem Volksſtamme bewohnt, der in all' ſeinen Stammesarten zu den tüchtigſten und kernigſten Deutſchen gehört, und der es ſeinet- wie unſertwegen gar ſehr verdient, nachdrücklich von uns unterſtützt zu werden.

Aus England wird verſichert, die deutſche Sprache verbreite ſich dort überaus, jedenfalls ſei ſie faſhionable. Daß der Hof im Weſentlichen deutſch iſt, mag allerdings viel beitragen, und jedenfalls hat ſolche Nachricht aus England mehr Grund, als aus Frankreich; denn der Franzoſe wird niemals etwas Weſentliches und Schweres vom Auslande annehmen. Unſre Buchhändler verſichern daneben, die engliſche Sprache nehme in Deutſchland zum Erſtaunen überhand. Wie könnte es auch ſonſt einträglich ſein, daß die engliſchen Schriften von mehreren Seiten bei uns nachgedruckt werden. In dieſem Betracht iſt der Schritt des Buchhändlers Bernhard Tauchnitz intereſſant. Er iſt nach England gegangen, und hat mit den dortigen berühmteſten Schriftſtellern einen Kontrakt geſchloſſen, nach welchem er die neuen Schriften derſelben gleichzeitig mit deren Erſcheinen in England auch in Deutſchland engliſch ausgeben kann. Ein ganzer engliſcher Roman, der alſo erſcheint, koſtet in dieſer Tauchnitz'ſchen Ausgabe einen halben Thaler, es iſt demnach vorauszuſehen, daß damit der ganze Bedarf Deutſchlands und aller von Deutſchland beziehenden Länder verſehen wird, da für dieſen äußerſt wohlfeilen Preis gute und ſehr ſchön gedruckte Ausgaben geliefert werden. In Folge dieſes internationalen Kontrakts werden wir zunächſt gleichzeitig mit den Engländern ein neues Werk

Digitized by Google

von Bulwer, James und Lady Bleſſington erhalten. Es beſtätigt ſich alſo nicht, daß Bulwer nichts mehr herausgeben wolle; eine Fortſetzung ſeines „Athen" wird ſein nächſtes Buch ſein. — Dieſes große Tauchnitz'ſche Unternehmen, merkwürdig, inſofern es für Gegenwart und Zukunft ein neues internationales Verhältniß thatſächlich beginnt, und den internationalen Nachdruck lebensgefährlich bedroht, breitet ſich aber auch rückwärts aus, und bringt alle älteren Klaſſiker Englands in derſelben ſchönen Ausſtattnng und Wohlfeilheit, ſo daß jetzt auch die weniger Bemittelten im Stande ſind, ſich eine vollſtändige engliſche Bibliothek, bisher ein Koſtenaufwand von vielen hundert Thalern, anzuſchaffen.

Jeglichem Original, welches Glück gemacht hat, folgt die übertreibende Nachahmung auf dem Fuße. Kaum iſt die Sibylle Lenormand, die doch auch ſchon arg beſtaubt war, geſtorben, ſo wachſen die Sibyllen wie Pilze auf. Jedes Journal empfiehlt die ſeinige, und es ſind dies noch obenein Journale von ſolcher Wichtigkeit, wie die „Debats", die „Preſſe" und der „Siecle." Das wird Kinderei! Die Hauptprätendentin hält am Territorium, ſie hat ſich in der Wohnung der Lenormand eingerichtet, und zu dieſem erblichen Herrſcherthum kommt denn noch eine Broſchüre, welche von der Lenormand hinterlaſſen ſein ſoll, und welche natürlich einen blühenden Henriquinquismus prophezeiht. Dieſer bedarf wenigſtens eines Wunders, und iſt inſofern einer Sibylle am bedürftigſten. Pikant in dieſen Prophezeihungen iſt Folgendes: Arago wird bald ſterben; Emil v. Girardin wird gewaltſam enden; Rothſchild wird ſich taufen laſſen. — Ich finde, daß die Franzoſen in Gefahr der Einfältigkeit gerathen, wenn ſie ſich noch lange von ſolchen Willkührlichkeiten unterhalten laſſen.

Moden.

Gegen die jetzige plötzliche Einfachheit in der Mode erhebt ſich ein allgemeiner Widerſpruch. Allein nicht im Intereſſe des dadurch eigentlich doch geförderten guten Geſchmacks, ſondern nur im Intereſſe der durch dieſe Einfachheit äußerſt beeinträchtigten Induſtrie, alſo der Fabrikanten, Kaufleute, Luxusarbeiter, Modiſten und Schneider. Dieſe Einfachheit bleibt aber nur dann elegant, wenn ſie in allen, auch in den kleinſten Theilen durchgängig ächt iſt. Deshalb die große Vollkommenheit der Stoffe und Arbeit in dem, was man trägt; durch welche Sorgfalt und den nothwendigen Preis dafür die durch die Einfachheit verringerte Einnahme wiederum ausgeglichen wird. Ein Sprung vom ausgebildeten Rococo zum Antiken, im vorigen Jahrhunderte durch politiſche Motive gerechtfertigt, ſcheint ſich jetzt aus bloßer Modephantaſie zu wiederholen, und während zur Zeit noch manches an das Reichliche, Glänzende und Bunte gewöhnte Auge von ihm nicht abgehen will, dagegen der meiſt geſättigte Blick Anderer davon ſich abwendet und der einfachen Form nachſtrebt, muß der Wintersanfang zwiſchen dieſen beiden Gegenſätzen ſtreng entſcheidend werden. Dem herkömmlich launenhaften Charakter der Mode gemäß zu ſchließen, iſt eine Wendung zum Antiken ganz denkbar, wo dann die erſt mit dem Renaiſſance-, dann mit dem Rococogeſchmacke in übereinſtimmung gebrachte Hauseinrichtung, Mobiliar, Tafelgeſchirr ꝛc. gleichfalls einer Umwandlung unterliegen würden. — Für Damenmoden iſt die Tunika bereits angenommen, ächt und imitirt. Auf einem Barègekleid trägt man daher einen ſo hohen Saum und Falte darunter, daß der Eindruck zweier tunikaartig getragener Röcke dadurch hervorgebracht wird. Zum Negligée kommt

Digitized by Google

dann ein Crepphut mit engliſchem Schleier hinzu, graue Halbſtiefelchen und Stockſonnenſchirm. Ebenfalls in einfarbigem Barège oder weißen oder roſa Tarlatane fällt auch oft eine ächte, offne Tunika auf einen Rock von gleichem Stoff, der ſchürzenartig geſtickt iſt, oder zwei oder drei Röcke von verſchiedener Länge fallen über einander herab. Kleine runde Spitzenhauben mit Blumen ausgeputzt, oder ein Streif von Seidengaze im Haar vollenden den friſchen, reizenden, aber durchaus nicht reichen Anzug. Schottiſche Barège oder Mouſſeline trägt man oft rund um die Taille gefältelt, mit hohem Leib à la vierge und kleinen, kurzen Schulteraufſchlägen, im Rocke zwei weit auseinanderſtehende große Falten. Um gut zu kleiden iſt ein Crinolinrock unterzuziehen. Ebenſo für Mode wie Geſundheit beachtenswerth iſt die Umgeſtaltung des *Schnürleibes*, welches der Geſtalt den Halt giebt und doch jetzt ungleich bequemer, daher der Geſundheit zuträglich, aber für die verſchiedenen Trachten und Zwecke auch verſchieden angefertigt wird. Durch die Vorrichtung von Joſſelin wird Ein= und Ausſchnüren, gänzlich oder nur zum Theil, außerordentlich erleichtert, und zwar ohne das Bedürfniß fremder Beihülfe. Für die Reiſe wird der Schnürleib elaſtiſch, für die Nacht ohne alle Fiſchbeinſtäbe, unter das Reitkleid feſt von ſchwarzem Gros de Tour, von Sommerzwillich unter das Frühkleid, und in weißem Atlas, Moor und Sommerzwillich für die Brautanzüge angefertigt. — Eine Neuigkeit ſind die großen *Schleier* von ſehr feinem einfarbigen Tülle, welche bis auf die Taille, ja bis zum Knie herabfallen und meiſt zu ganz einfachen Crepp= oder Organdyhüten getragen werden. Die Form der *Hüte* iſt ſich ziemlich gleich geblieben, daher auf der Art ſie zu tragen die Eleganz beruht; man liebt ſie bei warmer Witterung von weißem Crepp mit einer langen beweglichen Feder und kleinen roſa Blumen innen, oder mit drei in grün ſchattirten Marabouts, oder mit Stickereien in grüner Borte beſetzt. Roſa Crepphüte mit breiten Querfalten werden mit gleichfarbigem Crepp und wilden Roſen, Knospen und Blättern ausgeputzt. Bandröllchen als Ausputz ſind ſchon zu allgemein geworden. Der *Haarputz* iſt ſehr einfach, das Haar griechiſch aufgeſteckt und mit einem Streifen ächt brüſſeler oder ächt ſächſiſcher, nur keiner engliſchen Spitze geſchmückt. Neu iſt auch, das griechiſch geſcheitelte Haar nur mit einem Kamm zu befeſtigen, an deſſen linker Seite über einer runden, vom Haar gebildeten Rolle, welche ganz bedeckt bleibt, zwei leicht gekräuſelte Flechten kreuzweiſe breit gezogen ſind, um die ſich wieder der fünfflechtige Zopf legt, oder anſtatt deſſen das Haar in langwallende Locken übergeht, in welche eine Roſe mit Knospen befeſtigt iſt. Der *Mantelet* iſt von ſchwarzer Spitze, hinten abgerundet und mit ein paar Stichen bis zur Armhöhe aufgefaßt, vorn in abgerundeten Schößen wieder herabfallend, durchgängig mit ſehr breiter Spitze eingefaßt; oder von geſticktem Tüll, hinten ſehr lang, in der Armhöhe viereckig geſchnitten, am Halſe ziemlich eng geſchloſſen, und vorn in viereckigen Schößen ſo tief wie das Kleid herabfallend. Sehr luxuriös bleibt das *Taſchentuch* mit aufgedruckten oder eingeſtickten Namen, Buchſtaben, Wappen, Vignetten, Blumen oder Landſchaften, und reichſtem Spitzenbeſatz. Auch darf man gegen Hitze und Nervenſchwächen jetzt, was ſo lange verpönt blieb, einen Tropfen *Odeur* darauf nehmen, wozu man das doppelte kölniſche Waſſer, oder Extracte aus Gaisblatt, Myrte, Scotia und anderen Blumen, am Liebſten verwendet. A.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 72. Pariſer Moden. (Damenmoden: Beſuchs=Anzug; Reisſtrohhut; Mouſſeline=Mantelet; Kleid in poult de soie. — Haus=Anzug; Spitzenhaube; Überrock von Wollen=Leinwand.

No. 73. Pariſer Moden. (Damenmoden: Barège=Kleid und Haushäubchen; — weiße Hauskleidung (Peignoir); — Peignoir in Mouſſeline, Algier=Scharpe.

Digitized by Google

Anzeiger. № 10.

Im Verlage von **Joh. Ulr. Landherr.** Firma: J. D. Claſſiſche Buchhandlung in Heilbronn iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands, der öſterreichiſchen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslandes zu haben:

Neueſte Entdeckung,

wie neben dem Gebrauche einiger weniger Medikamente und einem angemeſſenen Verhalten
durch
das blosse süsse Brunnenwasser
die Folgen der Selbſtbefleckung, die unwillkührlichen nächtlichen Saamenergießungen und der weiße Fluß auf das gründlichſte und zuverläſſigſte geheilt, und die geſchwächten Kräfte der Mannheit zu dem höchſten Grade der Vollkommenheit gebracht werden können.

Durch Erfahrungen und untrügliche Proben verbürgt.

Zur Belehrung für Aeltern und Lehrer.
Zehnte verbeſſerte Original-Auflage.
8. Broſchirt. Preis fl. 2. 15 kr. oder Rthlr. 1. 7½ Ngr. (6 gGr.)

☞ Vorſtehende Schrift eines ausgezeichneten deutſchen Arztes, von welcher bereits **zehn** ſtarke Originalauflagen und mehrere Überſetzungen veranſtaltet worden, iſt ſo bewährt, daß keine weitere Anpreiſung nöthig ſein wird. — Viele Tauſende nahe und fern verdanken ihr vollkommene Geneſung, da die Heilmittel, welche ſie angiebt, die einzig wahren ſind, den innern Krankheitsſtoff, der bis jetzt ſo oft unheilbar geblieben, zu heilen.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Wiederkehr.

Eine Novelle.
Herausgegeben
von
dem Einſiedler bei St.-Johannes.
Drei Theile.
Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt neu erſchienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Muſikaliſche Dynamik
oder
die Lehre vom Vortrage in der Muſik.

Ein Lehr-, Hand- und Hülfsbuch für Alle, die auf irgend eine Weiſe praktiſch Muſik treiben, Künſtler oder Dilettanten, Sänger oder Inſtrumentaliſten, Lehrer und Schüler,
von **Guſtav Schilling.**

Gr. 8. Caſſel, J. C. Krieger'ſche Buchhandlung. 1843. broſch. (24 Bogen.) 1 Thlr. 20 gGr. = 1 Thlr. 25 Sgr.

Als die beſte Empfehlung für dieſes Werk möge das Urtheil eines der competenteſten Richter, unſeres berühmten Spohr, dienen: ☞ „Das Schilling'ſche Buch „die Lehre vom Vortrage in der Muſik", habe ich mit großem Intereſſe geleſen und mich ſeines reichen und umfaſſenden Inhalts gefreut. Bei der Dürftigkeit, woran bisher alle, mir bekannt gewordenen, muſikaliſchen Lehrbücher im Kapitel vom Vortrage litten, war es ein längſt gefühltes Bedürfniß das, was ſich über den muſikaliſchen Vortrag in Worten lehren läßt, in geordneter Folge zuſammengeſtellt zu ſehen. Das iſt hier mit Geſchick und Umſicht geſchehen, und es wird daher das Werk nicht nur allen Muſiktreibenden von großem Nutzen ſein können, ſondern auch zu weiterer Bearbeitung dieſes bisher ganz vernachläſſigten Theiles der Muſiklehre weiter anregen."

Dr. Louis Spohr.

Bei **J. J. Bohné** in Caſſel iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands vorräthig:

Ludwig, Fr., Wartburgſtimmen.

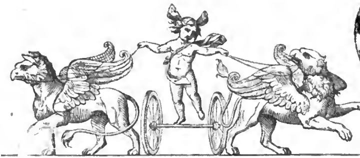
Dichtungen.
8. Geh. 17½ Sgr. = 1 Fl. 1 Kr.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

16. Auguſt **№ 33.** 1843.

Ueberſicht: Der Ren… Neue Bücher und Broſchüren. — Nachrichten. — Mode=

Der Renegat.

Ein Bild aus dem Leben.

Einer der vorzüglichſten Punkte zur Auffaſſung des großartigen Panoramas von Conſtantinopel iſt der ſogenannte Leanderfelſen, ein kleines, aus den Wogen auftauchendes Eiland, faſt in der Mitte des Baſſins liegend, in welches drei Meeresarme zuſammenſtrömen: der unüberſehbare gekrümmte Hafen oder das goldne Horn, der Bosporus und die herandrängenden Fluthen des Marmormeeres. Hier irrt das Auge nicht auf der leeren Meeresfläche umher, die Wellen beſpülen hier keine flachen, ſonnenverbrannten Küſten, keine himmelanſtrebende Berge verhindern den Blick, in die Ferne zu ſchweifen; Land und Meer drängen ſich hier zu liebender Vereinigung aneinander, üppig grünend und blühend ſteigen amphitheatraliſch die europäiſchen Ufer auf und erheben ſich zu den weit in das Land hineinragenden maleriſchen Hügelreihen, während auf der nicht weniger reizenden Küſte Aſiens hinter dem vorſpringenden Scutari, das ſich mit ſeinen 150,000 Einwohnern beſcheiden eine Vorſtadt von Conſtantinopel nennt, im fernen, fernen Hintergrunde leichte Wolken die farbigen Gipfel des herrlichſten Gebirges umhüllen.

Auf dieſem, von rauſchenden Wogen umſpülten Stückchen Erde ſtand ich an einem heiteren Maimorgen des Jahres 1842, ſchaute hinaus auf Land und Meer, und vor meinen Blicken lag im reizendſten Panorama, von ſonnigem Golde der Morgenſtrahlen übergoſſen, auf der letzten Spitze des Welttheils Europa, eine unabſehbare Häuſermaſſe mit tauſend Kuppeln, Zinnen

und Thürmen ſtufenweiſe aus dem Meere gewachſen — Conſtantinopel! Ein Zauber des Wunderbaren ruhte auf dem Ganzen, der durch das Geheimnißvolle des Kaiſerſitzes, dieſes aus Paläſten zuſammengeſetzten Palaſtes, Serail genannt, vermehrt wurde und meine Phantaſie in Thätigkeit erhielt. Während ich mit Wolluſt die Schönheiten der Natur einſog und die erſten Strahlen der Sonne über Aſiens Gebirge aus dem Lande der Mährchen und Sagen auf die „Stadt des wahren Glaubens" fielen, wurde die um mich herrſchende feierliche Ruhe durch ein Boot unterbrochen, das, von dem Kai von Topchana herüberrudernd, bei dem Leanderfelſen anlegte und in meiner Nähe zwei Männer an's Land ſetzte, die durch Scherz und joviales Plaudern zu erkennen gaben, daß der Weltſchmerz ihnen fremd geblieben ſei. Ein Blick auf das Äußere derſelben ließ mich in den Angekommenen zwei Oberoffiziere der türkiſchen Artillerie erkennen; anfangs wurde ihre Unterhaltung in türkiſcher Sprache geführt, bald jedoch führten lebhafte Neckereien in das Gebiet der lingua franca, und kaum mochten ſeit ihrer Ankunft zehn Minuten verfloſſen ſein, ſo ſtritt man ſich in gutem Franzöſiſch über ein auch mich intereſſirendes Thema, nämlich darüber, welche Nation die vorzüglichſten Kriegslieder aufzuweiſen habe. Die Meinungen wurden durch Beweiſe unterſtützt; ein begonnenes türkiſches Lied endigte unter beiderſeitigem ſchallenden Gelächter; die beiden civiliſirten Osmanen ſchienen in Begeiſterung für ihre Sache zu gerathen, und während der eine mit hohem Pathos die Marseillaise im Idiom der Messieurs anſtimmte, begann der andere im ſonoren Bariton — man denke meine freudige Überraſchung! — in deutſcher Sprache unſers Schiller's herrliches Lied:

„Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!"

Fern von der Heimath wirkt nichts mächtiger auf das Gemüth des Menſchen als die Töne der Mutterſprache; hier ſchwinden die Grenzen der 39 Bundesſtaaten, der Deutſche begrüßt den Deutſchen; ſo wurde auch ich durch dieſe Accorde aus meinen Träumen zur Wirklichkeit zurückgeführt. Wie durch Zauber berührt, fuhr ich von dem mir als Schemel dienenden Felſenblock empor, ſtand augenblicklich neben dem feßbedeckten Sänger, mit voller Stimme in deſſen Lied einfallend. Der Offizier ſchien durch mein Benehmen überraſcht zu ſein, und ſtatt, wie ich erwartet, mit freundlichem Wort mir entgegenzukommen, hüllte er ſich in ernſtes Schweigen und nahm eine Miene an, die ſein Staunen ausdrückte, wie ein Giaur es wagen könne, ſo frech einem Gläubigen entgegenzutreten. Ich befand mich wirklich in einer peinlichen Situation. Der ganze Vorgang, der Charakter des gehörten Geſanges ſagte mir zu deutlich, der Mann wußte und fühlte, was er ſang; gleich nach der erſten Strophe ſeines Liedes hätte ich einen Eid ablegen wollen, daß er ein Deutſcher ſei!,— und jetzt dieſes räthſelhafte Befremden, dieſer hohnſprechende Blick, dieſer Ausdruck der Verachtung, welche ſich über mich ergoſſen: ſie konnten nicht Kinder einer deutſchen Seele ſein! Schon

war ich im Begriff, in franzöſiſcher Sprache eine Entſchuldigung hervorzuſtammeln, als der Türke, in ſeiner unbeweglichen Stellung beharrend, mir die Hand entgegenſtreckte und mit einem herzlichen „Willkommen, Landsmann, in Conſtantinopel“ allen Groll vergeſſen und verſchwinden machte.

„Alſo keine Täuſchung“, rief ich freudig, „ich war nahe daran, Sie für einen wahren Gläubigen zu halten.“

„Und wer ſagt Ihnen, daß ich das nicht ſei?“ entgegnete mit ſtolzem Ernſte der räthſelhafte Mann, „nennt man mich auch nicht Hadji, ſo ſoll mir doch Niemand beweiſen, daß ich als Renegat weniger Das bin, was ich ſcheine.“

Erklärungen führten zu Erklärungen, aus denen ich entnehmen konnte, daß Juſſuf — ſo nannte ſich der Renegat — allerdings ein geborner Deutſcher und vor fünf Jahren in türkiſche Militairdienſte getreten ſei; mit der großherrlichen Uniform hatte er auch den großherrlichen Glauben annehmen müſſen. Nachdem Juſſuf mich ſeinem Begleiter und dieſen mir als einen in Wien gebildeten Smyrnioten vorgeſtellt, wurde die gemeinſchaftliche Überfahrt nach Topchana beſchloſſen und feſtgeſtellt, daß wir in der Wohnung des Renegaten das Frühſtück einnehmen wollten.

Während der Rückfahrt hatte ich Gelegenheit, meinen Landsmann etwas näher zu beobachten. Seine Figur bot das vollendetſte Bild eines Helden von höchſtens 30 Jahren; die untere Partie des Geſichts lief in einen wohlgepflegten ſchwarzen Bart zuſammen; von der Stirne zogen ſich, faſt parallel laufend, zwei Achtung gebietende Narben nach dem äußern Winkel des linken Auges herab, und das Feuer dunkler Augen wurde durch buſchige Brauen in dem Maaße erhöht, daß es ſchien, als ob durch die leiſeſte Bewegung der letzteren Sturm und Sonnenſchein hervorgezaubert werden könnte. Auf der Bruſt der Uniform prangte die Dienſtauszeichnung eines Oberoffiziers, und an der Seite hing in ſammetbekleideter Scheide ein echter Damascener. Trotz der Lebendigkeit, die ſich in jeder ſeiner Bewegungen ausſprach, trug ſeine Phyſiognomie mehr einen ernſten, faſt düſteren Charakter, und oft wollte es mir ſcheinen, als ob hin und wieder ſelbſt ein Zug innerer Schwermuth das heitere Antlitz trübte.

Am Kai von Topchana angelangt, traf es ſich durch einen Zufall, daß Juſſuf's Freund in einer Dienſtangelegenheit abgerufen wurde, was indeſſen den Renegaten nicht abhalten konnte, darauf zu beſtehen, daß ich für heute ſein Gaſt ſein ſollte. Bald traten wir in die von Juſſuf bewohnten oberen Gemächer eines weitläufigen türkiſchen Hauſes, und ich machte die Bemerkung, daß der Renegat auch in ſeinen Einrichtungen den Osmanen zu ſpielen verſtand. Ganz wie in den gewöhnlichen türkiſchen Wohnungen war hier weder Tiſch noch Seſſel zu erſchauen; deſto reicher aber war der Fußboden mit werthvollen Teppichen geſchmückt und die ſammetgewirkten Kiſſen eines ſchwellenden Divans luden zu behaglicher Ruhe ein. Die Wände des Zim-

ners waren nach Landesſitte mit koſtbaren Waffen und langen Pfeifen verziert, und kein Zeichen der in Conſtantinopel ſo tief eingeriſſenen Frankomanie war ſichtbar.

„In dieſem Gemache wohnt der Türke“, begann der Renegat, nachdem der zur Sorge für unſere Bequemlichkeit herbeigerufene ſchwarze Diener wieder entlaſſen war, „und was zu dieſem gehört, wird hier abgefertigt. Wird mir indeſſen hier die Zeit zu lang, oder bin ich allein, ſo beſuche ich zur Abwechſelung wohl auch einmal den Franken“; — eine Seitenthür wurde geöffnet, und wir traten in ein nettes, im neueſten europäiſchen Geſchmack eingerichtetes Cabinet, in welchem der Luxus des Orients dem Comfort des Abendlandes weichen mußte.

Beim Eintritt in dieſes Gemach wurde meine Aufmerkſamkeit durch eine als Zimmerverzierung angebrachte Landſchaft, deren Feld mir ſehr bekannt zu ſein ſchien, noch mehr aber durch einen neben derſelben hängenden Gemälderahmen in Anſpruch genommen, deſſen Inhalt dem Auge durch einen ſchwarzen Schleier verborgen war. Der Renegat ſchien durch dieſe Aufmerkſamkeit etwas beunruhigt zu werden, und ſuchte mich, ein Geſpräch über die Schönheiten Conſtantinopels beginnend, auf das Sopha niederzuziehen und ſo jene Gegenſtände meinen Blicken zu entrücken. Hier wurde nun bei einer Flaſche Porter, den die Söhne Albions großmüthig auch den Ungläubigen liefern, den Ergießungen des Herzens im Strom der Rede freier Lauf gelaſſen, und ſo kam es denn, daß ich im Laufe des Geſprächs dem Renegaten die Stadt L. in *** als meine Vaterſtadt nannte. Juſſuf ſchien durch dieſen Namen unangenehm berührt; ſeine Augen waren forſchend auf mich gerichtet, als ob ſie irgend eine Unwahrheit entdecken möchten, er ging vom heiteren Geplauder zum ernſten Schweigen über, erhob ſich von ſeinem Platze und durchſchritt in großer Aufregung das Zimmer. Endlich ſtand er mit einem wehmuthsvollen Blicke vor dem ſchwarzverſchleierten Bilde ſtill; auf ſeinem Antlitz lag die Bläſſe des Todes, nur ſein Auge ſchien an Lebenskraft gewonnen zu haben, und dieſes Auge blickte feſt auf mich, als wolle es die Tiefe meiner Seele ergründen.

„Sie ſind aus L....“, begann Juſſuf, „ſo muß Ihnen ja wohl auch dieſes Bild bekannt ſein.“ Bei dieſen Worten wurde der Schleier von dem Gemälde gezogen, und mir ſtrahlten die engelgleichen Züge eines Mädchens entgegen, das vor ungefähr acht Jahren in meiner Geburtsſtadt durch ein leidenvolles Schickſal dem Grabe zugeführt ward.

„Sie iſt todt“, entgegnete ich raſch dem Renegaten, ohne zu erwägen, daß dieſe Nachricht demſelben in mildernder Form hätte beigebracht werden ſollen.

„Ja, ſie iſt todt“, verſetzte beſtätigend der Renegat, „ſie war mein Alles, mein Leben, und ich — — ich bin ihr Mörder!“

Ein Bild des Jammers und des Schmerzes ſtand Juſſuf vor der Hin-

geſchiedenen, den Blick mit tiefer Wehmuth in die lieblichen Züge verſenkt; eine Thräne glänzte in ſeinem Auge, und erſt als der Trauerflor das Heiligthum wieder verdeckte, kehrten die Lebensgeiſter und mit ihnen die Kraft der Seele zurück. Die feierlichſte Stille herrſchte im Zimmer. Der Vorgang war zu ernſt und ergreifend, als daß es mir möglich geweſen, die Gefühle des Renegaten durch Worte zu ſchwächen. In ſeinem Anſchauen verloren, durchflog eine Ahnung meine Seele, eine Ahnung, die faſt zur Gewißheit reifte, als ich Juſſuf's Züge und vorzüglich ſein ſeelenvolles Auge mit dem geſehenen Portrait verglich.

„Mein Gott!" rief ich, von meinen Gefühlen hingeriſſen, „Sie ſind doch nicht Alfred ***, der Bruder jener Unglücklichen, der ſeit zehn Jahren in ſeiner Heimath als verſchollen betrachtet wird?"

„Derſelbe", verſetzte Juſſuf mit der Ruhe eines über ſeine Gefühle gebietenden Mannes. „Derſelbe, der ſo unklug war, eine Schande darin zu finden, daß ſeine Schweſter durch den Günſtling eines Fürſten entehrt wurde; derſelbe, der als Junker von dieſem Schurken, ſeinem Vorgeſetzten Satisfaction zu fordern ſich erfrechte und für dieſe Verletzung der Subordination durch einen vierteljährigen Feſtungsarreſt und Entlaſſung aus dem ***ſchen Militairdienſte zur Erkenntniß ſeines Unrechtes gebracht werden ſollte!"

Ein bitteres Lächeln umſpielte den Mund des Renegaten; krampfhaftes Zucken ſeiner Muskeln und das drohende Zuſammenziehen ſeiner Hände deuteten auf einen mächtigen Kampf, den dieſe Erinnerung in ſeinem Innern hervorrief. Die Lippen wurden durch ein leiſes Nippen aus dem vor ihm ſtehenden Becher benetzt, und im ſtarren Hinbrüten nahm dann Juſſuf ſeine Rede wieder auf:

„Was weiter erfolgte, wird Ihnen nicht unbekannt ſein, doch will ich es der Vollſtändigkeit wegen hier kurz wiederholen. Ich kehrte nach überſtandener Strafzeit in das Haus meiner Eltern zurück; noch machte ich einen Verſuch, meine arme, durch lockende Vorſpiegelung gefallene Schweſter durch ihren Verführer zu Ehren gebracht zu ſehen: man wies mir hohnlachend die Thür und drohete, mich im Wiederholungsfalle meines Beſuchs durch die Bedienten aus dem Hauſe werfen zu laſſen. Da mahnte es mich mit unverlöſchlicher Schrift, der Rächer meiner heißgeliebten Schweſter zu werden; — ich that nicht recht, das fühle ich jetzt; ich that nicht recht, als ich das entſetzliche Mittel wählte, aber man hatte mich zum Äußerſten getrieben: ich ſchoß dem Schurken auf der Parade eine Kugel durch den Kopf!"

Die Pauſe, welche jetzt eintrat, überzeugte mich, daß mächtige Regungen beſſerer Gefühle dem Renegaten nicht erlaubten fortzufahren; er ſtützte ſinnend das Haupt, mit beiden Händen ſein Antlitz bedeckend, und ſchien völlig erſchöpft zu ſein.

„Mit dieſer That war das Unglück meiner Familie vollendet", begann er endlich mit matter Stimme, „mein Schickſal entſchieden und das Leben

meiner unglücklichen Schweſter gebrochen, die, an demſelben Tage Mutter geworden, in Wahnſinn verfiel und bis zu ihrem Tode nicht wieder zu voller Geiſtesthätigkeit gelangte. — — Für meine Perſon geſtaltete ſich der Ausgang beſſer, als ich erwartet hatte, obwohl ich eben kein großes Gewicht auf mein Leben legte. Der Staat ſchien kein beſonderes Intereſſe daran zu finden, meinen Kopf durch den Henker fallen zu ſehen, und ſo wurde denn den Bemühungen meines in Gram ſich verzehrenden Vaters, mich zur Zeit jener That als geiſteskrank darzuſtellen, nachgegeben und ſtatt der Todesſtrafe war lebenslängliche Verbannung aus meinem Vaterlande und mit ihr Transportirung nach Amerika mein Loos. Man vergönnte mir nicht, zum Abſchied die Meinigen nochmals zu beſuchen; mit Ketten belaſtet, wurde ich ans Geſtade des Meeres gebracht, um nach der neuen Welt befördert zu werden. Ich war damals 18 Jahr alt und verließ Europa ohne Hoffnung, es jemals wieder zu ſehen. Seit dieſer Zeit gelte ich in meiner Heimath für todt, und da zwei Jahre darauf meine beklagenswerthe Schweſter ins Reich des himmliſchen Friedens einging und bald darauf auch meine Eltern ihrem Kummer und der Zeit erlagen, ſo habe ich vorſätzlich Alles vermieden, was dort auch nur den Schein erwecken könnte, daß ich noch am Leben ſei."

„Aber erklären Sie mir", fiel ich hier ein, „wie hängt Ihre Transportation nach Amerika mit der Thatſache zuſammen, daß Sie jetzt als Renegat in Conſtantinopel und, wie es ſcheint, in ſehr ehrenhaften, angenehmen Verhältniſſen leben?"

Dieſe Frage brachte in Juſſuf's Weſen eine ſehr merkliche Veränderung hervor; die düſtere Stimmung verzog ſich allmälig von ſeiner Stirn, neues Leben ſtrahlte aus ſeinen Augen und über ſein ganzes Ich hatte ſich Selbſtgefühl und Sicherheit ergoſſen, die Zeugen des Bewußtſeins eigener Thatkraft und der Erinnerung an ſiegreiche Kämpfe gegen ein hartes Schickſal.

„Das iſt eine lange Geſchichte", erwiederte der Renegat mit ſichtbarer Selbſtzufriedenheit, „deren Auseinanderſetzung für heute zu weit führen würde, da ich in einer halben Stunde in Dienſtangelegenheiten das Arſenal zu beſuchen habe. Wollen Sie mir aber morgen, zu derſelben Stunde die Ehre Ihres Beſuches gönnen, ſo ſoll es mir eine Freude ſein, Ihrem Wunſche in ſeinem ganzen Umfange zu entſprechen."

Ich drückte meinem ſchwer geprüften Landsmanne theilnahmvoll die Hand und ſchritt an dem Geſtade des Meeres entlang meinem Quartiere zu, wo mich die Erzählung Juſſuf's ſo ausſchließlich beſchäftigte, daß für heute alle Herrlichkeiten Stambuls für mich erſtorben waren. Mein Intereſſe für den Renegaten und ſein vielbewegtes Schickſal hatte ſich zu einem ſo hohen Grade geſteigert, daß in der nächſten Nacht ſelbſt der Schlaf ſeine Rechte nicht geltend machen konnte und meine Phantaſie in der Erzeugung wirrer Bilder mich dem jungen Tage zuführte.

Daß ich mich am folgenden Tage zu der bezeichneten Stunde in Juſſuf's

Wohnung einfand, bedarf wohl keiner Verſicherung. Dieſer ſchien mich erwartet zu haben und kam mir mit der ganzen Herzlichkeit entgegen, die von einem Deutſchen immer erwartet werden darf. Eine Tſchibuki und eine Taſſe Mokka machten die Einleitung zu der Fortſetzung unſerer geſtern abgebrochenen Unterhaltung; wir nahmen heute in dem türkiſch eingerichteten Zimmer Platz, und nachdem der Renegat mir wiederholt verſicherte, daß das, was er mir mittheilen würde, die ſtrengſte Wahrheit ſei, nahm er den Faden ſeiner Lebensgeſchichte wieder auf.

„Ich war", begann derſelbe, „wie Sie ſich erinnern werden, aus meinem Vaterlande verbannt und zur unfreiwilligen Auswanderung nach Amerika beſtimmt. In Bremen wurde ich, nach weislich genommenen Maaßregeln, die mir die Rückkehr unmöglich machen ſollten, auf einen Kauffahrer gepackt, der im Begriffe war, nach der neuen Welt zu ſegeln. Ich will Sie nicht mit Betrachtungen über meinen damaligen Zuſtand langweilen und mich hier auf Thatſachen beſchränken, ſo leicht es mir auch ſein würde, meine Geſchichte durch romantiſche Bilder zu füllen. Ein guter Theil des atlantiſchen Oceans lag bereits zwiſchen Europa und mir, als der Himmel ſich ins Mittel ſchlug und mich aus der Nähe meiner neuen Beſtimmung wieder nach der alten Welt zurückſandte. Um es mit wenigen Worten zu ſagen: das Schiff, welches mich am Bord führte, litt Schiffbruch, wobei Schiff, Ladung und der größte Theil der Paſſagiere und Schiffsmannſchaft in den Fluthen des Meeres unterging. Vier Matroſen und meine Wenigkeit, die wir uns in ein Boot gerettet, wurden nach einem martervollen dreitägigen Herumtreiben auf hoher See durch ein aus Weſtindien rückkehrendes franzöſiſches Kriegsſchiff aufgenommen und glücklich nach Frankreich zurückgebracht. Freund! welche Seligkeit lag für mich in dem Anblick der europäiſchen Küſte! So wenig Ausſicht ich auch für eine glückliche Zukunft darin finden konnte, ſo war in dieſen Verhältniſſen doch der größte Troſt, welcher mir gewährt werden konnte, nur der: nicht auf ewig von meiner Heimath und meiner Familie getrennt zu ſein — und dieſer wurde mir hier geboten! — In Frankreich ans Land geſetzt, blieb mir in meinen Verhältniſſen hinſichtlich der Gründung einer künftigen Exiſtenz keine große Wahl übrig: an das Militairleben von Jugend auf gewöhnt, ging ich unter dem angenommenen Namen v. K... mit der Fremdenlegion 1832 nach Algier und betrat ſo, anſtatt Amerika, den Boden Afrikas. Es liegt nicht in meiner Abſicht, hier Einzelnheiten aus meinem Kriegsleben in Algier aufzuführen; nur ſo viel ſei mir erlaubt zu ſagen, daß ich nach einer achtzehnmonatlichen Dienſtzeit zum Offizier befördert, und drei Monate ſpäter, kaum 20 Jahre alt, mit dem Kreuz der Ehrenlegion honorirt wurde. Die Narben, welche Sie hier auf meiner Stirn erblicken, waren Vorläufer meiner Beförderung und verdanken ihre Entſtehung der Beſetzung von Bugia. Mit dem rothen Bande ſchien aber auch das Mißgeſchick bei mir einzukehren; es wollte mir kein Unternehmen mehr gelingen und bei

einem Verſuche der Araber, Buffarik zu nehmen, wurde ich ſo bedeutend in der linken Schulter verwundet, daß die Ärzte meine Wunde für gefährlich erklärten und zur Heilung derſelben mich mit einem Krankentransport nach Frankreich zurückſchickten. — Die lieblichen Geſtade Frankreichs, die milde Luft der Provence, noch mehr aber meine Jugend kamen den Ärzten zu Hilfe, und ehe der Mond uns dreimal ſein volles Antlitz gezeigt, war ich vollkommen wieder hergeſtellt. Während meiner Krankheit hatte ich um meine Entlaſſung aus der Fremdenlegion nachgeſucht, die mir, in Rückſicht auf meinen Geſundheitszuſtand, ohne Schwierigkeit bewilligt wurde. Jetzt war ich frei! — Die in der Armee innegehabte Stellung, das Kreuz der Ehrenlegion und erworbene Empfehlungen würden es mir leicht gemacht haben, in Frankreich meine Exiſtenz zu ſichern; es lag jedoch nicht in meiner Abſicht, jetzt die Ketten irgend einer Verbindung auf mich zu laden, denn meine Gedanken ſchweiften nach der lieben Heimath! In Algier hatte ich mir durch Kriegsglück ein kleines Kapital zuſammengebracht, das mich in den Stand ſetzte, bei einiger Sparſamkeit ein Jahr unabhängig leben zu können — und hierauf hatte ich einen Plan gebaut, der meine ganze Seele beſchäftigte und den ich unverzüglich in Ausführung zu bringen beſchloß, nämlich den: meine Vaterſtadt noch einmal zu beſuchen, meine Familie noch einmal zu ſehen, um dann abzuſchließen mit den Gefühlen meines Herzens und dem Schickſal kühn entgegentreten zu können!"

„Aber", fiel ich hier dem Renegaten in's Wort, „bedachten Sie nicht welche Folgen dieſes Wageſtück für Sie und Ihre Familie nach ſich ziehen konnte!"

„Alles dies hatte ich erwogen", fuhr Juſſuff fort, „und es war in der That weniger Gefahr dabei, als es auf den erſten Blick den Anſchein hat. Mein Paß war auf meinen angenommenen Namen ausgeſtellt, und die Sonne Afrikas, ſowie zweijährige Kriegsſtrapatzen hatten auch das ihrige gethan, um es mir möglich zu machen, in ganz veränderter Perſon dort auftreten zu können. Ohne beſondere Begegniſſe langte ich in meiner Vaterſtadt an und nahm in einem unbedeutenden Gaſthofe einer entlegenen Vorſtadt Quartier. Es war ſpät des Abends, als ich anlangte. Ich wechſelte ſchnell die Kleider, um noch einen Gang durch die Straße zu machen, in der das Haus meiner Eltern lag, und ging in's Gaſtzimmer herab, um einige Aufträge an die Dienerſchaft zu ertheilen. Hier fand ich zwei Mädchen und die Wirthin beſchäftigt Todtenkränze zu flechten, Gegenſtände, die mich zu ſonderbaren Gefühlen ſtimmten und mein näheres Herantreten zur Folge hatten. „Sie könnten auch ein Blümchen hier mit einflechten, junger Herr", begann die freundliche Wirthin, an mich ſich wendend; „das Mädchen, deſſen Grab dieſe Guirlande zieren ſoll, war dieſer Mühe und einer Roſe wahrlich nicht unwerth!"

„Gewiß eine theure Verwandte", erwiderte ich und griff mechaniſch nach

einem Sträuschen Vergißmeinnicht, um es dem ordnenden Mädchen zu überreichen. „Glücklich iſt Der, dem die Seinigen nach ſeinem Tode Kränze flechten!“

„Nicht eben verwandt, beſter Herr“, entgegnete die geſchäftige Frau, „aber allgemein geehrt und höchſt unglücklich. Sie können morgen früh die halbe Stadt an ihrem Grabe finden, und Alle werden aufrichtige Theilnahme zeigen; Roſalie *** war ein gar gutes Mädchen!“

„Wen nennt Ihr da!“ — rief ich mit einer Stimme, welche die Mädchen erſchreckte. „O ſagt, wie heißt die Todte, der dieſe Kränze gewidmet ſind?“

„Nun, wer anders ſoll es ſein als Roſalie ***, die morgen beerdigt wird“, war die Antwort. — Ich aber ſtand, einer Bildſäule gleich, vor den erſtaunten Mädchen, das Blut ſchien in meinen Adern ſtocken zu wollen und ohne auf die Reden der Umſtehenden zu achten, ſchlich ich nach meinem Zimmer zurück; ich hatte genug gehört: die Verſtorbene war meine unglückliche Schweſter!“

„Schon ehe der Morgen des neuen Tages graute, ſtand ich auf dem Friedhofe; der Todtengräber zeigte mir das kühle Bette, das in einer Stunde meine theure Roſalie aufnehmen ſollte; auch er fügte zur Vermehrung meines Schmerzes hinzu: „Ach Herr, der wird wohl ſein, denn ſie hat viel leiden müſſen!“ — Endlich nahete der Trauerzug. Die ungeheure Menſchenmenge, welche theils Theilnahme, theils Neugierde hergetrieben, machte es mir leicht, mich unbemerkt in der Nähe des Grabes aufſtellen zu können. Ich war anfangs ruhiger, als ich ſelbſt für möglich gehalten; als man aber die ſchwarze Truhe, welche das Theuerſte meines Lebens in ſich ſchloß, in die Tiefe hinabgeſenkt, als Vater und Mutter troſtlos ihr dahingeſchiedenes Kind bejammerten — da unterlag auch bei mir die Vernunft dem Gefühle: ich brach mit Ungeſtüm durch die gaffende Menge, und eine Hand voll Erde auf den Sarg der Schweſter werfend, rief ich der Seligen mein „Lebwohl! Roſalie!“ mit ſo wenig Verſtellung nach, daß mich meine Mutter augenblicklich erkannte und mit einem Schrei des Entſetzens in Ohnmacht ſank. Jetzt kehrte mein Bewußtſein zurück; von der eingetretenen Verwirrung begünſtigt, ſchlich ich unbemerkt aus dem Gewühl nach meinem Quartiere zurück und eine Stunde ſpäter hatte ich meine Vaterſtadt im Rücken — um ſie niemals wiederzuſehn!“ —

„Diesmal ſah ich mit leichterem Herzen die Thürme von L** im Nebel verſchwinden, als dies vor zwei Jahren der Fall war. Ich kannte keine andere als Geſchwiſterliebe; in meiner Schweſter hatte man mein Alles begraben. Jetzt war es mir ziemlich gleichgültig, wohin auch das Schickſal mich führe, denn mein Leben hatte keinen Werth mehr für mich. Eine Zeit lang fand ich in Wien und Trieſt Zerſtreuung, doch bald ſehnte ich mich nach einem thätigern Leben und trat, auf meine frühere Carrière bauend, in griechiſche Militairdienſte, wo ich Gelegenheit zu finden hoffte, meinen Arm beſchäftigen zu können. Dies aber war der am wenigſten geeignete Weg, mich emporzu-

Digitized by Google

bringen, und wenn ich je einen Schritt meines Lebens zu bereuen Urſache habe, ſo iſt es dieſer. In Hellas lernte ich das Kriegerthum in ſeiner tiefſten Erniedrigung kennen; auch in Algier hatte der Soldat, beſonders bei der Fremdenlegion, keine goldenen Tage, aber Griechenland lieferte das Non plus ultra der Erbärmlichkeit. Die aus Deutſchland angekommenen Truppen wurden auf attiſchem Boden entweder mit Hacke und Schaufel ausgerüſtet und in die Sümpfe geſchickt, um dort in dem Beſtreben, den edeln Hellenen ihr Land urbar zu machen, den bösartigen Fiebern zu erliegen; oder ſie wanderten in die Berge, um Rebellen zu Paaren zu treiben, wo ſie oft Monate lang, von der Sonne gebraten, umherkletterten, ohne einen Feind zu ſehen, bis ſie endlich einmal, verlaſſen von der Regierung, in ein Thal herab ſich wagten, um nicht zu verhungern, dort von den Klephten eingeſchloſſen wurden und gegen Abgabe der Waffen und Kleidung, von Allem entblößt, die Erlaubniß erhielten, in ihre Garniſonen zurückzukehren! Nach unſäglichen Mühen, Leiden und Entbehrungen, und nachdem ich mehr als einmal mein Leben rein aus Überdruß in die Schanze geſchlagen, aber immer unverletzt ausging, wurde ich endlich auch in Griechenland zum Offizier befördert und hatte Ausſicht, hier auch meine Exiſtenz für die Folge zu begründen, als ich durch ein unbedeutendes Ereigniß abermals aus meiner Carrière geriſſen wurde. Ein griechiſcher Major der irregulairen Truppen hatte für gut befunden, einen Unteroffizier meiner Kompagnie zu ohrfeigen, weil dieſer eine in griechiſcher Sprache an ihn gerichtete Frage nicht beantworten konnte, und hierbei zu den Umſtehenden geäußert, daß es ihm Leid thue, dieſe Application nicht ſämmtlichen in Griechenland befindlichen Deutſchen überreichen zu können. Längſt ſchon hatte ich Gelegenheit geſucht, den geprieſenen Muth der Griechen Mann gegen Mann kennen zu lernen; hier wurde ſie mir geboten. Der Major galt für einen der tapferſten Palikaren, auch wurde meine Ausforderung ohne Widerrede angenommen. Der Major beſtand darauf, ſich nur auf krumme Säbel zu ſchlagen, wohl wiſſend, daß er mir in dieſer Art zu fechten überlegen war; ich nahm dieſe Bedingung an, und das Reſultat war, daß der Tagmatarch ohne Naſe nach Hauſe ging. Hierdurch hatte ich mir eine ganze Tetrarchie Phalangiten zu Feinden gemacht, und ſah mich bald in ſo mannigfaltige Händel verwickelt, daß ich beſchloß, dieſem Drange, ſich mit mir zu ſchlagen, mit Eclat ein Ende zu machen. Hierzu wurde eine erhaltene Ausforderung auf Piſtolen auserſehen, die ich unter der Bedingung angenommen, daß mir die Beſtimmung der Art der Ausführung überlaſſen bleibe. Auf der Wahlſtatt angekommen, ließ ich beide Piſtolen meines Gegners laden und erbat mir dieſelben, um deren eine wieder abzufeuern. Nachdem ich den Lauf und das Schloß derſelben geſäubert hatte, ſo daß ſie im Äußeren nicht von der geladenen zu unterſcheiden war, ließ ich meinem Gegner die Wahl, ihm erklärend, daß ich geſonnen ſei, die Sache auf eine ganz einfache Art zu Ende zu bringen. Sobald er nämlich gewählt, wollten wir uns gegenſeitig

Digitized by Google

die Mündung der Piſtolen auf die Bruſt ſetzen und das Zählwort „drei“ ſollte entſcheiden, wem die geladene Piſtole zu Theil geworden. Der Palikare erblaßte, ergriff eine der ihm dargebotenen Waffen, und wir ſtanden uns, einander feſt in die Augen ſehend, auf Leben und Tod gegenüber. „Eins“ — „zwei“ — „drei“ — mein Gegner drückte ab — und ich ſtand unverſehrt vor ihm: die geladene Piſtole war in meiner Hand! Der Grieche ließ vor Schreck ſeine Waffe fallen, ſank zitternd vor mir auf die Knie und bat, von Todesfurcht gepeinigt, um ſein Leben! Dies war es, worauf ich gehofft, worauf mein ganzer Plan, der mir eben ſo leicht das Leben koſten konnte, baſirt war; es lag keineswegs in meiner Abſicht, den armen Teufel, im Falle mir das Glück günſtig ſein ſollte, todt zu ſchießen, nur an der Angſt des Prahlers wollte ich mich weiden und ſo deutſchen Muth und Ruhe zu Ehren bringen. Wie ein Wurm krümmte ſich jetzt der Palikare am Boden, küßte in ſklaviſcher Unterwürfigkeit meine Füße, erſchöpfte ſich im Lobe der Deutſchen und ſchwor „beim Kreuze“, daß er nie wieder einen Franken beleidigen wolle. Meine Rache war erreicht, ich warf dem Feigling die Piſtole vor die Füße und wandte ihm voll Verachtung den Rücken. Kaum aber war ich zwölf Schritte von ihm entfernt, als hinter mir ein Schuß fiel, deſſen Ladung mir den Tſchako vom Kopfe riß; erſtaunt blickte ich um mich; da zeigte ſich der griechiſche Nationalcharakter in ſeinem ganzen Glanze: der Palikare, deſſen Leben vor wenigen Minuten von einer Bewegung meines Fingers abhing, hatte durch die ihm zugeworfene geladene Piſtole wieder Muth geſchöpft und mir aus Erkenntlichkeit die ihm gebührende Kugel nachgeſandt! Mein Secundant, ein biederer Altbaier, war durch dieſe Schurkerei ſo empört, daß er den Nichtswürdigen unfehlbar niedergehauen haben würde, wäre ich nicht hindernd dazwiſchengetreten; ich begnügte mich damit, dem gewandten Schützen einen kleinen Denkzettel zu überreichen, und ſchritt nach meiner Garniſon zurück. Ich hatte geglaubt, mein Gegner müſſe alle Urſache haben, die ihm widerfahrene Schmach geheim zu halten; allein ich kannte die Griechen noch zu wenig, hatte ihre glänzenden Eigenſchaften beiweitem noch nicht alle in Thätigkeit geſehen! Was thut dieſer erbärmliche Menſch, der vor einer Stunde, auf den Knien liegend, meine Schuhe küſſend, um ſein armſeliges Leben winſelte? — er reicht bei der Kommandantſchaft die Anzeige ein, von mir während eines Spazierganges mörderiſch überfallen worden zu ſein! Ein Kriegsgericht wurde über mich verhängt, und obwohl ich durch eine treue Darſtellung der Sache jeden Schein einer Niederträchtigkeit von mir zurückweiſen konnte, ſo befand ich mich dennoch in einer ſehr peinlichen Lage. Das Duell war geſetzlich nicht erlaubt; die gegen mich erhobene Beſchuldigung, durch Beweiſe und falſche Zeugenausſagen unterſtützt, war ſo gravirend, daß mir von oben herab der Rath ertheilt wurde, meine Entlaſſung zu nehmen, wenn ich nicht caſſirt ſein wolle. Ich zog das Erſtere vor und ſchied, noch nicht 25 Jahre alt, mit dem Range eines Capitains aus der griechiſchen

Digitized by Google

Armee. Da ich nun einmal die Griechen kennen gelernt hatte, ſo wünſchte ich auch noch mit den Türken Bekanntſchaft zu machen, und beſchloß nach Conſtantinopel zu gehen. Einige Empfehlungen an den Gouverneur der türkiſchen Inſel Samos, Fürſt Vogorides, verſchafften mir deſſen Fürſprache und die Stelle eines Inſtructionsoffiziers im großherrlichen Arſenal; nach einem zweimonatlichen Aufenthalte daſelbſt erklärte ich mich zum definitiven Eintritt in die türkiſche Armee bereit und machte die Gebräuche des mohamedaniſchen Glaubens mit, was zum Eintritt in die türkiſche Armee unerläßliche Bedingung iſt; jetzt lebe ich in der „Stadt des wahren Glaubens" als Muſelmann geehrt, glücklich und mit meinem Schickſale zufriedener, als dies je unter den Fahnen des Kreuzes der Fall geweſen ſein würde. Ob ich im fränkiſchen Rocke oder mit dem Turban meinen Gott verehre ſcheint mir ziemlich gleich zu ſein, um ſo mehr, als hier im Oriente die chriſtliche Gottesverehrung ſich lediglich auf den innern Glauben beſchränken muß; viele Tauſend Deutſche hatten während einer vierjährigen Dienſtzeit in Hellas keine Gelegenheit, eine Kirche zu beſuchen oder eine Predigt zu hören; ſie ſind hinübergegangen ins Reich der Todten ohne die Tröſtungen der Religion: ich bin nicht weniger Mann als dieſe meine unglücklichen Kameraden und rufe mit ganzer Seele „Gott iſt groß." —

Der Renegat war gegen das Ende ſeiner Erzählung ziemlich ernſt geworden, und ſprach mit einer Ruhe und Würde, die mich überzeugten, daß in ſeinem Innern die Kraft des Glaubens dem äußeren Gewande nicht gewichen ſei. Juſſuf hatte mir noch Vieles zu ſagen, aber auch heute riſſen Dienſtgeſchäfte den mir ſo lieb gewordenen Mann zu früh von meiner Seite, und als ich am folgenden Tage deſſen Wohnung beſuchte, fand ich die Zimmer verſchloſſen; ein an mich hinterlaſſenes Billet zeigte mir an, daß der Renegat während der Nacht mit einer Truppenabtheilung per Dampfſchiff nach Syrien abgegangen ſei. Der Brief war kurz, aber der darin ausgeſprochene Abſchied ſo herzlich, als gelte er einem treuen, vielbewährten Freunde. „Und ſollte ich Sie nicht wiederſehen, vielleicht nicht wieder nach Stambul rückkehren", — dies waren die Schlußworte ſeiner Zeilen — „ſo habe ich eine Bitte an Sie: nehmen Sie einen Gruß von mir an mein liebes Deutſchland mit, und kehren Sie glücklich in unſerer Vaterſtadt ein, dann pflanzen Sie zur Erinnerung an mich eine Blume auf das Grab meiner Schweſter — dies iſt das Einzige, womit ich Ihre Güte in Anſpruch nehmen will!"

Juſſuf kehrte nicht aus Syrien zurück; er fiel in Beirut durch die Hand eines Arnauten, nachdem er durch ſein energiſches Einſchreiten mehreren franzöſiſchen Offizieren, die mit den türkiſchen Truppen in Händel gerathen waren, das Leben gerettet. Ich aber habe treu ſeinen letzten Wunſch erfüllt, gedenke noch manchmal der mit ihm verlebten Stunden und ſeines bewegten Lebens, und ſtelle ihm gern das Zeugniß aus: er war eines beſſern Looſes würdig!

Neue Bücher und Broſchüren.

Ich bin dem Publikum einige Monate Bericht ſchuldig geblieben über den Bücherſtrom, der ununterbrochen fließt. Fließt er auch in den Frühlings- und Sommermonden ſchwächer, ſo fließt er doch, und die Kunſt wird immer ſchwerer, die Auswahl des Weſentlichen zu treffen. Zeit und Selbſtändigkeit ſind auf der einen Seite ſchwer gefährdet durch die immer zahlreicheren Stimmen, welche auf uns eindringen, und das Zurückbleiben iſt auf der andern Seite unvermeidlich, wenn man jener Auswahl nicht ernſtlich nachtrachtet.

Im Allgemeinen iſt die philoſophiſche Bewegung, welche den Schluß des vorigen Jahres beherrſchte, in den Hintergrund gedrängt worden. Die Macht des Staates iſt doch darin viel größer als wir gern glauben: er verbietet Organe, und erreicht damit allerdings nicht die Vernichtung der ihm mißfälligen Richtungen, aber er zwingt die öffentliche Aufmerkſamkeit, ſich andern Intereſſen zuzuwenden, und dieſe neuen Intereſſen bilden ſich in Kurzem dergeſtalt aus, daß ſie bald die ganze öffentliche Theilnahme in Anſpruch nehmen. In Betreff der mißfälligen Richtung kommt es dann lediglich darauf an, ob ſie ſich in der Stille ſo reichlich und gründlich waffnen kann mit Ausbildung und neuer Zuthat, daß ſie bei günſtiger Gelegenheit neu auftreten könne. Gelingt ihr dieſe Ausbildung und neue Zuthat nicht, erſcheint ſie bei jener günſtigen Gelegenheit dergeſtalt, wie wir ſie haben abtreten ſehn, ſo enttäuſcht ſie über ſich, wirkt nicht mehr und erlebt es ſchmerzlich, daß ſie altmodiſch geſcholten, und daß geſagt wird: es war doch damals richtig, dieſe Partie zu beſeitigen. Das heißt: Man überſieht, daß der hiſtoriſche Organismus verletzt worden iſt, daß auch von der überlebten Richtung dauernde Elemente in uns verblieben ſind, und daß man einer nur äußerlich erſcheinenden Zweckmäßigkeit Recht giebt.

Dies günſtige oder ungünſtige Loos ſteht den durch Verbot beſeitigten Philoſophen bevor. Zunächſt iſt die Nachfrage nach ihnen verdrängt worden durch philoſophiſche Polemik Trendelenburg's, Czieskowski's und Ähnlicher, welche außerhalb des mißtrauiſch angeſehenen Schelling'ſchen Kreiſes den Glauben an die ſyſtematiſche Struktur der Hegelianer erſchüttert haben, und dadurch, daß dieſe ſelbſt nichts Kernhaftes und Bündiges der Verdrängungsfluth entgegenzuſetzen gewußt haben. Vielleicht iſt dies unterwegs. Nöthig iſt es ſehr.

Aber auch der geheimnißvolle Gegner Schelling iſt uns immer noch ein Prieſter der eleuſiniſchen Geheimniſſe: wir wiſſen noch immer nichts Rechtes über ſeine neue Lehre, und ob er eine neue Lehre habe. Der alte, tapfre Paulus in Heidelberg hat jetzt ein ſtarkes Buch über ihn herausgegeben, welches ihn ſchildern ſoll vom Sonnenaufgang in Jena bis Sonnenniedergang in Berlin, aber des Paulus rationaler Standpunkt, welcher die dialektiſchen Formen der neuſten Philoſophieen ausſchließt, kann nicht unter Dialektikern, wenigſtens für dieſe nicht, einen zureichenden Ausſchlag geben.

Selbſt die Vorleſungen, welche Roſenkranz neuerdings über Schelling gehalten und jetzt herausgegeben hat, helfen nicht zu einer entſcheidenden Aufklärung, weil Roſenkranz überhaupt ein vermittelnder und nicht entſcheidender Philoſoph, und weil die ſogenannte neue Offenbarung Schelling's, ſo weit ſie neu ſein ſoll, Roſenkranz noch nicht bekannt iſt. Sie ſcheint ein Moſaik zu werden, und wir müſſen eben harren, bis er ſagt: jetzt iſt es fertig, oder bis das Schickſal ſagt: jetzt muß es fertig ſein.

Um ſo feſteren Boden hat Alles, was an politiſchen Broſchüren aus Königs-

Digitized by Google

berg zu uns kommt. Wenn ich etwa eine Broſchüre ausnehme: „Konrad Siebenhorn's Höllenbriefe an ſeine lieben Freunde in Deutſchland, herausgegeben von Theodor Fuchsmund", eine Broſchüre, weil ſie auf Witz forcirt, und unerquicklich, weil ſie nicht witzig genug iſt: ſo kann ich eine Reihe dieſer kleinen Büchelchen aufführen, die ſich durchweg durch einfache Tüchtigkeit auszeichnet. Schon die „Materialien zur Regierungsgeſchichte Friedrich Wilhelm's IV. vom 7. Juni 1840 bis zum 18. Oktober 1842" ſind ſehr werthvoll und ein ſehr guter Gedanke. Es iſt ein einfach hiſtoriſches Aufzählen alles Deſſen, was Monat für Monat geſchehen, verordnet, verändert oder widerrufen worden iſt. Kein Wort Raiſonnement dabei, blanke Thatſachen, die allein ſprechen, und außerdem eben eine werthvolle Hülfe für Geſchichtſchreibung ſind. Dieſe Einfachheit zeichnet die Oſtpreußen ſo vortheilhaft aus und giebt ihnen einen ſo wohlthuenden Nachdruck. Sie machen keine überflüſſigen Worte, ſie bleiben dicht an der Stange, ſie übertreiben nicht und ſagen doch das Nöthige blank. So iſt die Broſchüre „Über Cenſur von John Prince-Smith" in ihrer Kürze und Objektivität das Nachdrücklichſte, was über die neue Cenſurordnung in Preußen geſagt worden iſt. Obwohl nur trocken mit trockner Geſetzgebung ſich beſchäftigend, hat ſie doch an der Stirn das ſchöne Motto von Goethe:

„Eigenthum."
„Ich weiß, daß nichts mir angehört
Als der Gedanke, der ungeſtört
Aus meiner Seele will fließen."

Und nun bringt ſie auf 23 Seiten Folgendes: „Das Edikt vom 18. Oktober 1819 befiehlt: „„Die Cenſur ſolle keine ernſthaft beſcheidene Unterſuchung der Wahrheit hindern, noch den Schriftſtellern ungebührlichen Zwang auflegen."" — „Die praktiſche Folge der durch jenes Edikt der Cenſur ertheilten Macht und Vorſchrift war indeſſen keine andere, als „jede irgend freimüthige, wenn auch anſtändig gehaltene und gründlich motivirte Erwähnung und Beleuchtung der inneren Verhältniſſe des Staats zu unterdrücken." Dieſe Überzeugung habe der Landtag zu Danzig am 8. April 1841 ausgeſprochen, und er habe „den Antrag, daß des Königs Majeſtät um Emanirung eines Geſetzes über Preßfreiheit in den Grenzen der Wahrheit und des Anſtandes gebeten werde", nur abgelehnt, weil er verſichert ſei, daß der König dieſe großen und allgemein bekannten Übelſtände ſicher in's Auge gefaßt und eine ſicher und durchgreifende Abhülfe gewiß ohne Zuthun der Stände von ihm zu erwarten wäre. Darin habe der Landtag die Überzeugung des ganzen Volkes ausgeſprochen; die Nachrichten von Vorbereitung eines zeitgemäßen Preßgeſetzes hätten alle Erwartungen rege erhalten, „täglich ſah man dem Erlaſſe eines Geſetzes entgegen, welches die freimüthige Äußerung in den Grenzen der Wahrheit und des Anſtandes als ein unverbrüchliches Recht des Staatsbürgers anerkennen würde; man zweifelte nur über die Beſchaffenheit der Garantien, welche für die Beobachtung jener Grenze gefordert werden dürften." — „Dem Hoffen wie dem Zweifel iſt jetzt ein Ende gemacht worden." — „Die Frage über Preßzuſtände iſt endlich erledigt — nicht durch ein Preßgeſetz, wie ſolches gewöhnlich verſtanden wird, ſondern durch eine Verordnung über Organiſation der Cenſur-Behörde vom 23. Februar d. J." — Nun folgt der Abdruck dieſer Verordnung, und der Verfaſſer ſagt alsdann: „Zur Erreichung jener Wirkſamkeit, welche ſtets durch eine präventive Cenſur bezweckt wird, ſind dieſe Beſtimmungen mit hoher Einſicht getroffen worden." „Aber jene Wirkſamkeit der Preſſe als eines würdigen und ſelbſtändigen Organs des öffentlichen Lebens, welche der Landtag als ein allgemein gefühltes dringendes Bedürfniß bezeichnete, wird durch keine Beſtimmungen jener Verordnung geſichert. Mit tiefem

Digitized by Google

Schmerze muß man erblicken, daß für das materielle und geiſtige Eigenthum der Preſſe kein neuer, geſetzlicher Schutz verliehen worden iſt; denn:

1) Die Conceſſionirung von Zeitungen, Zeitſchriften und Redakteuren bleibt nach wie vor dem Ermeſſen des Miniſters des Innern allein anheimgeſtellt, ohne Rekurs an das Ober-Cenſurgericht.

2) Die Beſtrafung von Cenſurcontraventionen geſchieht nach wie vor auf Verwaltungswege durch Entſcheidung des Ober-Präſidenten mit einem Rekurs an den Miniſter des Innern. Nur die Entziehung des Gewerbes iſt dem Ausſpruche des Ober-Cenſurgerichts vorbehalten. Die Preſſe entbehrt nach wie vor das Schutzrecht des gemeinſten Verbrechers, nämlich das Recht, wegen ſeiner Vergehen vor ſeinen ordentlichen Richter geſtellt zu werden.

3) Die vorläufige Debits-Suspenſion ſelbſtcenſirter Schriften auf polizeilichem Wege ſteht den Oberpräſidenten, Regierungspräſidenten, Lokal- und Kreis-Behörden nach wie vor zu.

4) Das Debits- und Gewerbes-Verbot wird in einziger Inſtanz von einer Behörde verfügt, welche zwar ein Gericht heißen ſoll, aber aller weſentlichen Kennzeichen gerichtlicher Verfaſſung entbehrt und ganz den Charakter einer Verwaltungsbehörde trägt. — Es ſollen zwar Juriſten in überwiegender Anzahl darin ſitzen, aber es iſt nicht beſtimmt, daß der Vorſitzer ein Juriſt ſein muß; ihre Entſcheidungen können nicht als juridiſch angeſehen werden, denn ſie entſcheidet nicht ausſchließlich nach verfaſſungsmäßigen beſtehenden Landesgeſetzen, nicht ſtreng nach dem jus allein, ſondern befolgt auch außergeſetzliche Erlaſſe der Verwaltungsbehörden. Ein gerichtlicher Schutz bezeichnet nur einen Schutz gegen alles Außergeſetzliche, und beruht darauf, daß ein Gericht auf das Gewiſſenhafteſte und Strengſte nur verfaſſungsmäßige Geſetze berückſichtigt, und zwar mit ausdrücklicher Nichtachtung aller bloß amtlichen Vorſchriften, wogegen dies ſogenannte Ober-Cenſurgericht gerade die Verwaltungserlaſſe in die ſtrengſte Anwendung, ohne Rekurs, bringen würde. Die Unabhängigkeit dieſes Gerichts von der Verwaltung wäre demnach keineswegs feſtgeſtellt; überdies iſt der Vorſitzer zu jeder Zeit abſetzbar, die übrigen Mitglieder erhalten ihr Amt nur auf drei Jahre, die Entſcheidungsgründe dürfen verheimlicht werden und die Geſchäftsordnung ſoll im Einvernehmen mit dem Chef der Cenſurverwaltung beſtimmt werden. — Die Vertauſchung des Ober-Cenſurcollegiums mit dieſem ſogenannten Ober-Cenſurgericht iſt, was die geſetzmäßige Beſchützung der Preſſe anbelangt, nur eine Namensveränderung. Das neue Inſtitut iſt, ſeiner weſentlichen Verfaſſung nach, eine Verwaltungsbehörde mit richterlicher Macht — ein Gericht ohne juridiſche Beſchränkung!"

Alsdann führt der Verfaſſer aus, aus welchen Gründen eine Präventivcenſur verderblich und gefährlich ſei, und dieſe Gründe ſind auch nach ſo viel Kammerdebatten in der hier gelieferten Faſſung in 15 Abtheilungen intereſſant und theilweiſe neu. Sie ſei es, ſagt die Broſchüre, 1) weil ſie die Preſſe zu Ausſchreitungen anreize, welche keine Cenſur bewältigen könne, denn die Preſſe werde in einen direkten offenſiven Krieg mit dem Cenſor geſetzt, ihre Haupttendenz werde ſtetes Andrängen gegen die unterdrückende Cenſur. Wie dieſe dagegen nicht ausreiche, habe das Miniſterium in ſeinem Erlaſſe zum Verbot der Rheiniſchen Zeitung offen eingeſtanden. 2) Weil ſie die Preſſe aller moraliſchen Verantwortlichkeit für ihre Ausſchreitungen überhebe. Für alles Durchgelaſſene halte ſie allein den Cenſor für verantwortlich. 3) Weil ſie die durch die Preſſe erörterten öffentlichen Intereſſen herabwürdige, denn ſie bewirke, daß die Heiligkeit dieſer vergeſſen werde unter dem Zuſchaun auf die Kampfführung zwiſchen Preſſe und Cenſur. 4) Weil ſie eine ausſchweifende Geſinnung einſeitiger Oppoſition erzeuge; denn ſie errege Ungeduld und Unwillen und gebe

Digitized by Google

dem Widerſtreben einen Anſchein von Muth, auch verlocke ſie zu ungebührlichem Auflehnen durch die Berühmtheit, welche ſie jedem Opponenten verſchaffe. 5) Weil ſie die Verbreitung verwerflicher Schriften befördre, denn es werde durch Verbote ſelbſt gehaltloſen Schreibereien ein ausgebreiteter Leſekreis geſichert. 6) Weil ein demoraliſirender Contrebandhandel mit verbotenen Schriften erzeugt werde, der an ein höchſt verderbliches Übertreten der Geſetze, an Geſetzwidrigkeit überhaupt gewöhne. 7) Weil die Regierung ihrer Hauptſtütze in der Volksmeinung beraubt werde. Zwangsmittel, Ungleichheit der Waffen errege die Leidenſchaften, und viele Männer von Geiſt und Herz würden dadurch abgehalten, ſich der Regierungsſache durch das offene Wort anzunehmen. 8) Weil ſie das Volk des Hauptbildungs-Hebels für daſſelbe in der Intelligenz der Regierung beraube. Denn es überhebe die Regierung der Mühe, das Volk durch Überzeugung zu der Höhe ihres Bewußtſeins heraufzuziehn. 9) Weil ſie die Preſſe unzuverläſſig mache. 10) Weil ſie die Preſſe ungründlich mache. Denn ſie halte gründliche Männer davon ab, ſich der Journaliſtik zu widmen, und gebe die ganze große Macht der Tagespreſſe einem ſeichten Dilettantismus preis. 11) Weil ſie eine unpraktiſche theoretiſche Gelehrſamkeit begünſtige, denn ſie beſchränke die Gelehrten auf ein abgeſchloſſenes Publikum von Fachmännern. (Gehört wohl zu den unklaren Gründen!) 12) Weil ſie das Vertrauen zur Regierung ſchwäche; denn ſie gebe den Schein, als traue ſich die Regierung nicht, mit ihrer guten Sache, Intelligenz und ſonſtigen Mitteln ſich frei an das Volksbewußtſein zu wenden. 13) Weil ſie das Anſehn Preußens im Auslande ſchmälere. Preußen zehre ſchon zu lange am Rufe geiſtigen Übergewichts, es werde rings überholt. 14) Weil ſie die Verſchmelzung der preußiſchen Landestheile verhindere. Das offene Wort verbinde am Engſten. 15) Weil ſie einer geſunden Staatsklugheit zuwider ſei. Denn ſie vernichte den Einfluß der öffentlichen Meinung auf Geſtaltung und Entwickelung der Staatsinſtitutionen, und löſe den Zuſammenhang zwiſchen Volksleben und Staatsleben. Die Aufgabe fur die Staatsmacht ändre ſich beſtändig, je nachdem ein Fortentwickeln des Geiſtes wie des Eigenthums neue Kräfte erzeuge und neuen Schutz erheiſche. „Um zu nützen und ſich zu erhalten, dürfen die Staatsinſtitutionen nicht erſtarren, ſondern ſie müſſen ſich organiſch aus den öffentlich ſich äußernden Zeitbedürfniſſen entwickeln."

Eine in ihrem noch tieferen Kreiſe ebenfalls vortreffliche Schrift iſt „Der Symbolzwang und die proteſtantiſche Lehr- und Gewiſſensfreiheit von Dr. J. Rupp." Sie iſt nicht nur ſcharf und klar gedacht, ſondern auch mit überlegener Fähigkeit geſchrieben. In der Einleitung wird die Staatszeitung, welche weitläufig gegen Rupp aufgetreten, mit einem ſiegreichen Stolze wirklich beſeitigt, und dann folgt eine hiſtoriſche Schilderung unſrer Symbole und eine Unterſuchung, ob und in wie weit ſie verbindlich ſeien, welche vom proteſtantiſchen Standpunkte aus als ein Meiſterſtück bezeichnet werden kann.

„Je freier eine chriſtliche Kirche iſt, um ſo mehr wollen die Symbole nicht Geſetze, ſondern Zeugniſſe ſein." — „Hing die Annahme der Augsburgiſchen Confeſſion von dem Vertrauen ab, das Geiſtliche und Gemeinden in die Verfaſſer derſelben ſetzten, ſo konnte und kann in der proteſtantiſchen Kirche das Vertrauen der Geiſtlichen und Gemeinden auch allein darüber entſcheiden, ob die Veränderungen, welche mit dieſem Bekenntniß von Einzelnen vorgenommen wurden und werden, Geltung gewinnen ſollen. Melanchthon hatte dies Vertrauen in einer ſpäteren Zeit ſeines Lebens nicht mehr, und den Verſuchen der Art, welche einige Geiſtliche zu unſerer Zeit gemacht, hat dies allgemeine Vertrauen ebenfalls gefehlt." — Nun wird der Nachweis geliefert, daß „der Buchſtabe der Symbole und die Verpflichtung auf denſelben in der heutigen proteſtantiſchen Kirche nicht gilt, und daß

dieſe Geltung erzwingen, eine Revolution bewirken heiße.“ So lange der Buchſtabe der Symbole in der proteſtantiſchen Kirche gegolten, alſo beſonders im ſiebzehnten Jahrhunderte, ſei die Kirche in tiefem Verfall geweſen, und der Symbolzwang, welchen die Redaktion der evangeliſchen Kirchenzeitung als ein Ideal aufſtelle, werde von der geſammten proteſtantiſchen Kirche mit entſchiedenem Unwillen zurückgewieſen.

Wie ſehr ſticht davon ab der vage Liberalismus, welcher ohne hinreichende allgemeine und ohne irgend eine ſpecielle Bildung auf ſchöpferiſchen Geiſt angewieſen wäre, dieſes Geiſtes aber entbehrt und dafür mit gutem Willen und fanatiſchem Eifer entſchädigen will. Dieſer Liberalismus, der ſeinen Werth haben kann in tüchtiger Beſcheidenheit, greift über in alle möglichen Bereiche und erklärt ſich dafür berechtigt durch das Stichwort „Geſinnung“, welches er wie ein Patent des Handwerkes ausbeutet. Wo gäbe es einen politiſch dauernden Effekt ohne eine den Ereigniſſen und Handlungen zum Grunde liegende Geſinnung, wo reichte aber in geſtaltender Bildungswelt die bloße Geſinnung aus! Nennen wir's mit andern Worten, ſo heißt es doch nur: wir wollen die Phraſe, allerdings die empfundene Phraſe, aber doch nur die Phraſe zur Hauptſache machen. Dieſe Richtung bethätigt ſich in einem ſo eben herausgegebenen Volks-Taſchenbuche „Vorwärts!“ Wir wollen dem Eindrucke durchaus nicht in den Weg treten, welchen das dargeſtellte hiſtoriſche Material der letzten Zeit hervorbringen kann, im Gegentheile wünſchen wir ebenfalls, daß die geſchichtliche Aufklärung verbreitet und in liberalem Sinne wirkſam werde. Aber wir müſſen proteſtiren, daß ſolche kurzſichtige und beſchränkte Deutung den Liberalismus erſchöpfe, und müſſen proteſtiren gegen die angemaaßten literariſchen Konſequenzen einer politiſchen Richtung, welche literariſch bis jetzt noch unbedeutend iſt, und welche in ihren literariſchen Anſichten triviale Barbarei zu Tage legt. Folgendermaaßen charakteriſirt ſich denn dieſer Volksliberalismus im Jahre 1843, man darf ſagen zum Erſtaunen, nachdem wir nun 40 Jahre ſchon dieſe Rohheiten der ſogenannten Freiſinnigkeit durchgemacht haben: „Wir gönnen den harmloſen Geſchöpfen des „produktiven Liberalismus“ gern das Daſein; ſie mögen graſen und ſich ſättigen auf der Weide der Literatur — etwas anderes wollen ſie im Grunde auch nicht — aber ſie mögen da wegbleiben, wo Männer arbeiten mit Ernſt und im Schweiße ihres Angeſichts — „an einem großen Werke!“ Ob wir irgend was nützen ſei höchſt zweifelhaft, und die Kunſt möge wohl eine ganz werthvolle Sache und ein Bildungselement ſein, aber „theils iſt Deutſchland mit Werken der Kunſt ſo geſegnet, daß der Nachtheil nicht ſehr groß ſein würde, wenn ein volles Jahrhundert nichts mehr geſchaffen würde, während der Mangel der Geſinnung unſer Vaterland in einem Jahrzehnt in die Nacht zurückſtürzte; — theils bedarf aber auch die Kunſt zweier Dinge um zu gedeihn, die wir eben erſtreben: Einen feſten nationalen Boden und Freiheit! Beides haben wir nicht und deshalb haben wir auch keine Kunſt.“ — Der „produktive Liberalismus, der ſich ſo eifrig zum Kunſthüter aufwirft, zeige uns doch die Kunſtwerke der letzten Zeit! Weder er, noch die ihm verwandte kränkliche, blaſirte, katholiſch-myſtiſche Malerei — die einzige Kunſt die noch gepflegt wird — haben in dem langen Frieden auch nur Ein Werk hervorgebracht, von dem man bedauern könnte, daß es nicht vorhanden wäre.“

Dergeſtalt werden einige richtige Allgemeinheiten mit eigenthümlicher Rohheit gemiſcht: die Allgemeinheiten ſind plattirte, auf den Zeitungs-Jahrmärkten erkaufte Waaren, und das rohe Eigenthümliche hat nicht das geringſte Symptom von höherer Lebensanſchauung. Wäre denn dieſe Bürgermeiſter-Demokratie wirklich die deutſche Demokratie? Das verhüte der Himmel! Denn hier iſt nichts als ein alltäglicher Verſtand, deutlicher Mangel an Bildung und vollſtändiger Mangel an Geiſt, und dies geſtaltet ſich zu einer Schulmeiſterrede, welche von Salbung trieft. Das Ein

Digitized by Google

und Alles iſt die Abſicht eines ehrlichen Mannes, der bei unpaſſender Gelegenheit immer wieder verſichert, er ſei wahrhaftig ein ehrlicher Mann, dem Spekulation und Diebſtahl verhaßt bleibe. Und mit dieſen Mitteln, welche für ein Kreisblatt ganz ſchätzenswerth ſind, welche bei Volksfeſten ihre Wirkung nicht verfehlen, mit dieſen Eigenſchaften des in ſeinem Kreiſe ehrwürdigen Handwerkers kann man heutiges Tages der deutſchen Literatur entgegentreten und wie Santerre ausrufen: Du biſt nichts werth, Literatur, und es wäre dem Vaterlande beſſer, du exiſtirteſt gar nicht, denn du bringſt Dinge, die wir in der Bier- und Wachtſtube nicht verſtehen und nicht mögen!

Vielleicht giebt es gedankenloſe Leute, die ernſtlich glauben, es ſei ein würdiger Staat möglich, welcher nichts beſäße, als ein Paar Staatsformen, und welche überſehen, daß der ganze eigentliche Inhalt eines Staates in der Bildungswelt der Bewohner und in den geſchichtlichen Denkmälern dieſer Bildung beruhe. Wie aber Schriftſteller ſolche Vorſtellungen verrathen können, das wäre unbegreiflich, wenn nicht eben Jeder, der orthographiſch für den Druck ſchreiben kann, Schriftſteller genannt werden müßte. Wohin gerathen wir? Wie weit werden ſich die Freunde des Liberalismus, auch des proſaiſchſten Liberalismus, von ſolcher Unkultur kompromittiren laſſen! In ſolcher Nichtbegründung verlören wir ja das Recht für unſere einfachſten Forderungen des Liberalismus! Nein, hierbei muß der Pfahlbürger-Liberalismus ein für allemal von dem Liberalismus einer gebildeten Nation geſchieden werden. Jahrelang haben wir ruhig zugeſehen, welch' abgeſchmackte Dinge in den politiſchen Klatſchblättern dieſer Leute tägliches Brot waren, wie der Standpunkt des Gewerbtreibenden, welcher allerdings im Kreiſe dieſer Blätter liegen mußte, zum alleinigen Standpunkte des Schriftſtellers ſelbſt gemacht wurde. Wer mochte dagegen auftreten, wenn der ordinaire Maaßſtab dem Helden wie dem Hausknechte gemeinſchaftlich ordinair wurde! Das ſucht und findet ſeinen Kreis und bringt dem Gewerbtreibenden doch auch ſein Gutes, und dieſe Schriftſteller haben ganz recht, wenn ſie uns vorwerfen, wir könnten nicht für ihr Publikum ſchreiben. Denn was ſie „das Volk" nennen, das ſind die unteren Stände, denen die höheren, das heißt die g[illegible]teren, ebenſo geopfert werden, wie der excluſive Ariſtokrat ſeinem Vorurtheile die [illegible] Vornehmen opfert. Aber ſo weit kann es doch nicht gehen, daß die Literatur zu dieſem Standpunkte hinabgezogen werde, weil die Helden dieſes Standpunktes nicht im Stande ſind, ſich und die Ihrigen zu einem höhern Standpunkte aufzubringen!

Zum erſten Male erſcheint nun das Streben eines Wochenblattes für aufgeklärte B[illegible]er mit dem Anſpruche einer gewiſſen Sammlung als Taſchenbuch. Der erſte jugendliche Schuß des Gewächſes breitet ſich zum erſten Male aus. Was iſt nun darin? Die Vorrede hat ſich uns bereits charakteriſirt. Ihr folgt eine Überſicht der politiſchen Geſchichte des letzten Jahres, das heißt, es ſind die politiſchen Vorfälle aufgezählt und vor den Spiegel einer äußerlich liberalen Staatsform geſtellt, und je nach Befinden bekomplimentirt oder gekanzelt, es iſt das Examen, welches ein Schulmeiſter abhält, nachdem er ſich ſeine Grundſätze und Frag' und Antworten aufgeſchrieben — ein äußerliches, kalenderartiges Machwerk. In demſelben Schablonenſtile folgen die Lebensgeſchichten freiſinniger Männer unſrer Tage. Ein wenig Drum und Dran ihrer Herkunft und Schickſale wird friſirt für liberale Grundſätze dieſer Leute, und dieſe Grundſätze hängen nun dieſen Leuten überall wie lange beſchriebene Zettel auf Jahrmarktsbildern aus dem Munde und aus allen erdenklichen Taſchen heraus. Perſönlichkeit, irgend ein eigenes inneres Weſen, oder was ſonſt zum Charakteriſtiſchen gehört, iſt an dieſen armen Schlachtopfern nicht zu entdecken, ſie ſind nach dem Lineal hinten und vorn und Tyrannenhaſſer von der

Wiege auf. Es folgt ein Aufſatz über „Gemeindeverfaſſung“, und darin eine ſo kindliche Anſicht vom Staate als von einem mechaniſchen Dinge, daß man ſeelenfroh aufathmet, bei dem Urbilde dieſes „Vorwärts“-Staates noch nicht angekommen zu ſein, bei dieſem Contrat social im Kindesalter. Der beſte Aufſatz des Taſchenbuches iſt der über „Nationalgeſetzgebung“, und dieſer beſte Aufſatz iſt der Art, daß ich ſelbſt als Laie gleich im Eingange über grobe Unrichtigkeit ſtolpere und allen Glauben an das Übrige verliere. Da wird nämlich von der „geſchloſſenen“ Geſetzgebung Englands geſprochen, und ich weiß aus bloßer Zeitungslektüre, daß kein Land der Welt weniger als England eine „geſchloſſene“ Geſetzgebung hat, und daß nirgends ſo ſehr die Generaliſirung fehlt, nirgends dergeſtalt jeder einzelne Fall für ſich allein maaßgebend werden muß, als in England.

Dies alſo wäre der Inhalt unſeres „Vorwärts“? Gott ſei Dank, dies iſt ein „Rückwärts.“ Würde dieſe Alltagspolitik der Mittelpunkt politiſcher Diskuſſion in unſerer Literatur, ſo hätten wir wahrhaftig tief zu erröthen vor unſern Klaſſikern. Und doch wenden ſich dieſe Leute immer direkt an die Literatur und ſtellen ſich ihr gegenüber. Oder haben wir dies Taſchenbuch, welches eine ſo gänzliche Nichtigkeit enthüllt, nur als ein unglücklich gerathenes Werk zu überſehen, und exiſtiren vielleicht andre literariſche Thaten dieſer Leute, welche ihnen eine ſolche Zuverſicht in Betreff der Literatur einflößen? Ach nein! Korreſpondenzen mit zehn Fingern zu ſchreiben, deren Leib und Seele die Klatſcherei des Liberalismus und oberflächliches Bekritteln der Produktion, das iſt ihr Morgen- und Abendopfer.

So bleibt ihnen denn nichts Verdienſtliches, als die Tugend ſogenannter Geſinnung, von der ſie früh und Abends ſprechen trotz alter Jungfern. Fürwahr, Gewiſſenhaftigkeit auch in beſchränkten Kreiſen iſt gar achtungswerth, und Konſequenz, auch wenn ſie überaus erleichtert wird durch Armuth der Empfänglichkeit, auch wenn ſie in Wiederholung einiger Stichwörter ein Menſchenleben hindurch beſteht, auch wenn ſie an dem ſäuerlichen Stolze nagt, nichts gelernt und nichts vergeſſen, und ſich nicht ausgebildet zu haben: ſelbſt dieſe Konſequenz der Unfruchtbarkeit kann ſchätzenswerth ſein. Wären die Cato's unſerer kleinſtädtiſchen Demokratie nur wenigſtens darin feſt! Aber auch das geht meiſt in den zehnfachen Korreſpondenzen unter, und iſt mit dem Klatſch, welcher Handwerk geworden, unvereinbar. Da iſt die Anonymität ſo verlockend, man erlaubt dem Teufel ein Haar und bald hat er den ganzen Prieſter beim Schopfe! Da erfahren wir zum Beiſpiele von einem Zugführer dieſes „Vorwärts“, Robert Blum, daß er es geweſen, welcher zu unſerm Erſtaunen in Hell's Abendzeitung immer von Erfolgen Hell'ſcher Theaterſtücke berichtete, die nicht exiſtirten, daß „der Sohn Cromwells“ von Scribe durch unwahre Schilderung geſchützt und geprieſen worden von einem Vorwärts-Demokraten, welchem das politiſche Luſtſpiel Scribe's ein Gräuel ſein muß! Ich war immer erſtaunt, Scribe ſelbſt da gelobt zu finden, wo ich ihn, obwohl ich für ihn eingenommen, aufgeben mußte — und das Alles, Unwahrheit gegen den Thatbeſtand, Unwahrheit gegen eignes Wiſſen und Gewiſſen, iſt ausgegangen von einem Helden der Geſinnung! Ein ſolches „Vorwärts“ iſt doch in keinem Betracht wünſchenswerth.

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Berlin: Sociale Tragödie; Enthüllung der Friedensſäule; Entwickezung des Volksbewußtſeins; Kreuzer's Oper; die Medea des Euripides mit Chormuſik in Potsdam; Döring's Gaſtſpiel; literariſche Polizeiviſitation zur Nachtzeit. — Brief aus Baden-Baden: verregnete Badehoffnungen; Geſellſchaftsleben und bedeutſame Scheidung nach Nationalitäten; die Excluſiven auf dem Ball; literar. Dombauſteine; Sammlung von Lewald's Schriften. — Modebericht. Anzeiger No. 11.

Berlin, den 10. Auguſt.

Vor einigen Tagen hat ſich hier an der Schleuſenbrücke eine Frau ertränkt, die erſt vierzehn Tage verheirathet und ſiebzehn Jahr alt war. Sie iſt alſo noch nicht einmal über ihre Jugend und die Flitterwochen ihrer Ehe hinaus. Was ſie zu dieſem verzweifelten Schritt getrieben, iſt mir nicht bekannt geworden. Es muß aber etwas Furchtbares ſein, das bei ſolcher Jugend und einem Weibe dieſen Entſchluß in der Seele hat reif werden laſſen. Es iſt gewiß eine von jenen geheimnißvollen, ſocialen Tragödien, die ſich ſo entſetzlich im Stillen, hinter herabgelaſſenen Gardinen entwickeln, während draußen der Lärm unter den Fenſtern rauſcht. Da zieht man Stoff für einen dreibändigen Roman aus dem Waſſer, dachte ich, als ich ihren Leichnam an's Ufer bringen ſah. Ich nahm mir vor, mich genau nach ihren Schickſalen zu erkundigen, aber als ich am andern Tage nach ihr fragte, war ſie ſchon vergeſſen, vielleicht früher, als ſie begraben war. — Am 3. Auguſt iſt die Friedensſäule auf dem Belle-Alliance-Platz enthüllt worden. Ein Friedensengel ſteht auf einer ſchlanken, ziemlich hohen Granitſäule, um deren Fußgeſtell ſich ein Brunnen befindet, der ſich aus, ich glaube acht bronzenen Löwenköpfen in ein aus ſchleſiſchem Marmor gefertigtes Becken ergießt. Das Ganze nimmt ſich recht hübſch aus, wiewohl es dem Auge etwas gebrechlich erſcheint, da die Säule ſich ziemlich dünn, der Engel ſich aber ein wenig ſchwer ausnimmt. Der König und die übrigen hohen Herrſchaften waren bei der Enthüllung zugegen, die ganz in der Stille angeordnet war und ohne Geräuſch und Reden ſtattgefunden hat. Am Abend war der Platz feſtlich erleuchtet; das erfuhr ich aber erſt am andern Tage aus den Zeitungen und deswegen kann ich hier über dieſen feurigen Patriotismus keinen Bericht abſtatten. Er ſoll ſich aber ganz ſtattlich, wenn auch ſehr beſcheiden, ausgenommen haben. — Prof. Maßmann eröffnete am Sonntag ſeinen Turnplatz in der Haſenhaide. Es hatten ſich viele Zuſchauer aus allen Ständen darauf zuſammen gefunden und ſahen mit Vergnügen den ausgeführten Manövern zu. Es iſt dies, wie ſo Vieles in Preußen, nur der Beleg für Das, was ich in meinen „Berliner Weſpen" mehrfach ausgeſprochen habe, nämlich das lebhafte Beſtreben, im preußiſchen Volksbewußtſein da wieder anzuknüpfen, wo es 1815 und 1816 abgebrochen worden iſt. Es iſt dies Alles das Beſtreben, die ſtille Nachmittagsſchläfchenzeit, die nach 1813 eingetreten und unabläſſig Brotmännchen knetete, nun endlich zu verdammen und aus dem Hauſe der Geſchichte zu verweiſen. Dies Beſtreben geht weniger von der Regierung, als von dem Volke ſelbſt aus, aber die Regierung hat Inſtinkt und Takt genug, das herauszufühlen und dem Volke darin Gnüge zu thun; wie weit und bis wohin iſt eine Frage, auf die einmal die Hiſtorie in funfzig bis ſechszig Jahren zu antworten wiſſen wird. Franklin hat einmal geſagt: Le temps est l'étoffe, dont nous fabriquons la vie. Die Wollenzeuge der Zeit ſind ver-

braucht, man kann ſich jetzt kein Mouſſelin=Coutil=Leben mehr bereiten, es fällt jetzt derber aus und manche Seele hat ſich ſchon die Finger wund geneſtelt an dem Sackleinen, was ſie jetzt verarbeiten muß.

Im Theater war vor Kurzem auf der königl. Bühne zum erſten Male: Das Nachtlager von Granada, Oper von Konradin Kreuzer. Der Text iſt furchtbar langweilig, und da die Langweiligkeit in der Kunſt das größte Verbrechen iſt, ſo verdiente der Freiherr v. Braun, der dieſen Text geliefert hat, wenigſtens geköpft oder gehangen zu werden, wenn es ihm zu ſchrecklich ſein ſollte, in die Wallhalla des Königs von Baiern aufgenommen zu werden. Die Muſik iſt, wie bekannt, ſchön und melodiereich, nur nimmt es ſich manchmal ein wenig komiſch aus, wenn Kreuzer etwas ganz Gewöhnliches oder Unbedeutendes, wie z. B. gleich zu Anfang der Oper die Klage der Gabriele um die verſchwundene Taube ſo gravitätiſch und tragiſch nimmt, daß man glaubt, eine Scene aus der Alceſte oder Iphigenia zu hören Lebhaftes Intereſſe erregt die Oper nicht, ſie iſt dem Publikum ſchon durch die Darſtellungen des Königſtädtiſchen Theaters bekannt. Die Aufführung der „Medea" des Euripides nach der Überſetzung von Donner fand am 7. im neuen Palais bei Potsdam ſtatt. Die ganze Ariſtokratie der Geiſtreichen und auch einige Geiſtreiche der Ariſtokratie hatten ſich hier auf die Einladung des Herrn v. Küſtner zuſammengefunden. Der König, die Königin und mehrere hohe Herrſchaften waren ebenfalls zugegen. Mir gegenüber ſaß Tieck, der ſehr wohl und geſund ausſah und wieder recht wacker ſeine Gedanken um die Lippen Telegraph ſpielen ließ. Über ihm ſaß Bettina mit ihren Töchtern; nicht weit davon der Prof. Röttſcher, Meyerbeer und die Garcia, darunter der Herr v. Raumer, und im Hintergrunde tauchte dann und wann der Dr. Häring auf. Ich ſelbſt ſaß ſehr angenehm, und vermißte nichts, als eine Lehne für meinen Rücken. Die Crelinger ſpielte die Medea vortrefflich, dieſes Weib, das nichts Halbes in ſich hat, und bei der der Haß anfängt, wo die Liebe aufhört. Es lag etwas Gewaltiges in der Art, wie die Crelinger dieſes Weib aufgefaßt hatte und zur Darſtellung brachte; es war das Ungebrochene, Ungeknickte der Leidenſchaft, das ſie hervortreten ließ, und zwar in der edelſten Form. Die Übrigen ſind nur Nebenrollen, die alle mit Fleiß ausgeführt wurden. Auf die Muſik zu den Chören von Taubert, muß ich geſtehen, hab' ich zu wenig acht gegeben, um irgend etwas über ſie ſagen zu können. Mein Gehör war zuletzt ſo müde geworden, daß ich es ihm wirklich nicht übel nehmen konnte, daß es ſich während der Chormuſik ein wenig zum Ausruhn ſetzte und keine Gedanken hatte. Auf der Rückfahrt vom neuen Palais nach Potsdam zeigte mir Jemand bei Sansſouci eine Menge Beſitzungen und Grundſtücke, die, wie er mir verſicherte, alle der König gekauft haben ſoll, um darauf einen neuen prächtigen Palaſt erbauen zu laſſen. — Döring ſetzt ſein Gaſtſpiel unter großem Zulauf und vielem Beifall fort. An demſelben Tage, an dem die Medea in Potsdam gegeben wurde, trat er in Berlin in „Das Liebes=Protokoll" als Banquier Müller auf, und ſoll darin einen ſolchen Beifall gefunden haben, wie man ſich ſeit lange keines ähnlichen in einem Luſtſpiele zu entſinnen weiß. Den Shylock, den er geſtern gab, habe ich leider nicht ganz geſehen, da ich einen zu ſchlechten Platz erhalten und die Hitze in dem vollen Hauſe gar zu unangenehm war, als daß ich es den ganzen Abend hätte aushalten können. Er ſcheint im Ganzen den Juden jünger zu nehmen, als man dies ſonſt gewöhnlich zu thun pflegt, und auch wohl edler, wenigſtens großartiger auf jeden Fall. Er hebt mehr die Rache und den jüdiſchen Stolz heraus, indeß Andere mehr das Kriechende, Unterwürfige in dieſem Charakter zur Darſtellung bringen. — Im Theater wurde mir auch erzählt, in Charlottenburg ſei die Polizei in vergangener Nacht in die Buchhandlung von Edgar Bauer (die er ſeit kurzem

dort etablirt hat) gebrochen, und habe Nachſuchung gehalten, ob ſich die verbotenen Schriften ſeines Bruders Bruno Bauer darin befänden. Ob oder ob nicht, wußte man nicht anzugeben. Wenn das Faktum aber wahr iſt, und dies iſt mir feſt verſichert worden, ſo iſt es jedenfalls ſehr bezeichnend. Es iſt erklärlich, wenn die Diebe das Tagelicht ſcheuen, aber wenn es die Polizei ſcheuen will, iſt es das weniger und es ſieht ſich ſchlimmer an. Es erinnert an die Inquiſition und die heilige Vehme ſeligen Andenkens. Nur nicht bei Nacht, meine Herren; der iſt mein ärgſter Feind, der mich im Schlafe ſtört, und die Gerechtigkeit, die im Dunkeln geht, mag ſich in Acht nehmen, daß ihr nicht einmal unverhofft hineingeleuchtet wird. Es zündet ſich manchmal eine Fackel an einem Irrlicht an. Feodor Wehl.

Baden-Baden, Anfang Auguſt.

Als gegen Mitte des vorigen Monats die Sommerwitterung einen beſtändigen Charakter annehmen zu wollen ſchien, war man voll froher Hoffnung, daß nun dennoch, trotz der ungünſtigen Prämiſſen, die heurige Saiſon ſich noch günſtiger als mittelmäßig geſtalten könne, da eigentlich vom 20. Juli ab gewöhnlich während des Auguſtmonats das Leben ſich hier am regſten zu entfalten pflegt. Aber der Himmel ſcheint gegen dieſe Badehoffnungen auf gleiche Weiſe vernichtend fortwirken zu wollen. Wiederum ſeit acht Tagen regnet es hier, ſteigen immer neue Nebel aus den halb verhüllten Wolken empor. Baden iſt ſonſt ein Badeort für Solche, die an Langeweile kranken; gegenwärtig ſind auch von dieſen geſunden Kranken Viele wirklich krank. Deshalb iſt das eigentliche Badeleben gelähmt, vermag nicht, ſich friſch und frei zu entfalten, wie in andern Jahren; die relativ nicht ſehr zahlreiche Geſellſchaft wenigſtens würde eine lebhafte Geſtaltung wohl kaum in ſo hohem Grade hindern. Denn eine Menge von etwa 2—3000 verſammelten Gäſten aus den verſchiedenſten Ländern der Erde, deren Mehrzahl natürlich den begünſtigten Ständen angehört, vereinigt in ſich die Elemente aller geſelligen Intereſſen gewiß ebenſo ſehr, als eine doppelt große. Zwar werden die Kreiſe etwas enger, alles Leben etwas weniger weit ausgreifend ſein; aber die Intereſſen bleiben dieſelben. Die hier anweſenden Gäſte haben auch eben in letzterer Zeit begonnen, ſich mehr und mehr zu Geſellſchaftskreiſen zu conſolidiren; daß aber dieſe Kreiſe ſich an einem Badeorte nach Nationalitäten organiſiren, iſt natürlich. Durch Geldmacht, Namen und vorwiegende Anzahl ſind nun die Ruſſen und Engländer hier meiſtens am kräftigſten vertreten. Nur die Franzoſen ſcheinen ſich im Allgemeinen für ſich abzuſchließen, bleiben aber gewöhnlich, weil wirklicher Concentrationspunkte entbehrend, geſellſchaftlich ohne eigentlich mächtige Bedeutung. Schon während der Saiſons der letztverfloſſenen Jahre entwickelte ſich aus dieſen nationellen Scheidungen eine bis zu unangenehmen Störungen des allgemeinen Badelebens führende Spaltung der Geſellſchaft, eine Spaltung, die Rivalitäten, Rancüne und manche ſozielle Intriguen der hauptſächlichen Geſellſchaftsmächte gegen einander, ja ſogar ein Parteiweſen hervorrief, das ſeine Wirkungen bis auf die einzelnen Mitglieder dieſer Hauptmächte erſtreckte. In den unparteiiſchen Kreiſen z. B. erzählt man noch heute von den Soiréen einer polniſchen Gräfin, welche während des Herbſtes 1841 ſtattfanden und zu denen aus den Parteien der ruſſiſchen und engliſchen Geſellſchaft die meiſten Mitglieder gezogen waren. Aber die Oppoſition beider Geſellſchaftsmächte gegen einander ging damals ſo weit, daß man im einen Zimmer ſämmtliche Engländer, im andern ſämmtliche Ruſſen verſammelt fand, ohne daß auch nur die geringſte geſellige Annäherung zwiſchen beiden Parteien ſtattgefunden hätte. Die Ruſſen und Engländer ſcheinen auch in dieſem Jahre wieder die herrſchenden Geſellſchaftsmächte bilden zu wollen. Noch ſind zwar deren Scheidungen nicht in einzelnen eklatanten Begebenheiten hervorgetre-

Digitized by Google

ten, aber doch iſt ſchon ſehr erſichtlich, daß die engliſche Geſellſchaft den Ton in den Reunions des Converſationshauſes angiebt, während die reichen und vornehmen Ruſſen, von aller Berührung mit der eigentlichen Badewelt zurückgezogen, in ihren Wohnungen ausſchließlich einen Kreis von Landsleuten um ſich verſammeln. Dadurch iſt denn nun die Rivalität der dieſe beiden Nationen vertretenden Badegeſellſchaft wieder im vollſten Schwange, noch unangenehmer auf das ganze Badeleben einwirkend, als in andern Jahren, weil die relativ kleine Menge der Anweſenden in Coterien zerſplitternd, alſo alles Coterieweſen aus den weiten Kreiſen der größern Städte in den engen Zirkel des Badeortes übertragend. Wer aber in dieſem Jahre den geſellſchaftlichen Triumph davontragen wird, iſt noch ungewiß. Die Ruſſen hoffen auf die Ankunft der Großfürſtin Helene, die Engländer aber glauben, daß eben dann viele Ruſſen der jetzigen Geſellſchaft abreiſen werden, oder daß die Bleibenden, weil in die Kreiſe der Großfürſtin gezogen, ihre badegeſellſchaftliche Bedeutung verlieren werden. — Am 29. Juli fand im Converſationshauſe der erſte große Ball ſtatt. Die engliſche Geſellſchaft, auch Mehrere aus der ruſſiſchen waren gekommen, die Damen mit dem Hut auf dem Kopf, um „die niedere Klaſſe" tanzen zu ſehen. Aber diesmal fanden ſie nur ſich und tanzten daher auch ſelbſt. Natürlich gilt nun dieſer erſte Ball für außerordentlich brillant und amüſant. Doch war er zeitig beendet. — Seit wenigen Tagen ſind die verwittwete Herzogin von Naſſau, ferner Prinz Nikolaus und die jungen Prinzeſſinnen Helene und Sophie hier anweſend. Vor der Hand hat ihre Gegenwart noch nicht auf das Leben der Badegeſellſchaft influirt. Ob dies durch die ſeit 4. Auguſt eingetretene Anweſenheit der Großfürſtin Helene in mancher Hinſicht geändert werden wird, iſt eine Frage. — Von beſondern Neuigkeiten iſt nichts zu berichten, als daß Lewald's „Dombauſteine" nun vollendet ſind. Sie bilden einen nicht nur prächtig-eleganten, ſondern auch ſehr reichhaltigen Band. Von den Beiträgen ſcheinen die von Carrière, L. Schücking, Emma v. Nindorf und dem Herausgeber beſonders intereſſant. Auch für den künftigen Jahrgang liegen zahlreiche Aufſätze ſchon bereit. Lewald's „Geſammelte Schriften" erſcheinen in nächſter Zeit bei Brockhaus. Da alles von ihm Geſchriebene theilweiſe oder genauer mit ſeinen Lebensepochen zuſammenhängt, ſo hat er es auch chronologiſch geordnet. Die drei erſten Bände werden das Kindes-, Knaben- und Jünglingsleben Lewald's umfaſſen. Die ganze Sammlung iſt auf zwanzig Bände berechnet.

Ao. Bs.

Moden.

Charakteriſtiſch in der *Damenmode* tritt jetzt die Wahl durchſichtiger Stoffe in weißer Farbe hervor, ſo daß die Damen wie in eine Wolke verhüllt erſcheinen. Zu *Kleiderſtoffen* dienen daher die Mouſſeline, Barèges, bunten Organdys, und einfarbigen oder geſtreiften Tarlatane, wozu Scharpen von heller Seide oder in chineſiſchem geſtickten Crepp vortrefflich ſtehen, und bei friſcher Witterung ſchottiſcher Taffet oder chamäleonfarbige Seide. Der kurze *Ärmel* bürgert ſich nicht recht wieder ein, höchſtens für ein leichtes Kleid. Die langen Ärmel ſind halbknapp und ihr Aufſchlag fällt auf die Hand auf. Vortrefflich nimmt es ſich aus, einen Seidenärmel vom Jockey an durch ſchwarzen oder weißen Spitzenärmel, je nach der Kleidfarbe, zu erſetzen, durch welchen offnen Ärmel ohne Aufſchlag dann die jetzt in Unzahl in Gold und Edelſteinen am Arme prangenden Armbänder gar prächtig hindurchblitzen. Für den *Mantelet* bleibt ſchwarze übereinandergereihte Spitze am Ausgeſuchteſten, und der Herzoginnenmantel von geſticktem Mouſſeline. Für *Hüte* ſind Reisſtroh und die Creppcapote am Geſuchteſten, der Ausputz beſteht in gleichfarbig wie das Band ſchattirten Federn, einer ſehr feinen Blume oder langer Weide von Federn. Lange Schleier werden nur über Hüte ohne Federn getragen, deren ganzer

Auspuß in einem kreuzweiſen Seidenbande beſteht; bunte Schleier kann man höchſtens zum Morgennegligée auf Strohhüten tragen. Das Haar wird ganz einfach getragen, eine hohe Flechte oder ſtarker Zopf iſt hinten befeſtigt mit einem ganz einfachen Kamm von Schildkrot, oben mit Goldrücken eingefaßt, und vorn trägt man Locken oder glatt geſcheiteltes Haar. Sehr gut ſieht eine feine Schnur von Seide und Gold durch das Haar gezogen, welche die Scheitel feſthält und links in einer geſchmackvollen Eichel von Gold herabfällt. Auch die Beutel ſind von ſchwarzem oder weißem Filet, erſtere bisweilen mit Gold- oder Silberperlen beſetzt, ſo daß man das feine Spitzentaſchentuch oder die Flacons durchſehen kann.

In der Herrentracht wird Frack und Rock darauf zugeſchnitten, nie zugeknöpft zu werden; die Tuchfarbe iſt meiſt ſehr dunkel, Kragen und Aufſchlag ſehr breit. An dem noch ſehr beliebten Twine zeichnet nur im Rücken die Geſtalt ſich ab. Zu Beinkleidern verwendet man wieder Nanking; früh Morgens ſind die Fußriemen abgelegt, dafür trägt man Kamaſchen in ſelbem Stoffe wie die Hoſe. Die Cravatte von gegattertem Seidenbattiſt iſt ſehr modiſch. A.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 74. Pariſer Moden. (Damenmoden: Barègekleid mit Stufenbeſatz bis in die Taille; vier Kleiderleiber und Kopfputz.)

No. 75. Pariſer Moden. (Damenmoden: Hut mit herabwallender Feder und innen Blumen, hoher ſeidner Oberrock mit tunikaartigem hohen Beſatze; griechiſcher Kopfputz. Organdykleid mit Leibchenfalbel, kurzen Aermeln, und Doppelrock. — Herrenmode: breitgekrämpter Hut; Rock mit ſehr breitem Kragen und Aufſchlägen, kurzen aber weiten Schößen, vorn gefaltete ziemlich weite, aber am Fuß anſchließende Beinkleider ohne Fußriemen; ſehr hoher Stiefelabſatz.)

Anzeiger. № 11.

Bei **C. Schünemann** in Bremen erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

Thomas Moore's

Lalla Rukh.

Eine orientaliſche Erzählung,

aus dem

Engliſchen überſetzt,

nebſt einem

Anhang theils überſetzter, theils eigener

Gedichte

von

J. H. Heinrich Menke.

Preis 1 Thlr. 11¼ Ngr. (9 gGr.)

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erſchien ſoeben als Fortſetzung:

Paris wie es wirklich iſt,

das heißt:

wie es lebt, liebt, ißt, trinkt, ſchwelgt, darbt, handelt, ſpielt, intriguirt, cabaliſirt, wacht, ſchläft, träumt, phantaſirt, philoſophirt, lieſt, ſchreibt, dichtet, muſicirt, lacht, weint, promenirt, reitet, fährt, klatſcht, ſchwatzt, Schulden macht, betrügt, ſtichlt, raubt, politiſirt, kannegießert, emeutirt, revoltirt, rebellirt ꝛc. ꝛc.

Drittes Heft:

Zuverläſſige Inſtruction für Deutſche, welche zum erſten Male Paris beſuchen und Prellereien und Plackereien überhoben ſein wollen. — Die Pariſer Bureaus de Placement. — Groteſk-burleske Hallenſcene. — Komiſche Scene im Künſtler-Foyer der großen Oper. — Teufeleien.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

8. geh. im Umſchlag. ⅓ Thlr. = 36 Kr. rhein. = 30 Kr. CMze.

Durch die Lectüre dieſes Werkes über Paris wird der Leſer mit dieſer berühmten Weltſtadt auf das genaueſte und wahrhaftigſte bekannt und vertraut, und wir glauben dem deutſchen Publikum und beſonders Perſonen, welche noch vorhaben ſich nach Paris zu begeben, durch deſſen Herausgabe einen guten Dienſt erwieſen zu haben, indem ſie ſich deſſelben mit großem Vortheil und Nutzen bedienen können.

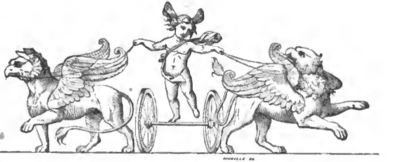
Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Nebſt einer Bücher-Anzeige von der Friedrich'ſchen Verl.-Buchhandlung in Siegen.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

23. Auguſt **№. 34.** 1843.

Ueberſicht: Gedichte von H. Heine (III. Der Tambourmajor). — In Cagliari (Novelle). Nachleſe in Romanen. — Etwas über Gedanken, von Feodor Wehl. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 12.

Gedichte von H. Heine.

III. Der Tambourmajor.

Das iſt der alte Tambourmajor,
Wie iſt er jetzt herunter!
Zur Kaiſerzeit ſtand er in Flor,
Er war ſo glücklich und munter.

Er balancirte den großen Stock
Mit lachendem Geſichte;
Die ſilbernen Treſſen auf ſeinem Rock,
Sie glänzten im Sonnenlichte.

Wenn er mit Trommelwirbelſchall
Einzog in Städten und Städtchen,
Da ſchlug das Herz im Wiederhall
Den Weibern und den Mädchen.

Er kam und ſah und ſiegte leicht
Wohl über alle Schönen;
Sein ſchwarzer Schnurrbart wurde feucht
Von deutſchen Frauenthränen.

Wir mußten es dulden! In jedem Land
Wo die fremden Eroberer kamen,
Der Kaiſer die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

Wir haben lange ertragen das Leid,
Geduldig wie deutſche Eichen,
Bis endlich die hohe Obrigkeit
Uns gab das Befreiungszeichen.

Wie in der Kampfbahn der Auerochs
Wir huben alsbald die Hörner,
Entledigten uns des fränkiſchen Jochs
Und ſangen die Lieder von Körner.

Entſetzliche Verſe! Sie klangen in's Ohr
Gar ſchauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiſer und der Tambourmajor,
Sie flohen erſchrocken von bannen.

Sie ernteten beide den Sündenlohn
Und nahmen ein ſchlechtes Ende.
Es fiel der Kaiſer Napoleon
Den Britten in die Hände.

Wohl auf der Inſel Sankt Helena,
Sie marterten ihn gar ſchändlich;
Am Magenkrebſe ſtarb er da
Nach langen Leiden endlich.

Digitized by Google

Der Tambourmajor er ward entſetzt
Gleichfalls von ſeiner Stelle!
Um nicht zu verhungern dient er jetzt
Als Hausknecht in meinem Hotelle.

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,
Muß Holz und Waſſer ſchleppen;
Mit ſeinem wackelnd greiſen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Wenn mich der Fritz beſucht, ſo kann
Er ſich den Spaß nicht verſagen,
Den drollig ſchlotternd langen Mann
Zu nergeln und zu plagen.

O Fritz! laß ab mit Spöttelei'n
Und ehre die weißen Haare
Des Alten — Er könnte dein Vater ſein! —
Verſteht ſich in Hinſicht der Jahre.

Er könnte dein Vater ſein, o Fritz!
Und es ziemt Germania's Söhnen
Wohl nimmermehr mit ſchlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

In Cagliari.

1.

Vor dem [illegible] ore, welches den Stadttheil von Cagliari, Marina genannt, ge[illegible] 1770er Jahren, Cigar[illegible] Der Eine von ihnen, der wachthabende Lieutenant (wir nennen ihn Altenhoven, wiewohl er einen andern bekannten Namen trug), ein Jüngling von neunzehn Jahren, war von dem Pandektenſtudium auf einer Hochſchule hinweg dem Chef des Regimentes, Grafen Leutrum, gefolgt, als dieſer kürzlich einen Beſuch in Deutſchland gemacht hatte. Ihn, wie den Kameraden, kleidete die dunkelblaue Uniform mit weißen Aufſchlägen, goldenen Epauletten und ponceaurother Halsbinde recht gut, ja ſelbſt das gepuderte Haar hob vortheilhaft die Feinheit ſeines, noch von der Morgenröthe einer friſchen Jugend überhauchten Geſichtes. Der andere Offizier, Baron v. Birkenfeld, war um einige Jahre älter, und eine jener leichten, beweglichen Naturen, die ihren Glücksſtern in allen Ländern und unter allen Verhältniſſen ſuchen, überall anfangen, nirgend in die Länge aushalten, übrigens in der Regel Kopf und Herz haben.

Vor den beiden Offizieren ſchimmerte, weit hingedehnt, das ſilberne Meer; die Sonne quoll warm aus dem blauen Äther. Cagliari, weiß wie Elfenbein, lag auf der andern Seite: hoch oben das Kaſtell mit den Regierungsgebäuden, den Paläſten der Ariſtokratie und den blendend angeſtrichenen Kaſernen; darunter die eigentliche Stadt (die Marina), mit dem Kaſtell durch Feſtungswerke verbunden, rechts die Villa nuova, links die Vorſtadt Eſtempache, und in noch weiterer Entfernung das alte Schloß St. Michele. Über

dem Gebirge, das gegen das Innere der Inſel aufſtieg, ruhte noch ein violetter Duft.

Schade um dieſes Land, ſagte Herr v. Altenhoven, indem er ſich eine neue Cigarre anſteckte. Betrachtet man die kühne Phyſiognomie ſeiner Gebürge, athmet man dieſe reine, ich möchte ſagen geiſtvolle Luft, ſieht man um ſich dieſe vor Üppigkeit faſt verwildernde Vegetation, und das heilige Meer, das wie in großen Gedanken dahinwallt, ſo muß man ſich verwundern über die Laune der Natur, welche dieſen köſtlichen Erdenpunkt an ein faules, tückiſches Geſindel wegwarf, ſtatt ſich hier eine Kolonie anzulegen von mannhaften Deutſchen oder Normannen, die von dieſer Inſelburg aus das Mittelmeer und Afrika beherrſcht hätte.

Du hebſt den Vorwurf, den Du der Natur machſt, ſelber wieder auf, entgegnete Hans v. Birkenfeld. Wären die Deutſchen noch Deutſche, wenn ſie hier wohnten? Die Geſchichte aller Auswanderungen lehrt uns, daß die Menſchen dem Klima nachgeben müſſen. Die Sonne dirigirt Alles, der Mond das Meer, die Luft die Pflanzen, die Thiere und die Menſchen.

Übrigens können wir uns doch über den Menſchenſchlag hier in Sardinien nicht beklagen. Die Sarden ſind faul, und ſie haben Recht, denn die Natur arbeitet für ſie, und ich möchte Dich fragen, ob Du Grundſatzes halber etwa nochmals über die Stiefeln fährſt, wenn ſie Dir Dein Bedienter ſchon gewichſt hat? Die Sarden ſind rachſüchtig, und ſie haben wieder Recht. Ein Volk, das für Rache keinen Sinn hat, hat auch kein Selbſtbewußtſein und keine Ehre. Ich kann über dieſe Inſulaner nicht klagen.

Seneca, Herr Bruder, den Du vielleicht noch vom Gymnaſium her kennſt, hat den Corſen und Sarden ein etwas anderes Zeugniß ausgeſtellt, das ich mir hinter meiner Dienſtinſtruktion hier als Bedenken eingeſchrieben habe.

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare Deos.

Ei, geh' mir weg mit dem alten Knaſterbart; ſeither ſind auch viel Cigarren geraucht worden; die Zeit modelt Vieles um:

Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Du ſiehſt, ich parire Dein lateiniſches Stoßgebet mit gleicher Waffe. Was, willſt Du alle Völker und Verhältniſſe mit der Elle meſſen, wie man ſie in Leipzig oder Nürnberg hat? Wenn der Neger halb oder ganz nackt herumläuft, iſt das etwa unſittlich, weil es bei uns zu kalt dazu iſt? Wenn die Spartaner einen Preis darauf ſetzen, wer am Beſten ſtehlen kann, wer will ſie darob tadeln? Beweiſe Du erſt, daß das Eigenthum rechtmäßig und natürlich iſt. Wenn man hier auf der Inſel jährlich 400 Mordthaten zählt, ſo iſt das freilich Pack für die 370,000 Einwohner. Allein glaubſt Du nicht, daß bei uns zu Hauſe dieſelbe Einwohnerzahl jährlich 100 Maulſchellen unter ſich austheilt? Ich geb' Dir zu, daß, wer bei uns wegen jeden Bettels zum Meſſer greift, in's Narren- oder in's Zuchthaus gehört, aber nur,

weil das Klima kalt genug iſt, daß er ſich mit einer Ohrfeige, ſtatt mit einem Stiletſtich begnügen kann. Hier zu Lande aber, wo man jeden Schimpf viel tiefer empfindet, muß auch die Sühne viel ſtärker werden, darum geht auch der Stoß tiefer. Und überhaupt iſt es doch eigentlich der pure Egoismus, daß wir dem Verluſt eines Menſchenlebens ſo große Wichtigkeit beilegen und deshalb den Mord für ſo etwas Arges halten; wir ſind für uns ſelbſt bange. Wird bei uns ein Einzelner auf der Landſtraße todtgeſchlagen, ſo entſteht ein Lärmen durch's ganze Land; kommt er aber in einer Schlacht um, ſo kräht kein Hahn nach ihm. Item, wo Menſchenleben wohlfeil ſind, conſumirt man viel, wo ſie ſich rar machen, handelt man damit. Bei uns giebt man Glasperlen den Kindern zum Spielen, in Afrika ſchmücken ſich Fürſten damit. S' kommt aber Alles auf die Landesgewohnheit an.

Du haſt luſtige Grundſätze, Freund Hans. Ich meinestheils geſteh Dir, daß mir die Sehnſucht alle vergangen iſt, die mich hinter'm Ofen in Deutſchland nach dem ſonnigen Welſchland lockte. Pereat über ein Land, wo man ſich gegenſeitig ſo wenig achtet, daß man ſich wegen jeder Kleinigkeit einem Meſſerſtich ausſetzt, wo Einem begegnen kann, was mir geſtern. Stelle Dir vor: Geſtern führte der Generalkapitain Guirra, der ſich, wie Du weißt, von dem ganzen hieſigen Adel am humanſten benimmt, uns, nämlich den Obriſten, den Feldprediger Fues und mich, die er noch im Kaffehauſe Bitti angetroffen hatte, in die Jeſuitenkirche in der Vorſtadt Eſtempache: er wollte uns ein luſtiges Gemälde zeigen. Es war auch in der That erbaulich genug: die Jeſuiten, mit Knitteln bewaffnet, verjagen Huß, Luther, Zwingli u. ſ. w., die als Füchſe in den Weinberg des Herrn eingebrochen ſind und ihre Namen Alle über ſich geſchrieben tragen. Guirra und der Oberſt waren in der Sakriſtei, Fues und ich ſahen noch auf jenes Gemälde: da kommt ſo ein ſchwarzer Jeſuitenvogel daher, giebt uns einen falſchen Blick, und murmelt: „Packt Euch hinaus, verdammte Ketzer!“ Ich will auf ihn los, Fues hält mich; ein paar zerlumpte Kerle ſammeln ſich aber gleich, und nun geht das Geſchrei los: er wollte ſich am Padre vergreifen! Ich ſah zwei, drei Meſſer ziehen und griff nach dem Degen. Wenn nicht der Generalkapitain, durch den Lärmen angezogen, herbeigeeilt wäre, ſo hätte es Mord und Todtſchlag gegeben. Und das ſollen wir unſer zweites Vaterland nennen!

Drum mach's, wie ich, ſagte Birkenfeld lachend; geh' in keine Kirche. Ich muß Dir darin Recht geben: die Geiſtlichkeit iſt hier das gehätſchelte Schooshündchen. Ein Bullenbeißer, der Ehre im Leibe hat, geht ihm juſt deswegen aus dem Wege; wird es gar zu frech, ſo darf man ihm nur die Zähne zeigen, und es klemmt gar bald den Schwanz ein. Vor einiger Zeit, vielleicht ein halbes Jahr vor Deiner Ankunft, ſollte ein Soldat von unſerm Regiment, ein liederlicher Strolch, in Unterſuchungsarreſt geſetzt werden. Der Burſch flüchtete ſich in die Kirchenfreiheit der Kathedrale. Man poſtirte ein paar Unteroffiziere in die Nähe, weil man wußte, daß er in einer nahen

Weinſchenke eine Liebſchaft hatte. Richtig, wie's dunkel wird, wiſcht die Fledermaus heraus und will in die Kneipe. Als der Feldwebel ihn packt, reißt er noch einmal aus und ſpringt nach der Kirche, aber noch auf der Straße ſtürzt er und wird handfeſt gemacht. Er ſoll Spiesruthen laufen. Allein weil's ein Katholik war, was geſchieht? Ein Geiſtlicher, ſtraf mich Gott! tritt auf, und mit ihm einige alte Weiber, und behaupten, man habe den Soldaten aus dem Kirchenfrieden geraubt. Der Erzbiſchof miſcht ſich darein, der Unterkönig will die Sache vor ſeine Kanzlei ziehen. Allein jetzt legte ſich unſer Oberſt in's Zeug, und drohte, die Geſchichte nach Turin zu melden. Das half, denn allzu ſcharf macht ſchartig. Aber wer wird ſich das Leben durch derlei Affairen verleiden laſſen? Du biſt jetzt einige Monate hier, haſt zwar die Sprache erlernt, aber den Ton noch nicht. Da ärgerſt Du Dich, daß hier am Thor unter Polizeimandaten und Steckbriefen Anpreiſungen von wunderthätigen Heiligen und andere ſolche inviti sagri angeſchlagen ſind, daß auf dem Markte beim Thor der Villa nuova unter Melonen und Seefiſchen auch Ablaß ausgeboten, und für die Seelen der armen Teufel im Fegfeuer um Almoſen gebettelt wird; Du haſt Dich neulich entſetzt, daß auf der Barre des Juſtiz-Regenten ein Papier angeheftet war, die **Indulgenza plenaria pro articulo mortis**, welche ſich der Selige von Rom um baar Geld verſchrieben hatte; Du biſt entrüſtet von der Prozeſſion weggelaufen, weil die Madonna, in Begleitung eines Cavaliere servente, in einer Sänfte getragen wurde, und als ſie der Jeſuspuppe unterwegs begegnete, beide, unter einem Höllenlärm von Trommeln und Pfeifen, ſich über dieſes Wiederſehen bekomplimentirten: aber Du haſt wahrhaftig mit all' Deinem Ärger Unrecht. Ein Volk von ſo heißem Geblüt, in einer ſo warmen, farbenreichen, lebendigen Natur, verſteht keinen durchſichtigen, unſinnlichen Geiſt: man muß froh ſein, daß die Leute ſein Daſein wenigſtens in der Emballage anerkennen. Haſſe ſie darum nicht; jedes Weſen hat doch ein Recht, ſo zu exiſtiren, wie es die Natur geſchaffen hat. Mit gleichem Rechte könnte ein Sarde Dir vorwerfen, daß Dein Sinn nicht ſo raſch und ſo tief empfänglich für die Schönheit der Sinnenwelt ſei, als der ſeine. Und naiv gutmüthig macht's ſich doch immerhin, wenn der vordere Sänftenträger der Maria aus Reſpekt baarhäuptig marſchiren muß, während der Hintermann die Mütze aufbehält, weil ihn die Mutter Gottes nicht ſieht. Wo noch ſo viel kindlicher Gedanke iſt, da kann man die Sitten meinethalben verwahrloſt, aber nicht verdorben finden. Faſſe ich Alles zuſammen, ſo gefällt es mir hier.

Mir nicht, ſagte Altenhoven und warf die Cigarre weg.

Lieber Leonhard, das muß und wird noch anders kommen. Du biſt noch ſo ein ehrlicher deutſcher Kerl, dem's nicht wohl iſt, wenn er ſeine Bärenhaut, ſeine alte Gewohnheit laſſen ſoll. An Dir hat das Klima noch zu arbeiten; biſt Du erſt einmal im Geiſte akklimatiſirt, und ſtößt Dir einmal

unverhofft die Liebe ihren Feuerbrand in's kühle, keuſche Herz, wirſt Du ſchon anders ſprechen.

Altenhoven lächelte ungläubig, und betrachtete die Marktleute, die vom Hafen und den umliegenden Fiſcherhütten kamen. Kraft alten Herkommens ſtand dem Offizier, welcher am Hafenthor die Wache hatte, das Recht des Vorkaufes bei den eingehenden Marktwaaren zu: ein nützliches Privilegium, denn man konnte ſich dadurch bei den Familien der Stadt inſinuiren, wenn man ihnen die ſchönſten Fiſche auslas und zuſandte. Ebenſo war es hergebracht, daß der Offizier von der Wache Morgens müſſige Kameraden bei ſich ſah und bewirthete.

Unter Anderen kam heute ein ſchönes Mädchen mit einem Korb voll Fiſche. Sie ſtach Birkenfeld in die Augen, er machte ſich an ſie und fragte:

Was haſt Du, Kleine?

Makrelen, Herr Offizier, Goldfiſche, eine Trigla, Seebarben, auch einen Meerjunker.

Laß ſehen, ſprach Birkenfeld weiter; ſo einem hübſchen Kind muß man nothwendig abkaufen.

Altenhoven drehte ſich jetzt auch um und war überraſcht von der Schönheit des Mädchens.

Pikant, meiner Treu! ſagte Hans lüſtern, echte Inſelrace. Wie heißt Du denn eigentlich, mein Schatz? fragte er das Mädchen und wollte ſie am Kinn faſſen. Gewandt entzog ſie ſich ihm und antwortete:

Maddalena Gerray, des Fiſchers Tochter, dem die letzte Hütte oben am Hafen gehört.

Der Tauſend! und Du biſt mir noch nie begegnet?

Schweſter Cattarine ging bis jetzt zu Markt; jetzt dient ſie aber in der Stadt.

So, ſo? Iſt ſie auch ſo hübſch, wie Du?

Ei, wer wird ſpotten! Sonſt hält man die Herren Deutſchen für ſo ehrlich.

Mit Recht, liebe Kleine, das ſind ſie auch. Zum Beweis will ich Dir nur gleich ſagen, daß Du mir gar nicht übel gefällſt.

Da die übrigen Marktleute weiter gegangen waren, die Mannſchaft ſich in der Wachtſtube, die Schildwache außen vor dem Thor befand, ſo genirte ſich Hans nicht, ſondern umſchlang das Mädchen und wollte ſie küſſen. Sie aber riß ſich mit einem zornigen Ausrufe los; doch hielt er ihren Arm feſt und wollte einen neuen Verſuch machen, da trat Leonhard raſch hinzu, und ſagte:

Laß, Hans, thu' mir den Gefallen. Du ſiehſt, das Mädchen will nicht.

Poſſen, rief Hans, ſie ſträuben ſich Alle!

Und wieder wollte er das Mädchen umfaſſen, die ſich vergebens loszu-

ringen ſuchte und ihm eben mit den Nägeln in's Geſicht fahren wollte; da drängte ſich Leonhard zornig mitten hinein und rief:

Donner und Teufel, Kamerad, ich kann's nicht mit anſehen! Laß das Mädchen gehen, oder —

Hans ließ ſie los, ſah Leonhard von Fuß zu Kopf finſter an, dann brach er in ein Gelächter aus, drehte ſich auf dem Abſatz um und rief: Unerträglich ſentimental!

Aber Leonhard kehrte ſich nicht daran; er fühlte ſich durch einen ſeelenvollen, dankbaren Blick des Mädchens belohnt. Er kaufte ihr einige Fiſche ab: ſie wollte das Goldſtück nicht nehmen, das er ihr in den Korb legte; aber er winkte ihr fort und ging mit den Fiſchen zu Birkenfeld hin, der ſich wieder auf die Bank geworfen hatte.

Nun, keuſcher Joſeph, die Tugend hat triumphirt wider den Greuel des Kuſſes, den ich der Dirne rauben wollte.

Nimm mir's nicht übel, wenn ich Dich beleidigte, Hans; aber ich konnte nicht anders, ich vermag es nicht, eine rohe Gewalthandlung ruhig mit anzuſehen. Denke Dich in die Lage des Mädchens. Ich möchte wiſſen, ob es Dir gefiele, wenn Dich eine alte garſtige Vettel brutaler Weiſe küſſen wollte.

Großen Dank für die artige Vergleichung.

'S iſt wahrhaftig nicht anders. Du biſt wohl ein patenter Kavalier, aber einem Mädchen erſcheint gewiß jeder Mann als ein Scheuſal, wenn es ihn wider Willen küſſen ſoll.

Nun, laß gut ſein; aber das nächſte Mal laß mich ungeſchoren mit Deiner Zümpferlichkeit. — Was haſt Du da für Fiſche? Wie heißt denn der hier mit den goldnen Sternen auf dem Kopf, dem grün-ſilbernen Rücken, den Orangenſtreifen und dem Scharlachſtreife? Der ſchillert ja von Pracht wie ein ungariſcher Magnat.

Meerjunker nannte ihn das Mädchen.

Von vornehmer Familie, ſeinem Ausſehen nach. Den mußt Du in die Stadt ſchicken, Du legſt Ehre damit ein. Wem doch gleich?

Ich denke, etwa dem Baron Sorſo. Ich hab' ihm neulich im Spiele ſtark abgewonnen, das ſchien ihn zu grämen.

Ei was, für den alten geizigen Hageſtolz iſt ſo ein nettes Präſent nicht geeignet. Halt! die Frau Marquiſe v. Villaſidro muß den Fiſch haben.

Was fällt Dir ein! rief Leonhard, ich kenne ſie ſo wenig, daß es eine Beleidigung wäre.

Bleib' mir vom Leibe mit Deiner Bedenklichkeit. Biſt Du nicht ein junger, ſchöner Menſch, Dona Carlota eine Spanierin und ihr Gemahl ein alter Narr? Auch haſt Du ja ſelbſt ſchon oft Fiſche in die Stadt geſchickt.

Wohl, doch nie an Damen, ſondern an ihre Ehemänner. Ich will denn den Fiſch, wenn Du ſo willſt, an den Intendanten oder in ſein Haus adreſſiren.

Laß doch die Bedenken. Er kommt wahrſcheinlich erſt morgen von den Bergwerken bei Villaſidro zurück; in ſeiner Abweſenheit iſt die Marqueſe Herr, vielleicht immer. Laß mich nur machen.

Hans legte den Fiſch in das grünſeidene, mit Gold durchwirkte Netz, welches die Offiziere für dieſen Zweck auf die Hafenthor-Wache geſtiftet hatten, verzierte ihn noch mit einem Rosmarinzweig, den er vom nahen Strauch in der Mauer abbrach, und ſandte damit einen Soldaten im Auftrage des Herrn v. Altenhoven zur Frau Intendantin Marqueſe von Villaſidro.

Als der Soldat fort war, verfiel Hans in ein ſchallendes Gelächter und rief:

Ich hab' Dir einen Kapitalſtreich geſpielt, Bruder, und mich revanchirt für die Geſchichte vorhin.

Leonhard ſah den Freund verwundert an.

Wiſſe denn, fuhr dieſer fort, daß, wenn man hier einer Dame einen Rosmarinzweig giebt, dies ſo viel heißt, als man ſchmachte nach ihr und wünſche ſie unter vier Augen zu ſprechen. Du haſt der Marqueſe eine Liebeserklärung gemacht, Schelm Du! Das iſt ſtark, ſehr ſtark.

Allerdings iſt es das! rief Leonhard zornig. Ich weiß nicht, wie Du Dir einen ſo verdrießlichen Spaß mit mir erlauben darfſt!

Nichts für ungut, lieber Freund, aber es geſchieht zu Deinem Beſten. Du mußt Abenteuer bekommen, ich kann Dir nicht helfen. Ohne derlei Geſchichten kann man hier kaum leben, ſie gehören zur Akklimatiſirung. Und ich kenne ja Dein liebebedürftiges Herz. Haſt Du mich nicht in einer traulichen Stunde ein Heft Gedichte von Dir leſen laſſen, worin Du allerhand nie dageweſene Geliebte und Dein Glück mit ihnen beſingſt? Hier im Süden iſt Nahrung für Dein Herz! Hier verſchmachtet man nicht ſeine beſte Jugend und grämt ſich, pflückt Blümchen und vergißt das Cigarrenrauchen; hier ſucht man nicht mit Gewalt zu verzweifeln und das Glück abſichtlich von ſich zu ſtoßen. Ja, bei uns zu Hauſe, ich weiß es wohl, pflegt man die Liebe wie eine kranke Pflanze, verbirgt ſie vor dem Tageslichte und hält ſie „im Schatten kühler Denkungsarten“, wie der Dichter ſingt. Aber hier zu Lande iſt es gottlob anders, und ganz anders; da wächſt die Liebe wild auf unter der wilden Sonne, raſch und prächtig. Du mußt Dich der Landesſitte bequemen. Hier iſt es den Weibern lieber, wenn Du ſie küſſeſt, als wenn Du noch ſo ſchöne Verſe auf ſie machſt. Ich weiß, die Marqueſe gefällt Dir, alſo ſuche ihr auch zu gefallen; es iſt ja nichts natürlicher. Aber komm' jetzt, laſſe die Fiſche hier gar machen, und ſorge für eine Flaſche guten Giro.

(Fortſetzung folgt.)

Nachleſe in Romanen.

Weill. — Willkomm. — Heller. — Ida Frick. — Dieſenbach. — Paolo. — Schubar.

Alexander Weill,

dieſer wunderliche Kauz in der Schriftſtellerei, der die Kunſt der Schrift läugnen und mit der Schrift doch das Äußerſte bewirken möchte, hat ſeinen Dorfnovellen raſch eine Berliner Novelle nachgeſendet: „Ein Winter in Berlin". Das Buch heißt „Berliner Novellen" und beſteht aus jener Weill'ſchen und einer Novelle von Edgar Bauer, betitelt „Es leben feſte Grundſätze".

Weill hält in dieſem Beitrage feſt an dem Weſen ſeiner Dorfnovellen, welche ſich durch kunſtloſe Natürlichkeit auszeichnen. Naive Wahrheit iſt überaus werthvoll in einer Zeit, die bald vor gebildeten Bäumen den Wald nicht mehr ſehen wird. Leute, die auch in Büchern zunächſt nichts ſein wollen als wahr, ſind immer willkommen. Entweder wächſt ihnen das Talent über die Abſicht hinaus, und wird ein würdiges Talent, weil es aus gutem Boden ſtammt, oder es verliert ſich in Rohheit, welches die ungebildete Zwillingsſchweſter der Wahrheit iſt. Im letzteren Falle haben ſolche Autoren wenigſtens anderen Talenten gedient: ſie haben dieſe gewarnt vor Manierirtheit. Meines Erachtens iſt Weill noch nicht heraus aus der Gefahr, eine bloße Warnungstafel zu werden. Er hat viel Geiſt, aber wenig Verſtand, er liebäugelt mit willkührlichen Einfällen, er erſchwert ſich durch eine Doppelnationalität, oder richtiger durch zwei halbe Nationalitäten die Sammlung des Charakters, er iſt frech vor Dingen, die er nicht verſteht, er iſt haltlos, weil er ohne Ordnung iſt, er übertreibt, weil er die Form verachten zu dürfen meint, und er ſchreit nach neuen Formen ohne die alten zu kennen. So iſt ſeine Schrift noch immer ein Lotteriespiel: die Unſoliden wie die Poetiſchen wagen es damit, wenn auch auf ein Dutzend Nieten nur ein Treffer kommt.

Die guten Eigenſchaften in ihm: Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, unabhängiger Sinn, uneigennütziger Drang nach Verwirklichung neuer Ideen, Bedürfniß, dieſe Ideen in einem kräftigen und nicht, wie es herkömmliches Streben geworden iſt, in einem unmächtigen Staate verwirklicht zu ſehn, Eifer und Rührigkeit, mannigfache Empfänglichkeit — dieſe guten Eigenſchaften können die Gebrechen aufwiegen, ja, aber damit iſt erſt ein leidliches Gleichgewicht errungen. Von einer wohlthuenden und dauernden Wirkung kann für Weill, glaube ich, nur die Rede ſein, wenn er ſich anſiedelt, die wurzelloſe Exiſtenz aufgiebt, und ſich feſtigen läßt durch die kleinen Wohlthaten und die zahlreichen Widerwärtigkeiten eines beſtimmten Lebenskreiſes. Jene ermuntern, dieſe begründen und nöthigen uns zu organiſcher Entwickelung unſrer Kräfte. Halb Franzoſe, halb Deutſcher, das ganze Jahr auf Reiſen ſein, das macht eine Zeitlang intereſſant, vernichtet aber am Ende völlig. Nur große Dichtertalente, wie z. B. Byron und Heine mögen das überdauern, und ohne Schaden überdauern auch ſie es nicht. Von daher ſtammt Byron's überhäufte Fülle, die entweder in dichteriſchem Raiſonnement oder in abenteuerlicher Aufhäufung ermüdet und beinahe langweilt. Nur was naturgemäß wächſt, feſſelt wirklich.

Weill's Novellen aus dem Elſaß hatten einen Hauptheil ihres Reizes darin, daß ein Landleben geſchildert wurde, welches uns unbekannt geblieben war. Die Beſorgniß lag nahe, der Autor würde in einer Berliner Novelle dieſes Vortheils verluſtig gehn. Dies iſt aber nicht eingetroffen, und der Autor hat ſomit gezeigt, daß

jener Vortheil ſeinem Talente eigen und nicht bloß an die ſpecielle Kenntniß ſeiner Heimath geknüpft ſei. Er ſchildert Griſetten, Handwerksleute, Gauner Berlins, die wir in ſolchem Zuſammenhange und ſolcher Genauigkeit noch nicht gekannt hatten. Wo er gegen das Ende einen formellen Novellenſchluß ſucht, der in ſeinem Talente noch durchaus unausgebildet iſt, weil ihm die Form noch etwas Unbelebtes, Äußerliches verbleibt, da iſt er übereilt und nichtig. Dennoch möchte ich nicht bezweifeln, daß er mit Befeſtigung ſeines ganzen Weſens auch eine gewiſſe Rundung der Form gewinnen könne.

Willkomm.

Willkomm hat durch einige Partieen ſeiner „Grenzer, Narren und Lootſen" das Recht, eine gewiſſe Priorität in Anſpruch zu nehmen für „Dorfnovellen", das heißt für eine Erzählungsgattung, welche aus dem durchweg halb fingirten, und bei uns vorherrſchend unerquicklich fingirten Salonleben ſich auf's Land zurückgezogen, und ſich unter feſtgewurzelten Zuſtänden und Geſinnungen angeſiedelt hat. Man hält dies jetzt ſich verbreitende Beginnen gern für einen politiſchen Schritt, und als ſolcher iſt er, auf organiſches Leben zurückführend, gewiß lobenswerth. Aber er iſt auch als künſtleriſcher Schritt lobenswerth. Nach Wahrheit zu trachten iſt überall eine Hauptſache. Das Sittenbild „Bauernleben" welches Willkomm im letzten Bande des obigen Buches bringt iſt eine durch Einfachheit und ungeſchminkte Treue ganz vorzügliche Novelle. Willkomm ſollte nicht verſäumen, ſeine Romane immer von ſo einfachem Boden aus zu erbauen. Er hat, wie leider Jeder von uns, nur zu viel Neigung, die Welt zu zeichnen, deren er nicht vollſtändig mächtig iſt, zum Beiſpiele auch in ſeinem neuen Buche „Eiſen, Gold und Geiſt" die Wirren der höheren Geſellſchaft. Dazu gehört wenigſtens erſtaunlich viel Geiſt, und der iſt unter uns nicht das vorherrſchende Element. Deßhalb bringen wir mit Syſtematik und mit überlebten äſthetiſchen Grundſätzen ſo viel Schiefes und Ungenießbares zu Wege. Eine moderne Geſellſchaft, die noch ganz und gar nicht Erfahrungsſache iſt, pedantiſch, oder bloß dreiſt und immer ohne beſonderen Geſchmack behandelt zu ſehn, das giebt ein unerquicklich Weſen. Poetiſche Phraſe wird dann im Drama, moderne Phraſe im Romane unſer Sündenbock. — Willkomm hätte auch in dem neuen Romane das Wirthshausleben, das Arbeiterleben und Dergleichen, welches er gut zu ſkizziren weiß, mit noch größerem Nachdrucke zur Hauptſache machen ſollen. Er hat nicht zu fürchten, daß er dadurch an Intereſſe verliere: den gemeinen Mann Schritt für Schritt aufwärts zu bringen iſt etwas Würdiges und Intereſſantes, und die höheren Kreiſe alsdann von dem Standpunkte des Emporkömmlings zu zeichnen, das iſt etwas Erreichbares und etwas ſtets neu Bleibendes. Und dies, glaube ich, wäre für Willkomm und für die Meiſten unter uns, die wir aus bürgerlichen Kreiſen ſtammen, die organiſche Novelliſtik.

Heller.

Ich geſtehe, daß ich nicht mit einem beſonders günſtigen Vorurtheile an dieſes neue Buch Heller's, „Eine neue Welt" gegangen bin: Heller ſchreibt zu viel. Man kann nicht mit der einen Hand des Geiſtes und Leibes ein Journal redigiren und mit der andern das Jahr hindurch eine ganze Anzahl Romane und Novellen ſchreiben. Die reiflich komponirte Erzählung bedarf eines geſammelten Sinnes. Merkwürdig genug hat mich dieſer Heller'ſche Band, welcher zwei Erzählungen enthält, eines Anderen belehrt. Nicht in Bezug auf mein eignes Prinzip in Betreff einer Erzählungs-Kompoſition, ſondern in Bezug auf das Talent Heller's. Dieſes

Talent hat einen anderen Kreis des Entſtehens, Schaffens und Gedeihens als das, welches mir vorſchwebt, und dieſes Talent kann mehr produciren als ein anderes. Wie ſoll ich es bezeichnen? Ich möchte ſagen, es ſei das rein deutſche Talent, und ein ſolches, welches man noch anſchaulicher „ein Naturel für Erzählung" nennen könnte. Es hat die Anmuth der anſpruchsloſeſten Anlage, und die unerſchöpfliche Quelle des anſprechenden Details, und Beides zieht den Leſer ſo natürlich und liebenswürdig mit ſich fort, daß man die Anforderungen an künſtleriſche Kompoſition in größerem Stile nicht nur außer Acht läßt, ſondern dieſen andern Bereich der Erzählung nicht vermißt. Kurz, es iſt ein urſprüngliches nationelles Erzählungstalent, an deſſen ganzem Weſen die Kritik meines Erachtens ſo vorſichtig als möglich rütteln ſoll, um nicht Verwirrung in ſolche Autoren zu bringen. Jeweilige Mahnung an dieſelben, die Bedeutung ihrer geſchilderten Verhältniſſe zu ſteigern, oder doch vor Augen zu ziehn, und der ihnen nahe liegenden Redſeligkeit nach niedergeſchriebenem Ganzen ſtrenge Grenzen zu ſtecken, dies ſcheint mir hierbei die nächſte Aufgabe der Kritik zu ſein.

Die Erzählungen ſpielen beide in Amerika und heißen „Die Wanderer in Michigan", und „Die Erbin von Neuorleans". Heller hat ſich mit dem beſtimmten Einblicke, welcher nur dem Talente zu Gebote ſteht, in die fremde Landſchafts- und Sittenwelt hinein verſetzt. Man hat die Frage aufgeworfen, ob es künſtleriſch rathſam ſei, Gegenden und Sitten zu ſchildern, die man niemals geſehn, denen man auch nicht einmal Entſprechendes aus eigner Anſchauung anzuknüpfen habe. Inſofern es ſich um den wahrhaftigen Boden für künſtleriſche Täuſchung handelt, hat die Frage eine ſcheinbare Berechtigung. Ich glaube aber doch, daß dieſe Berechtigung nur eine ſcheinbare ſei; wäre ſie mehr, ſo würden wir der Romankunſt ein Gebiet entziehn, welches ſich in konſequenter Folgerung bis in die wichtigſten Freiheiten der Phantaſie erſtrecken würde. Der Robinſon iſt nicht verfehlt, auch wenn er einzelne Unrichtigkeiten enthält.

Heller's Erzählungsweiſe iſt die dramatiſche oder doch ſceniſche und erinnert oft an unſre frühere Schauſpiel- und Luſtſpielliteratur. Das praktiſche Bedürfniß hat dies ſchon erkannt, und in Wien hat man den „Magiſter Strohmeier", eine Erzählung von Heller, zu einem Luſtſpiele verwendet. Vielleicht liegt für ihn darin ein Wink, unſer an natürlichen Luſtſpielen ſo verwaiſtes Theater ſelbſt in's Auge zu faſſen. Von Seiten der theoretiſchen Folgerung allein kommen wir nicht zur Ausfüllung dieſer großen Lücke, in welche jetzt Benedix, wenn auch noch mit ſehr groben Mitteln, eintritt. Mich dünkt, es wäre dies für Heller mit einfacheren und durch die Einfachheit feineren Mitteln erreichbar.

Ida Frick.

„Durch Nacht zum Licht", heißt der letzte Roman dieſer wohl ebenfalls allzu fleißigen Schriftſtellerin. Dieſer Roman iſt aber eigentlich kein Roman, ſondern es iſt nur die Lebensbeſchreibung und Charakterentwicklung zweier Frauen, denn alle andern eingeführten Perſonen gehen nur plötzlich ab und zu, wie ſie eben zufällig für die Lebensgeſchichte der beiden Heldinnen brauchbar ſind. Auch die einfachen Ereigniſſe, welche ganz natürlich dieſe Lebensgeſchichte bilden, wickeln ſich in einem ſehr dünnen Faden des einzelnen Menſchenlebens ab. Allerdings iſt nirgend das Haſchen nach ſogenannten Romaneffekten vorzuwerfen, aber auch nirgend ſtrömen die Begebenheiten in einen Mittelpunkt zuſammen, um das Bild des Romans zu füllen und zu runden, nirgend erhebt ſich die Erzählung auf den Höhepunkt der Novelle um aus dem kleinen Kreiſe heraus weitere Vor- und Rückblicke in die Ferne zu zeigen.

Digitized by Google

Aber lehrreich iſt das Buch für Frauen und das ſcheint ſich auch die Verfaſſerin als Aufgabe geſtellt zu haben, indem ſie durch Beiſpiele den Schatz eigner Erfahrung entwickelt. Die Charakterſchilderung ihrer beiden Frauen iſt daher recht verſtändig und ſo richtig, wie ſie zuſammenſtellende Beobachtung nur zeichnen kann; aber es fehlt der Reiz des Lebens, es fehlt die Überzeugung höherer Wahrheit, oder es fehlt eben die glückliche ſchöpferiſche Hand. Dieſe Lehraufgabe des Buches ſcheint die Verfaſſerin ſelbſt beengt zu haben. Mit gar zu ängſtlich ſorgendem Auge bewacht ſie, daß ja kein unverbeſſerlicher Fehltritt geſchieht, ja daß man nicht einmal den Verdacht eines ſolchen ſchöpfen könne, und beſonders zum Ende des Buches wird ſie allzu ſtrenge Gouvernante ihrer Heldinnen, die denn auch nur zu ſo moraliſcher Abgeſchliffenheit erzogen ſind, daß man ſie unter all den andern guten Hausfrauen nicht mehr herausfinden wird. Das Ganze iſt verſtändig erfunden und richtig erzählt, aber weil es ohne jede geeinte Überraſchung oder geiſtreiche Wendung erzählt iſt, ſo iſt es eben nur richtig. Es zeigt von Kenntnißnahme aller modernen Bildung und ihrer Zuſtände, aber es fehlt die eigne, ſelbſtändige Entwickelung in dieſem Lebenskreiſe.

Dieſenbach.

Der Roman „Die Ariſtokraten, von Lorenz Dieſenbach“, bewegt den aufmerkſamen Leſer in merkwürdigen Gegenſätzen hin und her. Zuerſt in Betreff des Autors ſelbſt, von welchem man ſich doch ſtets ein Bild zu entwerfen trachtet. Iſt er alt? Iſt er jung? Die ruhige, parteiloſe Anſchauungsweiſe, welche durchweg herrſcht, und welche aus reichhaltigen Erfahrungen und überwundenen Täuſchungen entſprungen zu ſein ſcheint, ſie deutet auf ein vorgerücktes Alter. Und doch pulſirt in Allem ein noch ſo warmer Antheil an den Fragen der Geſellſchaft, daß man daraus auf einen nicht bejahrten Autor ſchließen zu dürfen glaubt. Die geſellſchaftliche Stellung des Autors ferner kann ebenfalls nicht ſogleich aus dem Buche erkannt werden. Er kennt aus der ariſtokratiſchen Welt ſehr viel feine Züge der Sitte und Geſinnung, und erſt der Schluß des Buches, welcher auf ſogenannte Mißheirathen hinausgeht, zeigt den bürgerlichen Grund der Anſchauungsweiſe. Ja, auch der literariſche Werth des Buches ſtellt ſich in einem auffallenden Gegenſatze dar: es iſt ein ſehr geringer Reiz der Romanform vorhanden, obwohl zahlreiche Elemente zu intereſſanter Spannung beigebracht ſind; und doch mag man das Buch nicht unerledigt zur Seite legen, weil es von einem durchgebildeten, begabten Geiſte geleitet wird. Die abſtrakten Elemente für einen Roman ſind alſo ſämmtlich vorhanden, aber der Mangel an künſtleriſcher Macht ſchwächt ſie für denjenigen Leſer, der das Gewitter ſelbſt, nicht bloß die einzelnen Beſtandtheile eines Gewitters erfahren will.

Paolo.

„Novellen aus dem modernen Leben, von Fr. Paolo“ heißt der Band, welcher die Aufmerkſamkeit auf dieſen neuen Autor lenkt. Er enthält drei Novellen. Die erſte „Zwei Schweſtern“ iſt im Weſentlichen frei von grell hervortretender Tendenz, und iſt nicht ohne eigenthümliche Wendung, aber das innere Leben und die Übergänge, wenn auch poetiſch gedacht, ſind nicht fein und intereſſant genug entwickelt, um einen vollen Reiz auszuüben. Die zweite und dritte „In's Kloſter“ und „Eine moderne Ehe“ ſind Tendenznovellen, und zwar ſagt der Titel, um welche Tendenzen ſie ſich bewegen. Am Reichhaltigſten iſt „In's Kloſter“, welche Religionsſtreitigkeit, Kloſterleben und gemiſchte Ehen mit einem gebildeten Raiſonnement und entſchloſſenem Muthe vorüberführt. Die harſch geführte Begebenheit und Entwickelung iſt

aber an Leben und Intereſſe dem wichtigen Raiſonnement nicht gewachſen, und ſo entſteht ein künſtleriſches Mißverhältniß, welches den günſtigen Eindruck der Novelle ſchwer beeinträchtigt. — Die „moderne Ehe", die Äußerlichkeiten der Frauenemancipation darſtellend, iſt in zu groben Zügen ſkizzirt, als daß ſie auf Wahrſcheinlichkeit Anſpruch machen könnte. Mag es auch ſolche Übertreibungen in der modernen Welt geben, ſo müſſen ſie doch in der Kunſtform reicher und verführeriſcher motivirt werden, wenn ſie auf irgend eine Lebenskraft Anſpruch machen wollen. Man kann alſo dem Autor Fähigkeiten nachſagen, aber einen Ausſpruch über das Talent deſſelben geſtatten dieſe Novellen noch nicht.

Schubar.

„Louiſe, aus den Papieren eines Staatsmannes" heißt dies eigenthümliche Buch L. Schubar's, der „Memoiren eines Verurtheilten" und „Memoiren eines Edelmanns" herausgegeben hat, und meines Wiſſens Lubarſch heißt. Ich ging ohne Erwartung an die Lektüre dieſer Louiſe, dem Titel nach eine unſrer ſchwebelnden Novellen fürchtend, die nicht Poeſie genug haben, um für Mangel an einfacher Lebenswahrheit zu entſchädigen. Und ich fand etwas ganz Anderes, nämlich ein Intriguen-Geripp, in welchem verwegen genug geheime Geſellſchaften und diplomatiſche Raffinements ineinander geſchlungen ſind. Neugier und Intereſſe werden gereizt durch Verſtandes-Kombination, aber Fleiſch und Fülle fehlen: das Buch iſt nur Gerüſt zu einem Romane, und da man nicht weiß, ob dieſe Intriguen-Fähigkeit dem Autor eigenthümlich oder einem wirklichen Memoire entnommen ſei, ſo weiß man auch nicht, wie viel man ihm Verdienſt oder Tadel anzurechnen habe. Jedenfalls iſt dieſer kleine Band ein gut ſkizzirter Entwurf zu einem Romane.

* * *

Schließlich will ich noch einer kleinen Bibliothek von Romanen gedenken, welche durch eine zufällige Ungunſt der Verhältniſſe weniger beachtet und beſprochen worden iſt, als ſie es verdiente. Sie beſteht aus dem reichhaltigen Romane Theodor Mügge's, „Touſſaint", aus einer Reihe von Erzählungen Ludwig Storch's, „Nepenthes" geheißen *), aus einer Novelle Sternberg's, „Georgette", aus einem Mährchen L. Schefer's „Viel Sinne viel Köpfe", aus einer Novelle Bechſtein's, „Sophienluſt", und einer Novelle Willkomm's, „der Traumdeuter". Es ſind dies meiſt Sachen, die zu unſern beſſeren und beſten im Romanfache gehören, und an welche mit gutem Fug das Publikum erinnert werden darf.

Etwas über Gedanken.

Von Feodor Wehl.

Ich will, weil ich es verſprochen habe und das Verſprochene zu halten pflege, etwas ſchreiben; es iſt nur das Unglück, ich weiß noch nicht was. Aber es thut nichts, ich weiß mir zu helfen; ich will, da ich keine Gedanken habe, über Gedanken ſchreiben; das iſt das beſte Mittel und zugleich das glücklichſte, denn ein Schrift-

*) Auch Storch's, eines unſrer vortrefflichſten und ächt nationalen Erzählers, geſammelte Schriften, erſcheinen in guter Ausſtattung.

ſteller ſchreibt über nichts ſo trefflich, als über das, was er nicht hat. **Hippel** über die Ehe, **Milton** über das Paradies, **Börne** über die Frauen, **Petrarka** über die Laura, **Heine** über ſein Vaterland und **Voltaire** über die Philoſophie.

Ein Gedanke aber, um zur Sache zu kommen, iſt ganz wie ein Menſch und hat ſeine Lebensart. Es giebt Gedanken, die ſich wie Flegel benehmen, die Ellenbogen auf den Tiſch legen und mit den Füßen Alles über den Haufen werfen. Es giebt andere, die ſo zierlich thun, daß man ihnen an den Manſchetten anſehen kann, ſie haben **Alberti's** Komplimentirbuch geleſen.

Ein gedrucktes Buch iſt wie ein Reich der Gedanken: es hat Handwerker und Gelehrte, Bürger und Rathsherren, ehrliche Leute und Spitzbuben, ſeidenrauſchende Jungfrauen und lumpige Bettler, ſchöne Geſtalten und Krüppel, wüſte Geſellen und luſtige Dirnen. Der Verſtand iſt die Polizei darin, die Reflexion der Straßenfeger, und die Erfahrung geht verſchoſſene Lumpen und zerbrochene Scherben darin ſuchen. Lieb' und Haß begegnen ſich manchmal, und unter lachenden Augen wohnen nicht ſelten weinende Herzen.

Es iſt eine Kunſt, mit Gedanken umzugehen, und wie **Knigge** einen „Umgang mit Menſchen" geſchrieben, ſo möchte ich einen „Umgang mit Gedanken" ſchreiben. Dieſer Umgang mit Gedanken würde beſonders den Schauſpielern nützlich ſein können, denn die Wenigſten von ihnen verſtehen ſich mit Gedanken abzugeben. **Seydelmann** war groß darin, er fand ſich mit jedem Gedanken zurecht, wenn auch dann und wann auf diplomatiſchem Wege. Auch **Fanny Elsler** verſteht das, ſie behandelt alle Gedanken mit Anmuth. **Auguſte Crelinger** beherrſcht ſie, ſie müſſen ihr alle gehorchen. **Charlotte v. Hagn** tändelt mit ihnen und neckt ſie; mit den flachen geht ſie galanter um, als mit den tiefen. Die **Schröder-Devrient** behandelt die Gedanken genial, und **Moritz Rott** mit Begeiſterung, manchmal mit blinder. **Eduard Devrient** bekomplimentirt ſich mit ihnen, ohne jemals vertraut zu werden. **Herrmann Hendrichs** geht oft zu ſcheu mit ihnen um, **Louis Schneider** aber immer zu burſchikos; **Emil Franz** manchmal zu ſchroff, aber **Wauer** immer geſund und mit treuem Herzen. **Hulda v. Lavallette** verhätſchelt ſie manchmal ein wenig und **Clara Stich** thut oft ein Bischen ſchnippiſch mit ihnen, doch ſteht's Beiden an. **Amalia Wolff** behandelt ſie immer mit Anſtand und **Franz v. Lavallade** immer mit Hingebung, freundliche und gutmüthige Gedanken aber meiſt glücklicher, als tragiſche. **Gern** maltraitirt ſie oft, und **Rüthling** ſchraubt ſie manchmal, wenn auch ſelten ohne Humor oder wenigſtens glückliche Laune. **Grua** erfaßt ſie mit Luſt, manchmal zu ſtürmiſch. **Grunert** behandelt ſie klug, wie Einer, der von ihnen was will, **Döring** mit Stolz, wie Einer, der ihnen was bringt. Die **Haizinger** ſteht mit allen Gedanken auf gutem Fuße; ſie iſt mit den traurigen traurig und mit den luſtigen luſtig, für die klugen hat ſie den Witz, für die guten das Herz, und den ſchwachen hilft ſie mit ihrem Talent. **Wilhelmine Werner** iſt human gegen Gedanken und **Bertha Unzelmann** oft etwas krankhaft, ſtets aber ſinnig. **Beckmann** duzt ſich mit allen luſtigen; er iſt vertraut mit ihnen, auch wenn er ſie manchmal nicht kennt. Gar viele aber endlich haben noch nie einen geſehen und ich könnte ſie dutzendweis nennen.

Aus dieſem kleinen Programm, das ich hier flüchtig entworfen, werden meine Leſer und Leſerinnen ſehr leicht erſehen können, daß ein Werk: „Der Umgang mit Gedanken", eben kein überflüſſiges wäre.

Mit Menſchen umzugehen iſt eine Kunſt, mit Gedanken in der That gar nichts geringeres. Ein Gedanke iſt ſo vielſeitig, wie ein Menſch; es ſieht ihn Jeder mit andern Augen an. Hier wird er gelobt, dort wird er getadelt; hier preiſt man ſein

Digitized by Google

Herz, dort ſchilt man ſein Gemüth; hier wird er geliebt, dort wird er gehaßt; hier wird er verſtanden und dort wird er's nicht Den meiſten Gedanken geht es wie den meiſten Menſchen: man merkt erſt ihr Daſein, wenn ſie geſtorben ſind. Gedanken haben auch alle Krankheiten, von denen die Menſchen geplagt ſind. Viele leiden an Fieber, an Wechſelfieber und Gallenfieber, an Waſſer-, Schwind- und Gallſucht, an Bruſtſchmerz und Magendrücken; manche ſind von den Blattern entſtellt, ſind bucklig, oder ſie ſchielen. Gedanken haben auch alle Laſter und alle Tugenden der Menſchen. Sie können wüſte oder keuſch, geizig oder verſchwenderiſch, prahleriſch oder beſcheiden, lügenhaft oder wahr, ſtolz oder demüthig, gut oder verderbt ſein. Gedanken haben auch Moden. Ein Gedanke von 1640 ſieht anders aus, als einer von 1740, und einer von 1840 anders, als beide. Es giebt Gedanken, die mit Zopf und mit Krückſtock gehen, andere, die Perrücken tragen und gepudert ſind; es giebt welche, die einen Tituskopf tragen, und andere, die malcontent geſchoren ſind. Ein Gedanke kann auch alle Sprachen der Welt erlernen und alle Länder der Erde durchreiſen. Es giebt unter den Gedanken Touriſten, die zu ihrem Vergnügen reiſen, andere, die in Sachen der Wiſſenſchaft reiſen. Viele fahren in Karoſſen und haben Diener und Jäger, andere wandern zu Fuß und betteln ſich durch. Vielen geht's wohl in der Fremde, manche ſterben am Heimweh, beſonders die deutſchen.

Ein Gedanke iſt, wie geſagt, wie ein Menſch, der Stil iſt ſeine Lebensart, ſein savoir vivre, das Wort ſein Kleid und die Sprache ſein Thun, überhaupt ſeine Thaten. Weil aber der Gedanke wie ein Menſch iſt, darum verſteht ihn der Menſch ſo wenig. Der Menſch kennt ſein ganzes Geſchlecht genauer, als ſeinen Nachbar und ſich ſelbſt; er kennt auch das Denken an und für ſich viel beſſer, als den bloßen Gedanken Das zeigt uns die Philoſophie.

Es giebt Menſchen, die die Gedanken nur vom Hörenſagen kennen, und Andere, die nur alle Jahr einmal zu ihrem Geburtstag welche zu Kaffe und Kuchen bitten. Es giebt Leute, die immer in Gedanken ſind und nie einen haben, Andere, die immer bedacht oder bedenklich ſind, und doch nie zu einem kommen. Ja, es giebt Leute, die alle Dinge der Erde zu denken im Stande ſind, nur keinen Gedanken. Es giebt aber auch Leute, die ganze Waarenlager von Gedanken auf dem Markte der Welt zum Kaufe ausbieten und dabei ſo von Grund aus uneigennützig ſind, daß ſie nie einen für ſich ſelbſt in die Taſche ſtecken.

Solcher uneigennütziger Leute giebt es viele unter den Schauſpielern. Sie ſagen immer, was ſie denken, aber ſie denken nicht, was ſie ſagen. Ein Gedanke iſt ihnen wie ein Gefäß ohne Henkel, ſie wiſſen ſelten, wie ſie ihn angreifen ſollen. Ungeſchickt aber werden die meiſten Gedanken von ihnen angegriffen, denn ſie machen keinen Unterſchied zwiſchen ihnen. Einen Gedanken von Shakeſpeare faſſen ſie ebenſo an, wie einen von Goethe; einen von Calderon ebenſo, wie einen von Schiller; einen von Racine, Molière oder Scribe ebenſo, wie einen von Kleiſt, Immermann oder Raupach, und einen von Holberg oder Goldoni ebenſo, wie einen von Müllner, Halm, Grillparzer oder Kotzebue. Hier ſind wieder Seydelmann, die Crelinger, Grunert und die Haizinger durchaus als Muſter vorzuſchlagen. Sie haben für alle verſchiedene Gedanken ein beſonderes Auffaſſungsvermögen. Sie reproduciren die Lebensart der Gedanken und geben die ihrige dabei auf.

Ein Werk „Über Umgang mit Gedanken“ müßte nun eben ein Leitfaden ſein, der zu einer rechten und jedem Gedanken zukommenden Auffaſſungsweiſe hinzuleiten vermöchte. Er müßte die Zeichen und Merkmale angeben, an denen das Vaterland und die Geburtsſtadt eines Gedankens zu erkennen ſei, und wie man einen ſolchen

oder einen andern gewöhnlich zu behandeln pflege. Er müßte angeben: dieſen Gedanken ſo und jenen anders zu nehmen, kurz, er müßte die Lebensart eines jeden Gedankens offenbaren und klar legen: daran erkennt man einen ſpaniſchen, daran einen franzöſiſchen, daran einen Shakeſpeare'ſchen, daran einen Goethe'ſchen Gedanken; daran einen königlichen, daran einen bettlerhaften, daran einen klugen, daran einen dummen. Den ſpeichelleckeriſchen am langen Athem und der ſeidenen Schnauze, den philiſterhaften am watſchelnden Gange und dem Tabacksgeruch, und den feigen an den vielen Worten, hinter denen er ſich zu verſtecken und zu verſchanzen ſucht. Dieſen behandelt man ſo und jenen behandelt man anders. Den muß man lispeln, den muß man ſchreien, den muß man ſagen, den muß man reden, den muß man ſeufzen, den muß man weinen, den muß man ſehen, den muß man hören, den muß man ahnen, den muß man fühlen und den muß man ſchweigen. Die ſchweigenden Gedanken ſind die tragiſchſten und die am ſchwierigſten aufzufaſſenden. Es ſind die Ahnfrauen im Hauſe der Kunſt, ſie ſprechen nur einmal und zwar den Tod.

Weil aber mit dem Tode alle Gedanken ein Ende haben, ſo will ich dieſe gute Gelegenheit benutzen und damit ſchließen, denn der Tod iſt der beſte Schluß, und immer neu, weil er Jedem nur einmal kommt.

Nachrichten.

Inhalt: Ein Blick auf Dresden: Verdacht der Kleinſtädterei; Bauphantaſieen, neues Muſeum, Theaterſtatuen, Königsdenkmal; Kunſtausſtellung. — Brief aus Berlin: Langeweile; Wintervorleſungen; Verſchönerungen; Döring's G[illegible]l; Perſonalnotizen. — Brief aus Muskau: Milleſimarfeier; der Park und die Werkſtätte ſeine[illegible]; Fürſt Pückler. — Reiſebrief aus Stockholm: Kenntniß deutſcher Literatur; ſchwediſche Liter[illegible], Mythologiſche Schwärmerei; die Stadt. — Proteſtation gegen Memoiren. — Standbilder von Huß und Ziska. — Humaniſten. — Gutzkow als Communiſt verdächtigt. — Hamburgs Anſicht von der Preſſe. — Fadh-Frage noch einmal. — Franz. Maler. — Nahes Duell zwiſchen Janin und Dumas. — Modebericht. — Anzeiger No. 12.

Ein Blick auf Dresden. — Ich habe Dresden immer nach meinem Eintritt in deſſen Thore ein Unrecht abzubitten, ich begehe dies Unrecht beim nächſten Beſuche jedesmal wieder, und ich fürchte, es bleibt mir dieſe Sünde für alle Zukunft. Dies Unrecht beſteht darin, daß ich die Hauptſtadt für eine kleine Stadt halte und daß ich fürchte, man werde in ihr rettungslos altmodiſch. Ich habe gar keinen ſehenswerthen Grund zu dieſem Verdachte, den außerdem wohlgekleidete Leute auch als einen Verdacht durchaus lächerlich finden werden. Wozu große Stadt! Und warum nicht altmodiſch, wenn die alte Mode gut iſt?! Da es ſich hierbei nur um einen Blick handelt, ſo will ich die Leſer nicht aufhalten mit Auseinanderſetzungen; kurz, meines thörichten Vorurtheils wegen werd' ich immer angenehm überraſcht durch die ſchöne Lage der Stadt, durch anmuthige Einzelnheiten, durch Semper's Theaterbau und andere Bauten, durch einzelne Symptome eines friedlich ſchöpferiſchen Künſtlerlebens, und durch Baupläne, welche die intereſſante Situation Dresdens in mir ſelber anregt. Dieſe Gebäude beſſeren und ſchlechteren Rokokoſtiles zu einem Enſemble zu verbinden und in dieſer Verbindung ſo weit zu veredeln, daß kein großer Zopf, ſondern nur hier und da ein neckiſches Zöpfchen übrig bliebe, das iſt für mich ein ſtets

wiederkehrender Lieblingsgedanke in Dresden. Und Dresden hat den Mann dazu in Semper, einem Architekten, der Geiſt, Talent, Naturel und Kenntniß dergeſtalt in ſich vereinigt, daß man ſeiner ſelbſtändigen Erfindung die größten Pläne überlaſſen müßte. Für den Staat mag die Majorität entſcheiden, für die Kunſt entſcheide die Künſtlerpotenz. Je mehr Stimmen dahineinſprechen, deſto dürftiger wird zerdröckelt. Es iſt mir immer wieder ein neues Leid, daß die architektoniſche Verbindung, welche zwiſchen Theater und Zwinger beabſichtigt war, unausgeführt bleibt. In Dresden hat eine verſchwenderiſche Vergangenheit ſo viel Baudenkmale hinterlaſſen, daß es unverzeihlich wäre, wenn neue Bauten nicht zu einem Organismus damit verbunden würden. So heißt es jetzt, das beabſichtigte Muſeum ſolle der Terraſſe gegenüber am rechten Elbufer erbaut werden. Einzeln betrachtet iſt dies gewiß ein ſehr ſchöner Gedanke, aber es geht wieder auf eine Vereinzelung hinaus und man entfernt ſich damit wiederum von dem Gedanken eines Enſembles. Das rechte Elbufer der Terraſſe gegenüber braucht einen langen und hohen Säulenbau, das iſt richtig, aber der Platz hinter dem Zwinger braucht das Muſeum. Dies, der Zwinger, das Theater und die Kirche graziös verbunden, könnte in ſich allein die intereſſanteſte architektoniſche Stadt für ſich darſtel n. Neu war mir das Denkmal Friedrich Auguſt's inmitten des Zwingers. Es iſt von Rietſchel. Ich war deshalb von vornherein eher dagegen s dafür eingenommen: die Statuen von Schiller und Goethe am Eingange des Theaters, welche Rietſchel geliefert, ſind für mich verfehlt. Goethe erſcheint mir todt und Schiller ſogar manierirt. Ich muß Fleiß und Talent im Detail, beſonders der Unterkörper, anerkennen, über ich vermiſſe den Genius. Und beſonders ſeit Hänel's Molière und Shakeſpeare daneben aufgeſtellt ſind habe ich erkannt, daß ich nur zu ſehr Recht gehabt mit dieſe ungünſtigen Urtheile. Das Ausland hat wie immer den beſten Theil von uns Namentlich iſt Molière ein Meiſterſtück, und zeigt all das Leben und die geniale Auffaſſung, das Entgegenſtreben des Geiſtes aus dem Steine heraus, was ich an den Rietſchel'ſchen Statuen peinlich vermißte. Der Beethoven für Bonn, welchen Hänel Rings jetzt vollendet, wird dies reichlich beſtätigen. Ich glaube, das Comité nrecht gethan, die nach unten geneigte Kopfſtellung Beethoven's verändert haben zu wollen, aber auch mit dieſer Veränderung werden wir ein lebensvolles, kräftig ſchönes Standbild erhalten. Die Aufgabe Rietſchel's mit jenem Königs-Denkmale war eine ſchwere, und an der ſitzenden Statue ſelbſt möcht' ich nicht tadeln, die Eckfiguren am Poſtamente ſind ſogar lobenswerth, aber das Poſtament ſelbſt in Form eines länglichen Kaſtens, der eine geſchmackloſe Ähnlichkeit mit einer Truhe oder Lade hat, ſcheint mir unverantwortlich zu ſein vor einem guten Geſchmacke. So viel Talent, Arbeit und Aufwand iſt beeinträchtigt von einem ſo argen Fehl, und verdient wahrlich, daß an eine Beſeitigung und ſchönere Ergänzung dieſes Kaſtens gedacht werde.

Es iſt immer Kunſtausſtellung, wenn man nach Dresden kommt; deshalb muß man auf einen Regen von Mittelmäßigkeiten gefaßt ſein, denn gute Werke wollen Reiſe, da wir nicht wie romaniſche Stämme mit üppig ſproſſender und von Natur wohlgeformter Schöpfungsfähigkeit begabt ſind. Mit dieſem Gedanken trete ich immer ein, und finde doch immer viel Beſſeres als ich erwartet und viel Schlechteres als meines Erachtens auch für bloße vier Groſchen ausgeſtellt werden dürfte." Von der diesmaligen Ausſtellung iſt mir im Gedächtniß geblieben: „Ein Kind von einer Mohrin gebadet", von Begas; „Tieck's Portrait", von Stieler; „Norddeutſche Fiſcher vom Fange kommend", von Brokmann; „Portrait", Ölgemälde von W. Schadow, „Kaiſer Friedrich III.", für den Kaiſerſaal in Frankfurt gemalt vom Profeſſor Hübner, „Fünf Cartons zu den Gemälden des Profeſſor Julius Schnorr in München, im neuen Königsbau daſelbſt", und Aquarell-Portraits von Naumann. Dies ſchien

mir nach einer flüchtigen Überſicht das Intereſſanteſte und Bedeutendſte zu ſein. Wahrſcheinlich wird auch „die Heimkehr des Spielers", von Ruſtige dazu gerechnet, ich finde aber, daß der Eindruck nicht maleriſch genug iſt. Die unglückliche Familie, bei ſpärlicher Nachtlampe des heimkehrenden lüderlichen Familienhauptes harrend, iſt vielleicht gut gruppirt und beleuchtet, aber die im Schatten eintretende Hauptperſon, der Spieler ſelbſt, wird durch den Schatten dergeſtalt farblos, daß der maleriſche Effekt verloren geht, und der bloße Gedanke entſchädigt nicht, wie man jetzt vielfach ſagt, für das farbige Bild. Kummer, von dem ich nach der „Slavoniſchen Steppe" etwas Beſonderes erwartete, hat ein Gebirgsthal gegeben, „das Goſauthal bei Hallſtadt", an dem ich nichts ausſetzen möchte, als daß die immer wiederkehrenden in Grün, Schwarz und Weiß grellfarbigen, in ſpitzen, eckigen Formen unſchönen Gebirgsthäler des Nordens von einem poetiſchen Malertalente nicht mehr erwählt werden ſollten. Mögen dieſe Veduten, deren eintönige und doch ſo innerlich blaßtönige Schönheit meines Erachtens weit überſchätzt wird und deren zerſtreute Formen — Felsſtücke und Hütten und Dergleichen — mir ſtets den Eindruck der Unſchönheit machen, mögen ſie den Bravour-Landſchaftern bleiben! Kummer kann nach Höherem trachten. Ein wunderlich Verhältniß hatte ich zu einem gut gemalten Bilde von Nerenz „Die Mädchen auf dem Hügel". Es ſind Hirtinnen, die in's Thal hinabſehn. Die Mädchen ſelbſt ſind ſo gruppirt und gemalt, daß eine tüchtige Reife der Malerei daraus erſichtlich iſt, und doch iſt in dem beifolgenden Schaafvieh, in dem hinabbellenden Hunde, in dem romantiſch arrangirten Thale, ja in der Stellung der Mädchen ſelbſt ſo viel Abſicht und ſo viel Gemachtes, daß ich die Verdienſte des Bildes nicht anerkennen mochte. Noch ſchlimmer ging mir's mit der „Scene aus dem ſächſiſchen Prinzenraube", von Theobald v. Oer. Dieſer thätige Maler hat offenbar eine ſehr ſchöpferiſche Phantaſie, es iſt immer ein raſcher dramatiſcher Drang in ſeinen Bildern, aber es fehlt die Weihe künſtleriſcher Ruhe und es fehlt der Farbenſinn. Die Bilder ſchreien. — Geradezu komiſch wirken die Reſte der altmodiſchen Romantik, welche uns mit d[en] Meluſinen und Undinen plagen, mit jenen Duftgeſtalten einer körperloſen Poeſie, die ihren Reiz nur im träumeriſchen Hirn unſrer Jugend haben, und die, gemalt und immer wieder gemalt, die blaue Manier immer lächerlicher machen. — Nach einer andern Richtung der Romantik hin, ich möchte ſagen nach der repräſentativen, verliert ſich Teichs, von dem man Hoffnungen hegte, in ritterliche Dekorationsmalerei. Da lobt man ſich eine „Scene aus Schiller's Wallenſtein", in welcher Wallenſtein die Küraſſiere anredet. Hier hat man kein Talent zu bedauern, hier kann man rückſichtslos lachen: es iſt dies eine vollſtändige Veredelung des Casperle-Theaters, und man bewundert die Nachſicht derer, welche über Zulaſſung von Bildern zu entſcheiden haben.

Berlin, den 17. Auguſt.

Der Sommer hängt wie geronnene Milch in der Luft, die Berlin'ſche Langeweile wird ordentlich ganz fett davon und fühlt ſich wieder einmal recht behaglich. Überall, wo man hinkommt, begegnet man ihr. Wenn man ſich umſieht, ſieht man ſie hinter ſich kommen, und wenn man ſich ſetzt, ſetzt ſie ſich einem zur Seite. Sie nimmt ſehr behutſam die Rockſchöße von einander, wenn ſie ſich niederläßt, daß ſie nicht die Schnupftabacksdoſe zerdrückt, die ſie neben dem Brillenfutteral in der Taſche trägt, und dann räuspert ſie ſich und ſagt: es iſt Alles recht gut, aber 1835 war's doch noch beſſer. Da gab's noch eine königlich preußiſche Staatszeitung und die Sommerfeld'ſchen Theaterblätter, und der gute Geheimrath Echterdank ſpielte noch alle Abende Domino mit mir. Es war Alles ſo hübſch ſtill in der Welt, man trug auch im Winter noch die langen Röcke und hatte nicht über Schnupfen zu

klagen. Ja, ja! gab ich zur Antwort, als dies neulich bei Spargnapani Herr Langeweile mir in die Ohren seufzte, es war eine schöne Zeit, diese Zeit; sie war wie ein Großvater, der sich zum Nachmittagsschläfchen in den Armstuhl gesetzt, und seine spielenden Enkel gebeten, weniger Lärm zu machen. Wenn ihr artig seid und ich aufwache, hat er gesagt, will ich euch auch einen Bonbon geben, der eurem Gaumen gefallen soll. Und diese Enkel waren gehorsam; sie duckten sich scheu in die Winkel hinein, und wisperten so leise, daß man den einförmigen Ticktack der Wanduhr vernahm, und das Zirpen des Heimchens, das hinter'm Ofen saß. Die Geschichte ging draußen vorüber und sah zum Fenster herein. Wenn sie nicht in andere Länder gerufen worden wäre, sie würde ebenfalls eingenickt sein, so schläfrig überkam sie's davon. Aber nun ist auf einmal eine wilde, lärmende Brut hereingebrochen, die kümmert sich wenig um des Großvaters Nachmittagsschlaf; sie zieht den alten Herrn bald hier, bald da, und will den Bonbon. Ja, einige vorlaute Finger haben ihm schon bis in die Tasche gegriffen. Daß sie Gott verdamme! Ja, diese Buben! rief Herr Langeweile mit Salbung. Nein, die Nachmittagsschläfchenzeit, fuhr ich auf, und die Leute, die dabei fett geworden. Damit ergriff ich meinen Hut und ging. Der Ladenbursch sagte mir am andern Tage, Herr Langeweile sei eine Zeitlang ganz still gewesen, nachher aber habe er eine Prise genommen, und zur Herzstärkung nach der evangelischen Kirchenzeitung und der Haude und Spener'schen verlangt. Der liebe Herrgott lasse es seinem Magen und seinen fünf Sinnen bekommen.

Aber wirklich ist es in Berlin jetzt stiller als still. „Ein Affe, der schweigt, sagt mehr", um mit Christian Grabbe zu sprechen. Nicht einmal eine Tageslüge kommt zum Vorschein; das Berichtigungs-Comtoir wird ganz aus der Übung gerathen. Schon deswegen, und daß die Leute ihren Gehalt nicht umsonst beziehen, sollten die Lügner ihre Gedanken in's Wunderland der Erfindung schicken und einige staatsgefährliche Einfälle haben. „So ein Nürnberger Erdbeben für erwachsene Kinder", wie Börne sagt, wäre jetzt sehr erwünscht. Man dürfte z. B. ja nur das Gerücht aussprengen, Espartero käme nach Berlin, und er habe sich schon zweimal bei der Allgemeinen preußischen Zeitung erkundigen lassen, ob sie noch böse auf ihn sei und ob er, ohne sein Leben auf's Neue in Gefahr zu setzen, auf sie pränumeriren könne. Man müßte hinzusetzen: die Allgemeine preußische Zeitung habe geantwortet: sie sage nicht „Ja" und sie sage nicht „Nein", beides sei wider ihre Grundsätze. Sie sage eigentlich gar nichts und damit habe sie schon genug gesagt. Hierbei fällt mir eine Anekdote ein, die ich den Diplomaten empfehlen will. Man sprach in einer Gesellschaft vom Sterben. Stirbt der Mensch von Innen nach Außen, oder von Außen nach Innen? warf Jemand die Frage auf, und fügte hinzu: meine Meinung ist: Ja. In dieser Anekdote liegt das ganze Genie Talleyrand's.

Um aber nun auf etwas Wirkliches zu kommen, will ich hier einen Auszug aus dem Katalog der Wintervorlesungen mittheilen, die sehr interessant zu werden versprechen. Friedrich Rückert wird noch nicht edirte arabische Gedichte interpretiren; Prof. Dönniges eine historische Erklärung der gegenwärtig in Europa bestehenden Constitutionen geben; Dr. Cybulski über die Volkspoesie der Slaven lesen; Dr. Delius Shakespeare's Othello interpretiren; Dr. Theodor Mundt über Luther's Einfluß und Bedeutung auf deutsche Literatur sprechen; Prof. Franceson über Viktor Hugo's „Burgraves" lesen; Wilhelm Grimm das Gedicht „Ereb" erklären und Jakob Grimm deutsche Mythologie. Schelling, hieß es erst, würde im Winter keine Vorlesungen halten, nun aber wird gemeldet, er werde einen „Eingang zur Philosophie" vortragen. Wo man keinen Ausgang findet, kommt man zu dem Eingang zurück. Am Eingang steht gewöhnlich rechts und links eine große Laterne und zur Noth ist auch der Portier nicht weit. Hinten aber

iſt's finſter; man muß an den Wänden herumtaſten und ſtolpert oft. Die Leute meinen: da läge ein Muſikant begraben.

Der tauſendjährige Geburtstag unſres lieben, guten Deutſchlands iſt ganz ſtill und theilnahmlos vorübergegangen. Dem lieben, guten Deutſchland, glaub' ich, iſt das ganz angenehm; mir kommt es vor, als ſchämte ſich Germania ein wenig, daß ſie ſchon ſo alt geworden und ſo viele Kinder bekommen hat. Ich hoffe, ſie hat ſich in die Wittwen-Kaſſe einſchreiben laſſen, die gute Frau, daß ſie auf ihre alten Tage einmal etwas hat und nicht betteln gehen darf. —

Berlin aber wird von Tage zu Tage prächtiger. Es bekommt erſt jetzt ſeine wahrhaft kokette Zeit. Bald hier, bald da hängt es ſich ein Schmuckſächelchen an. Die Bauten vor den Thoren ſind neue Schuhe, die es ſich anzieht; das neue Muſeum und die Kiß'ſche Amazonen-Gruppe ſind Brochen, die es ſich vor die Bruſt ſteckt; nun ſoll es auch noch einen Fächer in die Hand bekommen. Der Sandplatz zwiſchen der Bibliothek und dem Opernhauſe wird nämlich in eine Gartenanlage mit grünen Hecken und Springbrunnen umgewandelt werden*). Alles grün; ich ſeh' es kommen, Berlin wird ſeinen guten, lieben Sand zuletzt ganz vor die Thore verweiſen, und ſtatt, daß man früher in's Grüne hinauszog, wird man künftig in's Grüne hereinziehen. Wohl den Berlinern, die noch geboren werden ſollen! — —

Auf der königlichen Bühne ſetzt Döring ſein Gaſtſpiel unter großem Beifall fort. Als Carlos im Clavigo erregte er viel Intereſſe, obwohl Seydelmann grade in dieſer Rolle noch Allen, die ihn dann geſehn, unvergeßlich iſt. Döring war nicht ſo ſcharf als Seydelmann, nicht ſo pointirt, nicht ſo prononcirt. Seine Reden verliefen ſich mehr; bei Seydelmann ſtanden ſie feſter. Wie Seydelmann die Maximen dieſes Carlos aufſtellte, waren ſie Steine, mit denen er dem Charakter des Clavigo die Straße pflaſtern wollte. Clavigo aber hat keinen Charakter, er hat ein von Empfindungen, Stimmungen und augenblicklichen Eindrücken viel zu viel abhängendes Gemüth; er wirft ſich verzweifelnd auf dieſe gepflaſterte Straße hin und zerſchlägt ſich an den Steinen den Schädel. Carlos aber meint es in der That gut mit Clavigo. Carlos iſt ein Mann, der die Menſchen verachten gelernt, darum weiß er ſie zu benutzen. Das will er Clavigo auch lernen. Clavigo aber iſt ein Menſch, der, wenn er zu einem Charakter gebildet werden ſollte, es nur in der Liebe zu den Menſchen erreichen konnte. Dies iſt der Punkt, in dem ſich Carlos und Clavigo dämoniſch und vernichtend berühren, und eben dieſen Punkt ſtellte Seydelmann auf das Beſtimmteſte heraus. Döring iſt dies weniger gelungen; er hat den Charakter zu wenig gepanzert; hinter aller Leutſeligkeit aber muß dieſes gepanzerte Weſen hervorklingen. Als Commiſſionsrath Froſch und Elias Krumm dagegen iſt Döring bis auf das Höchſte genial. Dieſer Commiſſionsrath Froſch, dieſes Berlin'ſche Tauſendſappermenterchen aus der alten Mode, iſt dem Ende des vorigen Jahrhunderts wie aus dem Spiegel geſtohlen. Er iſt der leibhaftige Perrückenhumor, der Berlin'ſche Witz aus der Nikolai'ſchen Aufklärungsperiode. — Sein Elias Krumm dagegen iſt der Bibel-Diplomat; der ganze Menſch iſt wie ein Handſchuh, der der kleinſten, wie der größten Hand paßt. Weißblondes, dünnes Haar, pfiffige, verdrehte Augen, ſchiefer Kopf, gebückte, zuſammengeklappte Bruſt, der man gleich von Außen anſieht, daß kein Herz Platz drin haben kann, und eine dünne Fiſtelſtimme charakteriſiren ihn. Es iſt Alles demüthig, Alles kriechend an ihm; nur die Beine ſind ſtolz und majeſtätiſch. Oben iſt Alles Vieh geworden, ſein Menſch hat ſich in die Beine geflüchtet. Oben iſt Alles nachgebend, unten, in den Beinen, iſt Alles trotzig, alles Widerſpruch. Dieſe Darſtellung iſt wahr, man

*) Seit Niederſchrift obigen Briefes iſt am 18. Aug. das Opernhaus niedergebrannt. D. R.

kann ſie häufig in der Welt beobachten. Die Komik Döring's in dieſem Charakter hat etwas Diaboliſches; ſie kann einen oft ſchaudern machen, mitten im Lachen. Es läßt ſich da gar nichts über ihn ſagen, als daß er ein Genie iſt. — Geſtern hat im Opernhauſe auf königlichen Befehl die Pauline Viardot-Garcia noch einmal geſungen. Sie ſingt Moſaik. Jeder Ton iſt ſcharf und begrenzt; man hört genau, wo er anſetzt und wo er endigt, und doch iſt Alles ganz, Alles in einem. Sie iſt eine große und ganz fertige Sängerin. —

Zum Schluß fällt mir noch ein, gehört zu haben, daß man den Beſitzer des abgebrannten Koloſſeums verhaftet hat, weil es ſich erwieſen, er ſelbſt habe das Haus, das hoch verſichert geweſen, in Brand geſteckt. Der Berliner Verein für den Kölner Dombau hat in dieſen Tagen der Dombaukaſſe 9000 Thlr. zugeſchickt, melden die Zeitungen. Benedix, der Verf. von „Dr. Wespe" u. ſ. w., iſt hier. Holtei reiſt in dieſen Tagen nach unſerm lieben Schleſien, um ſich einige Zeit in Grafenort aufzuhalten.

Feodor Wehl.

Muskau, den 3. Juli.

Die Feier des Vertrags von Verdun iſt offenbar nicht hinreichend vorbereitet, iſt von der Preſſe verlaſſen und von den entſprechenden Demonſtrationen in keinerlei Weiſe begleitet geweſen. Deshalb kann man ſagen, ſie ſei wirkungslos vorüber gegangen, ein Zeichen, daß auf dem Wege der Verordnung und kirchlicher Feier nicht mehr allein das Leben der Nation zu wecken und zu leiten ſei. Muskau iſt wahrſcheinlich einer der Orte geweſen, wo am Lebhafteſten für die Feier geſorgt war, und wo die Verhältniſſe am Günſtigſten einwirkten. Die kirchliche Feier war durch den Superintendenten durch eine ſinnige und tüchtige Predigt wohl verſehen, und die übrigen Feſtlichkeiten, Theater, Illumination, Ball gewannen durch den Park und den zahlreichen Beſuch der Umgegend, für welche Muskau an Sonntagen der Mittelpunkt, ein wirklich feſtliches Weſen. Man kann nichts Schöneres ſehn als bengaliſche Feuer unter den Baumgruppen des hügeligen Parks. Der Fluß, das Schloß, die Berge, die hundertjährigen Bäume beleuchtet und von tiefen Schatten umgeben machen einen feenhaften Eindruck. Das feuchte Jahr hat denn auch den älteren Park und die wohl eine Meile umfaſſenden neuen Anlagen überaus begünſtigt, es ſproßt und grünt Alles in Üppigkeit und bietet dem aufmerkſamen Beſucher wohl eine Woche lang Stoff zu neuen lieblichen Entdeckungen. Denn das Weſen dieſes Parks, von der Unkunde oft als ein Wunder romantiſcher Überraſchungen bezeichnet, beſteht vorzugsweiſe in unerſchöpflich abwechſelnder Lieblichkeit. Es weht eine Harmonie und anſpruchsloſe Mannichfaltigkeit darin wie in einer Goethe'ſchen Poeſie, und es iſt mir ſtets überraſchend, daß auch die alltäglichſten Menſchen vom Zauber dieſes Kunſtwerkes ergriffen werden. Iſt dies vielleicht ein Zeugniß für die Ächtheit des Kunſtwerkes. Der Fürſt iſt den ganzen Sommer hier und unabläſſig in neuen Anlagen thätig geweſen. Bei näherem Zuſehn findet man darin eine Arbeit ganz wie in der Werkſtatt eines noch unbekannten Künſtlers: die Konturen werden ſkizzirt, die Grundfarben werden ſtark angelegt, Einzelnes wird ſorgfältig ausgearbeitet, Anderes ſcheinbar vergeſſen und unerwartet an die Reihe genommen, je nachdem die günſtige Zeit für dieſe oder jene Gebüſch-Gattung oder Bodenbeſchaffenheit eintritt. Der Fürſt ſelbſt auf ſeinem arabiſchen Roſſe mit der Lorgnette am Reitpeitſchknopfe, mit dem Jockey, der ein Bund Stäbe zum Abſtecken führt, er gleicht ganz einem originellen Künſtler, der unbegreiflicherweiſe hier lange ſtill hält, und plötzlich nach der entgegengeſetzten Seite jagt, und überall blickt und blickt, abſteigt und Pflöcke ſteckt, aufſteigt und den Raum umkreiſt, ein unbegreiflich Weſen für den unerfahrenen Zuſchauer. Nicht Regen nicht Sonnengluth ändert etwas in dieſer Tagesord-

nung, welche von der Mittagsſtunde bis zu Sonnenuntergang in dieſen Vorzeichnungen beſteht. Die Thiere der Wüſte ſind bereits daran gewöhnt, und beſonders ein goldbrauner Hengſt, Namens Schamm, macht geduldig all die hundert Hin- und Wiedergänge ohne Zügelhilfe, bloß auf Andeutung der Reitpeitſche. — An Fremdenbeſuch fehlt es keinen Tag, und ſelten eine Woche lang an Ausländern, welche der Ruf in dieſe Oaſis der Lauſitz lockt. — Der Fürſt hat vor, eine kurze Beſuchsreiſe zum Herzog von Coburg und von da vielleicht einen Abſtecher nach Stockholm zu machen. Die Verkaufsſtürme ſind abwärts gezogen.

Stockholm, den 30. Juli.

Den Rennthieren und Lappländern bin ich näher, als dem Roſenthal und dem „Storchneſt" in Leipzig. Sollten Sie übrigens glauben, daß ich mich unbehaglich fühle an den Ufern des Mälarſees, ſo würden Sie uns beide — den Mälarſee und mich — verkennen. Schweden iſt das Eldorado für einen deutſchen Schriftſteller; man macht ihn hier zum Propheten, denn er gilt weit mehr als in ſeinem Vaterlande. Ja, ich glaube, wenn ſich Einer für Geld ſehen ließe, er würde Zulauf haben. Unſere Literatur iſt in Schweden aber auch durch und durch — bis in ihre innerſten Falten, ja ſogar bis in die Schmutzwinkel hinein — bekannt. Dabei muß man nicht denken, daß die guten Skandinavier das Papier ſchonen — o nein! auch hier wird genug geſchrieben. Oft hört man die Klage, daß die deutſchen Bücher, im Verhältniß zu den ſchwediſchen, ſo theuer ſind. Kein Wunder! Vom ſchlechteſten ſchwediſchen Buche werden mehr Exemplare abgeſetzt, als vom beſten deutſchen, denn es giebt hier zu Lande kaum ſo viel Leihbibliotheken, als Fürſten bei uns.

Schon auf dem Svithiod, mit dem ich von Yſtad herüberfuhr, trat mir eine Stockholmer Dichterin entgegen. Frau Nyberg heißt ſie — Madam werden nur die Bootsfrauen und Aufwärterinnen genannt — und ſie iſt eine wohlbeleibte Matrone zwiſchen 40 und 50. In Deutſchland würde ſich niemand um ſie kümmern, beſonders da ſie nur ein Bändchen Poeſien, und auch das pſeudonym, herausgegeben hat, aber hier kennt jedermann die: „Dikter af Euphrosyne" und ihre Verfaſſerin. — Mit Kruſenſtolpe, dem bekannten Publiciſten, bei deſſen Verhaftung vor etlichen Jahren eine Art von Revolte ſtattfand, traf ich ebenfalls zuſammen. Er iſt groß und muskulös gebaut; das dunkle, dämoniſch anziehende Auge blitzt unter einem Wald von Braunen hervor. Seine Geſichtsformen ſind edel, doch entſtellt es ihn, daß er den mächtigen graugemiſchten Schnurrbart oberhalb unter der Naſe halb raſirt trägt. Die Kleidung, in der man ihn gewöhnlich ſieht, iſt ein weißer Hut und ein verſchloſſener langer Oberrock. Auch bei Atterbom in Upſala bin ich drüben geweſen, der an der Spitze der ſchwediſchen Hegelianer ſteht. Dort gingen wir zu den drei gewaltigen Hügeln, die den Göttern Thor, Odin und Frigga heilig waren. Wir tranken Meth aus einem großen Horne, und hielten, entblößten Hauptes, Reden, in denen viel von Thor und Odin vorkam. Ich hörte alles geduldig mit an und erwiederte im ſelben Geſchmack, obgleich es mir unerklärlich iſt, wie ſich ein vernünftiger Menſch Anno 1843 für Thor und Odin begeiſtern kann. — Stockholm iſt eine prachtvoll ſchöne Stadt. Hohes Felsgebirge, Meer und Reſidenz ſind die Grundſtoffe, die ſich zum grandioſen und anmuthigen Panorama verbinden. Bis Dannemora war ich, doch gehe ich wohl noch höher in's Land hinauf; meine Tagebücher ſind bis jetzt ſorgſam geführt.

Von Wien aus, offenbar von Seiten des Prinzen v. Waſa, wird gegen Herausgabe der Memoiren Guſtav des Dritten proteſtirt. Der ſchwediſche Profeſſor Geijer hat bekanntlich dieſe Herausgabe übernommen, und es liegt allerdings eine gewiſſe

Berechtigung in der Proteſtation des Prinzen v. Waſa, beſonders da zu erwarten ſteht, es werde ſich nicht bloß um Staats-, ſondern auch um Familienangelegenheiten des Hauſes Waſa handeln, und es werde Mancherlei über die letzten Sprößlinge dieſes verdrängten Hauſes zur Sprache kommen, was in Schweden zwar nicht unbekannt, aber doch nicht gedruckt iſt. Die Berechtigung des Staats für Herausgabe oder Unterdrückung ſolcher Denkſchriften iſt eine ſehr ſchwer feſtzuſtellende, und ſie kommt ſehr oft in Frage. Fürſt Hardenberg zum Beiſpiel hinterließ bei ſeinem Tode wichtige Materialien für Memoiren, und dieſe ſind im Archive zu Berlin verſchwunden, weil natürlich delikate Punkte in Bezug auf Politik darin nicht fehlen konnten. Die Preſſe hat raſtlos daran zu mahnen, wenn namentlich wie bei des Staatskanzlers Notizen Intereſſen berührt werden, die jetzt noch von höchſter Lebenskraft ſind.

Auf einem Landſitze bei Prag errichtet ein Herr Veith eine böhmiſche Ruhmeshalle, und Schwanthaler hat dafür bereits die Standbilder von Huß und Ziska modellirt. Es iſt gewiß ein ſchönes Zeichen der Zeit, daß wohlhabende Privatleute ihre Mittel für den Luxus auf eine ſo würdige Weiſe verwenden. Wenn wir auch vom deutſchen Standpunkte gegen politiſche Auferweckung des Czechenthums in Böhmen ſein müſſen, ſo freuen wir uns doch natürlich im Intereſſe der Kunſt und geſchichtlicher Anerkennung über eine ſolche Feier böhmiſcher Helden.

Die demokratiſche Schriftſtellerrichtung der George Sand, Le Roux ꝛc., die poetiſche und philoſophiſche Partei des Demokratismus, wird jetzt zum Unterſchiede von gewöhnlichen Republikanern oder Communiſten vorzugsweiſe mit dem Namen „Humaniſten“ bezeichnet. Communiſt Schneider Weitling ſoll gemeint haben, der Name komme vom Modeſchneider Humann her, und es handle ſich um eine ariſtokratiſche Konkurrenz im Communismus.

Es berichtet die Preuß. Allgem. Zeitung in einem kaum verſtändlichen Kanzleiſtile, daß die Freigebung der Gutzkow'ſchen Schriften zunächſt wieder beanſtandet worden, weil Gutzkow's Name bei der Züricher Communiſten-Farce vorgekommen ſei. Wie traurig! Die Bekanntmachungen aus Zürich ſind nichts, als ein Bericht, welcher aus den thörichten und rohen Briefen dieſer Weitling, Becker und Seiler geſchöpft iſt. Was alſo dieſen politiſirenden Handwerkern in die Feder gekommen iſt, ſollte maaßgebend werden gegen deutſche Schriftſteller! Gutzkow's Name lag ihnen ganz nahe, denn Gutzkow hat über ſie geſchrieben. Und mich dünkt, es ſei ein Verdienſt, darüber geſchrieben und darüber Aufklärungen gegeben zu haben, nicht aber, wie man es anzuſehen ſcheint, ein Grund zur Verdächtigung. Wir ſind ja dafür da, die Gedanken und Bewegungen der Zeit zu ſchildern. Um ſie zu ſchildern und zu beurtheilen, müſſen wir ſie kennen, um ſie zu kennen, müſſen wir uns darum kümmern — wo ſoll das hinaus, wenn ein Schriftſteller ſogleich in Nachtheil dafür geräth, daß er ſich und ſein Publikum über bedenkliche und eben darum wichtige Dinge zu unterrichten getrachtet hat!

Es iſt charakteriſtiſch, daß die freie Stadt Hamburg dem thatſächlichen Berichte über den Tumult in Lübeck den Platz in den Zeitungen verweigert hat.

Wer ſich für die Fadh-Frage intereſſirt, der leſe „Naturgeſchichtliches Kabinet des Thierreiches von Sir William Jardine, II. Säugethiere, deutſch bearbeitet von Dr. Auguſt Diezmann“; dort iſt der Fadh erſchöpfend geſchildert. Reiche Jäger können nun auf die Praxis bedacht ſein.

Der franzöſiſche Landſchafts- und Marinemaler Iſabey hat ſich dieſen Sommer ein ganz eigenthümliches Atelier auserſehn: am Teich von Enghien hat er ſich ein Häuschen gebaut, und unter einem grünen Sonnendache, welches er im Takelwerke ſeines Kahnes aufgeſchlagen, malt er ſeine Bilder. —

Digitized by Google

Vernet iſt immer noch in Petersburg, welches immer mehr dazu beſtimmt ſcheint, franzöſiſche Berühmtheiten zu bezahlen.

Wenn es ſich beſtätigt hätte, daß Dumas und Janin ſich duellirt haben ſollten wegen einer Recenſion, welche dieſer über Dumas Komödie „dames de St. Cyr" geſchrieben, ſo hat die Duellfrage einen unabſehbaren Zufluß für neue Debatten gewonnen. Gerade dieſe beiden Autoren waren bis jetzt die leichtſinnigſten und gleichgültigſten in Betreff des Journalurtheils, und gerade ſie treiben nun die Kritik bis zum Duell.

Moden.

Die zur Zeit herrſchende Damenmode charakteriſirt ſich dahin, daß ſie der Kleidung des neunzehnten Jahrhunderts, wie ſolche aus dem antiken Schnitte am Schluſſe des vorigen, ſich ſelbſtändig herausgebildet hat, das Vortheilhafte aus der Tracht unter Ludwig XIII. und Ludwig XV. aneignen will. Daher die Vorliebe für hohe Volants, welche als eben ſo viel Überwürfe erſcheinen, für den durch Crinoline erſetzten Reifrock, die halblangen Ärmel, die vielen Puffen und Falten an den langen Ärmeln und den hochſchließenden Kleidern, die langen Schnüre, Quaſten und Franzen, die Vorliebe für den offnen Überwurf und den vorn weit offen geſchnürten Leib und Rock mit Unterkleid. An der paſſenden Auswahl und Zuſammenſtellung ſo verſchiedener Beſtandtheile übt und bewährt ſich nun der gute Geſchmack. Die Hüte, meiſt von Crepp, Tüll oder Spitze, dehnen ſich in Schirm und Nackenfalbel zum Schutze des Halſes und der Schultern vor der Sonne, etwas aus, und ſind mit feinen, friſchen Blumen, die Reisſtrohhüte mit leicht wehenden, kleinen Federn ausgeputzt. Die ſehr langen und meiſt koſtbaren Schleier von Tüll, Spitze oder Blonde auf Strohhüten kommen immer mehr in Aufnahme. Die jetzt am meiſten getragenen Barègekleider ſind mit breiten Volants oder Falbeln beſetzt, und dazu trägt man ein Canezou von geſticktem Mouſſeline und ein Taffetmantelet. Bei'm Überrock ſind Joſephinen- und Lucrecialeibchen am beliebteſten; die Amazonenleibchen haben Reihen von Knöpfen in Farbe des Kleiderſtoffes; und man trägt überhaupt den Leib bis zum Hals ganz hoch, ſo ohne Auswahl, daß er bei Braut- und Trauerkleidern (Kunſtbeilage 76) gleich hoch anſchließt. Hohe Volants in weiten Zwiſchenräumen oder übereinander ſich abſtufend gleich eben ſo vielen Röcken, ſind gleichmäßig in Mode wie die vorn offenen Röcke. Ein weißer Shawl von echtem Barège oder reich geſticktem chineſiſchen Crepp iſt ſehr elegant. Bei Caschmirécharpen werden die Lichter der meiſt in der Hand geſtickten Palmetten oft leicht von Gold aufgetragen, was ſehr brillant ausfällt.

A.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 76. Pariſer Moden. (Dameumoden: Traueranzug. Italieniſcher Strohhut mit grau und ſchwarzeu Hahnenfedern links, und rechts mit ſchwarzem Crepp und Spitze ausgeputzt; Kleid von grau und ſchwarzem Foulard mit zwei Puffeu ſchwarzer Spitze am Handgelenk. — Brautanzug: großer Spitzenſchleier, hoch ſchließender Leib, Halbärmel mit Spitzenbeſatz, Überwurf und drei hohe Volants.

No. 77. Pariſer Moden. (Herrentrachten: Überrock in Goldbroncefarbe nach engliſcher Art, mit kurzen, aber weiten Schößen, etwas langer Taille und Bruſt, breiten Bruſtklappeu und weitem Sammtkragen, nicht auf's Zuknöpfen eingerichtet und mit Lorgeontaſche auf linker Bruſt; Weſte mit Stehkragen; rund auf den Fuß fallendes Beinkleid. — Sehr weit geöffneter Frack à la Saxe, mit ganz breiten and langen Bruſtklappen, der nicht zugeknöpft werden kann; übergeknöpfte Weſte mit Schößen. — Modefarbiger Twine mit gleichfarbiger Seide vorgeſtoßen, Taſchen mit breiten Patten, breite Ärmel mit beweglichen Aufſchlägen; mittelweite Beinkleider.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

30. Auguſt **№ 35.** 1843.

Ueberſicht: In Cagliari (Fortſetzung). — Neues Theater (II. Eugène Scribe und unſer Luſtſpiel). — Eine Stimme über Grunert in Berlin. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 13.

In Cagliari.

(Fortſetzung.)

2.

Ah, da iſt ja ſchon das geſammte Adelsregiſter, ſagte Birkenfeld leiſe zu Leonhard, als ſie am Abende deſſelben Tages in die glänzend erleuchteten Zimmer traten, in welchen der General d'armes und Gouverneur von Cagliari, Herzog di Mandas, die Saiſon eröffnend, eine Soirée gab. Mach's nur wie ich, und lerne in müßigen Stunden die Namen auswendig, damit du keine Verwechslung anrichteſt zwiſchen den Orani, Villaſor, d'Albis, Zapata, di Laconi, Villaſidro, Cadello, Saverio, Cerveglion, Sedilo, Simone, St. Tommaſo, di Tieſi, di Moras, della Planargia, di St. Pietro, Villaclara, della Guardia, Bonorva, Sorſo: nicht wahr, ich repetire trotz einem Staarmatz? Aber die Kenntniß all' dieſer Namen iſt nothwendig, du darfſt mir glauben: man würde dir eher einen Mord verzeihen, als einen Verſtoß in dieſer Hinſicht. So ſind ſie hier nun einmal; ſie wachen über ihrem Rang, wie Drachen. Jedes Haus will das älteſte ſein: daß aber kein Sarde in den Maltheſer-Orden aufgenommen wird, weil die Urahnen kein ächtes adeliges Chriſtenblut, ſondern rechtſchaffene Sarazenen geweſen ſein ſollen, davon wollen ſie nichts wiſſen.

Sind denn die Damen auch ſo rangſüchtig? frug Leonhard.

Die treiben's am Ärgſten. Nimm nur zum Beiſpiel, daß kein Unterkönig, der, wie du weißt, in der Regel aus dem Piemont gewählt wird, ſeine

Gemahlin hieher mitbringen darf, um nicht ſeine Würde durch Neid und Rangſtreitigkeiten zwiſchen den Weibern zu compromittiren, dann haſt du ein Bild.

Wer iſt denn die alte Dame dort in der ſcharlachſeidnen Robe? frug Leonhard im Weitergehen.

Dieſe würdige Hagbutte nennt ſich Gräfin Cadella; mach' ihr einige Schmeicheleien, ſo ſchwärmt und liebäugelt ſie mit dir, ob ſie gleich bequem deine Mutter ſein könnte.

Jene Uniform dort ſah ich noch nie, bemerkte Leonhard weiter, die Spieltiſche muſternd, in Furcht und Hoffnung, Donna Carlota zu ſehen.

Jene Uniform, Herr Bruder, iſt der inſtallirte Colonel des Tours, wie du weißt, der Aufſeher über die Wachtthürme an der Küſte, die gegen die Barbaresken beſtimmt ſind. Der Oberſt trägt erſt ſeit drei Tagen Uniform, mit Erlaubniß des Unterkönigs, und der Grund, den mir der Major heute bei Tiſche erzählte, iſt luſtig genug. Der Herr Oberſt befand ſich kürzlich auf einer Inſpektionsreiſe in Algheri und kommt dort von ungefähr an einem Poſten Piemont Dragoner vorbei. Weil die Piemonteſen den Sarden gern was anhängen, ſo thut der Unteroffizier, als kenne er den Oberſten nicht und läßt nicht in's Gewehr treten. Der Oberſt fährt ihn an, und erhält zur Antwort: **Mais qui êtes vous, Monsieur, je n'ai pas l'honneur de vous connaitre. — Je suis le colonel des tours. — Pourquoi ne prenez vous pas une tour pour votre ordonnance,** antwortet der boshafte Kerl, **alors on vous connaitrait.** Er wurde zwar beſtraft, aber man fand doch für gut, dem Oberſten eine Uniform zu ſpenden.

Umſonſt ſuchte Leonhard nach Donna Carlota, und endlich fiel ihm ein, daß ja ihr Gemahl verreiſt, ſie alſo durch die Etikette abgehalten ſei. Er athmete leichter auf und doch war es ihm ſo leid, denn er intereſſirte ſich wirklich ſehr für ſie, obwohl ihn ſchon ihr ſittſames, zurückgezogenes Weſen von dem Gedanken an ein Verhältniß mit ihr abſchreckte.

Die beiden Freunde traten jetzt näher zur Geſellſchaft, die mit ſüdlicher Lebhaftigkeit und doch zugleich mit Beobachtung der von den ſpaniſchen Zeiten noch übriggebliebenen Etikette, des ſogenannten Puntiglio, ſich unterhielt. Leonhard war eben im Geſpräch mit einigen Damen begriffen, als der Intendant und ſeine Gattin eintraten und an Leonhard vorübergingen. Leonhard überlief blutroth, aber ſie ſchienen ihn nicht zu bemerken und begaben ſich zur nächſten Gruppe. Es gelang ihm endlich, ſich von den ſchwatzhaften Damen loszumachen, bei denen er wie auf Kohlen geſtanden hatte; er ſuchte ſich der Marqueſe zu nähern, da ſtieß Hans wieder zu ihm.

Nun, wie ſteht's, ſanfter Jüngling? wie weit biſt du im Laufgraben gekommen, den ich dir heute Morgen auf gut Glück eröffnet habe?

Ich wollte, du wäreſt ſelbſt darin, auf daß das Sprüchwort wahr würde: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.

Undank iſt der Welt Lohn. Sei du verſichert, daß, wenn mir die Marqueſe nicht zu ſentimental ausſähe, ich den Meerjunker auf meine Rechnung geſandt hätte.

Guten Abend, Ihr Herren Ketzer! ſagte herzutretend der franzöſiſche Conſul, ein fröhlicher Mann. Apropos, wiſſen Sie auch ſchon, daß man die lange Dürre Ihrem Feldprediger zuſchreibt, der für einen Hexenmeiſter gilt? Schon ſeit vierzehn Tagen wird von den hieſigen Kirchenheiligen einer nach dem andern in die Domkirche gebracht; aber keiner will das Wunder des Regens vollbringen; ſie wurden daher alle der Reihe nach in's Sanktuarium eingeſperrt. Nun ſind aber ſeit vorgeſtern alle Stadtheiligen im Arreſt, ein faſt unerhörter Fall, ſo daß das Volk murrte, wie ich beſtimmt weiß. Die Jeſuiten, Euch Deutſchen noch von der Aſylgeſchichte her nicht grün, ſchoben die Noth auf Euren Feldprediger, und es wäre mir bange um ihn geworden, wenn es nicht ſeit heute Nachmittag regnete. Jetzt iſt aber ein anderer Nothſtand eingetreten: jedes Kirchſpiel will nun die Hilfe einem von ſeinen Heiligen zuſchreiben und ihn mit feierlichem Prozeß abholen. Es wird ſich wohl der Herr Erzbiſchof drein legen und durch's Loos entſcheiden müſſen, wer regnen ließ.

Spotten Sie nicht, Herr Chevalier v. Rulhières, ſagte gravitätiſch Don Francisco v. Zapata, der die letzten Worte gehört hatte: der göttliche Wille kann ſich auch in der Zufälligkeit eines Looſes ausdrücken, und das Heilige iſt zu hoch über uns, als daß wir es begreifen könnten.

Gewiß, Don Francisco, antwortete der Chevalier neckiſch und ſehr laut, ich hätte es überhaupt vermieden, in Ihrer Gegenwart von Heiligen zu reden, da ich mir Ihre Bekümmerniß lebhaft denken kann, wenn Sie daran erinnert werden, daß Ihr ſpaniſches Vaterland keine Heiligen mehr im Himmel hat.

Der Spanier ſah den Conſul mit dem Ausdrucke ſprachloſen Erſtaunens an.

Ja, fuhr dieſer in muthwilliger Laune fort: ich wußte dieſe betrübte Geſchichte ſelbſt nicht, bis ich ſie vor Kurzem von dem weltberühmten Padre Rocco in Neapel hörte, gegen deſſen Autorität wohl Niemand etwas einwenden wird. Er ſchlug mit dieſer Thatſache in meiner Gegenwart einen ſpaniſchen Geiſtlichen aus dem Felde, der da behauptet hatte, im Himmel gebe es mehr Spanier, als Italiener und Franzoſen zuſammen.

Erzählen Sie, Chevalier! rief es von mehreren Seiten; denn der Padre Rocco war als ein frommer und zugleich witziger Mann in ganz Italien bekannt.

Je nun, ſprach Herr v. Rulhières weiter: die Geſchichte verhielt ſich ſo. Die ſpaniſchen Heiligen waren allerdings auch einmal im Himmel, aber ſie waren es zum großen Herzeleid der übrigen Heiligen. Die Unordnung, welche ſie mit ihrem Cigarrenrauchen verurſachten, war gränzenlos. Bald fiel die heilige Magdalena ohnmächtig von ihrem goldenen Stuhl, bald flog glühende Aſche auf das neue ſeidene Kleid der Mutter Gottes und brannte ein Loch

hinein, bald wurde es der heiligen Cäcilie übel, bald geriethen ſie in Streit, wer die beſte Sorte rauche; der Verunreinigung des Fußbodens nicht zu gedenken. Mit der Cigarre im Munde liefen ſie ſo den ganzen Tag umher, und es war unmöglich, ihnen die Unſchicklichkeit ihrer Aufführung begreiflich zu machen. Im Himmel, antworteten ſie, darf man rauchen, man muß es ſich ſauer genug werden laſſen, bis man hereinkommt. Alles Zureden half nichts. Da nahm St. Peter ſeine Zuflucht zu einer Liſt. Einer der himmliſchen Herolde mußte die Nachricht ausposaunen, daß um eine beſtimmte Zeit eine große Stierhetze draußen vor dem Himmelsthore gehalten werde. Da ſtrömten alle ſpaniſchen Heiligen hinaus, und als ſie draußen waren, ſchlug St. Peter das Thor hinter ihnen zu und hat ſeit der Zeit auch keinen mehr hereingelaſſen.

Alles lachte, und auch ein ſchöner Mund mit kleinen blitzenden Zähnen. Leonhard ſah hin: es war die Marqueſe, welche mit ihrem Gatten herzugetreten war. Geh hin! flüſterte Hans, ſeinen Freund anſtoßend: ſie ſcheint im Humor! Leonhard that es und wollte mit niedergeſchlagenem Blick irgend eine phraſenreiche Entſchuldigung des Rosmarinzweiges von heute Morgen herſtammeln; aber der Intendant kam ihm zuvor.

Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, Herr Baron, daß Sie heute Morgen an mich gedacht haben. Und wenn ich die Vermuthung meiner Frau theilen darf, daß Sie mich durch den mitgeſchickten Lorbeerzweig für das Sonett an Seine Majeſtät den König belohnen wollten, welches ich neulich in dem kleinen Zirkel bei dem Grafen v. Cerveglion vorzuleſen die Ehre hatte, und das Ihnen namentlich wegen der Alliteration gefiel, ſo thun Sie mir zwar eine ganz unverdiente Ehre an, haben jedoch leider meine ſchwache Seite getroffen.

Leonhard verbeugte ſich in ſtummer Verwunderung, obwohl eine Ahnung ſeine Seele durchflog.

Der Marques fuhr fort: Vielleicht würden Sie mir die Ehre ſchenken, morgen Mittag uns den Fiſch verzehren zu helfen und mich noch einige meiner Gedichte Ihnen vorleſen zu laſſen, um Ihr Urtheil darüber zu vernehmen, das ich ſo hoch ſchätze. Nicht wahr, Sie kommen?

Leonhard verbeugte ſich wiederholt. Der Marques ſchüttelte ihm die Hand und ſagte:

Ich bin eigentlich nur noch hieher gekommen, weil meine Frau einige Damen ſprechen wollte. Wir gehen jetzt aber; denn das plötzlich eingetretene Regenwetter hat mir einen kleinen Schnupfen zugezogen, auch bin ich noch müde vom Ritt, da ich erſt vor einigen Stunden von Villafidra zurückkam. Gott befohlen, Herr Baron!

Damit ging er und ſeine Gattin, deren Blick Leonhard nur obenhin und ſo raſch ſtreifte, daß dieſer nicht wußte, ob er eine Bedeutung darin finden durfte.

Digitized by Google

Gewonnen! flüſterte Hans, der die Einladung mit angehört hatte: du biſt ein Teufelskerl, der ſein Glück eigentlich gar nicht verdient.

Leonhard ſchüttelte den Kopf, drehte die Anfänge des über der Oberlippe keimenden Bartes und war den Abend in tiefen Gedanken, aus welchen ihn weder die luſtigen Einfälle des franzöſiſchen Conſuls, noch die Anreden der Damen, die ſich gern mit den deutſchen Offizieren zu ſchaffen machten, noch endlich die Klänge der Ballmuſik vertreiben konnten. Auch ſchlich er ſich bald weg: es drängte ihn nach friſcher Luft. Als er hinaustrat, rieſelte der Regen nur noch leiſe; der Mond, hinter einer leichten Wolkendecke dämmernd, warf einen matten Schein auf die Stadt. Blühendes, vom Regen erfriſchte Orangengebüſch duftete aus den Gärten. Leonhard ſchlenderte ohne beſtimmten Zweck durch die Straßen: unverſehens gelangte er zu dem Palais des Intendanten an der Baſtei St. Ramy. Alles war ſchon finſter, außer dem Portierzimmer. Leonhard fühlte ſich unangenehm berührt, er wußte ſelbſt nicht warum: es wäre ihm lieber geweſen, wenn der Marques und ſeine Gattin ſich noch nicht ſchlafen gelegt hätten. Nun wollte er nach der Kaſerne in ſeine Wohnung. Aber ſein Kopf war ſo heiß, er beſchloß an das Meer hinunter zu gehen, vielleicht zu baden. Gedacht, gethan: er ging durch die Marina; am Hafenthor fiel ihm das ſchöne Mädchen von heute Morgen und ihr Blick ein: er lehnte das Anerbieten des Lieutenants v. Schütz, der ſeit Mittag die Wache hatte und ihn vor das Thor hinaus etwas begleiten wollte, unter dem Vorwande, an Kopfweh zu leiden, ab, und richtete dann ſeine Schritte dem Hafen entlang rechts nach der Hütte, welche Maddalena heute Morgen unbefangen bezeichnet hatte. Durch die Ritzen des Fenſterladens fiel ein Lichtſtrahl. Leonhard ſtieg auf die Steinbank davor, und ſah drinn am Tiſche Maddalena in einem reizenden leichten Anzuge ſitzen, ſie hatte das rothſeidne Netz ſchon von den Haaren entfernt, die in üppiger Fülle herunterwallten: ſie arbeitete an einem Fiſchergarn und ſang eben folgendes Liedchen:

Fliehe, kleines Fiſchlein du,
Fliehe dieſe Maſchen!
Fort in's Weite, ſonſt im Nu
Wird man dich erhaſchen!

Armes Herzchen, ſprich, warum
Läßt du dich umgarnen?
Iſt die Welt doch weit herum:
Laß, o laß dich warnen!

In dieſem Augenblick ſtieß Leonhard mit der Epaulette an den Laden, und verurſachte ein Geräuſch, wie wenn Jemand klopfte.

Kommſt du denn noch einmal, Tommaſo? rief Maddalena, indem ſie eilig ein Halstuch überwarf und ihre Haare aufband. Dann öffnete ſie, fuhr aber beim Anblicke des Offiziers mit einem leichten Schrei zurück.

Fürchte dich nicht, ſagte Leonhard, dem die Landesſprache ſchon ziemlich

geläufig war: ich bin zwar nicht Tommaſo, aber doch ein ehrlicher Menſch. Dein Geſang hat mich angezogen.

Jetzt erkannte ihn Maddalena als den Offizier, der ihr heute Morgen beigeſtanden hatte. Sie ſtand unter der Thüre, unentſchloſſen, ob ſie zurückweichen ſollte. Leonhard, von ihrer Schönheit ergriffen, faßte ihre Hand und wollte ſie an ſich ziehen. Sie widerſtrebte noch, und drinnen rief die Stimme eines Kranken:

Madda, wer iſt da?

Das Mädchen fuhr zuſammen: ſie ſah dem Offizier feſt und prüfend in's Angeſicht, ihre Augen blitzten und entſchloſſen rief ſie hinein:

Es iſt Tommaſo, lieber Vater, der noch auf der Bank vor'm Hauſe mit mir plaudern will.

Die Lüge, im Drängen des Augenblicks, war entſchlüpft, der Würfel gefallen. Maddalena ſah verlegen zu Boden, Leonhard aber zog ſie ſanft neben ſich auf die Bank.

Fürchte dich nicht vor mir, ſagte er. Wer iſt der Tommaſo?

Mein Liebhaber, Herr, ein Fiſcher. Der Vater will, ich ſoll ihn heirathen, aber ich kann ihn nicht leiden.

Und warum denn nicht?

Warum nicht? Ei ſo fragen Sie ſich auch, warum Sie dies und jenes juſt nicht thun mögen. Ich will eben nicht, daran liegt es.

Haſt du denn kein Bedürfniß zu lieben?

Sie fragen ſonderbar. Ich habe ein Herz, wie jeder Menſch; aber gerade weil ich eines habe, will ich Tommaſo nicht heirathen.

So liebſt du einen Anderen?

Keinen.

Das iſt Unrecht von dir. Es giebt ſicher ſo Manchen, der ſich glücklich preiſen würde, von dir geliebt zu werden.

Außer Tommaſo, iſt mir keiner bekannt.

Aber mir.

Und wer?

Ich.

Laſſen Sie den Scherz, Herr Offizier. Mit ſolchen Dingen geſchieht leicht Unheil. – Wie gefällt Ihnen der Abend? Singt das Meer nicht herrlich?

Herrlich, aber nicht ſo melodiſch, wie du vorhin. Von wem waren denn die Verſe?

Ich weiß nicht. Die Lieder machen ſich ſo am Ufer hier, ſind da, verſchwinden und kommen wieder, wie die Möven. Ich liebe das.

Liebe mich.

Sie, Herr Offizier?

Ja, bis du einen Anderen haſt, der dir beſſer gefällt.

Wir Fiſchersleute wechſeln nicht, wie die in der Stadt. Und wer ſagte Ihnen, daß Sie mir gefallen?

Würdeſt du ſonſt wohl bei mir ſitzen?

So will ich gehen. Gute Nacht.

Maddalena ſtand auf, Leonhard aber zog ſie wieder herab, ſchlang einen Arm um ihren elaſtiſchen Leib, deſſen Wärme, durch die leichte Bedeckung dringend, ihn ſüß durchſchauerte, er legte ſeine Hand in die ihre, und flüſterte, während ſein Herz hoch aufpochte:

Maddalena! Ich bin hier fremd. Ich ſuche eine Stätte, wo ich heimiſch ſein könnte, ein Herz, das mir gehöre. Habe mich lieb, Maddalena!

Dieſe antwortete nicht. Sie zitterte am ganzen Leib, wie im Fieber. Ihre Haare hatten ſich wieder aufgelöſt, ihr Buſen flog und preßte die aufſteigenden Seufzer krampfhaft zurück. Endlich fuhr ſie empor, umhalſte in wildem Ungeſtüm Leonhard, küßte ihn, ſprang in die Hütte und ſchlug die Thüre zu.

Leonhard blieb eine Weile, in ſeligem Entzücken verſunken, ſtehen; dann ging er langſam nach dem Hafenthore zu. Sein jungfräuliches Herz ſchwelgte und ängſtigte ſich zugleich ob der plötzlich vor ihn getretenen neuen Welt. Er mochte hundert Schritte gegangen ſein, da drehte er ſich um, noch einmal nach der Hütte zu blicken. Er ſah ſich von Jemand gefolgt: in der Hoffnung, es ſei vielleicht Maddalena, blieb er ſtehen: ſein Gefährte auch. Leonhard ſah, daß es ein Mann war, und ging weiter, blickte jedoch vorſichtig um ſich, und da ſich der Fremde ſehr raſch und leis näherte, zog Leonhard den Degen. Ein Meſſer ſchwirrte an Leonhard vorbei; der Fremde ſprang davon. Leonhard wollte anfangs eine Patrouille veranlaſſen; weil aber dadurch ſein Spaziergang und vielleicht auch deſſen Zweck zur Sprache kommen mußte, beſchloß er zu ſchweigen. Als er in die Wachtſtube trat, fand er dort Birkenfeld mit Schütz Piket ſpielend.

Hans warf die Karten weg, ſchritt auf Leonhard zu, legte, ihn ſcharf anſehend, die Hände auf ſeine Schultern und ſagte:

Der Herr Kamerad hat's verdammt dick hinter den Ohren. Auch ich wollte noch vor's Thor: als mir aber Schütz ſagte, daß ich dich rechter Hand treffen würde, wußte ich, was die Glocke geſchlagen. Haben wir Meerjunker aufgeſucht, Bruder Duckmäuſer? Komm' ich zu ſpät? Warte nur, das ſoll noch Jemand erfahren. Laß uns aber jetzt nach Haus gehen. Gute Nacht, Schütz!

3.

Wochen verſtrichen. Leonhard kam ſelten in das Haus des Marques v. Villaſidro und bewunderte dann geduldig deſſen Verſe; doch ſah er die Marqueſe niemals allein. Nur den Tag nach jener Soirée war ſie mit bei Tiſche geweſen, und der Zufall hatte hiebei eine günſtige Diverſion gemacht, indem gleich beim Beginne des Diners der Marquis durch eine dienſtliche

Verrichtung abgerufen wurde und ſo ſeine Gattin mit dem Herrn v. Altenhoven allein blieb. Allein Letzterer war, ſeitdem er den Abend zuvor das Verhältniß mit dem Fiſchermädchen angeknüpft hatte, weiter als je entfernt, die Gunſt des Zufalls zu benutzen, welche ihm das tête-à-tête mit der Marqueſe verſchaffte. Später ſah er, wie bemerkt, die Marqueſe nicht mehr allein; ſie ſchien ſich vielmehr abſichtlich zurückzuziehen. So kam es, daß ihn ſein Verhältniß zu Maddalena ausſchließlich in Anſpruch nahm. Gern hätte er ſich von allen ſeinen Kameraden die jedesmalige Wacht am Hafenthore abtreten laſſen, weil Maddalena Morgens hereinkam. Schon am Morgen nach jener erſten Zuſammenkunft war er dorthin geeilt, um ſein Glück, das ihm wie ein Traum vorkam, durch den Anblick des ſchönen Mädchens beſtätigt zu finden. Sie kam unter den Marktfiſchern; Leonhard muſterte ſcheinbar ihre Fiſche: ſie ſahen ſich zärtlich und verſchämt an. Er erzählte ihr den Mordanfall von geſtern Abend; ſie erbleichte und ſagte:

Das war Tommaſo. Nach einer Weile ſetzte ſie hinzu: Laß mich ſorgen. Hier können wir uns aber nicht wieder treffen, überhaupt nirgend, bis ich dir's ſagen laſſe. Tommaſo lauert dort, der mit dem ſchwarzen dichten Bart iſt es. Meine Schweſter iſt Köchin in dem Kaffeehaus, wo die Offiziere vom **Royal Allemand** ſpeiſen; ſie iſt zuverläſſig; durch ſie ſollſt du Nachricht bekommen.

Dieſe blieb lange aus, ſo daß Leonhard ungeduldig die Schweſter nach der Urſache fragte. Sie wußte keinen Beſcheid: Maddalena ſei wohl bleich und etwas abgehärmt, doch werde dies von den Nachtwachen beim kranken Vater kommen. Inzwiſchen wurde Leonhard immer mit den beſten Leckerbiſſen des Meeres verſehen, zum Erſtaunen der anderen Offiziere, welche, wenn ſie denſelben Fiſch verlangten, von der Köchin mit der Antwort abgefertigt wurden, Herr v. Altenhoven habe ſich den Fiſch zum Voraus beſtellt, oder es habe ihn Jemand, ſie wiſſe nicht wer, für denſelben gebracht. Leonhard theilte aber freigebig. Hans lachte und drohte ihm mit dem Finger, war aber zu delikat, um ihn zu verrathen.

Endlich erfuhr Leonhard von Catharina, der Köchin, daß ihre Schweſter ihn Abends da ſprechen wolle, wo ſie ſchon einmal geſeſſen ſeien. Er war des Jubels voll, denn er ſehnte ſich unendlich nach dem liebenswürdigen, feurigen Mädchen. Als es auf zehn Uhr ging, ſteckte er ein Piſtol zu ſich, warf den Mantel um, und eilte hinab zu der Hütte. Es war eine finſtere, doch warme Nacht. Das Meer brauſte ſein ewiges Lied. Vom Caſtell und der Marina flackerten Lichter. Als es zehn Uhr ſchlug, läuteten die Nachtglocken, oben im Caſtell wurde die letzte Retraite getrommelt. Im Hafen unten war es ſtill; nur wenige Laternen brannten an den Maſtbäumen. Leonhard ſchritt raſch den Hafen entlang, bis zu der Fiſcherhütte, die, ziemlich entlegen von den übrigen, auf einem ſanften Abhange ganz nahe an der See lag. Maddalena ſaß auf der Bank; Leonhard umarmte ſie glühend.

Digitized by Google

Biſt du allein, Geliebte?

Allein mit dir.

Als er ſie küßte, fiel eine Thräne auf ſeine Wange.

Du weinſt? was iſt dir, theures Mädchen?

Ich bin glücklich, daß du kommſt. Ich fürchtete mich ſo allein. Verlaſſe mich nur nicht, denn ſonſt iſt alles dahin.

Was macht dich denn ſo traurig? Beim Wiederſehen, dem erſehnten, denkſt du an Scheiden?

Nie, nimmer! du kannſt nie mehr von Maddalena dich trennen. Aber laß uns etwas am Meerufer hin wandeln, es wird mir dann leichter werden. Der Vater ſchläft jetzt.

Hand in Hand gingen ſie längs der Küſte gegen Eſtempache zu. Sie ſprachen wenig, aber ſie athmeten tief und ihre Hände pulsten. Maddalena war ganz Hingebung; harmoniſch tönte der Wellenſchlag des Meers. Maddalena ſank plötzlich in Triebſand; Leonhard, der noch feſten Fuß hatte, ergriff ſie und trug ſie höher; dabei verwickelte er ſich in ſeinen Mantel und ſtrauchelte. Ein Oleandergebüſch duftete über ihnen, Leuchtkäfer ſchwärmten darin. Die Liebenden kosteten in ſüßer Trunkenheit: eine ſelige Stunde verrann wie eine Minute. Da riß Maddalena ſich los.

Schlimmer Mann! o nein, du Geliebter, du Einziger! Von hinnen!

Sie gingen, ſich umſchlungen haltend, der Hütte zu. Maddalena lehnte ihr geſenktes Haupt an ſeine Seite, gab keine Antwort auf ſeine zärtlichen Fragen; zuweilen nur ſeufzte ſie und drückte ſich feſter an ihn. Da ſchrak ſie plötzlich empor. Sie hatten einen andern Weg genommen und ſtanden, ſoweit die Dunkelheit ſehen ließ, vor einer Ciſterne. Ein krampfhaftes Zittern befiel das Mädchen, ſie klammerte ſich heftig an Leonhard's Arm.

Fort, fort von hier, jammerte ſie, um der ewigen Barmherzigkeit willen, fort! Sie flog wie ein Reh und zog ihn nach ſich. Es brauchte lange, bis ſie ſich ſammelte, dann aber ſagte ſie mit feſter Stimme:

Du ſollſt alles wiſſen, denn du haſt ja auch alles verſchuldet. Tommaſo war es, der das Meſſer nach dir ſchleuderte. Andern Tages kam er zu mir, ſchwur, wenn ich ihm nicht ſo gefiele, würde er mich erſtechen, dich aber müſſe er umbringen und ich ihn binnen acht Tagen heirathen. Der Vater, der ſeinen baldigen Tod erwartet, ſagte mich zu. Da bin ich denn mit Tommaſo Abends ſpazieren gegangen, um ihn aus der Welt zu ſchaffen; ich konnte mir nicht anders helfen. Ich ſtellte mich durſtig, und als er Waſſer aus jener Ciſterne ſchöpfte, ſtürzte ich ihn hinein. Erſchrick nicht, es mußte geſchehen. Wir ſind ja glücklich. Was iſt ein Mord gegen Liebesglück, nicht wahr?

Leonhard war zu Eis erſtarrt. Er hatte geglaubt, ſich mit Maddalena auf Röſen zu betten, und fand nun eine Blutlache. Und doch war das Weib neben ihm ſo innig, ſo hingebend; um ſein Leben zu retten, ihn lieben

zu können, hatte ſie ihr Gewiſſen mit einem Morde beſchwert. Auch dachte er an das, was Birkenfeld zu Rechtfertigung des ſardiſchen Charakters vorgebracht hatte, er ſchämte ſich, an aufopfernder Liebe hinter dieſem einfachen Mädchen zurückzubleiben, darum überwand er endlich den Schauder, der ihm den Mund geſchloſſen hatte, und ſagte langſam:

Ich theile, geliebtes Weib, deine That. Tommaſo's Blut komme auch auf mich.

Ja, aber du mußt treu bleiben, fuhr Maddalena heftig fort; hörſt du, treu; ſonſt kann der todte Menſch dort unten Rechenſchaft fordern. Sag' nicht, daß ich raſe, du empfindungsloſer Ketzer, ſag' nicht, daß ich leichtſinnig mich an dich hingeworfen habe. Hätte ich nicht in der Nacht, ehe ich dich zum erſten Male ſah, im Traume die Sonne über einem Palmbaume ſtehen ſehen, was bedeutet, daß man andern Tages den Mann ſeines Herzens finden werde, ſo wär' es nicht ſo gekommen. Ich weiß nicht, was du mir angethan, daß ich einen Ketzer liebe. Ich habe den Mord gebeichtet, und der Prieſter verbot mir vor allem, den Umgang mit einem Ketzer fortzuſetzen. Darum hab' ich dich in der letzten Zeit nicht geſehen, ich habe zu den Heiligen Tag und Nacht gebetet, daß ſie dich aus meinem Herzen verdrängen, aber du bliebſt, du bliebſt in der ſündigen Seele und haſt ſie verderbt. Ich habe mein ewiges Heil verloren, um dich zu haben. Weißt du, was das heißt? Sprich, du Herzloſer, tröſte mich!

Sie umſchlang Leonhard ſchluchzend und biß ihn in die Schulter.

Beruhige dich! ſagte er verwirrt, und der Himmel gebe uns Licht und Troſt.

Ich brauche kein Licht und keinen Troſt als dich! rief Maddalena ungeſtüm, verſtecke dich nicht hinter die Heiligen! Bleibe mir nur, daß ich dich lieben und an dich glauben kann, dann geht alles gut. Aber Gott ſei dir gnädig, wenn du treulos wirſt! Du haſt meine Ehre und meine Seligkeit, verrathe ſie nicht! Mord um der Liebe, dreimal Mord um der Rache willen! Hörſt du, geliebter, herzloſer, einziger Mann, hüte dich vor Verrath!

Damit ſtürzte ſie fort. Leonhard ging betäubt zu Hauſe.

(Fortſetzung folgt.)

Neues Theater.

II. Eugène Scribe und unſer Luſtſpiel.

Hier iſt das Verhältniß ganz und gar anders, als wir's zwiſchen Shakſpere und uns gefunden haben. Es iſt geradezu umgekehrt. Unſere immer poetiſche Neigung harmonirt mit dem Engländer und harmonirt nicht mit dem Franzoſen. Der engliſche Formgeſchmack wird uns mehr und mehr ungenießbar, der franzöſiſche iſt prompt, ſauber, verlockend, und mußte deshalb in dem leichten Spiel der Täuſchung, im Luſtſpiele, die Oberhand gewinnen. Selbſt daß er leichtſinnig genannt werden

darf und daß er dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit ſich nicht entziehen kann, ſelbſt das hinderte nicht ſeine bei uns eindringende Übermacht. Er hat ſich des Repertoires und des Publikums bemächtigt trotz der Kritik, beſonders auch, weil England und wir ſelbſt im heiteren Schauſpiele mit Unfruchtbarkeit geſchlagen zu ſein ſcheinen.

Eine ſo fein gebildete Form, wie die des franzöſiſchen Luſtſpiels, läßt ſich auch nimmermehr mit der bloßen Verneinung Seitens der Kritik abweiſen. Der tägliche Erfolg zeigt dies ſpöttiſch genug. Ein Erfolg iſt nur möglich, und kann nur günſtig ſein für unſere Nation und Literatur, wenn wir das Werthvolle franzöſiſcher Form, ſo weit es unabhängig von einer uns widerſtrebenden Nationalität, für uns, für einen uns gemäßen Inhalt gewinnen. Zu dem Ende iſt es nöthig, das Haupttalent der Franzoſen unbefangen zu betrachten, unabhängig von unſern kritiſchen Vorurtheilen zu zergliedern.

Es iſt bekannt, daß die Luſtſpiele Scribe's auf unſerm Theater da überall mit günſtigem Erfolge aufgeführt werden, wo ein gebildetes Publikum den Ton angiebt, und daß wir dieſer Gattung von Luſtſpielen kein einheimiſches Talent an die Seite zu ſtellen haben. Es iſt ebenſo bekannt, daß unſere Journalkritik durchgängig kurzen Prozeß macht mit Scribe's Luſtſpielen, und ſie unmoraliſch, oder ſeelenlos, oder gar Puppenkomödie nennt. Daß es immer ein übles Zeichen ſei, wenn die Kritik ſo grell dem günſtigen Erfolge beim gebildeten Publikum gegenüber ſteht, wollen wir zunächſt bei Seite laſſen. Wenn wir die Entſtehungsweiſe dieſer Luſtſpiele, den innern Organismus derſelben und den Stil unſrer Theaterkritik flüchtig betrachtet haben, dann wird ſich uns von ſelbſt eine Erklärung aufdrängen.

Scribe hat erſtaunlich viel Stücke geſchrieben und iſt ſehr reich dabei geworden. An dieſe beiden Merkmale hängt man ſich beſonders gern, um ihn herabzuſetzen. Und man hat eine gewiſſe Berechtigung dazu: Wer ſo viel producirt, kann ſchwerlich ſeinen ganzen innern Menſchen dafür in Anſpruch nehmen. Der innere Menſch iſt ſo mannigfach und ſo fein organiſirt, daß ein ſo raſtloſes Rütteln deſſelben ihn in Unordnung bringen oder abſtumpfen müßte. Es hat aber mit dem franzöſiſchen Luſtſpiele eine andere Bewandniß, als unſere Kritik gewöhnlich vorausſetzt. Das franzöſiſche Luſtſpiel heutiger Zeit — und das werfen auch franzöſiſche Kritiker, welche Molière über Alles ſetzen, Scribe vor — ſucht ſeine Hauptwirkung in der Kompoſition und nicht in den Charakteren. Mit einer ſpannend geführten Intrigue iſt es des Erfolgs gewiß, mit einer ausführlichen Entwickelung der Charaktere iſt es des Erfolgs nicht gewiß, wenigſtens kann man ſich darauf verlaſſen, daß ein Molière'ſches Stück, heute geſchrieben und ohne Molière's Namen aufgeführt, keinen günſtigen Erfolg haben würde. Lebensweiſe und Kunſt hängen zuſammen wie Stamm und Zweig, und Diejenigen, welche ſtets auf einen früheren Geſchmack zurückweiſen und davon die Produktion geleitet ſehen wollen, bringen niemals eine, die Zeit bewegende, das heißt, eine jemals lebendige Produktion zu Stande. All' dieſe Kommentatoren und Kritiker ſind heilſame Warnungstafeln am Wege, man ſoll ſie alle leſen, um nicht in ſchon bekannte Abgründe zu fallen, aber wenn man nicht einen eignen Weg zu gehen weiß, wenn man ſie als poſitive Wegweiſer benutzen will, dann geräth man ſicherlich in die hundertfachen Waldesdickungen der Theorie, wo die Nation und eine Wirkung auf die Nation nimmermehr zu finden iſt, und wo man, wenn das Glück es will, von einem aparten Literarhiſtoriker aufgefunden wird, der dann eine Rarität aus dieſem Funde machen muß, um ſich ſeinen eignen Weg werthvoll zu machen. Oder erinnert ſich hierbei etwa nicht Jedermann der hundert Talente und Dramen, welche uns ſeit einem halben Jahrhundert angeprieſen werden, und von denen man nicht ein einziges findet in der Literatur, welche die Nation wirklich intereſſirt?!

Digitized by Google

Es wäre alſo mehr als Thorheit, in das undankbare Geſchrei gegen Scribe einzuſtimmen, namentlich in das bei uns, welches nicht einmal den zunächſt wünſchenswerthen Punkt zu bezeichnen weiß. Dieſer Punkt iſt eben der, daß Scribe für eine intereſſante Handlung die Charaktere obenhin behandelt und gegen die Bedeutung des Inhalts gleichgültig iſt; daß ſeine Stücke alſo dadurch die charaktervolle Bedeutung verlieren. Zu einiger Entſchuldigung iſt anzuführen, daß allerdings die Handlung eines Stücks die Hauptſache iſt, ſie allein giebt ihm Leben, Knochen, Muskeln, Haut, ja Herz, Lunge, Leber, ſelbſt Blut, Alles das zuſammen machen noch kein Geſchöpf, das Blut muß durch all' das gleichmäßig kreiſen. Der Kreislauf des Blutes iſt die Hauptbedingung. Unſere unreife Theaterkritik bekundet ſich darin, daß ſie immer damit anfängt, dieſe oder jene Tendenz zu fordern oder zu erörtern, daß ſie dann über die Sprache ſich eines ſehr Breiten ergeht, wohl gar ein Stück bloß um ſeiner Sprache willen ſehr lobenswerth findet, dann die Gedanken einer ſehr ſorgfältigen Prüfung unterwirft, dann an die Charaktere mit vorgefaßten, vom Stück unabhängigen Meinungen geht, und zuletzt erſt die Handlung, nicht aber die Handlung, wie ſie im Organismus des Stückes ſich darſtellt, nein, die Handlung im Allgemeinen, alſo eine ganz falſche betrachtet. Denn es kann ein Stück voll lebendiger Handlung ſein, ohne daß man die Handlung wie einen Mantel abheben könnte. Dieſe Verkehrtheit der Folge macht unſere Kritik unfruchtbar und macht ſie Scribe'ſchen Stücke gegenüber vollkommen nichtig. Bei Scribe iſt die Hauptbedingung nämlich der künſtliche Entwickelungsgang der Handlung, und die letzte Bedingung, nämlich die Sprache, alſo Lebensblut und Kleidung, faſt immer von größter Geſchicklichkeit; aber Muskeln, Knochen, Symptome der einzelnen edlen innern Organe fehlen zum charakteriſtiſchen bedeutenden Leben. Weil nun unſere Kritik dabei all' ihre Anhaltpunkte nicht findet, ſo erkennt ſie auch das nicht, was wirklich da iſt. Wie man den Wald vor Bäumen nicht ſieht, ſo erkennt ſie Handlung nicht, und ſieht den Dialog nicht, einen höchſt geiſtreichen Dialog, der voll anmuthiger Wirkung iſt, weil er genau aus den Verhältniſſen der Handlung erwächſt, und nicht im Ungehörigen ſeine Reize ſucht, Reize, welche, alſo geſucht, immer ausbleiben, Reize und Vortheile, welche deshalb unſern ſchönredneriſchen Stücken zur Verwunderung von Autoren und Kritikern immer verſagt werden.

Wie iſt nun Scribe zu ſeinen Fehlern und Vorzügen gekommen, und was bedeuten uns dieſe Fehler und Vorzüge?

Er begann mit kleinen Stücken — wir beginnen immer mit großen! — und brachte dieſe dadurch zur Theaterwirkung, daß er ſich ſtets einen Mitarbeiter für ſein Stück ſuchte. Und zwar nahm er am liebſten ein recht robuſtes Erfindungstalent, welches Überfluß an ſtarken Motiven und überraſchenden Vorfällen beſaß. Daß ſolch ein Talent kein Geſchick für Bearbeitung der Stoffe, noch weniger für feine Ausarbeitung derſelben hatte, das machte Scribe keinen Eintrag, denn dieſes Geſchick war eben ſein Talent. Er machte nun mit ſeinem Kompagnon, wie man in Frankreich dieſe Geſellſchaftsſtücke — neun Zehntheil aller dortigen dramatiſchen Produktion — zu machen pflegt. Man beſpricht den Stoff; der Eine dehnt ihn hierhin, der Andere dehnt ihn dorthin; man findet weder hier, noch dort eine erwünſchte Wendung, und man geht auseinander, darüber nachzudenken. Bei neuer Zuſammenkunft iſt die Sache ſchon reifer, und man findet oft ſchon die Entwickelung, wie ſie ſich im Ganzen darſtellen ſoll. Der Ausarbeiter geht an die erſten Scenen, bis er am ſchwächer fließenden Quell verſpürt, es ſei ein neuer Zufluß nöthig. Der Andere, welcher den Anfang vorausgeſetzt und bereits in die Folge ſich vertieft hat, bringt dieſen Zufluß. Er betrachtet das Fertige, ſetzt zu, wirft weg, ſchmückt und ändert, wie es ſich für ſeine weitere Ausführung eignet, und wie es das ſchon Vor=

handene voller und ſpannender machen kann, und ſo geht es fort. Bei Scribe frühzeitig in dem Stile, daß er der eigentliche Schreiber blieb, und der Kompagnon nur immer neues Material zu beſchaffen hatte. So wurde er allmächtiger Herr und Meiſter an dem Boulevard-Theater le gymnase, welchem er all ſeine Stücke gab, und welches mit dieſen Stücken das ganze gebildete Paris anzog. Denn die kleine leichte Komödie iſt allen Franzoſen ein beſonderer Liebling. Durch ſeinen offenen Verein mit aller Gattung erfindender Talente kam Scribe zu Stoffen und Formen, welche außer allem ſtereotypen Kreiſe lagen, welche aber eben deshalb dem wirklich lebendigen Sinne des Publikums ganz und gar entſprachen, und welche deshalb die unmittelbarſte Theilnahme fanden. Dieſe immerwährende Ergänzung literariſcher Welt aus dem hundertfach bewegten Leben einer Nation wurde für ihn ein ſehr wichtiger Lebenstheil, und iſt eine Empfehlung der Kompagnonautorſchaft, welche von unſerm literariſchen Standpunkte faſt in jedem Betracht getadelt werden muß. Die unerſchöpflich neuen Gattungen von Stücken bildeten dann auch, und zwar beſonders am Gymnase, neue Genre-Schauſpieler, und ſtürzten die ſtereotypen Rollenfächer, in welchen ſo viel gute Schauſpieler erſtarren, welche ferner die Dramatiker lähmend beengen, und welche ſich auch jetzt bei unſrer noch ſo geringen neuen Produktion in Deutſchland hemmend erweiſen. Bouffé iſt am Gymnase der berühmteſte Repräſentant dafür geworden. Lachen und Weinen zu können in einem Athem, jung und alt ſein zu können, gemeſſen und ausgelaſſen in jäher Wendung, kurz, entgegengeſetzte Fächer in ſich zu vereinigen mit künſtleriſcher Macht, und für jedes Fach einer vollſtändigen Hingebung fähig zu ſein, dies iſt das Reſultat ſolch einer Theaterrevolution, deren Gefahr die oberflächliche Vielſpielerei und die grobe Färbung, deren Vorzug die immerwährend erneute Kräftigung des Schauſpieltalentes an der natürlichen Wahrheit iſt. Unſere beſten Charakter-Schauſpieler, Leute wie Seydelmann, Döring, und dem Vernehmen nach Grunert ſind darin unſern Dichtern und unſerm Publikum vorausgeeilt, denn auch unſer Publikum zeigt ſich für ſolche Bereicherung, wenn ſie nicht in ordinairer Anknüpfung ſich darbietet, noch oft ſchwerfällig genug, und der falſch pathetiſche Deklamator iſt des Erfolgs gewöhnlich noch ſicherer.

Scribe war in obigem Stile bereits mächtig geworden, obwohl man allgemein ſagte: er weiß ein Stück zwar am Beſten einzurichten, er ſchreibt den beſten Dialog, aber er kann nicht allein und ſelbſtändig ein Stück machen. Da erſchien plötzlich ein Stück von ihm: „Bertrand und Raton", und er war allein als Verfaſſer genannt. Alle Welt war erſtaunt, und lief hinzu, und das Stück machte vollſtändiges Glück. Mitten unter ſeinen fortentſtehenden Kompagnonſtücken folgte dann „Die Kamaraderie", ebenfalls von ihm allein verfaßt, und hatte ebenfalls außerordentlich glücklichen Erfolg. In gleicher Art kamen und gelangen als ſelbſtändige Stücke: „Das Glas Waſſer", „Der Ehrgeizige" (l'ambitieux), „Die Verläumdung" (la calomnie), „Feſſeln" (une chaine), und ſteht jetzt zu erwarten „General Monk" oder „Gold und Eiſen"*). Er hat alſo ſeine Schule gemacht, hieß es, und hat Erfindung und Kompoſition gelernt, das Talent iſt auch in den höchſten, ſonſt nur der natürlichen Anlage zugeſchriebenen Forderungen bildungsfähig. Dies iſt es gewiß; und obwohl jetzt wieder die ſelbſtändige Originalſchöpfung Scribe's anders angeſehen und in ihrer Selbſtändigkeit und Originalität angegriffen wird, ſo bleibt er doch ein unzweifelhaftes Beiſpiel dafür, daß auch in der Literatur praktiſche Übung höhere Fähigkeiten entwickeln kann. Man will nämlich entdeckt haben, Scribe ſei auch bei

*) Der Artikel wurde vor Aufführung dieſes letzten Stücks geſchrieben, welches unter dem Titel „der Sohn Cromwell's" erſchien, und wenig Glück machte.

dieſen Originalſtücken nicht ganz ſelbſtändig geweſen, hier habe ihm Dieſer, dort habe ihm Jener den Stoff zugetragen; hier habe Philarete Chasles das Glas Waſſer erzählt, dort habe Brunswick Gold und Eiſen erfunden. Müßig Geſchwätz, all den Leuten nöthig, welche jede Schöpfung ſo lange beläſtigt, bis ſie nachgewieſen haben, daß ſie daher und daher zuſammengetragen, und auf ganz natürlichem mittelmäßigen Wege entſtanden ſei. Nach ſolcher Entdeckung erſt beruhigen ſie ſich, als ob ſie nun getröſtet wären für eigne Unfruchtbarkeit. Die Hilfsmittel liegen für alle Welt da, aber nur das Talent weiß damit zu ſchaffen. Thut's dem Shakeſpeare Eintrag, daß er all ſeine wirkſamen Stücke aus Novellenſtoffen gebildet hat, und daß all diejenigen Stücke von ihm, welche nur noch für Literarhiſtoriker, Dramaturgen und Kommentatoren vorhanden ſind, eines dauernd wirkſamen Grundſtoffes entbehren? Dafür haben auch die Franzoſen, welche den Werth der Form ſo ſehr zu ſchätzen wiſſen, die richtige Gleichgültigkeit. Tauſend Leute mögen gewußt haben, was mit dem Glaſe Waſſer geſchehen iſt, aber nur Scribe hat gewußt, ein anmuthiges Stück daraus zu machen.

Betrachten wir alſo unbekümmert darum die Übelſtände und Vorzüge der Scribe'ſchen Stücke noch einmal in Bezug zu unſern Anforderungen und zu unſerm, der Fingerzeige noch gar ſehr bedürftigen Luſtſpiele. Scribe könnte ſich an unſerm Luſtſpielſinn, und wir könnten uns an Scribe's Luſtſpielpraxis ergänzen. Er ſorgt für eine geiſtreiche Intrigue und vernachläſſigt über der Handlung die Menſchen. Wir machen es umgekehrt. Er wirkt auch bei uns, weil er den Hauptzweck eines Theaterſtücks, die lockende Handlung, um jeden Preis im Auge behält. Wir wirken in unſerm herkömmlichen Stile nur, wenn wir für mangelhaft intereſſirende Handlung das mehr und mehr verſchwindende originale Bürgerthum zu Trägern des Stückes machen. Ich erinnere an Blum's „Geſtrenge Herren". Eigenſinn iſt für ſolche Bürgercharaktere der gemeinſchaftliche Hauptzug, und wir ſind dann gern geneigt, mancherlei Sorten des Eigenſinns für gleichbedeutend mit mancherlei Charakteren hinzunehmen. Dabei unterſtützen uns auch unſere Schauſpieler am Beſten, dergleichen Stücke ſpielen ſie beſſer als alle anderen: ſie ſtammen alle aus der Bürgerklaſſe, ſie haben alle Jugenderinnerungen an Senatoren oder Kaufleute mit dreieckigem Hute, großem Stocke und harten Manieren, jede Derbheit, jede Wunderlichkeit iſt angebracht, kurz ſie ſind in nationalem Elemente, und dieſe Stücke ſind bei uns dem Weſentlichen nach allein national. Iffland, ein wenig moderniſirt, würde noch jetzt im Theater von größerer Wirkung ſein, als irgend ein anderer dramatiſcher Autor. Ich möchte gegen dieſe Gattung nicht im herkömmlich vornehmen Stile abſprechen: zuerſt müſſen wir Wirkung machen, ehe von der feinern Wirkung die Rede ſein kann, und die Wirkung mit unſern modernen Figuren iſt viel ſchwerer, weil dieſe von Tage zu Tage mehr nivellirt werden und die Eigenthümlichkeit verlieren mit dem Verluſte der Zunftunterſchiede, der originellen Provinzſtädte und der durchgehends einfachen Lebensanſicht und Moral alten Stiles. Wer ſich aber in unſerm Luſtſpiele modernen Stoffen zuwenden will — und wir können doch nicht mehr lange unſere Väter und Großväter als Bilder unſrer Gegenwart darſtellen — dem iſt das Scribe'ſche Hauptaugenmerk auf vorzugsweiſe Führung der Intrigue unerläßlich. Die Nivellirung macht alle Verhältniſſe entweder ſtumpfer oder feiner, ſie vernichtet die ſtark entgegentretenden Unterſchiede. Die Perſonen thun nicht mehr auffallende Schritte, die für's Intereſſe unerläßliche Bewegung muß mehr als früher dem Enſemble mitgetheilt werden. Aus ſolchen Gründen ſind die Stücke der Prinzeſſin Amalie ohne Perſpektive für die Zukunft unſers Luſtſpiels: ſie bewegen ſich um einzelne perſönliche Eigenheiten der mehr und mehr verſchwindenden Bürgerwelt, und ſind auch in dieſer geringen Ausrüſtung keinerlei Luxus des Talentes, aus wel-

chem unvorhergeſehener Weiſe eine weitere Entwickelung entſtehen könnte. Wichtiger ſind die Skizzen Bauernfeld's, die nach moderner Charakteriſtik ſtreben, aber in der Handlung und in deren Motiven und Bewegung noch zu dürftig ſind. Voller, wenn auch gröberen Geſchmacks iſt „Dr. Wespe" von Benedix. Die Charakteriſtik iſt noch karikaturartig, und die Seele des Stücks, wenn auch mit ernſthafter Bemerkung verſehen, noch zu poſſenhaft, als daß ein eigentliches Luſtſpiel darin gefunden werden könnte. Aber das theatraliſche Talent, die angelegten Fäden für einen wirkſamen Schluß zu handhaben, iſt vorhanden, und das berechtigt uns zu Erwartungen. Kleinere Luſtſpiele von Feldmann, allerdings etwas dünn und in noch ſtärkerem Grade bloß Poſſen, verdienen auch Erwähnung, da zum Beiſpiele „Das Portrait der Geliebten" einen durchgreifend komiſchen erſten Akt hat.. Ein Luſtſpiel auf modernem Grunde iſt für uns außerordentlich ſchwer, weil in unſerer ſtrengeren Nation die freieren Lebensverhältniſſe moderner Zeit nirgends als ſo beſtehend und geltend anerkannt werden, wie in Frankreich. Scribe hat darin, ich will nicht ſagen für die moraliſchen Beſtandtheile — denn dieſe ſind uns eben zum Theil noch unmoraliſch, weil ſie außerhalb des geweihten Kreiſes der Geſellſchaft liegen — aber für die Benutzung derſelben im Luſtſpiele außerordentlich viel voraus. Paris geſtattet ſeiner Geſellſchaft erſtaunliche Freiheit, er komponirt für Paris, und darf die freiſten geſellſchaftlichen Vorausſetzungen in ſeinen Motiven und Verhältniſſen benützen. Die dreiſteſte Gegenwart darf ihm beiſteuern; bei uns aber iſt das Hauptpublikum ein Provinzpublikum, und wir geſtatten dem Luſtſpieldichter nicht Vorausſetzungen und Verhältniſſe, welche die Sittenpolizei nicht geſtattet. Je mehr alſo das alte Kontraſtleben der geſchiedenen Stände involvirt wird, und doch die dreiſte Freiheit neuer Verhältniſſe von der Bühne ausgeſchloſſen iſt, deſto ſchwerer iſt die Möglichkeit eines Luſtſpiels. Spannende Verwickelung des Stoffes und grelle Situationen ſind zunächſt das Einzige, was dem Autor als Erreichbares vorliegt. Vornehm theoretiſche Prätentionen können erſt eintreten, wenn wir überhaupt einen Anfang haben; jetzt hemmen ſie nur und ſind in Wahrheit leer.

Eine Stimme über Grunert in Berlin.

Das Gaſtſpiel Karl Grunert's hat hier wirklich allgemeines Intereſſe geweckt und lebendig erhalten. Eröffnet wurde daſſelbe mit Leſſing's Nathan. Leſſing hat ſich in dieſem Werk nicht auf die Höhe der Speculation gehoben; er hat Recht, wenn er das Endliche und Beſchränkende in den poſitiven Religionen nachweiſet, daß er aber die höhere Vollkommenheit, die Idee des Chriſtenthums, nicht anerkennt, das liegt in der damaligen ſogenannten Aufklärung, über die Leſſing ſich nicht erhob. Doch abgeſehen davon, ſo bieten die Charaktere, bei aller Ähnlichkeit, doch eine reiche Mannichfaltigkeit dar; die Intereſſen ſind hübſch ineinander verflochten, über das Ganze iſt eine Grazie ausgegoſſen, die uns wunderbar feſſelt. Die hervorragende Perſönlichkeit, der Nathan vereinigt alle Vorzüge der Dichtung in ſich; ſeine Weisheit wird uns nahe gebracht, weil wir ihr das rein Menſchliche anfühlen; es liegt ein leichter Zug von, man kann wohl nicht ſagen Ironie, aber doch ein Gemiſch von Ironie und Laune in ſeinem Weſen; der Darſteller dieſes Charakters, Herr Grunert, hatte alle einzelnen Momente zu einem ſchönen Ganzen künſtleriſch vereinigt. So wie man an einem vortrefflichen Gemälde nicht die einzelnen Pinſelſtriche ſieht, wie alle Partieen des Gemäldes, obwohl voneinander geſondert, doch ineinander ſanft und leicht hinüberfließen, ſo iſt Grunert's Nathan. Dieſer Künſtler entfaltet

das Bild zu einem Reichthum, einer Mannichfaltigkeit, die Einem nicht geahnet hat. — Wenn die erſte Rolle Grunert's auf dem Gebiet der ſchönen Wirklichkeit liegt, ſo liegt die zweite auf dem Gebiet des Phantaſtiſchen: es war der Mephiſto in Fauſt. Der Künſtler hatte es erkannt, daß der Mephiſto, der ſich jede Kraft und Macht dienſtbar macht, eben auch für Alle ein Anderer iſt; es würde einſeitig ſein, den Mephiſto durchweg unſtät und ſpähend zu ſpielen; es würde einſeitig ſein, ihn durchweg hämiſch darzuſtellen; aber es liegt in der Idee des Mephiſto das Entſchiedne. Jenes Übergehen des Schalkhaften und Ironiſchen in den furchtbar bittern Ernſt, woran die Darſtellung des Mephiſto gewöhnlich zu Grunde geht, hat Grunert mit einer ſeltnen Feinheit gegeben; zum Beleg dafür erinnern wir an die Schülerſcene. Die Darſtellung des Mephiſto überzeugte uns, daß wir's mit einem Talent zu thun haben, welches ſo friſch, ſo lebenskräftig, ſo reich und ſicher gebildet, und auf eine gediegne Intelligenz baſirt iſt. Der König Philipp in Don Karlos, den wir von Herrn Grunert ſahen, war die Verkörperung des Schiller'ſchen Philipp's; will der Künſtler — und das muß er doch — dem Dichter treu bleiben, ſo darf er den Philipp von vorn herein nicht zu einem ſolchen Ungeheuer machen, wie die Hiſtorie ihn uns kennen lehrt. Hierauf folgte der Marinelli in Leſſing's Emilia Galotti. Der Charakter des Marinelli iſt mehr intenſiv gehalten; Marinelli iſt der Dirigent aller der unſichtbaren Fäden, woran das Ganze hängt; daraus geht aber hervor, daß der Darſteller dieſen Charakter mit Sicherheit auffaſſen, aber ohne Prätenſion durchführen muß; auch die Momente, wo der Appiani, wo der Prinz, wo die Orſina ihn ſchmähen, müſſen ſo behandelt werden, daß an der Glätte des Hofmannes kein ſchlimmes Wort haften kann; Marinelli ſetzt jeden äußern Triumph dem innern, ſeinen Feind maltraitirt zu haben, nach. Der Künſtler darf alſo die Lichter nicht zu ſtark auftragen, er muß weniger Genre- als Portrait- ſondern Seelenmaler ſein; er muß ſeine Mittel zurückhalten; den Marinelli chargiren iſt ein ungeheurer Mißgriff. Herr Grunert hat in der eben angedeuteten Weiſe ſeine Rolle durchgeführt und etwas ganz Ausgezeichnetes geleiſtet; das dialogiſche Element, worin Leſſing's Force liegt, behandelte er meiſterlich; die Gewalt der Leidenſchaft in ihrem Contraſte zum hofmänniſchen Weſen trat am vollendetſten hervor in dem Momente, wo er von Angelo Appiani's Tod erfahren hat, darüber frohlockt, und bei dem Eintritt des Prinzen plötzlich in ſeine Haltung zurückſpringt. In der Rolle des Franz Moor entfaltete dagegen Herr Grunert die ganze Gewalt der tragiſchen Leidenſchaft; er giebt den Franz nicht als ein rothhaariges, ſchleichendes Scheuſal, ſondern keck, entſchloſſen, raſch, wie ja alle Unternehmungen des Franz Übereilungen ſind; alle Einzelheiten vereinigten ſich zu einem concreten Ganzen; die Scene, wo Franz beſchließt, den Vater durch Schreck zu tödten, wo er dem Vater zuruft: Reizt meinen Grimm nicht, ich verlaß Euch im Tode; die Scenen mit Amalia, mit Herrmann, der Traum — doch — wie könnten wir alle Einzelnheiten aufzählen und alle die Momente zurückrufen, wo dieſes großartige Talent auf uns wirkte! — Welch' einen Reichthum von Mitteln Karl Grunert beſitze, welch' eine Virtuoſität im Plaſtiſchen, welch' eine Kraft in Darſtellung menſchlicher Leidenſchaft, davon überzeugte uns außerdem noch der Vortrag von Schiller's Glocke, und v. Seidl's Alpenjäger; aus dem Vortrag dieſer zwei Gedichte läßt ſich ſchließen, daß er mehre Rollen, die wir ihn gern hätten ſpielen ſehen, mit Meiſterſchaft durchführen wird.

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Berlin: Der Brand des Opernhauſes. — Brief aus Baden-Baden: Spaltungen des Badelebens, engl. Coterie, Duell; Grün's Ausweiſung; das Spiel, Benazet, Chabert, literariſche Croupiers, Honek's Spielgeſchichten und Einſchreiten des Amts, Bauveränderungen; ausgeſtellte Bilder; literariſche Namen; Demonſtration der ruſſiſchen Gäſte. — Brief aus Pyrmont: Heilkraft, geſchichtliche Daten, Lage, Lebenselixir, die Spielbank, Vergnügungen, Theater. — Schloß Eu. — Seybold's Tod. — Das Buch vom Main. — Kriegsgeſchichte. — Modebericht. — Anzeiger No. 13.

Berlin, den 24. Auguſt.

Der liebe Herrgott ſorgt für Alles in der Welt, auch für die Tagesſchriftſteller und ihre hungrigen Zeitungsſpalten. Nirgend mehr war in Berlin ein ordentlicher Stoff aufzufinden, der eine günſtige Gelegenheit hergegeben hätte, Worte darüber machen zu können; Alles lag nieder; Alles lag brach. Die Voſſiſche und die Haude und Spener'ſche Zeitungen erſchienen faſt ganz ohne Beilagen, und einige gewiſſe unvermeidliche Herren fingen ſchon an, um doch etwas zu thun, das Versmaaß auf das Papier zu malen, in welchem ſie zum 15. Oktober den König an ſeinem Geburtstage zu beſingen die Abſicht haben. Da auf einmal: Feuer! Feuer! Feuer! Der Brand des Opernhauſes. Nun iſt wieder Alles in Bewegung, Alles im Gange. Im Reiche der Sprache iſt Sturm geſchlagen, die Worte marſchiren in ganzen Regimentern auf. Was iſt da nicht Alles zu ſagen, was zu berichten! Der Brand an und für ſich iſt das Wenigſte, was drum und dran hängt, iſt das Meiſte. Da müſſen wir leſen, unter welchen Umſtänden und Zuſtänden das Opernhaus aufgebaut wurde, was das für ein Mann war, der es erbaut hat; ob er groß oder klein, dick oder dünn, laut oder ſtill geweſen; nebenbei erfahren wir auch noch die höchſt wichtige Nachricht, daß er gern Karpfen aß und viel Taback verſchnupfte. Nachher wird uns auch noch erzählt, wer zuerſt auf der Bühne getanzt und geſungen, und daß Friedrich der Große jedesmal mit einer Fanfare empfangen wurde, wenn er hineintrat. Und nun auf der andern Seite, wie viel läßt ſich ſagen, vermuthen und Rath geben für den neuen Bau. Der will es ſo, der will es anders, der will es hoch, der will es tief, der will es lang, der will es breit; der will mehr Platz für ſeine Beine, der mehr für ſeinen Rücken, der mehr, um zu ſehen, der mehr, um geſehen zu werden. Es geht zu wie beim Thurmbau zu Babel, und wenn die Leute auch nur ein und dieſelbe Sprache reden, ſo bringen ſie es doch ſchon mit dieſer einen ſo weit, daß Niemand daraus klug zu werden und ein Wort zu verſtehen vermag.

Aber im Ernſt geſprochen, der Brand war herrlich. Die Nacht lag ſtill und ziemlich hell über der Stadt, aus deren Schooß hinauf die Flammen wie ein glühender Springbrunnen in tauſend phantaſtiſchen Formen und Geſtalten ſich ergoſſen, bald ſchlank wie eine korinthiſche Säule, bald wirr und auseinander bauſchend wie ein Neſt feuriger, ineinander geflochtener Schlangen, die ſich erſt hoch in der Luft auseinander rangen und einzeln in die Rauchwolken, in den allerverſchiedenſten Windungen, hineinfuhren. Man konnte ſeine Augen nicht ſatt ſehen laſſen an dieſem prächtigen Schauſpiel, das 12 bis 15 Meilen in der Runde ſo deutlich bemerkt

Digitized by Google

worden iſt, als wär' es dieſen Standpunkten ganz in der Nähe geweſen. Gerettet ward wenig. Sämmtliche Opern- und Ballet-Garderoben, viele Partituren und die meiſten Inſtrumente des Orcheſters, wovon einige ſehr koſtbar waren, ſind mit verbrannt; vom Gebäude ſelbſt ſind nur die äußeren Mauern ſtehen geblieben.

Über die Entſtehung des Brandes iſt noch nichts Gewiſſes heraus. Einige meinen ſogar, das Feuer ſei angelegt; Andere, es habe ſich an einem Flintenpfropfen, von denen viele in dem zuletzt gegebenen Ballet: „Der Schweizerſoldat", verſchoſſen worden, entzündet; noch Andere ſagen, es ſei in der Lampenkammer, und zwar durch in Flammen gerathenes tragbares Gas, ausgebrochen. Wie man hört, ſoll eine genaue Unterſuchung eingeleitet und dabei auf's Schärfſte verfahren werden.

Feodor Wehl.

Baden-Baden, Mitte Auguſt.

Der letzte Brief von hier gab ſchon einige allgemeine Umriſſe von den durch gewiſſe Coterien in die hieſige Geſellſchaft, in das ganze Badeleben gebrachten Spaltungen. Damals war es noch zu keinem öffentlichen Eklat gekommen, nunmehr hat dieſer aber ſtattgefunden. — In den Reunions dominirt eine Coterie, welche damals als die engliſche Geſellſchaft bezeichnet wurde. Dieſer Ausdruck muß hier näher erklärt werden, damit man ihn nicht misdeute. Der eigentliche engliſche, hier anweſende Adel kümmert ſich nämlich gar nicht um dieſe Coterie, ſondern es bilden deren Stock eigentlich einige deutſche Seigneurs, welche zufällig mit Engländerinnen verheirathet ſind. Dieſe Damen, deren Stammbaum hier nicht näher unterſucht werden kann, ſammeln eine Schaar junger Leute aller Nationen um ſich und haben durch ihre alljährliche Rückkehr hierher eine Art von Bedeutung und Bürgerrecht erlangt, die ſie nun eben nicht zum Vortheile des allgemeinen Badelebens anzuwenden ſcheinen. Denn ſie ſind erweislich die Veranlaſſerinnen der geſellſchaftlichen Spaltungen. Wie enge und ſtrenge ſie die Mitglieder ihres Kreiſes feſſeln, wie excluſiv ſie dieſen der Geſammtheit der Badegäſte gegenüber ſtellen, erhellt z. B. daraus, daß im vorigen Jahre ſogar wirkliche Statuten für dieſe Coterie entworfen und bei Scotzniovsky gedruckt worden ſind. — Doch ich wollte vom Eklat ſprechen. Es war Réunion. Jene Coterie war zufällig nicht zahlreich genug verſammelt, um zu prädominiren. Die andern Anweſenden amüſirten ſich. Da ſprach ein deutſcher Baron, der zu jener Coterie gehörig, ziemlich laut, indem er aus einem Contretanzquarrée mit ſeiner Dame wieder austrat, die Phraſe aus: „On ne peut pas danser avec ça!" Ein höchſt ehrenwerther und allgemein geachteter Franzos faßte dieſe Worte auf. Ein Duell war die Folge. Leider wurde der Veranlaſſer weniger beſchädigt, als ſein Gegner. Er tanzte daher noch an demſelben Abend auf dem Ball. Nun iſt er zwar für den Augenblick der Lion des Tages, aber au fond iſt ſeiner Coterie die Sache ſelbſt wohl ſehr unangenehm: denn ſolcher Eklat, und wär's auch ein Duell, iſt nicht ariſtokratiſch. Dieſer Vorfall macht hier natürlich einen bedeutenden, ſehr ungünſtigen Eindruck. — Überhaupt ſcheint es, als ſollten in dieſer Saiſon nicht eben erheiternde Sachen Aufſehen erregen. Daher iſt im Ganzen die Stimmung der Geſellſchaft und des Lebens gar nicht ſo froh und heiter, als ſie die Correſpondenz eines ſehr bedeutenden politiſchen Journales hinſtellt. — Die andere Aufſehen erregende Sache war nämlich ein ſoeben erſchienenes Buch, noch dazu ein recht ruhig und verſtändig geſchriebenes. Es trägt den Titel: Meine Ausweiſung aus Baden ꝛc., von A. Grün. Ein gewiſſer Theil der Geſellſchaft iſt dedaignirt, daß ein Schriftſteller ſo etwas nur laut ſagen kann, ein anderer Theil klagt, daß überhaupt einem Menſchen im conſtitutionellen Baden ſolch' Unbill geſchehen darf, wie

Jenem zu Theil wurde. Man ſuchte z. B. gegen ihn das Geſetz in Anwendung zu bringen, nach welchem die Polizei in Privatdienſten befindliche Ausländer ohne Weiteres aus der Stadt und dem Lande weiſen darf, wenn ſie es für gut befindet, indem man ſagte, er redigire die Mannheimer Abendzeitung „im Dienſte" des Herausgebers, der als Redakteur genannt war. Nun kann aber im Großherzogthum Baden Niemand als Redakteur genannt ſein, der nicht badiſcher Bürger. Deshalb nennt ſich gewöhnlich der Drucker oder Verleger als ſolchen. So war auch dort das Verhältniß. — Solche Art der Deutung jenes Geſetzes ſteht übrigens im Grün'ſchen Falle nicht iſolirt im Lande Baden. Auch hier, in der Stadt Baden-Baden, hat man einſt dies Geſetz gegen einen Redakteur anwenden wollen. Aber der Coup mißlang, weil ſich der betreffende Journaliſt an das Miniſterium wendete und dort Hilfe fand. Er hatte nämlich das Kapitalverbrechen begangen, polemiſch gegen das hieſige Spielunweſen aufzutreten. Mit dem Spiel und dem Spielpächter *Benazet* iſt es aber eine ſeltſame Sache in Baden-Baden. Alle Welt klagt darüber, ſelbſt die Gaſtwirthe und Bürger der Stadt; ja ſogar das Miniſterium ſoll ihm abhold ſein. Dennoch bleibt's und die ſtädtiſchen Behörden machen dem Spielpächter Zugeſtändniſſe über Zugeſtändniſſe. Das Publikum klagt aus Prinzip; die Gaſtwirthe und Bürger raiſonniren ſehr richtig: „ein Spieler knauſert in allem Übrigen". Dazu kommt, daß ſolche Spieler am Schluſſe der Saiſon häufig weder Herberge, noch Zeche bezahlen und ſich mit den erlittenen Spielverluſten entſchuldigen. Ja, die Fälle ſind nicht ſelten, daß Familien von 6—7 Perſonen heimlich abreiſen, nichts als eine große Schuldenmaſſe hinterlaſſend. Dennoch bleibt Herr Benazet ungeſtört, dennoch geſtand man ihm einen zwölfjährigen Pacht zu, nachdem man die Nachtheile der Bank ſchon unter *Chabert*, der jetzt zu Wiesbaden Bank hält, kennen gelernt, ja nachdem man der Stadt, welche die Bank übernehmen wollte, ihr Geſuch *als unmoraliſch* abgeſchlagen hatte. Das Warum? der Nichtverlängerung des Kontraktes mit Chabert, ſowie die Herbeirufung Benazet's aus Paris durch Vermittlung eines badiſchen Bankierhauſes, würde überhaupt eine höchſt intereſſante Epiſode in der histoire sécrète des Jahres 1839 bilden, wenn ſolche von Baden geſchrieben würde. Über Baden-Baden ſoll dem Vernehmen nach binnen Kurzem ein Buch erſcheinen, welches deſſen intimen Verhältniſſe offenbart; vielleicht ſagt dieſes auch darüber Einiges. — Der Spielpächter Benazet hat nun in den verfloſſenen fünf Jahren ſeine Macht überall hin klug und umſichtig feſtzuſtellen gewußt. Hauptſächlich gelang ihm dies durch nach allen Seiten hin ausgeſtreutes Geld. Er weiß z. B. einflußreichen, ſonſt aber nicht reichen Perſonen paſſende Geſchenke darzubringen; er giebt jährlich an milde Stiftungen und Wohlthätigkeitsanſtalten bedeutende Summen, wodurch er ſich natürlich die Stadt verpflichtet; er läßt ſein Etabliſſement alljährlich von Neuem prächtig, immer verlockender dekoriren; er macht hübſche Anlagen am rechten Orte und ſpricht hübſche Worte zur rechten Stunde am rechten Orte. Ja ſogar in der Tagesliteratur hat er ſeine Vertheidiger und Lobpreiſer, die neulich die Kölniſche Zeitung leider „literariſche Croupiers" nannte. Kurzum der Nationalgarden-Oberſtlieutenant ingleichen Spielpächter Benazet iſt ein Diplomat und zahlt und zahlt und zahlt außer ſeinen 54,000 Gulden Pacht alljährlich noch große Summen. Auf ſolche Weiſe iſt er König von Baden-Baden geworden. Niemand ſpricht von dem grauſenhaften Elende, welches ſich aus den glänzenden Spielhäuſern in die Geſellſchaft ſchleicht, ſich dort einfrißt, ſie ruinirt. Neulich ſtanden zwar in der Kölniſchen Zeitung (No. 212, 31. Juli) recht lehrreiche, faſt buchſtäblich wahre Spielgeſchichten aus Baden-Baden. Aber wer kann im Sommer eine Zeitung leſen? — Die Stadt Baden läßt ſich auch durch ſolche Neckereien nicht irren. Dies bewies ſie, indem ſie vor einem Jahre den Spielpachter zum Ehrenbürger ernannte — die ſchöne, reiche,

arme Stadt Baden-Baden!*) — Herr Benazet ſelbſt beachtet auch dieſe „Gloſſen zu Texten aus unſerer Zeit" ſo wenig, daß er z. B. jetzt im Sinne hat, künftiges Jahr in Spekulation auf die Maſſe der dann durch die Eiſenbahn zugeführten Spielopfer ſein Lokal zu vergrößern. Zu dem Ende ſoll ein neues Gebäude neben dem Converſationshauſe errichtet und das Theater, ſowie die Marx'ſche Buchhandlung, aus dem linken Flügel des Converſationshauſes in Jenes verlegt werden. Merkwürdig, daß dieſer Mann trotz ſeines Sicherheitsgefühles noch vor Kurzem einem hieſigen Journaliſten und heftigen Gegner des Spiels unter der Hand eine ziemlich bedeutende Summe anbieten ließ, falls er ſchweigen werde. Dieſer wies das Anerbieten zurück.

Doch genug von dieſen Schattenſeiten des hieſigen Lebens. — Das neue Amthaus, welches man hier erbaut, naht ſeiner Vollendung mehr und mehr Ob das Gerücht wahr iſt, daß, bevor es bezogen wird, auch eine große Veränderung im Amtsperſonal vorgehen ſoll, weiß ich nicht. — Leider aber ſcheint ſich ein anderes Gerücht zu beſtätigen: nämlich daß der wunderſchöne Garten der Großherzogin Stephanie am Graben raſirt und zu Bauplätzen verwendet werden ſoll. Dieſer ſtille, parkartige Platz mitten in der Stadt iſt ein großer Reiz Badens. Es wäre jammerſchade darum. — Die Arbeiten des Malers Götzenberger an den Fresken der Kurhalle haben noch nicht begonnen. Aber in den innern Räumen dieſes Gebäudes befindet ſich jetzt eine ſehr hübſche Gemäldeſammlung, welche der Kunſthändler Schäffer ausgeſtellt hat. Sie enthält vortreffliche Bilder von ältern Meiſtern deutſcher, niederländiſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Schulen, ſowie auch Werke von Künſtlern der Neuzeit. Die in einem andern Zimmer von Marx ausgeſtellten Gemälde ſind weniger bedeutend. Auch die Bilderhändler Manega und Maurer haben einige vortreffliche Stücke. — Die allgemeine Bewunderung der Kenner ruft v. Baier's neueſtes Bild, der Münſter zu Straßburg, hervor, welches er in ſeinem Atelier aufgeſtellt hat. — Unter den anweſenden Badegäſten ſind abermals einige intereſſante literariſche Namen zu nennen. So z. B. Walſh, der Redakteur des legitimiſtiſchen Journals la Mode, ſowie v. Bornſtädt aus Paris. Auch Dr. Weil, der Herausgeber der konſtitutionellen Jahrbücher, hielt ſich, von einer Schweizerreiſe kommend, einige Tage hier auf. — Übrigens vergrößert ſich neuerdings die Badegeſellſchaft beſonders durch viele ruſſiſche Familien, ſo daß die ruſſiſche Nation auch ſo

*) Die Mannheimer Abendzeitung berichtet als weiteren Verlauf Folgendes: Ein Feuilletanartikel in № 212 der Kölniſchen Zeitung unter dem Titel „Spielgeſchichten von M. Honek", erzählte theils einige Thatſachen, welche durch das Spiel hervorgerufen worden ſind, theils enthielt er einige allgemeine Bemerkungen über den Spielpächter Benazet und deſſen Stellung in Baden. Das Publikum ſpricht ſich im Allgemeinen warm für dieſen Artikel aus, und die Bürger Badens insbeſandere freuten ſich deſſelben, weil ſie theils des moraliſchen und ſtaatsrechtlichen Princips halber gegen das Hazardſpiel eingenommen ſind, theils weil ſie, trotz mancher vom Spielpächter einzelnen Anſtalten und Stiftungen der Stadt gewidmeten Summe, doch nicht blind für die Nachtheile ſind, welche ihrer Stadt aus den Conceſſionen des Bankhalters erwachſen. Weil dem nun ſo iſt, ſo war kaum zu erwarten, daß von Seite der hieſigen Behörden gegen den als Badegaſt hier anweſenden Verfaſſer jenes Feuilletonartikels ein Schritt geſchehe. Dennach iſt es ſo gekammen, M. Honek (M. Cohen) iſt vom Amt vorgefordert worden. Da er aber eben jetzt für einige Tage verreiſt war und ihn die Citation nicht angetraffen hatte, ſo begab er ſich nach ſeiner Rückkehr, als er von jener beabſichtigten Vorbeſcheidung gehört hatte, augenblicklich freiwillig, unaufgefordert auf das Amt, wo auch ſogleich ein Verhör ſtattfand. Im Verlauf deſſelben beſtritt er, obgleich ſeine Autorſchaft des betreffenden Artikels zugeſtehend, dem Amte als ſolchem jede Berechtigung ihn hinſichtlich dieſer Autorſchaft zu befragen, indem er es deshalb an die Redaktion der Kölniſchen Zeitung verwies. Er ſtellte ferner das Recht einer Verwaltungsbehörde, alſo auch des hieſigen Amtes in Abrede, auf die Tendenz einer ſchriftſtelleriſchen Arbeit anklagend einzugehen. Dem Vernehmen nach wird er den Hofgerichtsadvakaten Sander, den bekannten Vertreter der freien Preſſe auf allen Landtagen ſeit 1833, zum Anwalt in dieſer Sache wählen.

Digitized by Google

gut repräſentirt war, um der vor wenigen Tagen erfolgten Ankunft der Großfürſtin **Helene** zu Ehren, ein Feuerwerk zu arrangiren. Nachdem früher eine gewiſſe Spaltung zwiſchen dem Kaiſer Nikolaus und der Großfürſtin ſtattgefunden, iſt dieſe Demonſtration der hieſigen ruſſiſchen Geſellſchaft um ſo intereſſanter geweſen.

Ao. Bs.

Pyrmont, den 19. Auguſt 1843.

Aus Pyrmont? — werden Sie verwundert fragen, und nochmals den an der Spitze befindlichen Namen leſen, und lächelnd den Kopf ſchütteln. Dazu — möcht' ich wetten — fährt Ihnen der Gedanke durch den Sinn: Wie kann man ein Bad beſuchen, das ſo ganz und gar aus der Mode! Mein Lieber, halten Sie die Mode ja nicht für unfehlbar wie den Papſt. Heute ſind die auflöſenden Waſſer in Mode und der Frack, aber iſt der Frack ſchön und die zertheilenden Brunnen immer heilſam? Es iſt gewiß eine thörichte Sitte unſrer Zeit, unter jeder Bedingung nach Karlsbad, Kiſſingen oder Marienbad zu reiſen. Um ſo thörichter, da unſre Zeit gar keinen Überfluß an Kraft beſitzt. Überall Schlaffheit und überall Aufforderung und Anmahnung zu ableitenden, zu nothwendig noch mehr entkräftigenden Gewäſſern. Welch komiſcher Widerſpruch! Ja, welche Beſchränktheit, jede Individualität nach ein und derſelben Elle zu meſſen! Ich habe mich auf Anrathen der Ärzte mehre Sommer hindurch von einem auflöſenden Bade zum andern geſchleppt, aber eine Beſſerung hab' ich ſelten geſpürt; jetzt trinke ich ſeit acht Tagen den ſprudelnden, ſchäumenden Pyrmonter Stahlbrunnen — der übrigens auch Salze enthält — und ich fühle eine Kraft, ein Wohlſein durch und durch, wie ich es ſeit zehn Jahren nicht gekannt habe. Ehmals wußte man dies zu ſchätzen. Pyrmont iſt kein Emporkömmling, Pyrmont hat eine Geſchichte. Schon zu der Römerzeit, auf dem ſogenannten „heiligen Anger", der in der Nähe der Quelle — eine liebliche grüne Aue — ſich hinzieht, ſollen die Wanderer gelagert haben, die zu dem Wunderborn hilfeſuchend gepilgert waren. Jahrhunderte ſpäter diente Pyrmont zum Rendezvous der europäiſchen Ariſtokratie. Friedrich der Große und alle die größten Menſchen des vorigen Jahrhunderts haben es nicht verſäumt, eine Saiſon hier zu durchleben. Eine kleine zierlich erbaute Stadt mit breiten Straßen, lichten Plätzen, Jahrhundert alten Alleen, und mitten im Walde, bietet an und für ſich ſchon einen geſunden Aufenthalt. Aber die Quelle potenzirt dies. Man trifft hier auch ſo alte Menſchen wie ſonſt wo nicht leicht. Sie ſtoßen nicht ſelten auf Männer aus der Zeit der erſten franzöſiſchen Emigration. Die haben die Gavotte ſchon getanzt in Verſailles unter dem unglücklichen Louis, die ſind ſchon witzig und heiter geweſen in Klein-Trianon neben Marie Antoinette. Ihrer eignen Ausſage nach verdanken ſie ihr langes Leben der Pyrmonter Quelle. Ihre Ausſage geſchieht natürlich franzöſiſch, denn ſie haben kein Wort deutſch gelernt in der langen Reihe von Jahren. Unſre Sprache handhabt die jüngre franzöſiſche Race ſchon leichter. Wie in Baden giebt's leider auch hier eine Pariſer Bank — und dieſe moderne Wegelagerei verſteht das Deutſche ganz vortrefflich auszubeuten. Die Spielbank bildet die Schattenſeite Pyrmonts. Nur mit einigen Damen giebt's eine andre Unterhaltung als die über's Spiel; überall ſonſt iſt dieſes unleidliche Thema Alpha und Omega. Und unſer gutes deutſches Geld wandert allherbſtlich wohleinrollirt nach Frankreich. Es iſt eine Tollheit! Wenn einmal geſpielt werden ſoll, weßhalb verpachtet man da nicht an deutſche Avantüriers. So bliebe das Geld wenigſtens im Lande. Indeß wäre hier wirklich die Bank gar nicht nöthig. Die wunderbar ſtillen Waldpfade, die reiche Umgegend, die wöchentlichen Konzerte, die Bälle des Fürſten, die Theaterabende unterhalten genug; — wozu noch mehr Zerſtreuung? Und das Theater iſt ganz gut. Es iſt das Lipper Hoftheater. Geſtern

ſah ich Monaldeschi, der bis auf Malſtröm und Santinelli recht genügend gegeben wurde. Die Titelrolle repräſentirte Herr Hegel, ein junger ſtrebſamer Künſtler, der einen größern Wirkungskreis verdiente. Er gab die Schlußſcene wie ich ſie außer von K. Devrient in Hannover nicht geſehen habe.

Die Augsb. Allg. Zeitung ſchildert Schloß Eu bei Gelegenheit der herkömmlichen Sommerreiſe, welche Ludwig Philipp dahin macht, und ſchildert es wie ein uralt ausſehendes Feudalſchloß mit einem „unermeßlichen Park". Dieſe Schilderung iſt nicht richtig. Von uralten Zeiten her hat es zwar ein Schloß Eu gegeben, aber es iſt mehrmals zerſtört worden, und das jetzige iſt gar nicht beſonders alt und ſtellt ſich im Gegentheil in Äußerem und Innerem ziemlich modern, ja komfortable dar. Der Park ferner iſt gar ſehr ermeßlich, ſogar klein. Seit ich ihn 1839 geſehen und 1840 in meinen „Luſtſchlöſſern" beſchrieben habe, iſt er vielleicht etwas ausgedehnt worden, denn Ludwig Philipp iſt in alle dem ſehr ſchöpferiſch, aber das Äußerſte, was ihm zur Ausdehnung geboten iſt, die Niederung bis zum Hafenſtädtchen Tréport, iſt ein verhältnißmäßig kurzer Raum, und wenn man heutiges Tages von einem unermeßlichen Park ſpricht, ſo reicht die Strecke, welche eine Kanonenkugel beſchreibt, ſicherlich nicht aus.

Auch Seybold iſt geſtorben. Dem großen Publikum iſt er jetzt vielleicht weniger bekannt, als vor zehn Jahren, da die lebhafteſte Kriegszeit in der halb ſchönen, halb politiſchen Literatur herrſchte. Seybold kämpfte für den Radikalismus rationeller Bürgerlichkeit und iſt meines Wiſſens bis zuletzt in derſelben Bahn geblieben. Seine „Erinnerungen aus Paris", welche ihm den Asperg auf einige Zeit öffneten, waren ärger, als Börne's Briefe aus Paris, weil ſie gröber, weniger talentvoll und aus einem beſchränkteren Geiſte entſprungen waren. Fürſtlicher Aufwand war ein Hauptthema des Zornes darin. Die damalige, unmittelbar auf's Handeln geſtellte Jugend-Generation pflegte von Seybold, der Militär geweſen, gern wie von einem Kriegsfürſten des Liberalismus zu ſprechen. Er ſchrieb ſpäter auch Novellen und redigirte ein volksthümliches Journal. Ein baarer Gegenſatz zu Rumohr wäre er, über unſrer Erde dieſem begegnend, ein paſſender Gegenſtand für eine geiſtreiche Phantaſie. Der Dialog dieſer beiden Extreme, welche von einem neutralen Standpunkte auf unſer Treiben herabſähen, gäbe eine Scene in den Fauſt.

Die Dampfſchiffahrt macht die Flüſſe tour- und ſchriftfähig. Seit der Main ſo befahren iſt, wird er auch beſchrieben. Und er hat das Glück, gleich zuerſt gut, ausführlich, und für Reiſende, die ſich unterrichten wollen, praktiſch beſchrieben zu werden. So iſt das Buch, welches Haenel und v. Spruner unter dem Titel „Handbuch für Reiſende auf dem Main" herausgegeben und mit einer vortrefflichen und geſchmackvollen Karte, die den Fluß von Bamberg bis Mainz konterfeit, begleitet haben.

Es geſchieht ſeit einigen Jahren außerordentlich viel für die Specialgeſchichte unſrer letzten Kriege; beſonders die älteren Militärs, vielleicht halb in Verzweiflung über den hereinbrechenden ewigen Frieden, ſchreiben umfangreiche und meiſt ſehr ſchätzenswerthe Bücher. „Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1813, von einem höheren Officier der preußiſchen Armee, erſter Theil", verſpricht, ein ſolches zu werden. Der Ausbruch des preußiſchen Befreiungskrieges in allen Details, und um das Bülow'ſche Korps als um einen Mittelpunkt gruppirt, wird in dieſem erſten Bande geliefert. Der „Aufruf an mein Volk", und die vielen vortrefflichen Regierungsdokumente jener Zeit, welche organiſch in dieſem Bande erſcheinen, intereſſiren immer wieder ſehr, da ſich ihnen ſtets andrer Zeiten andre Sitte zur Vergleichung andrängt.

Moden.

Sehr zögernd, aber nun auch entſchieden, hat die deutſche Damenwelt die in Frankreich ſo beliebten peignoirs angenommen, welche in hellem Mouſſeline oder Spitze reizend die Geſtalt umwogen. Schnitt und Ausputz wechſeln tauſendfältig und der Entwicklung des perſönlichen Geſchmackes iſt dabei weiter Spielraum geſtattet; Mouſſeline und halblange Ärmel zieht man jetzt an ihnen allgemein vor. — Die ſehr langen Schleier haben die kurzen ganz verdrängt; dagegen der Kleiderausputz eben ſo reichlich geſtattet iſt in ſechs und ſogar acht Volants, welche übereinandergehend im Aufſteigen abnehmen, was aber als zu ſchwer wenig graciecus erſcheint, als er ebenſo ganz wegfällt, ſo daß der Rock völlig glatt bleibt, und als endlich eine Mitte durch nur ſehr mäßigen Beſatz eingehalten wird. Die jetzige Geſtaltung der Mode zeigt ſich für den Promenadenanzug in gedruckten Organdykleidern mit drei großen Falbeln, Mouſſelinmantelet mit bunter Seite gefüttert und mit Spitze beſetzt, Crepphut mit langem Schleier von Spitzengrund, und Stockſonnenſchirm; oder in halbhohem, moirirtem Barègekleid mit faltigem und unten gefaßten Leib um eine Garde aufſteigender Falten zu bilden, langen gepufften Ärmeln, Aufſchlag von einer doppelten Reihe Spitzengrunds und drei großen Falbeln auf dem Rocke, dazu einen langen Gürtel, Echarpenmantelet von geſticktem Tarlatane, und gezogenem Crepphut mit Feder. Ein geſchmackvoller Geſellſchaftsanzug iſt ein Kleid von Tarlatane mit Doppelrock und Spitzenbeſatz, der Spitzenkragen vorn durch einen Strauß natürlicher Blumen befeſtigt, und altererbtes oder dem nachgebildetes Geſchmeide und Fächer. Auf dem Lande trägt man ein Amazonenkleid von Nanking, vorn durch Knöpfe geſchloſſen, Strohhut mit roſa oder ſtrohfarbenen Tüllſchleier, grauſeidner, weiß glaçirter Mantelet. — Däniſche Handſchuhe liebt man ſehr. Zum großen Staat, zumal für Hoffeſte, werden halblange geſtickte Handſchuhe von Moor, mit Bandröllchen beſetzt, getragen, ſchwarz, weiß mit kleiner Goldſtickerei oben, Einfaſſung von Goldſchnur mit prachtvollen Quaſten, blau mit gleicher Verzierung in Silber, roſa mit Ausſchmuck in Seide: ſie kleiden nur eine ganz kleine Hand. — An den kleinen Damenſtiefelchen, meiſt von grauem Seidenzwillich, iſt beim Schwellen des Fußes im Wagen oder in der Hitze eine große Wohlthat eine nachgiebige kleine elaſtiſche Schnur, welche unter einer herumlaufenden Bandfalbel ruht und auf der die Knöpfe oben zum Schließen des Stiefels angebracht ſind. Auf der Reiſe, in's Seebad, wie auch ſtatt der Nachthauben unter dem Hute, trägt man weiße Filetmützen, deren Beſatz von dem Filet ſelbſt gebildet wird, der unter dem Bande hervorgeht, welches um dieſe Mütze herumläuft. Der Kopf ſchließt ſich feſt an, hält das Haar feſt und iſt nicht ſo heiß wie Linnen. An jede Stite kann man eine Bandſchleife anbringen.

Aus Wien meldet man, daß ſich die Moden, beſonders was Kleider betrifft, ſehr vereinfachen. Mehrere der eleganteſten Damen laſſen ſich jetzt Kleider ohne allen Aufputz machen; ſo wurden bei J. G. Beer drei Kleider gefertigt, die ganz glatt waren und nicht einmal einen merkbaren Saum hatten. Auch ſcheinen die weiten, vorn ganz offnen Ärmel mehr um ſich zu greifen (vgl. Kunſtbeilage 78).

Die Pariſer Herrentracht beharrt in ihrer Einfachheit, fern von jeder Übertreibung. Der Frack hat an der Hüfte nur leiſen Ausſchnitt, der Schooß iſt halbweit, der Leib weit offenſtehend, um die Weſte von weißem Piqué oder gelbem Caſchmir zu zeigen, die Ärmel ſind bequem, gut ſitzend, aber nicht zu eng. Der Rock hat kurze, weite Schöße. Die Beinkleider ſind halbweit und werden mit angeknöpften Fußriemen getragen, andere anſchließend ohne allen Fußriemen, oder mit Vernisſchuhen und geſtreiſten Seidenſtrümpfen. Eine halblange Halsbinde verbirgt die Wäſche nicht, welcher ſtets die größte Aufmerkſamkeit gebührt. A.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 78. Wiener Moden. (Damenmoden: Strohhut mit violettem Band und blauem Schleier, von Mad. Langer, Kleid von geſtreiftem Foulard mit drei Falbeln, Mantelet von Melée, blaß violett mit fahlgrünen Verzierungen, beides von Hrn. Thomas Pettko. — Kopfputz von Roſacrepp mit Marabouts und Silberfranzen, von Mad. Langer, Kleid von feinem Wollenſtoff mit vier Säumen und weiten Ärmeln, von Hrn. Pettko.)

No. 79. Pariſer Moden. (Damenmoden: Hut mit Blumen, Spitzenmantelet, ſeidnes Kleid. — Häubchen, oben gefaltetes, enganſchließendes Unterkleid, langes Oberkleid mit weiten Halbärmeln.)

Digitized by Google

Anzeiger. № 13.

In Berlin bei F. Rubach erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Koch- und Haushaltungsbuch.

Ein

praktiſcher Rathgeber für Frauen

bei allen häuslichen Verrichtungen die ſich nicht nur auf die Küche und den Keller, auf die Vorrathskammer, auf alle Arten von Backwerk, auf die Zubereitung kalter und warmer Getränke, Crèmes und Gelées, auf den Zimmergarten ꝛc., ſondern auch auf die Kinderſtube, die Geſellſchaft, den feineren Anſtand und die Toilette beziehen.

Nach alphabetiſcher Ordnung.

In zwei Bänden.

Preis 2 Thlr.

Im Verlage von A. Palm's Hofbuchhandlung in München iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

PROTEUS.

Zwei Dichtungen

von

Franz Trautmann.

Ein Abend auf dem Helikon,
dem Andenken Seydelmann's geweiht.

Das Welt-Ende, eine Phantaſie.

Gr. 8. Elegant broſchirt Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Während die erſte ſinnige „Phantaſie", welche gleich einem verklärenden Abendrothe Seydelmann's Grab umſchwebt, den zahlreichen Freunden und Bewunderern des großen deutſchen Bühnenkünſtlers gewiß eine höchſt willkommene Gabe iſt, malt im „Welt-Ende" die jugendfriſche kühne Phantaſie des hochbegabten Dichters den mit dem inneren Grunde des äußeren Seins in ſtrenger Wechſelfolge verknüpften Untergang der Endlichkeit in den glänzendſten Bildern, ſo daß ſelbſt der beſtimmteſte Gegner der gebotenen originellen Weltanſchauung hier eine edle Frucht der deutſchen Poeſie nicht verkennen wird.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Moses Mendelssohn's geſammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handſchriften herausgegeben

von

Dr. G. B. Mendelsſohn.

In sieben Bänden.

Erſte Lieferung: Band 1—3.

Mit Mendelssohn's Bildniss.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1843.

F. A. Brockhaus.

Zur Göthe-Literatur.

Soeben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Göthe.

Zu deſſen näherem Verſtändniß

von

C. G. Carus.

Beigegeben iſt eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Göthe's an den Herausgeber.

Gr. 8. Preis: Thlr. 1. 20 Ngr. (16 gGr.)

Der Herr Verfaſſer, durch ſeine langjährigen freundſchaftlichen Beziehungen hierzu vorzugsweiſe berufen, liefert in dieſen Blättern eine treffende und geiſtreiche Charakteriſtik der Individualität Göthe's, ſeines Verhältniſſes zur Außenwelt und zu den eigenen Werken. Unter der großen Anzahl von Schriften für und gegen Göthe bietet vielleicht keine eine richtigere Würdigung des großen Meiſters und beſſere Beiträge zum näheren Verſtändniß ſeiner Werke.

Leipzig, im Juli 1843.

August Weichardt.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

6. September **№ 36.** 1843.

Ueberſicht: In Cagliari (Fortſetzung). — Kampf und Kämpfer, von Heinr. Heine. — Nibelungen im Frack. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 14.

In Cagliari.

(Fortſetzung.)

4.

Wieder vergingen vierzehn Tage. Leonhard ſah das Fiſchermädchen in dieſer Zeit nicht; ſie ließ ihm durch ihre Schweſter ſagen, daß ihr Vater, der kränker geworden, alle ihre Zeit in Anſpruch nehme; auch müſſe ſie ſich vor einer Zuſammenkunft in Acht nehmen, weil Tommaſo's Verwandte einen Argwohn wegen der Ermordung wider ſie haben.

Leonhard war jung und moraliſch genug, daß ihm vor dem furchtbar leidenſchaftlichen Weſen Maddalenens ſchauderte, ſo ſehr er ſie liebte. Er verwünſchte ſein Schickſal, das ihn auf die Inſel und in dieſes Liebesverhältniß geworfen hatte. Wohin er blickte, er fand nirgend einen Ausgang. Bekümmert wie er war, entdeckte er ſich ſeinem Freund Birkenfeld. Dieſer ſchüttelte den Kopf.

Die Sardinnen, ſagte er, ſind zwar alle wilde Teufel, aber dieſe iſt beſonders reſolut. Sie taugt übrigens gewiſſermaßen ganz für dich, weil du hier gleich recht in die Lehre genommen und von deiner prüden Zaghaftigkeit reingeſchält wirſt. Doch mußt du dich in Acht nehmen. Bleib jetzt aber dem Mädchen treu, bis du ihrer überdrüſſig wirſt; dann ſag' mir's. Wir wollen dann weiter ſehen. Beſſer hätteſt du gethan, meinem Rathe zu folgen, als ich dich an die Marqueſe Villaſidro wies. Apropos übrigens: da ſie mich in ihrer Abgeſchiedenheit dauert, will ich mich jetzt an ſie machen, nachdem die kleine Baronin della Guardia, unter dem Vorwand, ihr Mann

fange an Verdacht zu ſchöpfen, das Verhältniß mit mir abgebrochen hat, weil ihr der lange Hauptmann Sedilo von den Dragonern beſſer gefällt.

Altenhoven wurde durch dieſe Bemerkung ſeines Freundes rechtzeitig erinnert, daß er dem Marques ſchon lang einen Beſuch ſchulde; er ging alſo hin. Der Intendant war ausgeritten: die Marqueſe hatte einige befreundete Damen bei ſich, ließ aber Altenhoven wider Erwarten vor. Das feine Weſen, welches Donna Carlota auszeichnete, theilte ſich auch ihrer Unterhaltung mit, die ſich eben ſo geiſtvoll als natürlich entwickelte. Der Damenbeſuch erhob ſich bald darauf, und Leonhard wartete nur, bis jene ſich verabſchiedet hatten, um Anſtands halber ihnen auf dem Fuß zu folgen. Er ſtand an einem Tiſchchen, auf welchem die Marqueſe zu zeichnen pflegte. Von ungefähr traf ſein Blick auf eine zwiſchen andere Blätter wie es ſchien raſch aber nur zum Theil hineingeſchobene Portraitſkizze, in welcher er auf der Stelle ſich erkannte. Ein ſüßer Schrecken überrieſelte ihn: mechaniſch, mit einem leiſen Ausrufe, griff er nach dem Papier, das ihm in demſelben Momente von der Marqueſe entriſſen wurde. Sie ſtanden ſich allein gegenüber. Zum erſten Mal ward Leonhard der ganzen Schönheit Carlota's inne. Ihren zarten durchſichtigen Teint, ihren niedlichen Fuß, ihr ſchwarzes in's Bläuliche ſpielende Haar, ihre großen geiſtvollen Augen, ihren feinen lieblichen Mund hatte er längſt bewundert; aber jetzt, da dieſes blaſſe Antlitz vom glühendſten Roth übergoſſen war, da über dieſe herrlichen Augen die langen ſeidenen Wimper ſich deckten, um ihr Geheimniß zu retten, da das bewegte Athmen dieſes ſchönen Buſens die Größe und das Feuer des Herzens verrieth, das darunter ſchlug, da endlich die ganze holdſelige Geſtalt in ſüßer Schaam wie gebrochen bebte, jetzt erſchien Donna Carlota unſerem Leonhard wie ein verklärtes Weſen. Wohl eine Minute lang mochte ſie vor ihm ſtehen, ihre Hände zerknitterten bewußtlos das Papier; dann wandte ſie ſich raſch ab: ein Thränenſtrom brach aus ihren Augen, den ſie, die Hände vorhaltend, zu hemmen ſuchte.

Erſchüttert und faſt bewußtlos wollte Leonhard ihre Hände faſſen; ſie trat zurück und winkte ihm heftig, ſich zu entfernen. Aber Leonhard ging nicht: dies ſüße verwirrte Weib, mitten in dem zarten Geheimniſſe ihrer Liebe überraſcht, konnte Leonhard nicht verlaſſen, ohne dem ſichtbar von den Göttern geſandten Augenblicke die Entſcheidung abzuringen. Er trat näher, ſie wollte fliehen, er hielt ſie.

Carlota! flüſterte er mit weicher, bewegter Stimme: iſt es denn wahr, was ich ſehe!

Die Marqueſe ſuchte ſich zu ſammeln und entzog ihm ihre Hand:

Ich muß Ihnen ſonderbar ſcheinen, ſagte ſie ſtockend. — Das Portrait, das Sie hier ſahen — ſtellt — einen meiner Brüder vor — in Spanien — er gleicht Ihnen etwas — ich habe ihn ſchon ſo lange nicht geſehen — ich entwarf vorhin das Portrait, ehe mich die Beſuche überraſchten — als Sie das Portrait fanden, fürchtete ich —

Leonhard fühlte, daß die Marqueſe Ausflüchte brauchte; er beugte ſich etwas, um ihren Blick aufzufaſſen, er traf ihn und las darin die Wahrheit ſeines Gefühls. Lautſchluchzend ſank die Marqueſe auf einen Seſſel zurück.

Theure, himmliſche Carlota! rief Leonhard mit faſt erſtickter Stimme, ihre Hand mit Küſſen bedeckend. Ich bin geliebt! Sei mein, Carlota!

Ich bin's, ſchluchzte ſie nach einer Pauſe, und ihr ganzer Körper zuckte. Ich Unglückliche! fügte ſie dann kaum hörbar hinzu.

Mach' ich dich unglücklich? frug Leonhard zärtlich; trügt mich meine Ahnung nicht, ſo warſt du's biſt jetzt.

Ja ich war's, o ich wars, deß ſeien die Heiligen mir Zeugen! Und nun ſo glücklich, ſo namenlos glücklich! — Aber fort, fort, ich höre Tritte! Jeſus Maria!

Wann ſehn wir uns wieder?

Ich weiß nicht, vielleicht niemals — mein Kopf brennt — eile dich!

Leonhard ſchwankte fort; als er an der Thüre ſich umſah, hatte die Marqueſe das Taſchentuch vor den Augen.

5.

Nun, Herr Kapitain, es ſind ja wichtige Ernennungen von Turin herübergekommen, ſagte im Kaffeehaus des Antonio Bitti, wo die Offiziere vom **Royal Allemand** zuſammenkamen, der eintretende Lieutenant Graf von der Mark zu ſeinem Nachbar, dem Herrn v. Bilſtein.

So? antwortete phlegmatiſch der Angeredete und ſtopfte phlegmatiſch die Pfeife weiter: wahrſcheinlich mit der Fregatte Bella Roſa, die ſeit heute früh in der Darſe liegt.

Allerdings; ich habe den Kapitain geſprochen. Zwar iſt Graf Robbione als Gouverneur von Saſſari noch nicht erſetzt, aber die einträgliche Generalkapitanerie über die Milizen im unteren Kap geht vom Herzog v. Quirra an den Baron Caſtelvi über, und der Graf v. Carloforte iſt Juſtizregent geworden an der Stelle des verſtorbenen Grafen Gallura.

Fiel denn der Herzog v. Quirra in Ungnade?

Unter uns geſagt, ja. Er iſt zwar zum Großkreuz vom heiligen Moritz und Lazar befördert, aber — der Lieutenant ſprach, um ſich blickend, dies leiſer — der Herr Erzbiſchof hat ihn als der Ketzerei verdächtig denunzirt, weil er ſich ſchon in religiöſe Geſpräche mit Ketzern, namentlich mit dem engliſchen Conſul und unſerm Feldprediger einließ; aber den eigentlichen Grund ſucht man darin, daß Baron Caſtelvi der Liebhaber iſt von der Nichte des Erzbiſchofs, der Frau des Tabakmonopolpächters Simon. Vielleicht wogen beide Gründe.

Man möchte katholiſch werden! ſeufzte der Herr v. Bilſtein, der etwas angetrunken war. Wenn ſie einem doch mit der Religion vom Halſe blieben.

Digitized by Google

Ich für meinen Theil wollt' es ihnen gern ſchriftlich geben, daß ich von derlei Sachen nichts will und nichts verſtehe, und von allen Ketzereien nichts eingeführt wünſchte, als eine Bierbrauerei.

Die Offiziere lachten; Bilſtein aber trank ſein Glas Borſaner Sekt mit geringſchätziger Miene aus und ſagte:

Lacht, ſo viel Ihr wollt: das ſüße Zeug da verdirbt einem den Magen und iſt überdies ein tückiſches Getränk: bei der zweiten Flaſche paſſirt es einem leicht, daß man ſchief ladet. Ich lob' mir ein paar Krüge bairiſches Bier, da iſt deutſche Kraft und Solidität: kein braver Deutſcher, wer's nicht vorzieht!

Oho, Bruder Bilſtein, rief der Major v. Wippe: nicht ſo raſch! Wir ſind auch ehrliche Deutſche, und doch iſt Manchem unter uns, zum Exempel mir, der ſardiſche Wein völlig mundgerecht.

Mag ſein, ich begreif es nicht. Das Zeug ſchmeckt eben wie Ulrichſteiner Fruchtbranntwein, in den man Zucker wirft.

Da findeſt du wohl überhaupt wenig zu loben in Sardinien? ſagte der Hauptmann v. Stolpen.

Frage auch noch! Ob ich das heimiſche Deutſchland dieſem ausgebrannten Steinklumpen vorziehe!

Auch die Frauenzimmer nimmſt du nicht aus von deiner Verdammung?

Nun wahrhaftig, da kommt Ihr mir ſchön an. Ich habe zwar das Lieben verlernt, ſeitdem ich mein vierzigſtes Jahr mit mir herumtragen muß, aber Geſchmack hab' ich doch noch, ſo gut wie Einer. Was findet Ihr denn Schönes an dieſen Mohrengeſichtern, dunkelgebeizt wie Ulmer Pfeifenköpfe; was iſt denn ſo Reizendes an den weißen Zähnen, mit denen ſie einen angrinzen? Das thut mein Hellauf unter dem Tiſch hier auch, wenn Ihr ihn neckt. Und was für kleine Perſonnagen! nicht viel größer als bei uns zu Haus die Confirmanden!

Nun freilich, ſagte Herr v. Stolpe lachend, du biſt eitel genug, weiße Zähne häßlich zu finden, weil unſer Einer ſchon zu häufig die Tabakpfeife dazwiſchen gehalten hat, um jenen Fehler nicht losgeworden zu ſein. Aber, Freund Bilſtein, es ſind hier nicht alle Geſichter ſchwarz und nicht alle Figuren klein: du würdeſt prächtige Frauenzimmer ſehen, wenn dir nicht Pfeife und Hund intereſſanter wären.

Zum Beiſpiel?

Ei nun, z. B. die Witwe des Grafen Gallura, oder, wenn du lieber willſt, die Marqueſe v. Villaſidro.

Geh mir weg mit denen! die Gallura iſt wohl weiß, weil ſie über Nacht Reis auf's Geſicht legt; aber ſie ſieht doch nur aus wie Talg. Groß iſt ſie, das iſt wahr, aber ſie tritt auch auf wie ein verkappter Grenadier. Und was die Villaſidro betrifft, ſo iſt ſie zwar paſſabel, aber ſie hat ein unpräſtirliches Mondſcheingeſicht und Sperraugen!

Herr Kapitain v. Bilſtein! fuhr Leonhard auf, und ſein Geſicht flammte.

Was wünſchen Sie, Herr Lieutenant? gab dieſer, ihn ruhig anſehend, zur Antwort und fuhr dann fort:

Iſt's wahr oder nicht? Mondſcheinelt ſie nicht? Hat ſie nicht Augen wie ein öſterreichiſcher Dreibätzner?

Sie faſeln, Herr Kapitain, ſchrie Leonhard außer ſich. Die Marqueſe iſt das ſchönſte Weib auf Gottes Erdboden und Sie ſind —

Birkenfeld aufſpringend hielt ihm den Mund zu und rief ihm in's Ohr: Um Gotteswillen, biſt du verrückt? deinen Vorgeſetzten —

Bilſtein war aufgeſtanden, auch die übrigen Offiziere: eine Scene der Beſtürzung. Der Major trat vor Leonhard hin und ſagte ernſt:

Verfügen Sie ſich auf Ihr Zimmer, Herr Lieutenant v. Altenhoven, bis auf Weiteres.

6.

Am Abende dieſes Tages ſaß Leonhard noch in ſeinem Zimmer. Tauſendmal ſchon hatte er ſeit den paar Stunden ſeine Unbeſonnenheit verwünſcht, die ihm dieſen Verdruß zuzog. Zwar hatte Birkenfeld, der vorhin da geweſen war, um ihm tüchtig den Text zu leſen, ihm zugleich die Nachricht gebracht, daß der Major in Gemeinſchaft mit Bilſtein ſelbſt und den übrigen Offizieren ſich bereits beim Oberſten für Leonhard verwendet habe, und daß dieſer die Sache wahrſcheinlich mit einem ſcharfen Verweis abmachen werde. Allein eine andere Erwägung war für Leonhard viel peinlicher: wenn die Geſchichte ruchbar wurde, mußte das nicht den Ruf der Marqueſe gefährden und die Eiferſucht des Gemahls aufwecken? Und doch war es ihm unmöglich geweſen, die Marqueſe ſo verunglimpfen zu hören. Dann dachte er wieder ſchweren Herzens an Maddalena, der er, hingeriſſen vom reizenden Augenblicke, faſt wider Willen untreu geworden war.

So, unmuthig den Kopf in die Hand geſtützt, ſchaute Leonhard hinaus in die Abenddämmerung, die allmälig emporſteigend erſt das Meer, dann auch die Stadt und das Zimmer verdüſterte.

Da meldete ſein Bedienter einen Burſchen, von deſſen Anliegen aber der ehrliche Schwabe nichts verſtand, als daß er zum Herrn Baron verlangte. Leonhard ließ den Menſchen hereintreten und empfing von ihm ein offenes Billet. Er ſah nach der Unterſchrift, konnte einen Freudenruf nicht unterdrücken und überflog, mit der Dämmerung kämpfend, das Schreiben. Es lautete:

> Ich weiß, was vorfiel. Der Oberſt kam, da mein Mann verreiſt iſt, zu mir. Sie werden heute Abend noch frei. Danken will ich mündlich, morgen Mittag um drei Uhr im Gartenpavillon links: die hintere Gartenthür iſt angelehnt und in's Schloß zu werfen. Ich rechne auf Ihre Achtung, Ihre Verſchwiegenheit und Ihr Kommen.
>
> C. V.

Digitized by Google

Leonhard hätte aufjubeln mögen; aber um zum erſten dummen Streich von heute keinen zweiten zu fügen, ging er ruhig zu dem Boten, der an der Thüre wartete und bot ihm ein Goldſtück.

Ich danke.

Nun, nimm nur. Iſt dir's nicht genug?

Nein.

Wie ſo? Es iſt Gold. Willſt du mehr?

Ja: dich! rief Maddalena, denn ſie war der Bote, und flog ihrem Geliebten an den Hals. Dieſer war vom Schreck des Gewiſſens und zugleich von Freude wie gelähmt.

Wie kommſt du denn zu dieſer Verkleidung? frug er endlich, ſie zu ſich auf das Sopha ziehend.

Ich war bei meiner Schweſter, um dir Fiſche zu bringen; da erzählte ſie mir, du ſeieſt in Arreſt geſchickt, warum wiſſe ſie nicht. So zog ich denn die Kleider meines Vaters an, während die Schweſter bei ihm blieb. Ich ängſtigte mich wegen deiner und wollte dich wo möglich ſehen. Wie ich zur Kaſerne hereinwill, redet mich eine Mamſell an und giebt mir Geld: ſie genire ſich, unter die Soldaten herein zu gehen, ich möchte dies Billet von ihrer Herrſchaft an dich beſorgen. Ich thu' es: nun geſteh' mir den Inhalt der Botſchaft, du Treuloſer!

Ach, es iſt nichts daran, ſagte Leonhard nothgedrungen, wiewohl erröthend, zu einer Lüge greifend: es betrifft eine Einladung zum Spiel. — Aber was du ein hübſcher junger Menſch biſt!

Halt, rief Maddalena in ſtrengem Ton, ſeinen Liebkoſungen wehrend: weiche mir nicht aus! Wer will mit dir ſpielen? Es ſteht nichts von Spiel in dem Billet: du willſt mich belügen, und denkſt nicht daran, daß ich das Billet vorher geleſen, du Thörichter!

Leonhard war in peinlicher Verlegenheit. Sich entrüſtet ſtellend, ſagte er: du quälſt mich mit deiner Eiferſucht, das gefällt mir nicht.

So, brauſte ſie auf und ihre Augen blitzten in der Dämmerung, während ſie Leonhard an den Schultern packte: ſie gefällt dir nicht meine Eiferſucht? Bin ich nicht deine Geliebte? O freilich bin ich's nicht mehr, ich ſeh' es wohl: aber dann Verderben über uns Beide!

Sei doch nicht wie eine Raſende: dein wildes Feuer jagt überall Brand auf. Wie du in dem Billet geleſen haſt, ſoll ich morgen um drei Uhr in einen Gartenpavillon kommen: iſt denn da was Arges daran?

Zu wem? ſprich!

Leonhard zauderte: aus der Verlegenheit, in die er verſtrickt war, konnte er nur mit einer zweiten Lüge ſich helfen. Ich weiß es ſelbſt nicht, ſagte er; doch denke ich mir, daß die unterſchriebenen Buchſtaben C. V. die Witwe Cäcilia Veloni bedeuten, die mir neuerdings zuvorkommend begegnet iſt.

Peſtilenz über ſie! Hat dieſes Weib einen Gartenpavillon?

Ich glaube, ja; doch war ich noch nie dort.

Folgſt du der Einladnng?

Nein.

Schwör' mir das bei dem Gott, den du anbeteſt.

Du kannſt dich ja ſelbſt überzeugen. Haus und Garten der Velani liegen in der Straße St. Giorgio.

Sieh dich vor, Leonardo, ſieh dich wohl vor, und ſuche mich nicht zu täuſchen. Ich werde wohl Acht geben. Und nun fiel Maddalena mit lautem Gelächter ihrem Geliebten wieder um den Hals. Nicht wahr, ich habe dich ſchön gefangen: du mußteſt mir ſelbſt beichten, was in dem Briefe ſteht: ich kann ja nicht leſen und habe deßwegen, damit du meinen ſollſt, ich kenne den Inhalt, den verſiegelten Umſchlag weggeriſſen, da iſt er. Du gutmüthiger deutſcher Ketzer!

Leonhard hätte ſich mögen Ohrfeigen geben; aber es war zu ſpät. Auch konnte er dem Mädchen nicht wohl böſe ſein, das ja alles aus Liebe that. Ohnehin hatte doch eigentlich nur er ſelbſt das alles verſchuldet: hätte er an jenem Abende das Mädchen nicht aufgeſucht, ihr nicht von Liebe geſprochen, ſo wäre es nicht dahin mit ihm gekommen, wo er jetzt war. Übrigens mußte ſein Unmuth bald ſchmelzen unter den Küſſen, womit ihn Maddalena jetzt bedeckte, unter ihren zärtlichen Seufzern: denn ſo wild und grimmig ſie im Zorne war, ſo innig war ihre Hingebung.

Als der Bediente harmlos Lichter brachte, war Maddalena mit einem Sprung drei Schritte von Leonhard weg und ſagte gefaßt:

Ich habe alſo von dem Herrn Baron die Antwort mitzunehmen, daß es ihm unmöglich ſei, morgen zu kommen?

Sie verneigte ſich und enteilte.

7.

Wie Unrecht hatte doch der Hauptmann Bilſtein, als er an der Schönheit der Marqueſe v. Villaſidro etwas ausſetzen wollte! Wie reizend lehnt ſie in der Ecke der gelbſeidenen Ottomane: wie glänzen gelockt ihre weichen Haare um das zarte, edelgeformte Antlitz, aus welchem unter den langen Wimpern hervor die ſeligſten Augen leuchten; in ſüßer Anmuth, wie eine Nelke, blühen die Lippen; unter dem weißen Gewand ſchlägt hörbar ihr Herz, denn Leonhard ruht ja daran.

Warum ſagſt du mir nichts, flüſterte er nach einer langen Pauſe: o ſprich mit mir, daß ich dieſer holden Wirklichkeit gewiß ſei!

Laß lieber uns ſchweigen, antwortete ihm Carlota mit ihrer wohllautenden Stimme: Reden ſtört die glückſelige Muſik, die mein Herz durchtönt. O daß jetzt der Tod über uns beide käme, daß die unendliche Nacht der Vergeſſenheit in ihre Schleier uns hüllte! daß mir kein Athemzug bliebe ohne

dich! Sie küßte ihn inbrünſtig, daß er ſchwieg. Kaum vernehmbar rauſchte in der fernen Tiefe das Meer, deſſen Hauch leiſe die heruntergelaſſenen Fenſtervorhänge und die Düfte des Gartens hereinſpielte: Schmetterlinge und Sonnenlichter ſtahlen ſe zuweilen ſich durch. Die Liebenden redeten nur durch den Druck der Hände, mit den ſtrahlenden Augen.

Aber ſage mir, fing Leonhard endlich wieder an, indem er ſein Haupt emporhob, daß ihr warmer ſüßer Athem ihm über die Wange wehte, ſage mir, wie es dir gelang, dieſe himmliſche Stunde uns zu verſchaffen.

Du machſt mich traurig, Leonardo, indem du mich erinnerſt an das, was ich gethan habe. Als du mir den Rosmarinzweig ſandteſt, da war ich ſo überglücklich, daß du endlich dich mir nahteſt, und doch war ich in Verzweiflung zwiſchen Pflicht und Liebe, Angſt und Sehnſucht. Wer ſollte mir rathen? Die Sehnſucht ſiegte und leider mit ihr das Unrecht. Ich legte einen Lorbeerzweig ſtatt des Rosmarins zu dem Fiſche, ich gewann meinen Gondelführer, daß er dem Marques zur Mittagsſtunde anzeigte, es laſſe ſich ein Schmuggelſchiff ſehen. Das war es, was meinen Gatten damals bewog, uns ſo plötzlich zu verlaſſen, um nach dem Cap Carbonara zu reiten — wie bittre Reue befiel mich, als ich die Sünde begangen! Wie bange ward mir, als ich mich allein mit dir ſah! Ich zitterte vor einer Erklärung und dankte den Heiligen, als du, der mir doch den Rosmarinzweig geſandt hatte, ſchüchtern bliebſt und ſchüchtern gingſt! Und doch rief mein Herz unabläßlich nach dir! Und doch ſiehſt du dort den Rosmarinzweig, den du mir ſchickteſt, in der Vaſe grünen, begoſſen von meinen Thränen.

Leonhard umarmte ſie innig.

Denke nicht, fuhr Carlota mit hochklopfendem Herzen fort, daß ich erſt ſeit einigen Wochen liebe. Vom Tag an, als du die Inſel betrateſt und mir an der Domkirche unten begegneteſt, warſt du mein Schutzheiliger! Du lebteſt in meinen Gedanken Tag und Nacht. Wie viele Stunden habe ich durchweint, weil du mir fern bliebſt auch in deinen Gedanken!

Konnte ich ahnen, rief Leonhard, daß ein ſo herrliches Weib mich lieben würde!

Schilt mich nicht darum, fuhr Carlota fort. Sieh, in meinem zwölften Jahr wurde ich verlobt, und im fünfzehnten vermählt einem alten Manne, von dem ich bis dahin nichts wußte, als daß er mein Vetter, eine reiche und vorzügliche Partie ſei. Er hat der Tugenden manche, aber nicht einen einzigen Ton für mein liebebedürftiges Herz. Ich verlebte traurige Tage. Aus der andaluſiſchen Heimath hinweg, wo ich in einfachen Verhältniſſen die frohe Kindheit verlebt, wurde ich auf dieſer Inſel ausgeſetzt, unter ganz fremde Menſchen, in die Geſellſchaft von Damen, welche Zeit und Geiſt mit nichtsbedeutenden Dingen zu tödten ſuchen. Ich verzweifelte, aber Niemand tröſtete mich, weder Gebet, noch Menſchen. Da kamſt Du. Eine Seele! rief es frohlockend in mir, als mir deine hellen Augen ſo ehrlich und treu ent-

gegenſtrahlten. Du warſt der rettende Fels, an den ich mich anklammerte im Schiffbruch all' meiner Hoffnung. Und doch bliebſt du mir ſo lang noch ferne, du Böſer!

Himmliſche Schwärmerin! rief Leonhard, höre auf, mich zu beugen unter die Herrlichkeit deiner Liebe!

Du wärſt mir für immer fern geblieben, hätten nicht die Heiligen mein Gebet um Erlöſung aus dieſem martervollen Zuſtande endlich erhört. Daß geſtern mein Gemahl nach den Minen von Tortoli gereiſt iſt, nahm ich für einen Wink des Schickſals: ich ſchrieb dir, und zitterte, als die Zofe mir geſtand das Billet nicht in deine Hände abgeliefert zu haben. Aber der Himmel war gnädig!

Meine Sinne, ſprach Leonhard, ſind verwirrt: iſt es denn nicht ein Traum, was um mich vorgeht? Lieg' ich wirklich in den Armen Carlota's? bin ich allein mit ihr? Unmöglich, gewiß unmöglich, aber ein Traum, für den ich mit Freuden mein Leben und alle Wirklichkeit hingebe!

Ob Traum, ob Wirklichkeit, gleichviel, ſagte Carlota zärtlich: ich bin glücklich, wie ich es nie in Träumen war! Und ſorge nicht, daß wir geſtört werden: alle Dienerſchaft mußte den Marques begleiten, weil es gilt, heimliche Erzgräber zu überfallen. Der Portier darf Niemand einlaſſen, weil ich Sieſta halte, ich Glückliche!

Leonhard ſchwieg und betrachtete in trunkenem Staunen das ſchöne Weib, das in ſeinen Armen hinſchmolz von Innigkeit. Er ſpielte mit ihren Locken, er ſtrich über ihre glühenden Wangen und führte ihre ſchmalen zarten Hände zum Munde; dann zog er ihr einen Ring vom Finger. Sie erſchrak.

Gieb Theurer, es iſt mein Trauring. Es bringt Unglück, ihn vom Finger zu laſſen. Gieb ihn!

Leonhard betrachtete den Ring: er trug die vereinigten Wappen des Marques und ſeiner Gattin. Carlota wollte den Ring wieder nehmen; Leonardo neckte ſie, ſie warf ſich auf ihn; er umſchlang ſie zärtlich, ließ den Ring fallen, und in demſelben Augenblick ſagte eine laute, aber klangloſe Stimme:

Hier ſind die beſtellten Fiſche, Frau Marqueſe.

Wie vom Donner gerührt ſtanden plötzlich die Liebenden. Unter der Thüre, welche den Pavillon mit dem Palais verband, und welche die Marqueſe, weil ihr beim Eintreten ſchon der harrende Geliebte entgegengeflogen war, zu ſchließen vergeſſen hatte, ſtand todesbleich Maddalena, einen Fiſchkorb in den zitternden Händen.

Eine entſetzliche Pauſe. Die Marqueſe faßte ſich zuerſt und von Maddalena abgewandt, ſagte ſie: Unverſchämte, wie kannſt du es wagen, hier einzudringen?

Maddalena antwortete, mit einem durchdringenden Blick auf Leonhard — Verzeihen Sie, Frau Intendantin. Ihr Koch hatte die Fiſche beſtellt; wie

ich komme, ſteht die Hausthüre offen, aber es iſt Niemand da, um die Waare abzunehmen, der Portier ſchläft, ich gehe weiter und verirre mich hieher.

Du lügſt, niederträchtige Dirne! ſchrie der Portier, der jetzt herbeiſprang, beim Anblick des Offiziers zurückprallte, die Marqueſe anſah und dann fortfuhr: ich habe dieſer Perſon das Haus geöffnet, um ſie nach ihrem Begehr zu fragen; plötzlich iſt ſie mir davongeſprungen, in's Palais herein; ich ſuche ſie überall, und finde ſie jetzt erſt, weil ich mir nicht denken konnte, daß ſie die Frechheit ſo weit treiben werde, ſich *hier* einzudrängen. Mit dem Stock will ich dir den Weg hinaus zeigen! Er drang auf Maddalena ein; ehe Altenhoven abwehren konnte, empfing ſie einen Schlag, ſie ſeufzte, bückte ſich raſch, dann rannte ſie davon, rief aber noch an der Thüre mit einem ſchauerlichen Lachen:

Herr Leonardo ſprach Wahrheit: in den Gärten der Straße St. Giorgio befand ſich Niemand!

Carlota war in Ohnmacht geſunken.

(Schluß folgt.)

Kampf und Kämpfer.

Von Heinrich Heine.

II.

In China ſind ſogar die Kutſcher höflich. Wenn ſie in einer engen Straße mit ihren Fuhrwerken etwas hart aneinander ſtoßen und Deichſel und Räder ſich verwickeln, erheben ſie keineswegs ein Schimpfen und Fluchen wie die Kutſcher bei uns zu Lande, ſondern ſie ſteigen ruhig von ihrem Sitz herunter, machen eine Anzahl Knixe und Bücklinge, ſagen ſich diverſe Schmeicheleien, bemühen ſich hernach, gemeinſchaftlich ihre Wagen wieder in das gehörige Gleiſe zu bringen, und wenn Alles wieder in Ordnung iſt, machen ſie nochmals verſchiedene Bücklinge und Knixe, ſagen ſich ein reſpektives Lebewohl und fahren von dannen. Aber nicht bloß unſere Kutſcher, ſondern auch unſere Gelehrten ſollten ſich hieran ein Beiſpiel nehmen. Wenn dieſe Herren mit einander in Kolliſion gerathen, machen ſie ſehr wenig Komplimente, und ſuchen ſie keineswegs ſich hülfreich zu verſtändigen, ſondern ſie fluchen und ſchimpfen alsdann wie die Kutſcher des Occidents. Und dieſes klägliche Schauſpiel gewähren uns zumeiſt Theologen und Philoſophen, obgleich Erſtere auf das Dogma der Demuth und Barmherzigkeit beſonders angewieſen ſind und Letztere in der Schule der Vernunft zunächſt Geduld und Gelaſſenheit erlernt haben ſollten. Die Fehde zwiſchen der Univerſität und den Ultramontaniſten hat dieſen Frühling bereits mit einer Flora von Grobheiten und Schmähreden bereichert, die ſelbſt auf unſeren deutſchen Miſtbeeten nicht koſtbarer gedeihen könnte. Das wuchert, das ſproßt, das blüht in unerhörter Pracht. Wir haben weder Luſt, noch Beruf, hier zu botaniſiren. Der Duft mancher Giftblumen könnte uns betäubend zu Kopf ſteigen, und uns verhindern, mit kühler Unparteilichkeit den Werth beider Parteien und die politiſche Bedeutung und Bedeutſamkeit des Kampfes zu würdigen. Sobald die

Digitized by Google

Leidenſchaften ein bischen verduftet ſind, wollen wir ſolche Würdigung verſuchen. So viel können wir ſchon heute ſagen: das Recht iſt auf beiden Seiten und die Perſonen werden getrieben von der fatalſten Nothwendigkeit. Der größte Theil der Katholiſchen, weiſe und gemäßigt, verdammt zwar das unzeitige Schilderheben ihrer Parteigenoſſen, aber dieſe gehorchen dem Befehl ihres Gewiſſens, ihrem höchſten Glaubensgeſetz, dem compelle intrare; ſie thun ihre Schuldigkeit und ſie verdienen aus dieſem Grunde unſere Achtung. Wir kennen ſie nicht, wir haben kein Urtheil über ihre Perſon, und wir ſind nicht berechtigt, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln.... Dieſe Leute ſind nicht eben meine Lieblinge, aber aufrichtig geſtanden, trotz ihrem düſtern, blutrünſtigen Zelotismus ſind ſie mir lieber, als die toleranten Amphibien des Glaubens und des Wiſſens, als jene Kunſtgläubigen, die ihre erſchlafften Seelen durch fromme Muſik und Heiligenbilder kitzeln laſſen, und gar als jene Religionsdilettanten, die für die Kirche ſchwärmen, ohne ihren Dogmen einen ſtrengen Gehorſam zu widmen, die mit den heiligen Symbolen nur liebäugeln, aber keine ernſthafte Ehe eingehen wollen, und die man hier catholiques marrons nennt. Letztere füllen jetzt unſere faſhionablen Kirchen, z. B. Sainte-Madelaine, oder Notre Dame de Lorette, jene heiligen Boudoirs, wo der ſüßlichſte Rococogeſchmack herrſcht, ein Weihkeſſel, der nach Lavendel duftet, reichgepolſterte Betſtühle, roſige Beleuchtung und ſchmachtende Geſänge, überall Blumen und tändelnde Engel, kokette Andacht, die ſich fächert mit Eventails von Boucher und Watteau — Pompadourchriſtenthum.

Ebenſo unrecht, wie unrichtig, iſt die Benennung Jeſuiten, womit man hier die Gegner der Univerſität zu bezeichnen pflegt. Erſtens giebt es gar keine Jeſuiten mehr in dem Sinne, den man mit jenem Namen verknüpft. Aber wie es oben in der Diplomatie Leute giebt, die jedesmal, wenn die Fluthzeit der Revolution eintritt, das gleichzeitige Heranbranden ſo vieler brauſenden Wellen für das Werk eines Comité directeur in Paris erklären: ſo giebt es Tribunen hier unten, die, wenn die Ebbe beginnt, wenn die revolutionären Springfluthen ſich wieder verlaufen, dieſe Erſcheinung den Intriguen der Jeſuiten zuſchreiben, und ſich ernſthaft einbilden, es reſidire ein Jeſuitengeneral in Rom, welcher durch ſeine vermummten Schergen die Reaction in der ganzen Welt leite. Nein, es exiſtirt kein ſolcher Jeſuitengeneral in Rom, wie auch in Paris kein Comité directeur exiſtirt; das ſind Mährchen für große Kinder, hohle Schreckpopanze, moderner Aberglaube. Oder iſt es eine bloße Kriegsliſt, daß man die Gegner der Univerſität für Jeſuiten erklärt? Es giebt in der That hier zu Lande keinen Namen, der weniger populär wäre. Man hat im vorigen Jahrhundert gegen dieſen Orden ſo gründlich polemiſirt, daß noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe man ein mildes, unparteiiſches Urtheil über ihn fällen wird. Es will mich bedünken, als habe man die Jeſuiten nicht ſelten ein bischen jeſuitiſch behandelt und als ſeien die Verläumdungen, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen, ihnen manchmal mit zu großen Zinſen zurückgezahlt worden. Man könnte auf die Väter der Geſellſchaft Jeſu das Wort anwenden, welches Napoleon über Robespierre ausſprach: Sie ſind hingerichtet worden, nicht gerichtet. Aber der Tag wird kommen, wo man auch ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und ihre Verdienſte anerkennen wird. Schon jetzt müſſen wir eingeſtehen, daß ſie durch ihre Miſſionsanſtalten die Geſittung der Welt, die Civiliſation, unberechenbar gefördert, daß ſie ein heilſames Gegengift geweſen gegen die lebenverpeſtenden Miasmen von Port-royal, daß ſogar ihre vielgeſcholtene Accommodationslehre noch das einzige Mittel war, wodurch die Kirche über die moderne, freiheitsluſtige und genußſüchtige Menſchheit ihre Oberherrſchaft bewahren konnte. Mangez un boeuf et soyez chrétien, ſagten die Jeſuiten zu dem Beichtkinde, dem in der Charwoche nach einem Stückchen Rindfleiſch gelüſtete; aber ihre Nachgiebigkeit lag nur in der Noth des Momentes, und ſie hät-

Digitized by Google

ten ſpäter, ſobald ihre Macht befeſtigt, die fleiſchfreſſenden Völker wieder zu den magerſten Faſtenſpeiſen zurückgelenkt. Laxe Doctrinen für die empörte Gegenwart, eiſerne Ketten für die unterjochte Zukunft. Sie waren ſo klug!

Alle Klugheit hilft nichts gegen den Tod. Sie liegen längſt im Grabe. Es giebt freilich Leute in ſchwarzen Mänteln und ungeheuren dreieckig aufgekrämpten Filzhüten, aber das ſind keine ächten Jeſuiten. Wie manchmal ein zahmes Schaf ſich im Wolfsfell des Radikalismus vermummt aus Eitelkeit, oder Eigennutz, oder Schabernak, ſo ſteckt im Fuchspelz des Jeſuitismus manchmal nur ein beſchränktes Grauchen. — Ja, ſie ſind todt. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu haben in den Sakriſteien nur ihre Garderobe zurückgelaſſen, nicht ihren Geiſt. Dieſer ſpukt an andern Orten, und manche Champions der Univerſität, die ihn ſo eifrig exorciren, ſind vielleicht davon beſeſſen, ohne es zu merken. Ich ſage dieſes nicht in Bezug auf die Herren Michelet und Quinet, die ehrlichſten und wahrhaftigſten Seelen, die ich in einem ſpäteren Artikel zu beſprechen gedenke, ſondern ich habe hier im Auge zunächſt den wohlbeſtallten Miniſter des öffentlichen Unterrichts, den Rektor der Univerſität, den Herrn Villemain. Seiner Magnificenz zweideutiges Treiben berührt mich immer widerwärtig. Ich kann leider nur dem Esprit und dem Stile dieſes Mannes meine Achtung zollen. Nebenbei geſagt, wir ſehen hier, daß der berühmte Ausſpruch von Buffon: „le style est l'homme", grundfalſch iſt. Der Stil des Herrn Villemain iſt ſchön, edel, wohlgewachſen und reinlich. — Auch Victor Couſin kann ich nicht ganz verſchonen mit dem Vorwurf des Jeſuitismus. Der Himmel weiß, daß ich geneigt bin, Herrn Couſin's Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, daß ich die Genialität ſeines Geiſtes gern anerkenne, daß ich ihn unbedingt für den größten Philoſophen halte, den Frankreich ſeit Deskartes hervorgebracht: aber die Worte, womit er jüngſt in der Academie die Überſetzung Spinoza's ankündigte, zeugen weder von Muth, noch Wahrheitsliebe. Couſin hat gewiß die Intereſſen der Philoſophie unendlich gefördert, indem er den Spinoza dem denkenden Frankreich zugänglicher machte, aber er hätte zugleich ehrlich geſtehen ſollen, daß er dadurch der Kirche keinen großen Dienſt geleiſtet. Aber im Gegentheil, er ſagte, der Spinoza ſei von einem ſeiner Schüler, einem Zögling der Ecole normale, überſetzt worden, um ihn mit einer Widerlegung zu begleiten, und während die Prieſterpartei die Univerſität ſo heftig angreife, ſei es doch eben dieſe arme, unſchuldige, verketzerte Univerſität, welche den Spinoza widerlege, den gefährlichen Spinoza, jenen Erbfeind des Glaubens, der mit einer Feder aus den ſchwarzen Flügeln Satans ſeine beiden Bücher geſchrieben! Wen betrügt man hier? ruft Figaro.

Es war in der Académie des sciences morales et politiques, wo Couſin in ſolcher Weiſe die franzöſiſche Überſetzung des Spinoza ankündigte; ſie iſt außerordentlich gelungen, während die gerühmte Widerlegung ſo ſchwach und dürftig iſt, daß ſie in Deutſchland für ein Werk der Ironie gelten würde. In der erwähnten Akademie, jener Section des Institut de France, die am meiſten Lebenskraft äußert und die verjährten Spötteleien gegen Akademiker ganz zu Schanden macht, wurden jüngſt auch neue Arbeiten über deutſche Philoſophie angekündigt, und hier wird auch nächſtens die Preisſchrift über Kant gekrönt werden. Die diesjährige öffentliche Sitzung, welche vorigen Sonnabend ſtattfand, war eine jener ſchönen Feierlichkeiten die ich nie verſäume. Ich traf es diesmal beſonders gut, indem Mignet, der Secrétaire perpetuel, über einen verſtorbenen Akademiker zu ſprechen hatte, welcher an der politiſchen und ſocialen Bewegung Frankreichs großen Antheil genommen, ſo daß ſich der Geſchichtſchreiber der Revolution hier auf ſeinem eigenthümlichen Felde befand und gleichſam die großen Springbrunnen ſeines Geiſtes ſpielen laſſen konnte.

Herr Mignet ſprach über Daunou, und zu meiner Schande geſtehe ich, daß

letzterer mir unbegreiflich wenig bekannt war, daß ich nur mit Mühe einige ſeiner Lebensmomente in meinem Gedächtniſſe wiederfand. Auch bei anderen, beſonders bei der jüngeren Generation, begegnete ich einer großen Unwiſſenheit in Bezug auf Daunou. Und dennoch hatte dieſer Mann während einem halben Jahrhundert an dem großen Rad gedreht, und dennoch hatte er unter der Republik und dem Kaiſerthume die wichtigſten Ämter bekleidet, und dennoch war er bis an ſein Lebensende ein tadelloſer Verfechter der Menſchheitsrechte, ein unbeugſamer Kämpe gegen Geiſtesknechtſchaft, einer jener hohen Organiſatoren der Freiheit, die gut ſprachen aber noch beſſer handelten und das ſchöne Wort in die heilſame That umſchufen. Warum aber iſt er trotz aller ſeiner Verdienſte, trotz ſeiner raſtloſen politiſchen und literariſchen Thätigkeit dennoch nicht berühmt geworden? Warum glüht in unſerer Erinnerung ſein Name nicht ſo farbig wie die Namen ſo mancher ſeiner Collegen, die eine minder bedeutende Rolle geſpielt? Was fehlte ihm um zur Berühmtheit zu gelangen? Ich will es mit einem Worte ſagen: die Leidenſchaft. Nur durch irgend eine Manifeſtation der Leidenſchaft werden die Menſchen auf dieſer Erde berühmt. Hier genügt eine einzige Handlung, ein einziges Wort, aber ſie müſſen das leidenſchaftliche Gepräge tragen. Ja, ſogar die zufällige Begegnung mit großen Ereigniſſen der Leidenſchaft gewährt unſterblichen Nachruhm. Der ſelige Daunou war aber ein ſtiller Mönch, der den klöſterlichen Frieden im Gemüthe trug, während alle Stürme der Revolution um ihn her raſeten, der ſein Tagwerk vollbrachte ruhig und furchtlos, unter Robespierre wie unter Napoleon, und der ebenſo beſcheiden ſtarb, wie er beſcheiden lebte. Ich will nicht ſagen, daß ſeine Seele nicht glühte, aber es war eine Glut ohne Flamme, ohne Gepraſſel, ohne Spektakel. Daß Mignet in ſeiner Notice historique für den Lebenslauf dieſes ſcheinloſen Mannes ſo viel Intereſſe zu erregen wußte, zeugt von ſeiner unübertrefflichen Kunſt der Darſtellung. Ich möchte ſagen, die Sauce war diesmal beſſer als der Fiſch. Keiner verſteht wie Mignet in klaren Überſichten die verwickeltſten Zuſtände zur Anſchauung zu bringen, in wenigen Grundzügen eine ganze Zeit zu reſumiren, und das charakteriſtiſche Wort zu finden für Perſonen und Verhältniſſe. Die Reſultate der mühſamſten Forſchungen und des Nachſinnens werden hier wie gelegentliches Füllwerk in kurze Zwiſchenſätze gedrängt; viel Dialektik, viel Geiſt, viel Glanz, aber Alles ächt, nirgends eitel Schein. Bewunderungswürdige Harmonie zwiſchen Inhalt und Form, und man weiß nicht, was man hier von beiden am meiſten bewundern ſoll, die Gedanken oder den Stil, die Edelſteine oder ihre koſtbare Faſſung. Ja, während alle Arbeiten Mignet's einen Gelehrtenfleiß und Tiefſinn bekunden, die an Deutſchland erinnern, iſt dennoch die Darſtellung ganz ſo nett, ſo durchſichtig, gedrungen, wohlgeordnet, logiſch, wie man ſie nur bei Franzoſen finden kann. Im Geiſte Mignet's gewahren wir die Eigenſchaften beider Nationen. In ſeiner perſönlichen Erſcheinung bemerken wir ein ähnliches Phänomen. Er iſt blond und blauäugig wie ein Sohn des Nordens, und doch verläugnet er nicht den ſüdlichen Urſprung in der Grazie und Sicherheit ſeiner Bewegung. Er iſt einer der ſchönſten Männer, und unter uns geſagt, das Publikum, welches jedesmal im Palais Mazarin die große Aula füllt, wenn ein Vortrag von Mignet angekündigt worden, beſteht größtentheils aus mehr oder minder jungen Damen, die ſich oft ſtundenlang vorher dort hinbegeben, um die beſten Plätze zu bekommen, wo man den Secrétaire perpetuel ebenſo gut ſehen, wie hören kann. Die Mehrzahl ſeiner Collegen ſind Männer, deren Äußeres minder begünſtigt, wo nicht gar ſehr unangenehm vernachläſſigt von der Mutter-Natur. Ich kann nicht ohne Lachen an die Äußerung denken, womit eine junge Perſon, die letzthin in der Akademie neben mir ſaß, auf einige Mitglieder der ehrwürdigen Körperſchaft hinwies. Sie ſagte: Dieſe Herren müſſen ſehr gelehrt ſein, denn ſie ſind ſehr häßlich. Eine

ſolche Schlußfolge mag im Publikum nicht ſelten vorkommen und ſie iſt vielleicht der Schlüſſel mancher gelehrten Reputation. In derſelben Sitzung, wo Mignet über Daunou ſprach, hielt auch Herr Portalis eine große Rede. Himmel, welcher Redner! Er mahnte mich an Demoſthenes. Ich erinnerte mich nämlich, daß Demoſthenes in ſeiner Jugend, um ſeine ſpröden Sprachwerkzeuge zu überwinden, ſich im Sprechen übte, während er mehrere Kieſelſteine im Munde hielt. Herr Portalis ſprach, als hätte er das ganze Maul voll Kieſelſteine, und weder ich, noch irgend Jemand des Auditoriums konnte von ſeiner Rede das Mindeſte verſtehen.

Paris, im Früh-Sommer 1843.

Nibelungen im Frack.

Nach langem Schweigen iſt Anaſtaſius Grün ſoeben mit dieſem Gedichte aufgetreten. Er beſtätigt darin zu meiner großen Freude all' das, was wir zu ſeiner Vertheidigung gegen vorlaute Anklagen auf Renegatenthum geſagt haben. Er geißelt die vorlauten Schreier, welche den Liberalismus zum Handwerke herabwürdigen, welche ihn aller Schönheit entkleiden, ja der Freiheit berauben möchten, er geißelt ſie auf eine ſtolze, dröhnende Weiſe. —

„Wo iſt der Mann, der ragen noch über'm Troſſe darf,
Den's heut' nicht hob zu Sternen, mit Koth nicht morgen warf?"

ruft er entrüſtet, und ſchildert alsdann mit allem Aufwande das höhere politiſche Lied, das man nicht mehr verſtehen wolle, weil es nicht ſchreiſam genug ſei, das man überbieten und verdächtigen wolle, weil es zu mannigfachen, dem ungebildeten Sinne zu beſchwerlichen Inhaltes ſei. Wo iſt dieſe hohe Caſſandra hingekommen? fragt er. Und die Antwort lautet:

„Ein Buhlweib hat vor's Antlitz ſchlau deine Maske genommen,
Doch durch die Larve nicht funkeln die Augen dein, die klugen, frommen!"

„Sollſt du das ſein? Dies Winſeln bezahlter Leichenweiber
Um den erlognen Leichnam, geſpielt vom Poſſentreiber!
Der Todte nimmt ſein Laken und tanzt zu Schmaus und Scherz;
Weh', rühren ſolche Hände die Gottesharfe: Menſchenherz!"

„Sollſt du das ſein? Dies ſchleichend Geſpenſt von Löſchpapier,
Dein Harniſch Landtagsakten, ein Zeitblatt dein Panier,
Den National, zum Dreiſpitz geformt, als Claque am Arme,
Gefüllt mit Zeitungswinden den Dudelſack, daß Gott erbarme!"

„Papier dein rauſchender Mantel, dein Herzblut Druckerſchwärze!
So wird das Lied gewinſelt vom großen Zeitenſchmerze,
In Reime die Allgemeine gebracht und nun, sub rosa
Noch komponirt dreiſtimmig — wir leſen lieber ſie in Proſa."

„Traun, auch in Proſa läßt ſich Erträgliches noch ſagen,
Ein keck Scharmützeln wagen, ein herzhaft Treffen ſchlagen;
In Verſen ſchrieb Waſhington den Brief der Freiheit nicht,
Der Herr ſelbſt ſprach in Proſa das große Wort: Es werde Licht!"

Digitized by Google

„Was kündet die Aftermuſe? Daß der und der, der Arme,
Milzkrank, und Selters, Karlsbad, ihn nicht befreit vom Harme;
Jetzt griff er zum letzten Mittel, genannt politiſch Lied! —
Nennt kalt mich nicht, der ehrlich Schmerz und Grimaſſe unterſchied."

„Grimaſſ' iſt Hiſtrione, ſein Brot das Toben, Schrein,
Schmerz thut nur einen Aufſchrei, doch ſchneidend Mark und Bein;
Grimaſſ' iſt ein Scheinheil'ger, dem's nie an Thränen gebricht,
Dem Schmerz ſchleicht *eine* Zähre ſchwer über's ſtille Geſicht!"

„Es kreucht Gewürm: Notizen, und ſpinnt das Blatt entlang;
Spinnt weiche Seide die Raupe? Nein, blanken Namen den Strang!
Nun ſchwingt ſie als Lied die Flügel! Will's nicht zu Ohr recht ſchallen,
Und du gehſt ſeitab ſchweigend — hui, biſt eidbrüchig, abgefallen!"

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegoſſen,
Abfällt der nie und nimmer trotz ſondrer Kampfgenoſſen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein;
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit ſelbſt kein Sklav ich ſein!"

„Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eigne Mutter knechten,
Die Poeſie, im Feldrock der Politik zu fechten!
Im Mondlichttraum des Waldes o laßt die Jägerin ſchweifen,
Iſt's Zeit, wird die Amazone nach Schwert und Chlamys zürnend greifen!"

„Iſt's Zeit, wird Speere ſäen der Sämann goldner Saaten,
Unmünd'ge Kinder nur ſpielen in Friedenszeit Soldaten;
Ein Tellgeſchoß gilt beſſer, das, muß es ſein, trifft Herzen,
Als Perſerpfeile tauſend — Heuſchrecken, die den Tag nur ſchwärzen!"

„Das Wort, das deutſche, freie, wir nimmer miſſen können!
Doch lernt auch, Fürſtenlippen ihr freies Wort zu gönnen.
Die Zeit will euch mißfallen, gefallt wohl ihr der Zeit,
Die, was ſie baut, zertrümmern, und die entweihn, was ſie geweiht!

„Was nennt ihr heilig? Schützen vor eurem Hohn die Narben,
Der Kranz den greiſen Fechter? Das Leichentuch, die ſtarben?
Ihr grollt mit Gott! — der Herrgott wird wohl abmagern vor Weh! —
Entſetzt es dich, Hyäne, dein Spiegelbild zu ſchaun im See?"

„Der grüne Baum der Freude iſt er denn umgeriſſen,
Daß nur von der Trauerweide Feldzeichen wir pflücken müſſen?
Weh uns, erkrankten Adlern, daß unſre matten Augen
Nur durch geſchwärzte Gläſer in's Sonnenaug' zu ſchauen taugen!"

„Du aber Neubekränzter, wenn deines Lied's Galeere
Die höchſte Wogenſpitze krönt in dem ſtürm'ſchen Meere
Der Volksgunſt — meinſt du, ſie wolle dich nur in die Sterne heben?
Von deiner Schwindelhöhe ſieh dort das Riff, und lerne beben!"

„Und hat des Riff's Gekoſe dein Schiffsgebälk zerſchlagen,
Nur Muth! — Ein Bret wird landwärts dich und den Lorbeer tragen;

Digitized by Google

Ein neues Floß dir zimmre, kühn kreuze durch die Meere,
Doch ſteure beſſer, wahre getreuer deiner Flaggen Ehre!"

„Groß gnug biſt, Menſchenſeele, groß gnug du, Gotteswelt,
Daß frei ein Herz ausklinge, bevor's zur Grube fällt!
Nie wird der Edelhirſch ackern, Waldrehlein gehn mit Säcken,
Strauchröslein Stuben heizen, euch Nachtigall als Haushahn wecken!"

* * *

Er tändelt nicht in ſeiner Vertheidigung, wie man ſieht, er greift an auf Leben und Tod. Und dies iſt des Dichters würdig. Die Fuchsſchwänzerei um die kleinen Lobesbroſamen in Artikelchen und Notizchen, die immer zu haben ſind, wenn der Tagesneigung geſchmeichelt wird, ſie iſt das theuerſte Opfer. Denn ſie verdirbt den großen Sinn, ſie verräth den Beruf und verleitet den Glauben. Die Artikelchen und Notizchen können die Tage füllen, aber die Zeit machen ſie nicht, vor einer Autorthat zerſtieben ſie wie Gedünſt vor Blitz und Donnerſchlage. Man muß den Muth haben heutiges Tags, aller Orten aus dem Verborgenen geſtochen zu werden, dies iſt das unabweisliche Geleit einer regſamen Preſſe; die Nation wird ſich gewöhnen zu prüfen und zu ſondern, und kein Stich haftet, der nicht aus Wahrheit kommt. Wie viel er alſo auch Feinde aus dieſem Angriff gewinne, er gewinnt ſie, denn halbe und falſche Freunde, oder Freunde die uns freundlich ſind, weil ſie ſich in uns täuſchen, ſind ſchlimmer als offene Feinde. Das Leben iſt einmal ein immerwährender Kampf, und ſo iſt es denn die beſte Klugheit, ihn gerade, offen und ehrlich zu führen. Mancher, der gleichmäßig wohlgeſinnt und wohlbegabt iſt, wird aufmerkſam gemacht werden, daß die großen Aufgaben des Liberalismus zu erreichen ſind, ohne daß die reiche und ſchöne Welt der Kunſt darüber vernichtet werde und er wird zu uns treten aus einem Getümmel, welches unvermeidlich iſt von einer Zeit des Kampfes, welche Klopffechter braucht und welche Klopffechter übrig läßt, die ſich langſam verlaufen und unterbringen.

Aufmerkſame Leſer dieſes Journals werden aus der Polemik Grün's erſehen, daß die von uns begonnene Oppoſition gegen übertreibende Schaaren unſers eignen Banners aus innrer Nothwendigkeit entſprang und tief verzweigt war unter denen, die eine freie aber innerlich reiche Welt wollen. Sie ſehen, daß der Gedankengang Grün's in den Hauptpunkten mit dem zuſammentrifft, was wir in dieſem Blatte verfechten. Möge ihnen dies ein Symptom ſein, daß unſre Richtung auf gutem Boden wurzelt.

Das Gedicht ſelbſt nun „Nibelungen im Frack" führt ſeinen kurioſen Titel von dem Nibelungen-Versmaaße, in dem es geſchrieben iſt, in dem es, wie vorliegt, moderne Verhältniſſe herb modern begrüßt, und in dem es endlich eigenſinnig genug der Tendenzſtimmung zum Trotze „die Marotte" verherrlicht. Das wunderliche Treiben des Merſeburger Herzogs Moritz Wilhelm wird poetiſch geſchildert. Er hat eine leidenſchaftliche Neigung für die Baßgeige, und regiert denn mit lauter Muſik, um jeden Preis die „Harmonie" ſuchend. Das iſt nicht bloß ein ſchalkhafter Blick auf unſre hypermuſikaliſche Zeit, ſondern es treten auch vielerlei große poetiſche Abſichten in krauſen Stellungen dabei durcheinander.

Leider muß ich bekennen, daß für meinen Geſchmack das ſchleppende, unmuſikaliſche Nibelungenversmaaß unglücklich gewählt iſt, und daß es für mich die ſchönen Gedanken und Wendungen zu hart überpackt. Das eigenthümliche Gedicht würde meines Erachtens überaus gewonnen haben, wenn es ſeinem Stoffe angemeſſen in

grazióſen Versmaaßen abwechſelte. Grün neigt ſich aber mehr und mehr zu lapidariſcher Ausdrucksweiſe, und es wird vergeblich ſein, weil es gegen ſein Weſen gerichtet zu ſein ſcheint, ihn für neue Verſe um leichtre beflügelte Formen zu bitten.

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Leipzig: Kari Devrient's Gaſtſpiel. — Brief aus Berlin: Berliner Vergnügungen; Theater; Deutſche Nationalzeitung von Rouſſeau; der Freimüthige ſteigt aus dem Grabe; Rellſtad's Sickingen; Benedix' Weiberfeind; F. Elßler in Berlin wohnhaft. — Das Magazin für Literatur des Auslandes über franzöſiſche Kritik und Bibliotheken. — Tanzkunſt in Paris: neue Taglioni. — Magdalena in der Luft. — Gräfin Hahn-Hahn. — Berlioz über Deutſchland. — Espartero in Berin. — Komet und Morgenſtern. — Bürger's Lenore an der porte St. Martin. — Modebericht. — Anzeiger No. 14.

In mehreren Journalen wird über unſer Journal berichtet: es werde in Zukunft keine Modebilder bringen, oder es werde den Redakteur wechſeln, oder es werde ganz aufhören. All dieſe Gerüchte ſind unwahr, und wir bitten die Redaktionen, welche ſie aufgenommen, ſie als unwahr zu bezeichnen.

Redaktion und Verlagshandlung.

Leipzig, 1. September.

Karl Devrient vom Hannöver'ſchen Theater iſt in einem Cyklus von Rollen bei uns aufgetreten, und vom Publikum mit vielem Beifall aufgenommen worden. Ich habe davon „Hamlet", „Sie iſt wahnſinnig", und die „Benefizvorſtellung" (Lord Pudding) nicht geſehn. Seine Rollen in den beiden zuletzt erwähnten Stücken ſind mir von Zuſchauern, mit deren Geſchmack ich gewöhnlich übereinſtimme, gerühmt worden. Ich ſelbſt habe ihn zuerſt im erſten Akte der Räuber geſehn: es fehlte dieſem Karl Moor für mich Feuer, Fluß, Hingebung.. Aber wer mag nach ſolcher Rolle urtheilen! Ich beſchied mich, und ſah darauf den Hugo in der Schuld. Es iſt bekannt, wie ſchöne Mittel dieſer Schauſpieler beſitzt, wie er eine der ſchönſten Figuren auf der Bühne iſt: in den Räubern war es mir ſo vorgekommen, in der Schuld fand ich's beſtätigt, daß Manier auch in Gang und Geſtikulation ſtarken Abbruch thun könne. Daß Manierirtheit in eine Rolle ſich verirre, die ſo viel Geſpreiztes wie dieſer Hugo zu ſprechen hat, das ſchien mir verzeihlich, und ich beſchäftigte mich mit der Aufſuchung, worin hierbei die Manierirtheit beſtanden habe. Das Kleine bedeutend zu machen und das Bedeutende klein zu faſſen — dies ſchien mir's zu ſein. Es folgte Bolingbroke im Glaſe Waſſer, und darauf freute ich mich. Ich hatte drei Wochen vorher unſern jetzigen wahren Devrient, Emil Devrient, unſtreitig jetzt einer der beſten Schauſpieler Deutſchland's, in dieſer Rolle geſehen, und es intereſſirte mich die Vergleichung. Emil Devrient hat ſehr viel Geſchmack und Grazie und gab die Rolle fein und liebenswürdig. Wenn ich etwas hinzugewünſcht hätte, ſo wäre es eine gewiſſe Produktion geweſen, falls darunter eine größere Fleiſchigkeit, leicht ſchaffende innere Lebendigkeit der Rolle verſtanden wird, und falls eine ſolche überhaupt bei dieſem Verſtandes-Menſchen Scribe's anzubringen iſt. Bei Karl Devrient, dem ich nach Moor und Hugo viel zutraute im Luſtſpiele, glaubte ich ſie

nach der erſten Scene gefunden zu haben, und ſetzte mich behaglich zurecht. Dieſer Bolingbroke war auf fleiſchige Sorgloſigkeit und geiſtvolle Vornehmheit angelegt. Aber wie erſchrak ich! Dieſer Bolingbroke wurde Geck. Das alſo war die Klippe, welcher Emil's guter Geſchmack ſo vorſichtig auswich. Zum Schluß kam Fiesko, wiederum ein Schiller'ſches Jugendſtück, deſſen Bombaſt und auseinander gehende Unmotivirtheit dem Schauſpieler jedes Gelingen überaus erſchwert. Hier war denn auch der Gaſt am ſchwächſten: es fehlte nicht nur Rundung, es fehlte Richtigkeit der Satzbedeutung und der nahe liegenden Intentionen. Was ich von vorn herein befürchtet, das trat unverkennbar entgegen: Stückwerk ohne einigende Macht irgend eines Schwunges, und trotz herrlicher Naturgaben Mangel an Naturel. Sehr brav war in dieſem Stück Herr Reger als Verrina.

Berlin, den 31. Auguſt.

Der Berliner iſt ſehr genügſam in ſeinen Freuden. Ich habe das erſt neulich noch bemerkt, als ich nach langer Zeit wieder einmal in ein Gartenconcert hinaus in den ſogenannten Hofjäger ging. Dies Concert war zum Beſten der Klein-Kinder-Bewahr-Kranken-Anſtalt, und die Eintrittskarte koſtete fünf Silbergroſchen „ohne damit der Mildthätigkeit Schranken zu ſetzen", wie in den Zeitungen und öffentlichen Blättern angezeigt geſtanden hatte. Die Leute können ſich alſo um ſo mehr der Freude hingeben, dachte ich, als ich in den Garten hineinſchritt, denn ſie haben das Bewußtſein: einer guten Sache die Taſchen gefüllt zu haben; es iſt ein Zweckvergnügen, ein Vergnügen zum Vortheil des allgemeinen Beſten, ein Vergnügen als Glorie einer guten That; denn fünf Silbergroſchen oder zehn den Armen ſchenken iſt heut zu Tage eine That, oder mehr: ein Opfer. — Was kann ich für fünf Silbergroſchen nicht Alles haben? Dafür kann ich zwei Abendſtunden in der neuen Conditorei unter den Linden ſitzen, habe dafür ſchöne Räume, helles Licht, bequeme Sitze, aufmerkſame Bedienung, gute Geſellſchaft, alle Zeitungen und Zeitſchriften der Welt, und zwei vortreffliche Sahntorten obenein. Alles für fünf Silbergroſchen und den Ruhm dazu, daß mich Herr N., der Zeitungsſchreiber, für einen Verſchwender hält. Herr N. hat nämlich das Alles auch und zwar noch billiger. Er läßt ſich ſtatt der Sahntorten ein Glas Waſſer geben und das koſtet gar nichts.

Der Hofjäger war ſehr gefüllt und die Muſikchöre des hochlöblichen Kaiſer Franz Garde-Grenadier- und des Garde-Küraſſier-Regiments, wie ſich das Programm verlauten ließ, führten grade „Scene et Cavatine aus Ugo Conte de Parigi" von Donizetti auf, als ich hineintrat. Die Leute ſaßen gemächlich um die Tiſche herum und hörten zu. Unter ihren Füßen wirbelte der Sand, über ihren Köpfen rauſchten ſpärliche Blätter der Bäume, und mitten durch die Menge ging wie eine bleiche Hölderlin'ſche Elegie die Berlin'ſche Abendſonne. — Ich habe immer eine Angſt bei einem ſolchen Berlin'ſchen öffentlichen Vergnügen, immer ein Gefühl einer unendlichen Bangigkeit; es martert mich, daß ich weinen könnte. Auch im Hofjäger ſtellte ſich das wieder ein, als ich an den Tiſchreihen hinaufging und in die ſtumpfen, leeren Geſichter ſah, die wie lebendig gewordene Blätter der „Preußiſchen Allgemeinen" da ſaßen. Nur hier und da ſchäkerten ein Paar junge Mädchen dazwiſchen, die kokett genug waren, die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich ziehen zu wollen. Die Berliner Damen haben aber nichts Anziehendes, als die Augen. Dieſe ſind keck und herausfordernd; ſie blicken in einer Stunde mehr Witz, als der beſte Berlin'ſche Witzbold in einem Jahre zu ſprechen vermag, und ich glaube dieſer geblickte Witz iſt meiſt treffender, als der geſprochene. Ich war aber bereits über eine halbe Stunde im Garten auf und abgegangen und hatte immer noch kein

Vergnügen geſehen. Der Ausſpruch der Rahel fiel mir dabei ein: „Vergnügen! wo iſt das? Vergnügen ſitzt in Blumenkelchen und kommt alle Jahr einmal als Geruch heraus!" — Alle Jahr einmal! Und darnach ziehen und wandern nun die Menſchen in die weite Welt hinaus, der Eine hierhin, der Andere dorthin dies Blümchen Vergnügen zu finden. Und wie Mancher kommt erſt an, wenn es der Eſel vom Strauch gefreſſen oder ein Lotterbube es ſich in das Knopfloch geſteckt hat! Wie Mancher tritt es im Suchen unter die Füße und merkt es nicht; wie Mancher läßt ſeine Seele dran riechen und wird erſt nachher an den Blaſen gewahr, daß es eine Neſſel geweſen! — In Berlin aber iſt das Vergnügen eine gemachte Blume und ich fand ſie im Sande liegen, als ich etwas weit in den Hintergrund des Gartens gegangen war. Ich blies eben den Staub herunter, um ihre Farbe in Augenſchein nehmen zu können, als mich plötzlich eine junge Dame in Geſellſchaft einer älteren ganz erhitzt und athemlos anſprach und ſich als die Eigenthümerin davon zu erkennen gab. „Marie", ſagte die ältere Dame, „du mußt ſie dir feſter ſtecken." „Das Haar iſt mir locker geworden", gab die jüngere zur Antwort, „es iſt jetzt gar zu heiß." „Der Sommer hat ſich dies Jahr ſo lange Zeit gelaſſen", fügte ich hinzu, „drum muß er ſich jetzt ſo warm laufen, um zur rechten Stunde an's Ziel zu kommen." Soeben begann die Muſik ein Potpourri über den Deſſauer, und nach deſſen Taktmaaß marſchirte die junge Dame mit dem glücklich wiedergefundenen Berliner Vergnügen im Haar ganz luſtig in die Menge zurück. „Nie ohne dieſes", ſagt der Berliner, und man darf das einen Berliner auch nur einmal ausſprechen hören, um zu wiſſen, was er damit meint. In dieſem „Nie ohne dieſes" liegt das ganze glückliche Selbſtgefühl, die wohlgefällige Behäbigkeit ſeiner blonden Natur.

Im königlichen Theater zu Charlottenburg war neulich zum erſten Male „Die ſchöne Müllerin", Luſtſpiel in 1 Akt, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Louis Schneider. Ich habe das kleine Stückchen mehrmals franzöſiſch geſehen; ich glaube es heißt: la moulinière de Marly. Es nimmt ſich da ganz niedlich aus, leicht und graziös. Durch die deutſche Überſetzung iſt aber die franzöſiſche Grazie in die Flegeljahre gekommen. Die Müllerin iſt im Franzöſiſchen ein aufgewecktes, friſches Weibchen. Sie hat ihre gehörigen fünf Sinne und noch obenein den, von der Haude und Spener'ſchen Zeitung ſo ſehr gerühmten, geſunden Menſchenverſtand. Im Deutſchen iſt ſie eine widerliche Kokette geworden, eine anrüchige Pfiffigkeit, die nach dem geſunden Fleiſche der Dummheit lüſtern iſt. Denn Jean, ihr Neffe, den ſie liebt und heirathen will, und der im Franzöſiſchen eine wirklich gute, ehrliche Haut iſt, iſt im Deutſchen ganz und gar zum Ochſen, zum Rindvieh geworden. Frl. Charlotte v. Hagn ſagt in einem Briefe aus Paris, der in die Öffentlichkeit gekommen: „Sie wiſſen, in welcher Abſicht ich die Reiſe nach Paris machte; ich wollte mich amüſiren und wo möglich belehren. Den erſten Zweck erreichte ich vollkommen, in der zweiten Hinſicht kehre ich auch nicht um die kleinſte Doſis reicher zurück." Die Darſtellung der Müllerin iſt ein Beleg für die Wahrheit dieſes Ausſpruchs. Sie ſpielt dieſe Müllerin wie eine ausgeputzte Lüge. Die ganze Geſchichte iſt zu unbedeutend, um Worte darüber zu machen. Da aber Herr Schneider und ſeine Machwerke jetzt faſt immer an der Tagesordnung ſind, ſo fällt mir folgende Anekdote dabei ein. Man machte dem deutſchen Kaiſer Friedrich III. einmal Vorſtellungen wegen des Einfluſſes, den er ſeinem Rath Prüſchenk in allen ſeinen Angelegenheiten geſtattete, und er erwiederte darauf: Ein Jeder hat ſeinen Prüſchenk zu Hauſe. Einen ſolchen Rath Prüſchenk hatte auch jeder Intendant des königlichen Theaters zu Berlin. Iffland hatte ſeinen in ſeiner eignen Feder; Graf Brühl hatte auch einen, ich weiß aber nicht gleich, wie er hieß; Graf Redern hatte den Raupach; Herr v. Küſtner ſcheint Louis Schneider zu haben. Der Kaiſer

Friedrich hat ganz recht: es hat Jeder ſeinen Rath Prüſchenk, es kommt nur darauf an, was das eben für ein Rath iſt.

Die ſpaniſche Tänzerin Donna Lola Montez iſt bis jetzt zwei Mal hier aufgetreten, ohne das Intereſſe und den Beifall des Publikums zu erregen. Die beiden ſpaniſchen Tänze El Olano und El Sevillianne fand ich einförmig; es ſind nur Fuß-Capricen, beides langgedehnte Tanzgloſſen, auf eine ſchöne Bewegung gemacht. Als ſie das zweite Mal auftrat, wurden ihr unter fortwährendem Ziſchen einige Blumenbouquets aus einer Proſceniumsloge geworfen, welche ſie, wie mir nachher erzählt worden iſt, nach dem Fallen des Vorhanges aufgehoben und durchſucht, als ſie aber eben nichts weiter als Blumen zu finden vermochte, unwillig wieder fortgeworfen hat. Sie hoffte vielleicht einen Edelſtein, einen Ring oder dergleichen eingebunden, darin anzutreffen; ſolche Hoffnungen aber ſind hier glücklicher Weiſe des châteaux en Espagne, und es wäre ſehr zu verwundern, wenn ihr dieſe nicht ſpaniſch vorkommen ſollten.

Theodor Döring trat geſtern in „Der Jude" als Schewa und in „Der grade Weg iſt der beſte" als Elias Krumm zum letzten Male auf. Als ich nach halb ſechs Uhr in das Schauſpielhaus kam, war kein Platz mehr zu haben. Dies Faktum iſt ſo gut wie eine Recenſion.

Man fängt an, Anſtalten zum Wiederaufbau des Opernhauſes zu treffen. Die ſtehengebliebenen Mauern ſollen benutzt und das Haus am 15. Oktober 1844 wieder eröffnet werden. Die Ausführung iſt dem Baurath Langhans, der das Breslauer Schauſpielhaus erbaut hat, übertragen worden; 260,000 Thaler ſind vom König dafür angewieſen worden. Einſtweilen wahrſcheinlich.

Vom erſten Oktober an erſcheint hier eine „Deutſche Nationalzeitung", redigirt von Prof. Rouſſeau, die täglich, auch am Sonntag, ausgegeben wird. Der Redakteur ſoll bedeutende Unterſtützung von der Regierung erhalten haben und wahrſcheinlich alſo das in Königsberg eingegangene Organ derſelben hier erſetzen. Ich bin neugierig, was dieſe Nationalzeitung für ein Geſicht machen wird; die Livrée und die Wappenknöpfe wird man wohl mit der Zeit gewahr werden. Aber gut, nur Farbe. Grün, gelb, blau, braun, roth, Alles gleich, nur nicht changeant. „Dieſe Couleur iſt niederträchtig", wie der flotte Student ſagt, der lange Israel. National kann Alles ſein, mein Stock und auch meine Weſtentaſche, warum nicht ein Organ der Regierung? An das Nationale wollen wir uns nicht ſtoßen; nur heraus mit dem politiſchen Krötenſpieß!

Vom erſten Oktober an wird auch „Der Freimüthige" wieder erſcheinen, und zwar unter Redaktion des Dr. Lasker.

Von Ludwig Rellſtab wird auf der königlichen Bühne ein fünfaktiger „Sickingen" einſtudirt, von Roderich Benedix ein einaktiges Luſtſpiel: „Der Weiberfeind".

Thereſe Elßler macht ſich in Berlin anſäſſig. Sie läßt ſich vor dem Potsdamer Thor eine äußerſt prächtige Wohnung einrichten. Feodor Wehl.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes iſt eins unſrer werthvollſten, obwohl vorzugsweiſe nur überſetzenden Journale, weil es mit Geſchmack und höherem Stile auswählt, und immer nach einer für uns pragmatiſchen Verknüpfung. Dies Journal bringt uns jetzt eine franzöſiſche Kritik über unſern Hiſtoriker Ranke, in welcher dieſer ſelbſt gelobt und mit Vorliebe von deutſcher Geſchichtſchreibung geſprochen wird. Das Urtheil iſt aus der revue indépendante von Pascal Duprat, und weil die Definition des Preußiſchen, reſpektive Berlin'ſchen in Ranke etwas auffallend, aber gar nicht unrichtig ausgedrückt iſt, ſo ſetzt der deutſche Referent eine etwas abſchmeckende Bemer-

kung hinzu. Wie thöricht pretiös ſind wir doch! So günſtig Urtheil über unſre Geſchichtſchreibung iſt eine gar vereinzelte Erſcheinung in Frankreich, die allgemeine iſt ganz anders und ſpricht uns politiſche Klarheit und Formenſchönheit ab für Geſchichtskunſt. Seien wir doch nicht ſo obenhinaus, wenn ſich Zuneigung und Billigkeit darſtellt, obenhinaus, weil ſie ſich etwas wunderlich in unſern Kategorien bewegt. Wir wiſſen gar nicht, wie bornirt wir uns mit unſerm philoſophiſchen Jargon einer andern Lebenswelt gegenüber ausnehmen. — An einer andern Stelle wundert ſich der Redakteur, daß George Sand den Berliner Winter für bedeutend kälter, als den Pariſer hält. Der Unterſchied iſt aber in der That ſehr groß.

Daſſelbe Blatt vertheidigt bei Gelegenheit der Feuersbrunſt und Bibliothek, welche jetzt überall brennt und ſtäubt, den ächt gelehrten Satz, in eine Bibliothek gehörten weder Grammatiken, noch Romane. Dergleichen ſollten dort erſt zweihundert Jahre nach dem Erſcheinen als Antiquitäten angeſchafft werden. Und dann erſt mag es Pflicht der Bibliothek ſein, ſie anzuſchaffen. Dagegen wäre beſcheiden einzuwenden, daß nach zweihundert Jahren mancher gute Roman vergeblich zum Kauf für eine Bibliothek geſucht werden dürfte, und Bibliotheken ſind eben dafür da, daß man nicht vergeblich ſucht, andrer Gründe gegen dieſen ſoliden Standpunkt zu geſchweigen.

Für Tanzkunſt bleibt Paris, es mag in Dieſem oder Jenem überholt werden, Pflanzſchule und ergiebige hohe Schule. Wie viel iſt in Berlin auf Ballet gewendet worden, auf dieſen Sündenbock der heutigen Demokratie, und doch hat Berlin immer nur mit vielem Geldaufwand ein allerdings prächtiges Ballet, aber nie etwas Originelles und nie ſelbſtändige Tanztalente zu Wege gebracht. Kaum iſt den Franzoſen das bedeutendſte Talent neuerer Zeit im pantomimiſchen Tanze, Marie Taglioni, durch ruſſiſches Geld abwendig gemacht worden — und man glaubt gar nicht, wie tief dies die Pariſer ärgert! — ſo haben ſie bereits ein neues Talent ſo geſchickt unterſtützt und gepflegt, daß es mit nächſter Saiſon in die erſte europäiſche Tänzerlinie eintreten kann. Es iſt die Carlotta Griſi, welche jetzt als Peri glänzt. Man muß aber auch ſehen, mit welcher Sorgfalt und mit wie vorſichtigem Geſchmack Kritiker und Dilettanten ein zweifellos ſich verkündigendes Talent behandeln! Keine Unart wird verſchwiegen, kein Fortſchritt ohne Aufmunterung gelaſſen. Die Thorheit, daß politiſche Freiheit und wohlgepflegtes Künſtlerthum Gegenſätze ſeien, iſt unbekannt, und die eifrigſten Politiker feiern oft ein Mädchen, welches graziös tanzt. Als die anmuthige Dänin, Lucilie Grahn, welche ein Tanztalent erſten Ranges zu werden verſprach, ſich den Fuß verletzte und durch voreiliges Wiederauftreten vor einigen Monaten ſich den Tod zuzog, ward eine Theilnahme und Trauer ausgedrückt, daß unſer einſeitiger Standpunkt der Anſchauung ganz erſtaunt fragte: Wer iſt die Perſon? Eine Tänzerin?! Franzoſen bleiben doch leichtſinnige Franzoſen! Ja, und weil ihr leichter Sinn für die leichten Künſte Fleiß und ernſten Sinn hegt, entwickeln ſich alle Talente nur unter ihren Händen und wir bleiben im Joche der Nachahmung.

Der bekannte Bildhauer Marochetti in Paris hat für die Magdalenenkirche eine Verherrlichung der heiligen Magdalena vollendet, in welcher dieſe von Engeln auf einer Rohrmatte emporgetragen wird. Der Berichterſtatter in der Preuß. Allg. Zeitung macht den ſehr richtigen Einwand, daß ſich die Plaſtik vor Fliegendem und Schwebendem hüten müſſe, das gehöre in die Malerei. „Bloß ſinnliche Wahrſcheinlichkeit, Illuſion iſt überhaupt nicht Hauptzweck der Kunſt, die vor allen Dingen ſinnliches Wohlgefallen hervorbringen muß, wenn ſie täuſchen und den Beſchauer in ihre anmnthige Scheinwelt hineinzaubern will."

Gräfin Hahn-Hahn macht die Donaureiſe nach Conſtantinopel und will bis zum heiligen Grabe vordringen. Cecil heißt ihr neuſter Roman.

Digitized by Google

Berlioz beſchreibt im Journal des Débats mit behaglichſter Spezialität ſeine Kunſtreiſe in Deutſchland, und drängt uns dabei die Bemerkung wieder auf, daß die neueren Franzoſen auch ohne beſondern Geiſt und Reiz im Detail breiter und gehaltloſer ſchreiben, als die neueren Deutſchen. Schreibt der ſonſt gewandte Schriftſteller Berlioz über eine Reiſe von Frankfurt nach Stuttgart eine halbe Seite lang, daß hier nichts zu beſchreiben, und was Alles nicht zu beſchreiben ſei! Da er nun als Schriftſteller beſſer iſt, denn als Komponiſt, ſo iſt dieſe Beſchreibung ſeiner Muſik gefährlich. Aber Scherz bei Seite, jeder Klarinettiſt einer deutſchen Hofkapelle findet ſein Plätzchen im Journal des Débats, und dieſe Artikel ſind gewiß für uns intereſſanter, als für die Franzoſen. Die wichtigſte Stelle aus Stuttgart iſt die Behauptung, daß deutſche Kapellmeiſter, wie Mendelsſohn, Lindpaintner, Krebs, Guhr, meiſt den Takt zu ſchnell nähmen, was man von den Deutſchen gar nicht erwartet hätte.

Aus Berlin wird geſchrieben, Espartero ſtehe mit einem dortigen Philologen in Verbindung und habe ihm erſt kürzlich geſchrieben. Wahrſcheinlich werde er nächſtens nach Deutſchland kommen. Es iſt dies ganz außerordentlich!

Herloßſohn's „Komet" verſchwindet denn wirklich vom Journal-Horizont. Herloßſohn ſelbſt will aber am Firmament bleiben, und das Ein-Thaler-Blatt, deſſen Conceſſion er nun endlich in der Taſche hat, wird „Morgenſtern" genannt. Stern oder Keule?

Es iſt wirklich Bürger's Lenore, die jetzt in dem Porte-St.-Martin-Theater fünfaktig gegeben wird. Ein gut Gedicht iſt unverwüſtlich, es hält alles Mögliche aus.

Moden.

Wirklich Neues hat die Kleidermode in Form oder Stoff ſeit längerer Zeit nicht gebracht, ſondern nur die ſeit Anfang Sommers angenommenen Schnitte und Zeuge in mannigfacher Zuſammenſtellung immer wieder erneut. Jetzt auf der Höhe des Sommers, wo die große Geſellſchaft auf dem Lande oder auf Reiſen zerſtreut iſt, ſind auch die Modehandlungen dürftiger ausgeſtattet und ſo kann man im Augenblicke nur von einzelnen neuen Toiletten ſprechen, bis die Bedürfniſſe des Herbſtes uns auch wieder neue Moden bringen. Die fortdauernde Hitze erhält die Peignoirs oder fliegenden Morgenröcke ſehr beliebt, ſo daß man ſie zu allen Tageszeiten bei den eleganten Frauen im Hauſe und auf den Promenaden ſieht. Dieſe Peignoirs haben ziemlich lange, ſehr weite Röcke, die vorn grade herunter offen ſind, beim Gehen leicht aufſliegen und das Unterkleid zeigen. Der Leib derſelben iſt hinten und vorn in freien weiten Falten, die hoch am Hals ein Bündchen faßt und im Gürtel ein Zug beliebig enger oder weiter zuſammenzieht. Dieſen Zug in der Taille deckt man mit einem paßlichen Seidenband oder einer ſchmalen Echarpe, beide vorn leicht geſchlungen und mit langen Enden. Die langen Ärmel der Peignoirs ſind meiſt gleichmäßig halbweit nnd an der Hand mit einem Aufſchlag verſehn, faſt durchaus die Form wie der Ärmel eines Herrenſchlafrocks. Dieſe halbweiten Ärmel, beſonders wenn ſie nicht ganz bis an das Handgelenk reichen, wie man ſie jetzt viel in Überröcke und auch in leichte Kleider macht, erfordern faſt immer einen leichten weißen Unterärmel, da ohne ihn auch der ſchönſte Arm leicht dürftig erſcheint. Die Peignoirs zum Morgenanzuge wählt man meiſt weiß, ſei es in Jaconet mit einer ſchmalen, geſtickten und hohlgepreßten Mullfalbel, die vorn herunter und unten rings um den Rock läuft; oder ſei es in

Digitized by Google

durchaus gemuſtert geſticktem Mull mit ſchmaler Spitze glatt beſetzt. Andere Peignoirs ſieht man auch in himmelblau oder ſtrohgelbem Wollenſtoff, mit ausgeſchlagenen Rüchen vom gleichen Stoffe oder dazu paßlichem Bande beſetzt. Lange Ärmel und ſehr hohe Taillen ſind jetzt allgemein der neuſte und feinſte Schnitt. Bei jedem Anzuge und zu ausgeſchnittenen Kleidern ſelbſt trägt man entweder klein gefältelte hohe Mullchemiſſetten, die von einer Rüche oder Spitze eng um den Hals geſchloſſen ſind, oder ſpenzerartige weiße Cannezous. Daher hält ſich der ſo beliebte Amazonenſchnitt für ſeidene Kleider trotz der Wärme immer noch ſehr in Mode. Nur daß man dieſe glatten, eng anliegenden, hohen Taillen vorn über der Bruſt breit offen hat, das ſchöne Battiſthemdchen zu zeigen, daß die Bruſtklappen bis an die Achſel breit ſind und daß vorn in der Taille die Schneppe von einander ſteht, wie bei den Herrenweſten, wo der letzte Knopf offen ſteht. Überhaupt iſt eine größere Einfachheit in allen Toiletten ſehr bemerklich, wenn man an den bunten überladenen Genre des letzten Winters zurückdenkt. Die größte Friſche und leichte, wolkig gebauſchte Stoffe charakteriſiren die ſehr gefälligen Sommermoden. Auch die Form der H ü t e hat keine Änderung erlitten, nur daß man die vergelbten Strohhüte meiſt mit Seidenhüten oder glatten Crepphüten erſetzt, was ſchon das Nahen der Herbſtmoden andeutet. Auf die einfachen Seidenhüte ſteckt man, zur Seite des Schirmes herabhängend, die ſchon früher erwähnten, ſehr langen (bis an drei Ellen langen), weißen Tüllſchleier. Federſpitzen, gewundene Hängefedern, fallende Blumenreiſer und Bänderknoten aller Art zieren die Putzhüte von Crepp, Flohr und Spitze. Grünes Laub, z. B. Weinblätter oder Epheu, verwendet man ſehr graziös innen im Schirm zu Barben an das Geſicht. Der M a n t e l e t, von mit Muſchen oder Gerſtenkörnern durchaus geſticktem Mull gemacht, mit Spitzen oder auch weißer Schnürenſtickerei und Poſamentierarbeit beſetzt, zuweilen mit buntem Seidenfutter unterzogen, hält ſich im Augenblick noch, obgleich die kühleren Abende bald die Herrſchaft des wollenen Shalws ganz begründen werden.

Die einfachere Toilette, und insbeſondere die hoch anſchließenden Kleidertaillen machen natürlich allen H a l s ſ ch m n ck unnöthig, oder erlauben höchſtens ein kleines Rokokogehänge, das ein ſchmales ſchwarzes Band, eng um die Mitte des Halſes gebunden, feſthält. Dagegen ſchmückt man jetzt Arme und Gürtel mit den reizendſten alten und neuen Kleinodien. Scheinen auch Gefäß und Meubelform hin und wieder auf eine Zuneigung zum antiken Stile und auf eine moderne Bewältigung deſſelben hinzudeuten, ſo bleibt die Faſſung und Anwendung des Frauenſchmuckes doch noch ganz dem Rokokogeſchmacke zugewendet. Gürtelſchnallen, Ringe, Tnchnadeln und Châtelaine von Perlen, Rubinen, Granaten und Malachit, mit den wunderlichſten Goldverſchlingungen zuſammengefaßt, ſind alle im Stile von Ludwig XV. ausgeführt. Insbeſondere Châtelaines ſind jetzt ſehr modiſch, das iſt ein, meiſt an der rechten Seite vom Gürtel ausgehendes längeres oder kürzeres Gehänge, an deſſen unterm Ende man Uhr, Flacon, Geldſchlüſſel oder anch ein Kleinod befeſtigt trägt. J.

Hierzn zwei Kunſtbeilagen:

No. 80. Pariſer Moden: Dame in Crepphut mit Blumenausputz, hohes Kleid mit Halbärmeln und Einem hohen Volant, Halbhandſchuhen und Stockſonnenſchirm. Herr im Überrock mit breiten und langen Bruſtklappen, Weſte ohne Kragen, und Schößen ohne Knopf, Vernisſchuhe und geſtreifte ſeidne Strümpfe. Dame mit neuem Kopfputz, Kleid mit kurzen Ärmeln, Volant und Falbeln.

No. 81. Pariſer Damenmode: Dame im Ballkleid mit ganz glattem Leib, Ausputz von Blumenguirlanden. — Kleid von glacirter poult de soie mit tambourirter Stickerei; Falbel und Berthe von engliſchen Spitzen, die Berthe mit dem Kleiderſtoff gefüttert; Haarputz von weißen Theeroſen.

Anzeiger. № 14.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Georg Forſter's ſämmtliche Schriften.

Herausgegeben von deſſen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteriſtik Forſter's
von
G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Erste Lieferung: Band 1, 6, 7.
Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1843.
F. A. Brockhaus.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Bei **C. B. Fritzſche** in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Edelmann und Jude.

Roman
von
Julian Chownitz.

2 Bände. 8. broch. Preis $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Der von faſt allen deutſchen Journalen im Felde der Novelliſtik mit großem Beifall begrüßte Verfaſſer liefert hier ein neues ſociales Gemälde in ſeiner bekannten leichten und lebendigen Manier, die ihm den Namen eines deutſchen Paul de Kock verſchafft hat.

Vortheilhaftes Anerbieten.

So eben verſandten wir ein Verzeichniß größtentheils neuer Unterhaltungsſchriften 64 Bde. (Ladenpreis 60 Thlr.), welche wir auf 16 Thlr. herabgeſetzt haben, auch ſind dieſelben einzeln bedeutend ermäßiget; es befinden ſich hierunter mehrere claſſiſche Werke, wie z. B. Cervantes Erzähl. v. Soltau, Geßner's Schriften ꝛc. Verzeichniſſe ſind in allen Buchhandlungen **gratis** zu haben.

Leipzig, im Juli 1843.
C. Berger's Buchhandlung.

Verlag von **F. Rubach** in Berlin und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines Lehrbuch der Geographie

für Militairſchulen und Gymnaſien, wie zum Selbſtſtudium. Nebſt einem Anhange, enthaltend die hiſtoriſch merkwürdigen Örter Europa's.

Bearbeitet von
L. W. Meinecke,
(Königl. Preuß. Hauptmann in der 3ten Artillerie-Brigade und Direktor der Brigadeſchule.)

3te Aufl. nach den neueſten Veränderungen, Beſtimmungen und Entdeckungen umgearbeitet und vermehrt. 1836. XVI. v. 1062 Seiten. gr. 8.

Preis $2\frac{3}{4}$ Thlr. (Auf 6 Exemplare 1 Freiexemplar.)

In der **Weidmann**'ſchen Buchhandlung in Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

Gedichte

von
Adelbert von Chamiſſo.

7. Auflage. Gr. 12. broch. 2 Thlr.

Gedichte

von
Hoffmann von Fallersleben.

Gr. 12. broch. 2 Thlr.

Im Verlage der Unterzeichneten iſt ſoeben erſchienen:

Falkenberg. Von Thereſe, Verfaſſerin der „Briefe aus dem Süden", „eines Tagebuchs" u. ſ. w.

8. fein Velinpapier, geh. Preis 1 Thlr. 25 Ngr. (20 gGr.)

Braunſchweig, 1. Juli 1843.
Friedrich Vieweg und Sohn.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

13. September **№. 37.** 1843.

Ueberſicht: In Cagliari, von Sigmund Schott (Schluß). — Federfehde. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 15.

In Cagliari.

(Schluß.)

8.

Vielleicht eine Woche nach dieſem Vorfall, an einem ſonnigen Nachmittage, lag eine hübſche Gondel im Hafen von Cagliari am Ufer, vielleicht nur zweihundert Schritte vom Seethor entfernt, aber doch am äußerſten Ende der Darſe, hinter einem kleinen Gebüſch von Feigen und Korkbäumen. Das Meer plätſcherte monoton an die Seiten des Schiffleins; von Cagliari her hörte man in dieſer heißen Mittagszeit nichts, als den Schlag der Viertelſtunden und hie und da eine Trommel der exerzirenden Truppen. In der Gondel lagen zwei faule Schiffer und rauchten in langen Zügen.

Ich weiß eigentlich doch nicht, was ich thun ſoll, unterbrach endlich der Eine von den beiden, der Prinzipale, das Stillſchweigen: Unſer Herr will ſo, die Frau anders.

Was will denn die Frau, Meiſter Antonio.

Nu, das Gegentheil von dem was der Mann will, wie eben die Weiber ſind. Vor zwei Stunden ließ ſie mich rufen und verſprach mir hundert Doppiettas, wenn ich den Ketzer fliehen laſſe.

Hundert Doppiettas, ſagt Ihr? Ein ſchöner Haufen Gold, Meiſter, wie er unſer Einem noch nicht durch die Finger gelaufen iſt. Können wir denn den nicht verdienen?

Das iſt's eben, was mich ärgert.

Hm, hm. Wie wär's denn, wenn wir den Burſchen ſchwören ließen,

daß er ſich heimlich auf die franzöſiſche Brigg dort drüben flüchte, die heut Abend nach Genua abgeht? Dem Marques ſagen wir, er liege im Meere; dort ſoll er ihn ſuchen, wenn er's nicht glaubt. Unter zehn Carlini kann uns der Marques doch auch nicht geben; der Fremde wird auch wiſſen, was ſein Leben werth iſt: rechnet das zuſammen, Meiſter Antonio.

Sei mir ſtill, entgegnete dieſer, ſich hinter den Ohren kratzend: ſonſt verführt mich der Teufel doch noch, daß ich den Fremden laufen laſſe. Up! was bin ich für ein Dummkopf: 's kann ja nicht ſein. Will doch der Herr zuſehen von ſeiner Villa unter Skt. Michele; ſonſt hätt' er dem Offizier einfacher etwas in die Suppe rühren oder ihn Nachts auf der Straße umbringen laſſen. Was doch die großen Herren für Kitzel haben! Sollte man doch meinen, wenn einer abgethan werde, ſo ſei die Sache fertig; aber nein, das will auch noch zuſehen, wie Kinder beim Fiſchfang.

Recht verdrießlich, ſagte Stefano, der Knecht. Aber denkt doch noch einmal nach, Meiſter, Ihr ſeid ja ein geſcheidter Mann, ob wir nicht die hundert Goldſtücke dennoch verdienen könnten. 's iſt ja Jammerſchade.

Geht nicht, geht nicht. Gelüſtet's dich etwa nach der Galeere? Der Herr Intendant kann das wohl machen, ſchneller als wie wir Ave Maria beten. Ich darf mich nicht viel mukſen: er iſt ein alter Luchs und hat mich neulich verflucht ſchief angeſehen, als ſich das verſprochene Schmuggelſchiff nicht zeigte. Er thut wohl ſanft für gewöhnlich und hat erſt neulich noch uns Verſe vorgeſagt, die holpericht genug waren, daß man ihm glauben konnte, ſie ſeien von ihm: aber er iſt wie ein Stilet mit Sammetſcheide.

Was hat er denn dem Fremden eigentlich an? frug Stefano.

Nun, ich denk' mir, die Frau Intendantin würde nicht ſo viel Gold für den Ketzer bieten, wenn der Herr Marques keinen Grund hätte eiferſüchtig zu ſein. Wir haben übrigens nicht darnach zu fragen, laſſ' du das die Herrſchaften unter ſich abmachen.

Iſt's bald Zeit?

's muß in ein paar Minuten drei Uhr ſchlagen.

So wollen wir ein Paternoſter vorher beten für die Seele, die fort muß, ſagte Stefano gutmüthig und zog den Hut ab.

Dummheiten! erwiderte Antonio: 's iſt ja ein Ketzer, der fährt zur Hölle, ob du ihm ein Paternoſter nachwirfſt oder nicht.

Daran hab' ich nicht gedacht; ein armes Thier, ſo ein Ketzer!

Ein Verdienſt, wenn man ſie ausrottet. Darum mußte ich auch innerlich lachen, wie die Marqueſe ſo ruhig wurde, nachdem ich ihr hatte ſchwören müſſen, dem Fremden kein Leid zu thun. Als ob der Schwur über ſo einen Ketzer bände!

Da kommt er! rief Stefano leiſe.

Vom Seethor her kam der Herr v. Altenhoven, begleitet von Birkenfeld, der, auf der Wache befindlich, ihn abgefangen hatte. Leonhard's Geſicht war

blaß geworden und hatte einen leidenden Ausdruck. Hans foppte ihn, daß er ſich ſchon wieder vor'm Thor betreffen laſſe; aber Leonhard war nicht aufgelegt zu ſcherzen.

Laß mich allein, lieber Freund, ſagte er, als ſie in die Nähe des Gebüſches kamen: heute muß ich noch einen Gang thun, der mir einen Berg vom Gewiſſen wälzen wird. Nachher ſag' ich dir alles; nachher bin ich wieder der friſche Jüngling, als der ich dieſe unſelige Inſel betrat; aber heute laß mich erſt ein Verhältniß löſen, das meine Ruhe und mein Gewiſſen gefährdet. Ich bitte dich, geh zurück, man darf nicht ſehen, daß du um meinen Weg weißt. Behüte dich Gott, treuer Freund!

Birkenfeld ging ganz erſtaunt wieder in's Thor, Leonhard aber ſchritt gegen das Gebüſch, dahinter ihn die Schiffer erwarteten. Sie grüßten ihn ehrerbietig.

Iſt dies die Gondel des Herrn Intendanten Marques von Villaſidro?

Ja, gnädiger Herr, wir warten ſchon eine ziemliche Weile. 's iſt herrliches Wetter.

Leonhard wollte einſteigen; da ſtürzte hinter einem zerfallenen Gemäuer hervor Maddalena. Ihr Geſicht war verſtört, ihre Augen flammten noch wilder als ſonſt.

Halt, Leonardo, rief ſie ungeſtüm, du darfſt nicht fahren!

Altenhoven, vor dem ſich die Unglückliche ſeit jenem Vorfall im Gartenpavillon nicht mehr hatte blicken laſſen, ergriff beſtürzt ihre Hand und flüſterte: Laß mich, liebe Maddalena, trau mir nur diesmal, ich ſchwöre dir's, du ſollſt es nicht bereuen. Ich breche mit deiner Nebenbuhlerin ab, werde wieder dein!

Ich will dich nicht! rief Maddalena, aber du darfſt doch nicht fahren! Es gilt dein Leben. Komm mit, hör' mich nur zwei Minuten an, du ſollſt, du mußt!

Halt dein loſes Maul, Madda! ſchrie Antonio, dem es bange wurde: wie kannſt du dich unterfangen den Herrn hier anzureden und aufzuhalten.

Zwei Minuten, Leonardo! flehte Maddalena dringender und zerrte an ihm: haſt du keine zwei Minuten mehr für mich?

Herr, ſie iſt eine gefährliche Courtiſane! rief Antonio liſtig und wollte Maddalena wegſtoßen.

Aber dieſe ergriff plötzlich ein Terzerol, das aus Leonhard's Bruſttaſche hervorſah, und hielt es geſpannt dem Schiffer entgegen, der betroffen zurücktrat.

Wartet einen Augenblick! ſagte Leonhard und folgte dem Mädchen, die ihn vor das Gebüſch hinauszog, und als ſie ſich mit ihm allein ſah, haſtig anfing:

Ich wollte dich umbringen. Stutze nicht, man rächt ſich, wenn man verrathen wird, und du haſt an mir und dem Kind, das ich unterm Herzen trage, nichts Beſſeres verdient. Ich fürchte den Mord nicht mehr; verloren

bin ich ja ſchon an Seele und Leib. Ich ging alſo zur Schweſter und wies ihr Gift, um es dir in den Kaffee zu ſchütten. Sie lachte: der Mühe könne ich ſie und mich überheben, du werdeſt ohnehin umgebracht. Sie wollte nicht weiter mit der Sprache heraus: mein blaues Korallenhalsband löſte ihr die Zunge. Sie hat von Antonio dort, ihrem Liebhaber, gehört, daß er dich heute in's Meer werfen müſſe. Er hatte vor einigen Tagen den Marques und ſeine Frau zu fahren, als ſie ſpaniſch zu reden anfingen; aber Antonio hat früher auf einem Barceloneſer Schiff gedient und verſtand alles. Der Marques ſagte, er mache die Spazierfahrt eigentlich, um ſie in's Meer ſtürzen zu laſſen, weil er durch den Portier, den ſie umſonſt beſtochen, alles erfahren habe. Er wolle ihr verzeihen, weil ſie ſchön ſei; dafür müſſeſt aber du ſterben und ſie den Befehl dazu geben. Das feige Weib verzweifelte, dann entſchloß ſie ſich und gab Antonio in Gegenwart ihres Mannes den Befehl; er hörte noch, wie ausgemacht wurde, ſie ſolle dich zu einer Zuſammenkunft in ihrer Villa bei Skt. Michele laden: du biſt im Begriff hinzugehen. Nun geh', wenn du willſt, wirf dich in die Arme der ſchönen Marqueſe! Du biſt zwar ein Nichtswürdiger, und ich habe dir ewigen Haß geſchworen, aber der Marqueſe gönne ich dich nicht! Sie hat keine Rechte an dich: mir gehört die Rache! Fliehe von hier, eilig, denn Antonio iſt entſchloſſen genug, wenn du nicht zu Schiffe willſt, Gewalt anzuwenden, es geht ihm um den Kopf!

Maddalena hatte während dieſer leidenſchaftlichen ſchnellen Reden mehrmals nach dem Gebüſche geblickt. Jetzt ſtürzte ſie mit einem Schrei vor Leonhard hin, der dem Gebüſche halb zugekehrt ſtand: ein Meſſer, das Leonhard getroffen hätte, fuhr ſeitwärts in Maddalena's Bruſt.

Sie ſank zuſammen, hob aber raſch das Terzerol gegen Leonhard, der regungslos ſtehen blieb. Einen Augenblick zauderte ſie, dann trat etwas wie ein Sonnenblick in ihr ſtarr aufgeriſſenes Auge, und mit dem Rufe: nein, ich hatte dich doch lieb! feuerte ſie das Terzerol gegen das Gebüſch ab, wo Antonio's rother Wams noch ſichtbar war.

Leonhard, faſt der Beſinnung beraubt, kniete mechaniſch neben das Mädchen, um das Meſſer herauszuziehen.

Laß es ſtecken, ſagte ſie, und gieb dir keine Mühe, Antonio ſchleudert gut, und ich bin froh zu ſterben.

Eine Menge müßiges Volk, Matroſen und Laſtträger rannten auf den Schuß alsbald herbei; Stefano aber lud ſeinen verwundeten Herrn eilig in die Gondel und ſtieß vom Lande. Alles frug, ſchrie und rannte durcheinander, mit argwöhniſchen Blicken und Bewegungen den fremden Offizier umſtehend, der in ſtummer Verzweiflung neben dem ſterbenden Mädchen kniete. Jetzt kam Birkenfeld mit der Thorwache, allmälig auch eine große Anzahl Leute aus der Stadt.

Da raffte ſich Maddalena mit der letzten Kraft empor, und, einen Ring

vom Finger ziehend, rief ſie: der Herr Marques von Villaſidro iſt ein Hahnrei! hier ſein Trauring, mit ſchönen Wappen geſchmückt. Die Frau Marqueſe bietet ihn aus: wer ſteigert? Maddalena hob den Ring hoch empor, daß ihn Jedermann ſehen konnte; jetzt fiel ſie erſchöpft zurück und war todt.

Hans ließ ſie von einigen Soldaten forttragen; er ſelbſt führte den dumpf vor ſich hin ſtarrenden Leonhard eilig davon.

9.

Daß nun dem Herrn v. Altenhoven der Aufenthalt in Sardinien fernerhin unmöglich war, läßt ſich denken. Eine gefährliche Krankheit warf ihn nieder, welche die Ärzte für einen Anfall der auf der Inſel unter dem Namen Intemperie berüchtigten Seuche erklärten, die aber nichts anderes war, als die Folge der ungeheuren pſychiſchen Erſchütterung, in die ihn das Schickſal der unglücklichen Maddalena verſetzt hatte. Seine Kameraden ſorgten mit äußerſter Sorgfalt, daß ihm kein Gift beigebracht werden konnte; denn daß der Marques, deſſen unverſöhnlicher Charakter bekannt war, den durch Maddalena aufgeregten Skandal rächen werde, das wußte man. Unter dieſen Umſtänden erhielt Leonhard den nachgeſuchten Abſchied und begab ſich nach ſeiner Geneſung ſogleich auf ein Schiff, das nach Livorno ſegelte. Zuvor aber machte er noch einen Gang zu dem Grabe Maddalena's. Er lag wie betäubt auf der Stätte, wo ein ſo innigliebendes Herz nun moderte: ſeine Freunde mußten ihn faſt mit Gewalt wegführen, einige Handvoll Erde nahm er mit. Die Marqueſe ſah er nicht wieder, ſie war den andern Tag nach jenem Vorfalle am Hafen mit ihrem Gatten in's obere Cap gereiſt. Auf dem Schiffe bewirthete Leonhard ſeine Kameraden vom Regiment, vergeblich zwang er ſich, fröhlich zu ſein, er war ausgelaſſen, aber düſter. Ungern ſchieden ſie von ihm, vor Allen die gute Haut, der Herr v. Birkenfeld, der durch jene Sendung an die Marqueſe ſo viel Unglück angeſtiftet hatte.

Einige Monate ſpäter, als Leonhard, von aller Welt abgeſchieden, auf ſeinem Gute in Deutſchland ſich aufhielt, empfing er ein Schreiben von Hans. Dieſer benachrichtigte ihn, die Marqueſe ſei geſtorben, kurz vorher habe ſie noch Gelegenheit gefunden, ihm das anliegende Billet nebſt dem Rosmarinzweig zur Beförderung an Leonhard zukommen zu laſſen.

Das Billet lautete:

> Du und ich ſind vergiftet. Der Marques hat mir heute erklärt, daß er einen Küchenjungen des Schiffs, mit welchem du abfuhrſt, dazu gedungen; mich hat er eigenhändig durch einen Fiſch von der Art vergiftet, wie du mir einſt zuſandteſt. Um nicht erdroſſelt zu werden, mußte ich ihm ſchwören, ihn nicht zu verrathen. Er kennt mein Gewiſſen; aber vor dir hab' ich kein Geheimniß, mein Schutzheiliger. Ich ſterbe morgen oder übermorgen, du, wenn der Marques richtig gerechnet hat, in zwei Monaten. Nimm dieſen Rosmarinzweig: dein Herz weiß, wo er gewachſen.

Armer, armer Leonardo, muß du um meinetwillen ſterben? Eines denn mit dem Andern, Eines für das Andere. Wenn du dieſe Zeilen lieſeſt, Leonardo, ſteht mein ſehnſüchtiger Geiſt bei dir, deiner wartend.

Carlota.

Hans, der dieſen furchtbaren Inhalt des Billets nicht ahnte, ſcherzte in ſeinem Briefe über manches, was auf der Inſel vorgefallen war.

Von einem aus Deutſchland kommenden Offizier, der in das Regiment **Royal Allemand** eintrat und, um ſich mit Adreſſen zu verſehen, den Herrn v. Altenhoven beſucht hatte, erfuhren deſſen Kameraden in Cagliari einige Zeit nachher, daß er geſtorben ſei, einen Rosmarinzweig in den abgemagerten Händen, ein mit Erde gefülltes Kiſſen unterm Haupte.

Sigmund Schott.

F e d e r f e h d e.

Alexander Dumas hatte ein neues Luſtſpiel geſchrieben. Unter dem Titel **Les Demoiselles de Saint-Cyr** war es im Theater français zum erſten Mal gegeben worden. Was enthält es und wie iſt es? Neugierig erwarteten die Pariſer die Beantwortung dieſer Frage im Journal des Débats. Die geiſtreichen Überſichten, welche Jules Janin jeden Montag in dem bedeutendſten franzöſiſchen Journale von dem Inhalt neuer Theaterſtücke liefert, beſtimmen manches Urtheil, das kein eignes hat. Diesmal ſollte die Erwartung bald befriedigt werden. Das Stück war am Dienſtag aufgeführt und ſchon am Donnerſtage erſchien auf dem für vermiſchte Nachrichten beſtimmten Platze eine Kritik, die in's Feuilleton gehört hätte, wo aber Eugène Sue's **Mystères de Paris** ihrem vorzeitigen Erſcheinen im Wege ſtanden. Was war der Grund dieſer ungewöhnlichen Eile und der auffallenden Stellung? Das Intereſſe des Stücks und Mangel an Stoff konnten als Anſchein dienen, die Wirklichkeit aber bildeten perſönliche und gewerbliche Eiferſucht: Jules Janin und Alexander Dumas, der Theaterkritiker und der Bühnendichter, ſtehen ſich perſönlich, das Journal des Débats, dem Jules Janin angehört, und die Preſſe, an der Alexander Dumas mitwirkt, ſtehen ſich gewerblich gegenüber. Hier eilte man, dort den Erfolg zu ſchmälern.

Auch die Kritik theilte dieſe Richtung. Um die Leſer ſogleich in die erwünſchte Stimmung zu verſetzen, begann Jules Janin mit einer Jeremiade über den Mangel an Erfindung und Geiſt, der, ſagte er, bald die beſtbegründetſten Theater zum Schließen nöthigen werde. Dann ſchilderte er Alexander Dumas als einen ſolchen inhaltsloſen Bühnendichter und nannte ihn „einen lebhaften, ſprudelnden Kopf, der ſich ſchon mehr als einmal zu helfen gewußt, eine räthſelhafte Miſchung unermüdlicher Fruchtbarkeit und wortreichſter Leerheit, mit muntern Einfällen und ſchleppender Ausführung, von einer oft glücklichen Kühnheit, die aber, ſobald ſie klug ſein will, unter lauter Vorſichtsmaßregeln verunglückt." Alexander Dumas gehöre zu den Originalautoren, die nie einen Witz aus den Anekdotenſammlungen vergäßen, mit den abgenützteſten Charakteren zufrieden wären, die bekannteſten Scenen abzuſchreiben kein Bedenken trügen. So ſeien die **Demoiselles de Saint-Cyr** nichts als eine abermalige Wiederholung der niedlichen Erzählung im Boccaz, wie der Graf v. Rouſſillon ſich mit Gillette v. Narbonne vermählt, ſeine Gattin gleich am Hochzeitstage verlaſſen,

dennoch zwei Kinder mit ihr gehabt und ſie am Ende als geliebte und rechtmäßige Gattin erkannt habe. Und das Stück ſelbſt ſei ungereimt. Um dies zu zeigen, beginnt Jules Janin mit einer Schilderung der Stille und Abgeſchloſſenheit von Saint Cyr, wo „die ſtrenge und fromme Frau v. Maintenon" für 200 arme, adlige Fräulein eine Erziehungsanſtalt errichtet hatte. Er erinnert daran, daß dort ein Kloſter des heiligen Ludwig geweſen, ſpricht von den ſchirmenden Mauern, den königlichen und mütterlichen Sicherheitsvorkehrungen, der langen Reihe von Höfen, Gebäuden und Gärten, und legt beſonderes Gewicht darauf, daß „die keuſchen Meiſterwerke" Eſther und Athalie für dieſes Fräuleinſtift geſchrieben und von den Zöglingen aufgeführt worden ſeien. In dieſem Tempel der Unſchuld und Reinheit ſpiele der erſte Akt. „Fräulein Luiſe und Fräulein Charlotte haben keinen andern Zeitvertreib, als von ihren künftigen Liebſchaften zu ſprechen. Luiſe will Charlotte verheirathen aus dem guten Grunde, weil ſie vielleicht Gelegenheit findet, ſich auch zu verheirathen. So ſind dieſe Fräulein beim erſten Liebesbriefe, der ihnen zukommt, bereit. Kaum bittet man ſie um eine Schäferſtunde, ſo ſagen ſie Ja. Nun erſcheint Hr. v. Saint-Hérem, ein Freund des Herzogs v. Anjou. Saint-Hérem iſt einer der luſtigſten Burſchen in Verſailles, bekannt durch ſeine Duelle, ſeinen Aufwand, ſeine Liebeshändel, ſeine Thorheiten aller Art, ſo daß der Pavillon, den der König ſich dort erbauen laſſen, gewiß ſehr erſtaunt war, einem ſolchen Strick zum Verſteck zu dienen. Aber nun denke man ſich die Verlegenheit des armen jungen Mannes. Statt eines hübſchen Mädchens, das er wünſcht, findet er zwei: Luiſe neben Charlotte. Was ſoll er beginnen, um die kleine Luiſe loszuwerden? Er ſteckt die Naſe zum Fenſter hinaus und grade unter den Fenſtern von Saint-Cyr ſpaziert mit untergeſchlagenen Armen der Kamerad Duboulloy. Duboulloy von was? Duboulloy von nichts! Duboulloy ganz einfach und doch iſt er der Freund, der Kamerad, der Genoſſe, der Geſellſchafter des Herrn Marquis v. Saint-Hérem. Sie ſtehen auf Du und Du. Hollah. Heh! Duboulloy, Duboulloy! Da klimmt das Thier von Duboulloy durch's Fenſter in den Königspallaſt von Saint-Cyr. Hopp und Hr. Duboulloy ſteht im Kabinet des Königs. Wenn er Luſt hat, kann er ſich in Ludwig's XIV. Bett legen.

Als es Nacht wird, erſcheinen auch unſre beiden Unſchuldigen. Die Damen und Herren fühlen ſich taſtend zu einander hin. Saint-Hérem und Charlotte gehen in den Garten plaudern, Duboulloy und Luiſe bleiben im Pavillon. Hier ſchwört Duboulloy hoch und theuer, daß er Luiſe liebe, daß er ſie zur Frau nehmen wolle und daß er bereit ſei, ſie auf der Stelle zu heirathen. So hab' ich mir's auch gedacht, ſagt Luiſe. Aber grade im gefährlichſten Augenblicke und als Jedermann meint, jetzt hätten die Dämchen ihren Herren Liebhabern nichts mehr zu verſagen: hört ihr den Lärm im Garten! Das ſind Soldaten der Garde, die mit dem Degen in der einen, mit einer Fackel in der andern Hand den Saint-Hérem und den Duboulloy im Namen des Königs verhaften. Was meint ihr zum Proömium? Jedenfalls iſt es luſtig und ungezwungen. Allein warum muß grade Saint-Cyr mit all' dieſem Geiſt befleckſt werden? Was hinderte Sie, über Ihr niedliches Manuſcript zu ſetzen: der Schauplatz iſt zu Pontoiſe oder zu Pantin in der Anſtalt der Fräulein Roſalba? Wie lange bitten und beſchwören wir Sie ſchon, unſern großen hiſtoriſchen Namen ihre Majeſtät und ihre Ruhe zu laſſen!"

Im Beginn des zweiten Akts kommen Saint-Hérem und Duboulloy eben aus der Baſtille, wo man ſie durch Faſten genöthigt hat, ſich mit den beiden Fräulein trauen zu laſſen, worüber ſie ſo erbittert ſind, daß Beide ihren Neuvermählten die heftigſten Vorwürfe machen und ſich ohne Weiteres von ihnen trennen. Außerdem trete im zweiten Akt noch der Herzog v. Anjou auf, wünſche Liebesbriefe, die er an Frau v. Montbazon geſchrieben, vor ſeiner Thronbeſteigung in Spanien zurück-

zuerhalten, und empfange ſie durch Saint-Hérem's Vermittelung, was Alles eben ſo wichtig, wie leicht gemacht werde, ohne daß man für das Eine oder das Andere genügenden Grund erſehe.

Der dritte Akt ſpiele am ſpaniſchen Hofe, und auch hier fährt Jules Janin fort, auf dieſelbe Weiſe wie in Saint-Cyr, Alexander Dumas' Luſtſpielcolorit durch Gegenüberſtellung der Geſchichtsfarben als falſch und läppiſch erſcheinen zu laſſen. „Hr. Alexander Dumas iſt gemein und trivial; ſein Dialog iſt ſchaal, farblos, ohne Werth." Mit dieſen Worten beurtheilt Jules Janin dieſen Akt, als deſſen Inhalt er einen undenkbaren Hofball angiebt, zu dem der König zwei anonyme Damen: Frau Vierſterne und Frau Dreiſterne einladen laſſe, in die ſich dann Saint-Hérem und Duboulloy verlieben müſſen und hinter deren Masken natürlich Niemand anders als Charlotte und Luiſe ſtecken. Aber auch der König hat ſich in Charlotte verliebt, beſucht ſie im vierten Akt und wird von dem eiferſüchtigen Saint-Hérem im fünften Akt dergeſtalt beleidigt, daß er ſeinen Stock zerbricht, um keinen Edelmann damit zu ſchlagen, am Ende aber doch vergißt und verzeiht, damit Saint-Hérem und Duboulloy mit ihren wiedererkannten Gemahlinnen glücklich werden. Vielfacher Spott über mißverſtändliche oder ungeſchickte Benutzung bekannter Ausſprüche, wie z. B. „der König kündigte ihm an, es gebe keine Pyrenäen mehr. Kündigte ihn an iſt prächtig!" oder „Sire, ich rufe Sie zur Frage zurück! ſonſt Madam Charlotte.... zwei Schritt vom Großinquiſitor" und dergleichen mehr vollenden die Bosheit, mit der das Ganze geſchrieben iſt.

Dieſe Kritik des Journals des Débats beantwortete Alexander Dumas in der Preſſe mit folgendem Schreiben:

Lieber Herr Janin!

Sie wiſſen, denn ich hatte die Ehre, es Ihnen damals zu ſchreiben, als Antony gelobt wurde: ich habe die heilſame Gewohnheit angenommen, nie die Blätter zu leſen, die über meine Werke berichten. Allein glücklicherweiſe oder unglücklicherweiſe habe ich gute Freunde, die ſie für mich leſen und die ſich, kraft des Grundſatzes von Napoleon: „Weckt mich nur für ſchlimme Nachrichten, die günſtigen zu erfahren iſt immer noch Zeit!" beeifern würden, mich um zwei Uhr Morgens, glaube ich, aus dem Schlafe zu wecken, um mir anzukündigen, daß ein Feuilleton von Ihnen erſchienen ſei. So wurde ich auch noch am Abend des Tages, als Ihr Artikel über die Demoiselles de Saint-Cyr erſchienen war, durch drei oder vier Freunde von dieſem Ereigniß in Kenntniß geſetzt, und ſie forderten mich dringend auf, ihn zu leſen. Sie begreifen ihren Eifer, Sie, der Alles ſo vortrefflich begreift. Es war eine Gelegenheit für ſie, mir Übles von Ihnen zu ſagen, während ſie mich benachrichtigten, daß Sie Übles von mir ſagten. Freunde ſind eine herrliche Erfindung, nicht wahr, lieber Herr Janin? Erſt wollte ich ihnen nicht glauben, da der Donnerstag nicht der Tag für Ihre wöchentlichen Executionen iſt. Ja, ich geſtehe Ihnen, als ich mein Stück am Dienſtage zur Aufführung brachte, rechnete ich einigermaßen auf den langen Zeitraum, der zwiſchen meiner erſten Vorſtellung und dem Bericht, den Sie darüber abzuſtatten hätten, verfließen müſſe. Während dieſer fünf Tage, dachte ich, würde der glückliche Erfolg ſich feſtſtellen. Das dachten Sie auch, und deshalb beſchloſſen Sie, Boshafter (wie das Sprichwort ſagt), in die Feile zu beißen, bevor ſie gehärtet. Ach, welch ein großer Einfaltspinſel war ich, daß ich nicht vorherſah, mein „Freund" Armand Bertin werde Ihnen, in Ermangelung des Feuilletons, wo die Mystères de Paris Ihnen keinen Raum ließen, die Spalte des Vermiſchten mit beiden Flügeln öffnen! Auf die dringende Einladung meiner Freunde entſchloß ich mich alſo, Ihr Feuilleton zu leſen. Allein es bot ſich eine Schwierigkeit dar.

Digitized by Google

Ich halte das Journal des Débats nicht; ich haſſe die Leſecabinette; nicht Einer von den Anweſenden hatte die heutige Nummer bei ſich. Da entſchloß ich mich, es zu kaufen; glücklicherweiſe iſt das Journal des Débats ein käufliches Blatt; kaum hatte ich vier Schritte im Garten des Palais-Royal gethan, ſo war mein Geſchäft gemacht. Ich ſchloß mich ein und las die 3¼ Spalten, die Sie mir die Ehre erwieſen haben, mir zu widmen. Sie begreifen wohl, lieber Herr Janin, daß ich mich einer ſo ſehr außerhalb meiner Gewohnheiten liegenden Beſchäftigung hingab, geſchah weder zu meiner Belehrung, noch zu meinem Vergnügen. Ich kenne Sie längſt und weiß, mit welcher erſtaunlichen Leichtfertigkeit Sie Ihre Urtheile fällen. Ich hoffte alſo in Dem, was Sie gegen mich erlaſſen, einige von den geſchichtlichen Tölpeleien, von den Irrthümern der Überſicht, von den ſocialen Paradoxen darin zu finden, wodurch Sie der luſtigſte Kritiker in Paris geworden ſind. Ich hatte mich nicht geirrt und wurde nach Wunſch bedient. Glückliche Abonnenten des Journal des Débats, ihr werdet ſtatt Eines Feuilletons, was ihr erwartet, zwei erhalten, denn diesmal, nehme ich an, werden Sie mich mit einer Antwort beehren. Auch, ich geſtehe es Ihnen, möchte ich dieſe Art der Erörterung in die Mode bringen. Jeder Angeklagte hat das Recht, ſich zu vertheidigen. Nur die Autoren, warum, weiß ich nicht, haben auf dieſes Recht verzichtet. Denken Sie einmal, wie merkwürdig es für die Geſchichte der Kunſt und wie ergötzlich für die Geſchichte der Geiſtreichtheit ſein würde, wenn Corneille, Racine und Molière den Janins ihrer Zeit geantwortet hätten, wie ich den Frerons unſrer Tage. Wohl verſtanden, daß ich den Abſtand der Kritiker und Dichter jener Zeit von den Kritikern und Dichtern der Gegenwart kenne und anerkenne. Wir wollen bei'm Anfang beginnen. Sie beklagen im „Proömium" Ihres Artikels — das Wort iſt von Ihnen; ich bin nicht gelehrt genug, mich ſolcher Ausdrücke zu bedienen — Sie beklagen, ſage ich, die Unfruchtbarkeit an Erfindung, an Ideen und an Geiſt, die ganz einfach zum Schließen der Theater führen werde. Schon lange ergreift, quält, verfolgt dieſe Unfruchtbarkeit Sie; ich weiß es und habe Beweiſe davon. Ohne Zweifel waren Sie von demſelben Gefühl der allgemeinen Ohnmacht ergriffen, und beſchämt, daß in unſerer Zeit nichts Großes geleiſtet werde, als Sie bereits im Jahre 1832, erinnern Sie ſich deſſen wohl, ſich an's Werk zu machen, mit der Lehre das Beiſpiel zu verbinden und uns Bühnenſchriftſtellern zu zeigen beſchloſſen, wie die Kritiker, wenn ſie ſich darauf legen, Dramen und Luſtſpiele machen. Ach, Sie wiſſen ſchon, was ich meine, nicht wahr, lieber Herr Janin? Sie errathen, daß vom Tour de Nesle die Rede iſt. Dieſe Geſchichte vom Tour de Nesle iſt ſo viel beſprochen, durchgeſprochen und nachgeſprochen worden, daß ich keine Silbe davon erwähnen würde, wenn dies nicht eine Gelegenheit wäre, bekannt zu machen, daß Sie die Abſicht gehabt, ein gutes Werk zu verrichten. Gute Werke ſind ſelten, und von ihnen hat man geſagt, der Wille gelte für die That. Ich hoffe deshalb, daß meine Leſer mir dieſe Wiederbeſprechung verzeihen werden, wenn auch nur zu Gunſten des guten Willens. Damals wohnten Sie in der Straße Madame. Ihr Zimmer war eine niedliche kleine Dachſtube, die nach einem hübſchen Garten hinauslag. Sie waren der Freund, der Tiſchgenoſſe des Direktors vom Odeontheater. Da ſah ich Sie zuweilen zwiſchen dem geiſtreichſten Mann in Paris und einer der ſchönſten Frauen der Welt, lachend, plaudernd, ſchwatzend mit dem Feuer, das Ihnen eigen iſt: ſo frei bei ihnen, als ob Sie zu Hauſe wären. Das waren ſchöne Tage und herrliche Abende, nicht wahr? Haben Sie in Ihren glänzenden Gemächern in der Straße Tournon nicht öfter ausgerufen, wie Sophie Arnoult: „Ach, die herrliche Zeit, als ich ſo unglücklich war!" Auch waren Sie es nicht, der ſich damals beklagte; es war Ihr Wirth, der ſich beklagte. Er war es, der eins von den mächtigen, gewaltigen, originellen Werken verlangte,

die eine Hauptſtadt erſchüttern, eine Generation aufregen, eine Epoche ſymboliſiren. Menſchen, die ſolche Werke ſchaffen, ſind ſelten, und wenn man ſie braucht, muß man ſich die Mühe nehmen, zu ihnen zu gehen. Herr Harel nahm auch ſeine Laterne und ging wie ein armer Diogenes Denjenigen ſuchend, der ſein Retter werden ſollte. Lange lief er mit ſeiner Stockleuchte in der Hand auf den Straßen umher; alle ſeine Gänge waren vergebens. Was war zu machen, lieber Herr Janin? Das Jahrhundert fiel ſchon in die Unfruchtbarkeit, worüber Sie ſich jetzt ſo bitter beklagen. Der arme Direktor begann deshalb zu verzweifeln, als ihn plötzlich der Gedanke erleuchtete, daß er gar ſehr weit geſucht habe, was ganz nahe ſei. Er lief hin, wo er Sie zu finden wußte, beſichtigte Sie mit ſeiner Laterne, bei den Füßen beginnend und beim Kopfe endend, entdeckte, als er hier angekommen war, einen ſo leiſen dramatiſchen Zug, daß er ſeinen ganzen Scharfblick bedurfte, um ihn wahrzunehmen, und rief dann freudig aus: „Das iſt mein Mann!" Erinnern Sie ſich, lieber Herr Janin, der Geſchichte jenes Muſikfreundes, den Beriot fragte: „Spielen Sie die Geige, mein Herr?" und der ihm antwortete: „Ich weiß nicht, ich habe es nie verſucht!" Grade dieſelbe Frage richtete Harel in Bezug auf das Drama, was er wünſchte, an Sie; ob Sie ſo naiv waren, ihm dieſelbe Antwort zu geben, weiß ich nicht, ich weiß aber, daß Sie ſich an dieſes Drama machten, daß Sie zwei Monate daran arbeiteten, daß Sie 300 Seiten vollſchrieben, daß der arme Direktor die Geduld hatte, ſie zu leſen, und daß ich am Ende dieſer beiden verlorenen Monate, und nachdem dieſe 300 Seiten geſchrieben waren, eines Morgens unſern gemeinſchaftlichen Freund mit ſeiner Laterne, beſſer angezündet und heller brennend als je, in der Hand bei mir eintreten ſah. Iſt es nicht, lieber Herr Janin, das Geſtändniß ſoll unter uns bleiben: iſt es nicht keine leichte Aufgabe, ein Drama zu machen? Gut, das Drama, was Sie nicht hatten machen können, machte ich. Es wurde ſogar, wenn ich recht gezählt, ſo ein 480 Mal gegeben. Allerdings ſind in dieſem Drama, nach Berechnung der Herren Hugo und Roſier, welche die beiden Manuſcripte verglichen haben, 230 Worte von Ihnen ſtehen geblieben. Auch bezweifle ich gar nicht, lieber Herr Janin, daß es grade dieſen 230 Worten ſeinen langen und fruchtreichen Erfolg zu verdanken gehabt. Verzeihung, daß ich mich ſogleich und ſo lange beim Eingang zu ihrem Proömium aufgehalten! Aber die Verſuchung war wirklich zu groß und ich vermochte ihr nicht zu widerſtehen. Ich eile indeß zur Überſicht, denn in Überſichten beſteht Ihre Stärke, und Sie an Ihren ſchwachen Seiten zu ſchlagen, iſt wirklich zu leicht und zu wenig verdienſtvoll. Sie kennen das ſpaniſche Sprichwort: „Den Ochſen muß man bei den Hörnern angreifen". Seien Sie ganz ruhig: Sie haben mit einem Matador zu thun, der ſein Fach verſteht, und Sie ſollen nichts beim Warten verlieren. Indeß, wie ſehr ich meinen Schritt auch beſchleunigen möchte, ich muß noch zweimal ein wenig anhalten, glücklicherweiſe nur kurze Zeit, grade ſo lange, um zu verſchnaufen und wieder zu Athem zu kommen. Beim Teufel, wenn man mit dem Herkules der Kritik zu thun hat, muß man wohl, wie der arme Antäus, von Zeit zu Zeit, wenn auch nur mit der Fußſpitze, die Erde berühren. Sie beſchuldigen mich, in meiner Mariage sous Louis XV. Marivaux die Spiegelſcene entlehnt zu haben. Habe ich jemals auf das von Molière, dieſem Könige der Bühne, geweihte Recht verzichtet, was ich brauchen kann, zu nehmen, wo ich es finde? Nicht, daß ich wüßte! Nur kümmerte Molière ſich nicht einmal darum, ob die Autoren geſtorben oder noch am Leben ſeien. Dem Cyrano von Bergerac entnahm er den köſtlichen Spaß der Galeere, und das hieß, wie Shakeſpeare, dem man funfzig Jahre früher auch den Vorwurf machte, ich weiß nicht welchen Schriftſteller zu plündern, geſagt hat: das hieß, ein Mädchen aus ſchlechter Geſellſchaft entfernen, um ſie in gute zu bringen. Und dann, nachdem

Sie für Marivaux reclamirt, reclamiren Sie auch für Boccaz. Diesmal iſt die Reclamation allerdings ernſter. Dem Marivaux hatte ich nur eine Scene für die Mariage sous Louis XV. entnommen, dem Boccaz habe ich das ganze Luſtſpiel der Demoiselles de Saint-Cyr entnommen. Es handelt ſich um „Gillette de Narbonne" — ich ſchreibe Ihre Anklage wörtlich ab, lieber Herr Janin, denn ich habe meine Gründe dazu, wie Sie ſehen werden. Wir dramatiſchen Schriftſteller thun nichts unnütz, und haben auch die Gewohnheit, unſere Wirkungen vorzubereiten. Geben Sie Acht! Es handelt ſich alſo um „Giliette de Narbonne, vermählt an den Grafen v. Rouſſillon, der ſie ſchon am Hochzeitstage verläßt, und doch zwei Söhne von ſeiner Frau hat, die er am Ende als ſeine geliebte und rechtmäßige Gattin„ anerkennt. Paſſen Sie auf, jetzt ſind wir ſo weit! „Hebbene due figliuli perche egli Havutala cara per moglie la tiene". Aber, lieber Herr Janin, Sie, der ſchon ſo viel weiß, warum wollen Sie verſuchen, die 9000 Abonnenten des Journal des Débats und mich obendrein glauben zu machen, warum, ſage ich, verſuchen Sie uns auch noch glauben zu machen, daß Sie Italieniſch verſtehen und daß Sie den Boccaz ganz geläufig in ſeiner Mutterſprache leſen, während Sie ihn in einer ſchlechten franzöſiſchen Überſetzung leſen, die Sie ſich bei dieſer feierlichen Gelegenheit zurücküberſetzen laſſen, und von wem? Geſtehen Sie nur, ich habe es getroffen, lockerer Zeiſig: von einer Harfenſpielerin! Aber wo iſt der Beweis? fragen Sie. Der Beweis, lieber Herr Janin, liegt darin, daß Sie in dieſem Satze, der im Ganzen aus 11 Worten beſteht, drei orthographiſche Fehler gemacht haben. Nicht mehr, nicht weniger! Soll ich Sie Ihnen ſagen, denn wenn Sie ſelbſt ſuchen wollten, würden Sie dieſelben wahrſcheinlich nicht finden. Es iſt ein h zu viel in hebbene und ein h zu viel in havutala. Dagegen iſt freilich ein o zu wenig in figliuli. Jetzt machen Sie aus Ihren beiden h ein o, was Ihnen nicht ſchwer fallen kann, da Sie ja mit der Sprache machen, was Sie wollen, laſſen Sie dieſes o zwiſchen das u und das l in figliuoli hineingleiten, ſo wie ich's eben machte, und dann wird man Ihnen nur einen einzigen Vorwurf mehr machen können, daß nämlich der fragliche Satz, den Sie aus Boccaz anführen, gar nicht von Boccaz iſt. Hier haben Sie ſeinen Satz: E lei abracciò, e bacciò, e per sua legittima moglie riconobbe, e quegli per suoi figliuoli. Sagen Sie mal, lieber Herr Janin, haben Sie wirklich geglaubt, Boccaz ſei ſo ſehr veraltet, daß es Zeit geworden, ihn wieder in's Italieniſche zu überſetzen? Jedenfalls nehmen Sie einen freundſchaftlichen Rath von mir an. Wenn Sie dieſe Arbeit, welche ſo wohl verdient, vom Miniſterium unterſtützt zu werden, fortſetzen wollen: ſo laſſen Sie ſich die Correctur von demſelben Manne beſorgen, der Ihnen bereits die Memoiren Benvenuto Cellini's corrigirt hat. Dann iſt da noch Etwas, was ich nicht begreife. Wie ſind Sie, der ſchon ſo viele Unannehmlichkeiten mit Italien gehabt hat, dazu gekommen, ſich am Italieniſchen zu reiben? Denn, Sie erinnern ſich wohl, das iſt nicht Ihr erſter Irrthum über Toscana und beſonders über die Toscaner. Sie haben Cosmus I. mit Bianca Capello vermählt; Sie haben des göttlichen Sanzio v. Urbino Erſcheinung Ezechiels Rembrandt zugeſchrieben; endlich haben Sie auch dem ſanften Leonard da Vinci die drei furchtbaren Parzen des furchtbaren Michel Angelo angerechnet. Vielleicht haben Sie all dieſe Schnitzer wieder vergeſſen, allein die Florentiner, dafür bürge ich Ihnen, vergaßen ſie nicht! Vorzugsweiſe Einer darunter hat ihre Heiterkeit im höchſten Grade erregt, und dieſer, lieber Herr Janin, verdient eine beſondere Erwähnung. Sie erzählen, daß Sie auf der Reiſe von Genua nach Lucca die Gebirge zur rechten und das Meer zur Seite hatten. Das war eine ſo große geographiſche Neuerung, eine ſo große geologiſche Umwälzung, daß alle ultramontanen Gelehrten darüber in Bewegung geriethen. Und Grund genug hatten ſie, das können Sie nicht leugnen.

Seit ungefähr 6000 Jahren, nachdem Gott den Einfall gehabt, die Welt zu erſchaffen, hatten ſich die Italiener vom Vater auf den Sohn daran gewöhnt, wenn ſie denſelben Weg machten wie Sie, im Gegentheil die Gebirge zur Linken und das Meer zur Rechten zu ſehen. Allein da Sie ein großer Meiſter ſind und da Sie alle dieſe ſchönen Sachen in ein Journal ſchreiben, welches ein großes Gewicht hat, ſo wird, wie ich nicht bezweifle, die Umſtellung nächſtens allgemein zugegeben, und die Italiener werden zur Erkenntniß kommen, daß ſie Unrecht hatten. Jetzt wollen wir uns zur Überſicht wenden. „Im erſten Akte dieſer höchſt profanen Komödie“... Verzeihung, daß ich mich abermals unterbreche, allein meine Abſicht, das ſchwöre ich Ihnen, iſt nie geweſen, eine heilige Komödie zu machen... „im erſten Akt dieſer höchſt profanen Komödie ſind wir“, ſagen Sie, „in Saint-Cyr. Herr v. Saint-Hérem, der in eine Penſionärin verliebt iſt und eines Verbündeten bedarf, ruft Duboulloy. „Holla, he, Duboulloy und das Thier, der Duboulloy“, ſagen Sie, „klettert durch's Fenſter“. Verzeihen Sie, lieber Herr Janin, allein es ſchien dennoch mir, der das Stück in Scene geſetzt, daß er durch die Thür hereinkomme. Freilich, in dem Augenblick, als Duboulloy durch die Thür hereinkam, plauderten Sie auf dem Gange mit Ihrem geiſtreichen Collegen, Herrn Merle, der Sie fragte, ob nicht bald eine zweite Auflage von Barnave erſcheinen werde, auf die man um ſo mehr warte, da die Vorrede allein, welche dieſem ſchönen hiſtoriſchen Roman, der Ihnen das Kreuz der Ehrenlegion eingebracht, die erſte Auflage ſchon längſt bis auf das letzte Exemplar verkaufen ließ. Sie fahren fort und gehen von der Erzählung in den Dialog über. „Saint-Hérem, ſagen Sie, hat nichts Eiligeres zu thun, als Duboulloy zu ſagen: Halbpart! ich habe hier zwei Fräuleins von Saint-Cyr zur Verfügung und gebe Dir die Kleine. Ich hätte lieber die Große, antwortet Jener. Du biſt ſehr wählig! fährt Saint-Hérem fort. Willſt Du Dich übrigens nicht verheirathen? In zwei Stunden heirathe ich, ruft der Bengel, und zieht ſeine Uhr aus der Taſche. Ich verlange nur eine Stunde und zwanzig Minuten, erwiedert Saint-Hérem, und das Ding iſt gemacht.“ Verzeihen Sie noch einmal, lieber Herr Janin, aber Sie waren gewiß noch nicht wieder in Ihrer Loge, als die Begebenheiten, welche Sie erzählen, auf der Bühne ſtattfanden. Es folgt daraus, daß Sie meinen Dialog nicht gehört, und deswegen die Güte hatten, mir den Ihrigen zu leihen. Allein wenn man den Leuten leihen will, muß man vor allen Dingen wiſſen, ob ſie Luſt haben, zu borgen. Ihr Dialog iſt geſchmackvoll und geiſtreich, das geb' ich zu, allein da der meinige einmal fertig iſt, kann ich ihn ebenſo gut beibehalten. Meine Dankbarkeit bleibt für Sie, darauf können Sie ſich verlaſſen, lieber Herr Janin, um ſo größer, da Sie, wie es ſcheint, ordentlich darauf ausgehen, mir Almoſen zu geben. Etwas weiterhin dialogiſiren Sie abermals. Diesmal ſpricht Louiſe. „Meiner Treu! ſagt ſie, mein Lärvchen gefällt Duboulloy nicht. Das iſt ſein Schade. Ganz nach ſeinem Belieben, ich kann warten. Einſtweilen habe ich gute Kleidung, gute Wohnung, gute Heizung, ein gutes Bett, einen guten Wagen. Das Übrige wird zur rechten Zeit und am rechten Ort auch ſchon kommen.“ Dieſe Proſa iſt abermals von Ihnen, lieber Herr Janin. Geſtatten Sie mir, das Publikum davon in Kenntniß zu ſetzen, es könnte ſonſt ganz allein, um in meinem Luſtſpiel dieſen hübſchen Satz zu hören, in's Theater français gehen, und hätte ein Recht zu zürnen, da es ihn nicht darin finden würde. Vorzugsweiſe aber verletzt Sie, den Mann der Bedenklichkeit, den Mann der Thatſachen, den Mann der Jahrszahlen, mit einem Wort, den Mann der Geſchichte, daß Frau von Montbazon gutmüthig genug iſt, einem Dritten Briefe von ſolcher Wichtigkeit einzuhändigen, wie ſie Saint-Hérem übergiebt. „Jedenfalls“, ich führe Sie wörtlich an, bemerken Sie dies wohl, meine Herren Leſer? und verlieren Sie, ich bitte ſehr darum, ja kein Wort von dieſer

Citation. — „Jedenfalls hatte die Dame nicht ſo viel Autorität, als der Kardinal Richelieu ihrem Schwager, dem Chevalier v. Rohan, den Kopf abſchlagen ließ (1674). Es war grade 30 Jahr früher, was ſie nicht jünger macht." Allen Reſpekt, lieber Herr Janin! Auf meine Ehre, Sie ſind ein einziger, unſchätzbarer Mann! Unerhört! Nachdem Sie entdeckt, daß man auf dem Wege von Genua nach Lucca die Gebirge zur Rechten und das Meer zur Linken hat, was gewiß, wie ein Blick auf die Karte zeigt, eine neue geographiſche Theorie iſt: haben Sie jetzt eine mindeſtens ebenſo wunderbar geſchichtliche Thatſache entdeckt, nämlich daß der Kardinal Richelieu, welcher am 4. Dec. 1642 ſtarb, dem Chevalier v. Rohan, der am 27. Nov. 1674 vor der Baſtille enthauptet wurde, den Kopf abſchlagen ließ, d. h. 32 Jahre nach ſeiner Beerdigung. Welch ein gräßlicher Tyrann war doch dieſer Kardinal Richelieu, und wie weit übertraf er noch den wilden Tiberius, deſſen Hinrichtungen nur bis zum zweiten Tage nach ſeinem Tode fortdauerten! Ich begreife es, lieber Herr Janin, daß ein Mann, der wie Sie ſeine Thatſachen und Jahrzahlen an den Fingern abzählen kann, in geſchichtlichen Dingen ſchwierig iſt. Wer viel weiß, fordert viel, und wehe dem geſchickteſten Zögling der Ecoie des Chartes, wenn er ihnen je unter die Hände käme. Da würde er auf einmal lernen, daß Smyrna eine Inſel, daß Napoleon auf dem Schlachtfelde von Cannä gelandet, daß der Engpaß der eiſernen Thore eine Reihe von den Römern errichteter Triumphbögen, daß die Saone von Lyon nach Saint-Etienne, ihrer Vaterſtadt, fließe, daß die Rhone bei Marſeille vorbeigehe, daß die Haſen ſich in die Erde verkriechen, daß die Rebhühner auf Baumzweigen ſitzen und daß die chasse à courre (Hetzjagd) chasse à cours geſchrieben werde: lauter Dinge, die Sie in demſelben Journal des Débats haben drucken laſſen, einem ſo literariſchen, ſo gelehrten und ſo gründlichen Journale, daß ſeine Leſer erſt jetzt wahrnehmen, wie Sie, der Erzſkeptiker, Sie, der ſich über die ganze Schöpfung luſtig macht, ganz ſachte ſo weit gekommen ſind, ſich über Ihre Abonnenten luſtig zu machen. Weiter. Wir ſind im dritten Akt, in Spanien, am Hofe König Philipp V. Ei, der Teufel, jetzt wird die Kritik ernſthaft werden! Nun mag ich mich in Acht nehmen. Hier, lieber Herr Janin, erwarteten Sie, wie es ſcheint, Etwas zu ſehen, was Sie nicht geſehen und was der Herzog v. Saint-Simon, glücklicher als Sie, geſehen hatte, nämlich einen König, der „ſehr gebückt, bedeutend zuſammengeſchrumpft, mit ſpitzem Kinn, das Geſicht ganz verlängert, die Füße gradaus, aneinanderſtreifend und beim Gehen ſich kreuzend", und Sie haben, ſagen Sie, nichts von dem Allen bemerkt. Ich begreife Ihren Verdruß, und der Anblick eines ſolchen Königs war merkwürdig genug, es mir nachzutragen, daß ich Sie deſſen beraubt; allein außerdem, daß es über 10 Jahre nach der Zeit, wo ich ihn auf die Bühne bringe, geweſen iſt, als der Herzog v. Saint-Simon den König in dieſem kläglichen Zuſtande ſah, bekenne ich, daß mir für den Fortgang meines Luſtſpiels ein König nöthig war, der munter und geſund genug, um Saint-Hérem eiferſüchtig zu machen. Ihren König konnte ich nicht brauchen, und kraft meiner dramaturgiſchen Rechte enthielt ich mich ſeiner. Er verbleibt Ihnen deshalb vollſtändig, und wenn Sie ihn für Ihre Rechnung nehmen wollen, ſo zweifle ich nicht, daß Sie, lieber Herr Janin, mit Ihrem dramatiſchen Talente, von dem Sie mir, wie ich es meinen Leſern geſagt, im Jahr 1832 einen ſo großen Beweis geliefert, den Helden eines reizenden Luſtſpiels daraus machen werden. Sie haben noch eine andere Hoffnung gehabt, denn an dieſem unglücklichen Abend ſind alle Ihre Hoffnungen getäuſcht worden, nämlich neben dieſem „gebückten, zuſammengeſchrumpften König, mit ſpitzem Kinn" ꝛc. einen Premierminiſter zu ſehen: „blond, klein, plump, dick, mit rothem Geſicht und zwei kleinen, an ſeinem dicken Bauch klebenden Händen". Sie lieben die Pendants, lieber Herr Janin, und ich begreife das. Es macht ſich gut auf

Digitized by Google

einem Kamin oder einem Spiegeltiſch; eine vereinzelte Vaſe verliert die Hälfte ihres Werths, und Geoffroi, Ihr Vorgänger (im Journal des Débats), dachte über dieſen Punkt grade ſo wie Sie. Allein wenn es leicht iſt, eine Vaſe oder einen Candelaber wieder zu paaren, ſo wird es doch ſchwerer, glauben Sie's mir, ſich einen menſchlichen Magot der Art, wie Sie ihn verlangen, zu verſchaffen. Soll ich Ihnen die Wahrheit geſtehen? Die Rolle war geſchrieben, wie Sie es gewünſcht hätten. Leider fand ſich unter den 53 Mitgliedern und Theilnehmern des Theater français Niemand, der würdig geweſen, ſie zu ſpielen. Allein, da Sie Ihren „gebückten, zuſammengeſchrumpften" König, Ihren „blonden, plumpen, kleinen und dicken" Premierminiſter nicht ſehen konnten, hofften Sie, wie Sie ſagen, die Höflinge „auf den Knien und rückwärts, ich weiß nicht wie viel Sammtkiſſen durchlaufen" zu ſehen, jeder „bei Kniebeugung, während die Königin von ihrem Throne herabſtieg, A los pies à Vuestra Excellentia! ſagend und ſich bei der Thür des Zimmers noch auf den Knieen befindend." Allerdings, lieber Herr Janin, bezweifle ich nicht, daß die anmuthigen Exercitien, die Sie angeben, in einem gymnaſtiſchen Theater vielen Beifall finden würden. Allein auf dem Theater français und im dritten Akt eines bis dahin ziemlich muntern und recht lebhaften Luſtſpiels dürfte vielleicht, das beſtreiten Sie ſelbſt nicht, im Augenblick, wo die Intrigue den Knoten ſchürzen muß, ein ſolches in Scene ſetzen eine Länge gebildet haben, ungerechnet, lieber Herr Janin, daß der ſchöne Sammt und der prächtige Atlas, von dem Sie bedauern, daß man ihn bei einer ſo erbärmlichen Veranlaſſung benutzt habe, abſcheulich dabei abgerieben wäre, daß meine Schauſpieler bei jeder Aufführung neue Beinkleider gebraucht hätten, oder daß doch mindeſtens nöthig geweſen wäre, ihnen Kniebänder zu liefern, ein Aufwand, der den armen Koſtümier, auf deſſen Koſten die Koſtüme gemacht werden, zu Grunde gerichtet haben würde. Nun werden Sie aber doch, lieber Herr Janin, den Untergang eines rechtſchaffenen Mannes nicht wollen, der weiter kein Verbrechen begangen hat, als daß er Rock, Weſte und Hoſe für einen König geliefert, der weder gebückt, noch zuſammengeſchrumpft war und auch kein ſpitzes Kinn hatte. Allein, Schwerenoth, das iſt noch nicht Alles und damit bin ich Ihre Vorleſung über die Etikette noch nicht los. Sie bedauern, daß das Feſt, welches der Herr Herzog v. Anjou giebt, nicht ein „ernſtes, ſchwerfälliges, ganz nach ſpaniſchem Ceremoniel" eingerichtetes Feſt ſei. Ach wären Sie doch in Ihrer Loge geweſen, als dieſer unglückliche und ſo tadelbare dritte Akt begann: ſo hätten Sie den Herzog v. Anjou ſich über dieſe Feten, die Sie glücklich machen würden, bitter beklagen hören. Um ſich von dieſen ſpaniſchen Bällen zu erholen, giebt er einen Ball nach franzöſiſcher Art. Grade weil die ſchwerfälligen dicken Mauern des Escurial auf ihm laſten wie ein Grabgewölbe, geht er, um freie Luft zu ſchöpfen, nach Buen-Retiro, dieſem Luſtort der Könige von Madrid. Dort, ſo hat er geſagt, werde er endlich der Etikette entſchlüpfen. Allein Sie haben es nicht gehört, lieber Herr Janin. Während er es ſagte, plauderten Sie auf dem Gange mit Ihrem geiſtreichen Collegen Charles Maurice, dem Sie zu ſeiner Gerechtigkeit Glück wünſchten und der Ihre Unparteilichkeit lobt. Allein daß Sie mich wegen meines Mangels an Anſtand angreifen, iſt noch nicht alles; Sie greifen auch das arme Theater français an, was nicht das allermindeſte dafür kann. Denn wenn es, mit Recht oder mit Unrecht, Luſtſpiele von mir verlangt, muß es doch die Luſtſpiele geben, die es verlangt hat. „Wir begreifen nicht", ſagen Sie, „daß das Theater français, was doch Gedächtniß haben muß, mit der Etikette des ſpaniſchen Hofes ſo leicht umgeſprungen iſt. Dieſe Etikette findet ſich überall, in allen Geſchichtsbüchern und beſonders in allen Dramen: im Don Karlos von Schiller, im Ruy-Blas von Victor Hugo, der ſich ſo viel Mühe giebt, Ihnen die Anzahl und die Stellung der Perſonen, der Lehnſtühle, die

Digitized by Google

Seſſel, die Kiſſen, die Duennas, die ganze Wiſſenſchaft der Camerera-mayor zu erklären." Zunächſt, lieber Herr Janin, iſt weder Don Karlos, noch Ruy-Blas im Theater français gegeben worden. Don Karlos iſt, glaube ich, in Weimar aufgeführt, und Ruy-Blas, das weiß ich, auf dem Theater de la Renaiſſance. Sie führen zwar auch noch das Luſtſpiel Reine d'Espagne, „in dem man lernte, daß an die Thüren gekratzt werde", an: ein Luſtſpiel, das in der Rue Richelieu gegeben worden; allein da ungeachtet des ausgezeichneten Talentes ihres Verfaſſers, eines der geiſtreichſten Männer in der ganzen Welt, dieſes Luſtſpiel, von denſelben Einzelnheiten, die Sie in dem meinigen nicht zu finden bedauern, erdrückt, nur ein einziges Mal gegeben worden und das noch dazu vor 10—12 Jahren: ſo iſt es kein Wunder, daß das arme Theater français, welches nur einen Souffleur hat, der ſeitdem mit dem Souffliren anderer Werke ſehr beſchäftigt geweſen, jenes ein wenig vergeſſen hatte. Indeſſen, das geſtehe ich ein, trotz der brummbärigen Miene, die ich annehme, iſt der eine von Ihren drei Vorwürfen mir empfindlich geweſen, nämlich derjenige, daß ich mich in Kenntniß der Etikette von meinem Freunde und Collegen Victor Hugo übertreffen laſſen. Gewiß liebt, beſonders aber bewundert Niemand mehr als ich unſern großen Dichter, dem Sie, da Sie ihn nicht öffentlich im Journal des Débats beißen konnten — Sie wiſſen wohl, Das iſt Ihnen höheren Orts unterſagt worden — ſo oft in irgend einem verſteckten Feuilleton irgend eines unbedeutenden Blättchens aufgelauert haben, um ihn im Vorbeigehen zu zwicken, mit der Hoffnung, wenn auch nicht an der Verwundung, werde er doch am Gift ſterben. Dieſer Vorwurf, ſage ich, iſt mir empfindlich geweſen, weil ich im Gegentheil grade im Ruy-Blas, den Sie anführen, ein gar bemerkenswerthes Fehlen der Etikette wahrzunehmen geglaubt hatte. Ja allerdings, die Lehnſtühle ſtehen an ihrem Platz, die Seſſel ſind abgezählt, die Duennas ſind auf ihren Poſten und das Alles, lieber Herr Janin, hindert doch die Königin Marie v. Neuburg nicht, verliebt zu ſein in wen? in einen Lakaien! Hindert nicht, daß ſich die ſtolze Deutſche im fünften Akt von ihrem Lehnſtuhl oder ihrem Seſſel erhebt, über ihre Kiſſen wegſchreitet und ihren Duennas entſchlüpft, um ganz allein auf den Straßen ihrer Hauptſtadt herumzulaufen und ihren Liebhaber in dem Luſthauſe von Don Saluſt aufzuſuchen, Etwas, das, wie Sie, lieber Herr Janin, der die Etikette am Hofe von Madrid ſo genau kennt, wohl wiſſen, einer Königin von Spanien materiell unmöglich iſt. Und doch hindert das nicht, daß dieſer Ruy-Blas eins der ſchönſten Dramen iſt, die ſeit zehn Jahren geſchaffen worden. Wiſſen Sie aber wohl, wodurch das Theater français in Stücken der Etikette verdorben iſt? Jetzt werden Sie aufſpringen! Weil es gewohnt, Corneille, Racine und Molière zu ſpielen, denn haben Sie nicht bemerkt, lieber Herr Janin, daß in den Tragödien und Komödien dieſer großen Meiſter Jeder hereinkommt und weggeht, als ob er zu Hauſe ſei: Cinna bei Auguſtus, Osmin bei Acomat, ganz Paris bei Alcmène, und daß kein Sklave am Pallaſtthor des Kaiſers, kein Eunuch an der Pforte des Sultans, kein Lakai an der Thür der ſchönen Witwe ſteht, um diejenigen, welche ihnen ihren Beſuch abſtatten wollen, am Eintreten zu hindern. Das kommt daher, lieber Herr Janin, daß die großen Meiſter in der Art, wie ein Botſchafter grüße, in der Aufſicht, welche eine Duenna führe, in dem Platz, den ein Lehnſtuhl einnehme, die Kunſt nicht ſahen. Die Kunſt iſt hochfahrender, als Sie ſich denken. Es iſt ein edler Patricier Roms, ein ſtolzer Hidalgo Caſtiliens, ein Grandſeigneur Frankreichs, und wenn eine armſelige kleine Barrière, die ein Sklave, ein Eunuch oder ein Lakai errichtet hat, im Wege ſteht, zerbricht er ſie, wenn er Zeit hat, oder ſpringt er darüber, wenn er eilig iſt. Ah, ſieh da, jetzt ſind Sie eilig wie ein Patricier, wie ein Hidalgo, wie ein Grandſeigneur, und überſpringen den vierten Akt. Allein nicht Jeder hat Edelmannsbeine, fähig, über Barrièren zu

ſetzen, und Sie, lieber Herr Janin, fallen wieder in mein Luſtſpiel hinein, in dem Augenblick, ſagen Sie, „als Charlotte Saint-Hérem ankündigt, daß Sie nicht länger ſeine Frau iſt, ſondern ſeine und auch ein wenig des Königs Geliebte ſein will." Das heißt, überall Schlechtes ſehen! Kein Zuſchauer hatte dieſe Abſicht bei Charlotte bemerkt. Allein Sie ſind ein ſo einſichtsvoller, ſo gründlicher Kritiker, daß Ihnen nicht blos nichts entgeht, was im Stück iſt, ſondern daß Sie auch noch ſehen, was nicht darin iſt. Das heißt kurzſichtig ſein! Aber nicht blos kurzſichtig ſind Sie, ſondern auch noch etwas taub. In der Scene des fünften Akts, wo der Ehemann, der ſich beſchimpft glaubt, den König beleidigt, haben Sie Saint-Hérem zu Philipp ſagen hören: Laßt uns hinausgehen! Sie haben nur dieſes einzige Wort vernommen, weil man in dieſem Augenblicke eine Logenthüre öffnete. Denn in dieſem Augenblicke, ich weiß das genau, lieber Herr Janin, weil ich Sie den ganzen Abend nicht aus den Augen verloren habe, denn in dieſem Augenblicke, ſage ich, plauderten Sie auf dem Gange mit ihrem geiſtreichen Collegen Rolle, der Sie fragte, ob Sie nicht bei Gelegenheit Ihrer Verheirathung ein kleines Neujahrsfeuilleton ſchreiben würden. Jetzt, lieber Herr Janin, will ich nicht weiter gehen, als Sie ſelbſt gegangen ſind und wie Sie es mit mir zu Ende gebracht, will ich es mit Ihnen zu Ende bringen. Ja, Sie hatten Recht, als Sie in dem charmanten Feuilleton, was Sie über Ihren eignen Tod geſchrieben, ankündigten, daß Sie noch nicht geſtorben ſeien, als Sie alle Liebhaber von Kunſtſtücken mit der Verſicherung beruhigten, man werde Sie noch wieder auf dem Seile tanzen ſehen. Ja, jeden Montag und zuweilen des Dienſtags geben Sie ihnen das Schauſpiel Ihrer Geſchmeidigkeit und Ihres Equilibrirens. Aber hüten Sie ſich, lieber Herr Janin, wenn Sie auch Ihre acrobatiſchen Kunſtſtücke, wie Sie das ſelbſt nennen, machen, mit Ihrem Balancierſtock Leute zu berühren, die Ihr Seil nur mit dem kleinen Finger zu berühren nöthig hätten, um Sie den Hals brechen zu laſſen. Und nun, lieber Herr Janin, bis auf mein neuſtes Luſtſpiel! denn ich benachrichtige Sie im Voraus: da das Theater français darauf wartet, würde ich, wenn Sie mir die Ehre erzeigen ſollten, mir zu antworten, von heute bis zum Tage der Aufführung keinen einzigen Augenblick Zeit haben, mich mit Ihnen zu beſchäftigen — mit der Feder, wohlverſtanden! Ich bin, theurer Herr Janin, Ihr unterthänigſter und ganz gehorſamſter Diener A. Dumas, Verfaſſer der Demoiselles de Saint-Cyr.

Dieſes ſcharfe Schreiben beantwortete Jules Janin durch eine Zuſammenſtellung ſämmtlicher mißgünſtiger Urtheile, welche all die „geiſtreichen Collegen", deren Alexander Dumas erwähnt, in den verſchiedenen Journalen gefällt hatten. Dieſe Dornenleſe knüpfte er an die Berichterſtattung über ein Spektakelſtück, worin der bekannte Luſtigmacher Alcide Touſez eine Bramarbasrolle geſpielt, und ſtellte ihm Alexander Dumas als einen ähnlichen Poſſenreißer an die Seite. „Der würdige Alcide Touſey möchte ſich nicht gerne ſchlagen. Nichts iſt heut zu Tage leichter. Seid Ihr irgend nicht beleidigt: ſo ſtemmt die Fäuſte in die Seite, ſpeit Feuer und Flammen, ſchreit, heult, droht, fordert Euren Gegner öffentlich heraus, damit der Polizeikommiſſair nicht daran zweifeln kann, daß Ihr Euch duelliren wollt, ſorgt dafür, daß Jedermann es erfährt, Vater, Mutter, Frau und Kinder, und dann tretet kühn auf die Straße, den Hut auf einem Ohr: ſo iſt das Kunſtſtück fertig." Dann beſchuldigt er Alexander Dumas, die Demoiselles de Saint-Cyr gar nicht ſelbſt gemacht zu haben. Es ſei ein von mehrern Theatern zurückgewieſenes Stück, das urſprünglich Les deux mousquetaires geheißen und von ihm nur zugeſtutzt worden. Alexander Dumas ſchreibe Orthographie ohne h, die italieniſche Stelle aber ſtehe ſo in einer zu London gedruckten Ausgabe des Decameron. Jules Janin habe nie Unterſtützung von den Miniſtern erbeten, ausgenommen für Andre, von Alexander Dumas aber ſage das Gerücht allerlei ꝛc.

Nachdem dieſer mit Ausdrücken wie Delirium tremens und ähnlichen Artigkeiten verzierte Brief gedruckt war, hörte man längere Zeit nichts von dem Streite. Dann erſchien plötzlich als Schluß eines Artikels über Zeichnungen von Eugène Delacroix zu Hamlet folgende Erklärung von Jules Janin:

Seit beinahe 14 langen Tagen, dies ſei geſagt bei Gelegenheit von Hamlet's Kirchhof, ſeit unſerer Antwort auf den Brief, den uns Herr Alexander Dumas geſchrieben, rüttelt und trübt eine ſeltſame Gährung beide literariſche Lager. Man tritt uns an, man befragt uns. Wie ſtehts denn mit Ihrem großen Zwiſt? Andrerſeits beſpricht man ſich ganz leiſe: das kann nicht anders enden als mit Blut! Jeder hegt in ſeiner großen Seele ſeinen kleinen Wunſch: Wär' ich doch erlöſt von dieſem Grämling, der mich nie ohne Einſchränkung gelobt hat! Warum bin ich nicht befreit von dieſem raſtloſen Geiſt, der ſeine fünf Akte eines Drama oder eines Luſtſpiels fertig hat, bevor ich den Stoff meines Luſtſpiels, den Titel meines Drama zu finden vermag. So regt man ſich, ſo murmelt man, ganz wie in Lemercier's Tragödie:

Erklärt er ſich denn nicht! Wie zaudert er zu ſterben!

Um all dieſe mit ſo angenehmen Hoffnungen vermiſchte Gerüchte zu beantworten, ſind wir wohl genöthigt, Ihnen zu ſagen, wie und weshalb dieſer, urſprünglich ganz literariſche Streit die literariſchen Grenzen nicht überſchritten hat. Allerdings war auf beiden Seiten die Aufregung ziemlich lebhaft. Die Provocation des Einen war zu direkt, die Antwort des Andern zu heftig geweſen, um nicht denen, die von dieſer doppelten Aufreizung blutige Reſultate erwarteten, einige Hoffnung zu geben. Ja, wenn Alles geſtanden werden muß (hier bitte ich den Herrn Staatsanwalt um Verzeihung): der Tag war ſchon gewählt, das Rendezvous verabredet, Zeit, Ort, ein ſehr niedliches Plätzchen, Alles war beſtimmt. Ihr brauchtet nur einen Platz zu belegen, Ihr Alle, die Ihr die natürlichen Zuſchauer von Kämpfen der Art ſeid. Jeder von uns würde ſein Beſtes gethan haben, Euch einige Bravos zu entlocken. Bei dergleichen Vorfällen leiſtet man aber nicht immer, was man zu leiſten gewünſcht hätte. Erſt erzürnt man ſich und wird heftig; man will durchaus Blut, man denkt ſich den Gegner ſchon todt, todt, um einige Müſſiggänger zu unterhalten. Ja, aber wenn der erſte Zorn verflogen iſt, trifft es ſich oft, daß die beiden Feinde bei ihrer nächſten Begegnung den Haß, der ſie treibt, vergebens in Ihrem Herzen ſuchen. Es iſt kein Haß mehr da! dieſer ganze Zorn hat ſich bereits gelegt. Beim bloßen Anblick erinnert man ſich der vergangenen Freundſchaftsbezeugungen, der zahlreichen Bemühungen, der geleiſteten Dienſte. Man rechnet einander gegenſeitig die Aufregungen, die ſchmerzlichen Erfahrungen zu Gute, welche das literariſche Leben mit ſich bringt. Man war gekommen, um ſich zu ſchlagen und iſt ganz bereit, Alles zu vergeſſen. So war meine Stellung zu Herrn Alexander Dumas, als wir, er und ich, uns nach ſeinem Briefe und meiner Antwort zum erſten Male wieder begegneten. Ich begriff ſogleich, indem ich mich ſeines nützlichen und fleißigen Lebens, ſeiner zahlloſen Erfolge, ſeiner wohlverdienten Popularität, der Verſprechen, die er erfüllt und die er zu erfüllen wiſſen wird, erinnerte: ich begriff, daß es mir unmöglich ſei, all dieſen Zorn nicht zu beklagen. Allerdings hätte ich all den Schmerz verwiſchen mögen, denn er mir verurſacht; beſonders aber hätte ich all das Übel zu verwiſchen gewünſcht, was ich ihm gethan. Eine ſolche Heftigkeit liegt nicht in meinem Herzen, liegt nicht in meinem Sinn. Ich weiß ſehr wohl, daß der Kritik, während ſie ihre Rechte vollſtändig und ungeſchmälert behauptet, Höflichkeit Pflicht iſt. Allein wer kann denn immer ſeine Aufregung beherrſchen? Wer iſt ſtark genug, ſeinem Gegner nicht auf das Feld zu folgen, was der Gegner gewählt hat. Hat nicht Herr Alexander Dumas als er neulich den glühenden Boden der Kritik betrat, ſelbſt gezeigt, wie leicht

es iſt, die unmerkliche Grenze zu überſchreiten, welche die natürliche, erlaubte Vertheidigung von der Grauſamkeit und der Rache ſcheidet, die man ſpäter bedauert? So dachte ich, und zugleich fühlte ich mit meiner alten Freundſchaft all mein ehemaliges Wohlwollen wiederkehren. Ich vermag Ihnen nicht zu ſagen, was in Herrn Alexander Dumas Seele vorging, allein jedenfalls ebenſo ſehr wie ich begriff und beklagte er das unnütze Übel, was dieſe einſtündigen Feinde ſich gethan, und beſonders die große Freude, welche ſie ihren alltäglichen Feinden gemacht. Unſere Zeugen, vier Ehrenmänner, an die ſich unſere Freunde, wie unſere Feinde halten können, bereiteten indeſſen Alles für den Kampf des folgenden Tages vor, während er und ich neben einander gingen, mit ebenſo ruhigem Schritt, mit ebenſo ſtillem Herzen, als ob wir unterwegs geweſen, um, uns über Kunſt und Poeſie unterhaltend, einen Abendſpaziergang zu machen. Tendens Venafranos in agros. Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen? Er und ich waren mit dieſer ſchweigenden Erklärung zufrieden und gaben uns die Hand, ohne jedoch auf Das zu verzichten, was wir Beide als eine Nothwendigkeit der Lage betrachteten, in die wir uns gebracht hatten: eine Ausgleichung mit den Waffen. Das war nun Sache unſerer Zeugen. Allein unſre Zeugen wollten nicht, daß die Ausgleichung weiter gehe, als der Zorn. Sie wollten aus dem Duell, was heutiges Tages mehr als je ein ernſtes Ding iſt, keine leere Schauſtellung machen. Sie behielten jedem der beiden Gegner das ihm zuſtehende Recht vor: dem Kritiker das Recht, mit aller Freiheit des Geiſtes und des Gewiſſens zu ſagen: Das iſt ſchlecht! dem Dichter das Recht, ſein Werk zu vertheidigen, allein es mit Turnierwaffen zu vertheidigen, wenn es mit Turnierwaffen angegriffen worden. Beſonders aber behielten ſie ihm ganz vollſtändig das allerſchönſte, herrlichſte, glänzendſte Recht vor, das Recht der Poeten, das Recht, Meiſterwerke zu ſchaffen, ſo ſchön, daß die Kritiker, und ſelbſt die ungerechten, gezwungen ſind, es zu allererſt zu bewundern und zu loben. So iſt dieſe Geſchichte. Ich erzähle ſie Ihnen, weil ich gewohnt bin, Ihnen Alles zu ſagen. Jetzt bin ich alſo genöthigt, gegen Herrn Alexander Dumas Werke ſtrenger als je zu ſein. Will er ſich indeß Genugthuung verſchaffen, ſo kann ihm die Genugthuung nicht fehlen. In einigen Jahren wird Herr Alexander Dumas ohne Zweifel Mitglied der Academie ſein. Wohlan, ſo warte er nur! Vielleicht ſieht er dann eines ſchönen Morgens ſeinen wilden Gegner kommen und ihm ſagen: Es fehlt mir noch eine Stimme, um drei oder vier zu haben; geben Sie mir die Ihrige. Und wenn der Kritiker wirklich ſeine Pflicht bis an's Ende erfüllt, wenn er gegen Alle und Jeden, ſelbſt gegen Herrn Alexander Dumas die Menſchen und die Dinge der Geſchichte vertheidigt hat: ſo kann er ſicher ſein, die Stimme zu erhalten, vielleicht nicht vom Verfaſſer der Demoiselles de Saint-Cyr, aber vom Verfaſſer von Henri III., von Charles VII., von Christine à Fontainebleau.

Hiermit endet die Fehde. Alexander Dumas hat, ſeiner Erklärung getreu, keine öffentliche Antwort weiter ertheilt. Natürlich fehlt es nicht an guten Freunden, die dieſes Stillſchweigen als eine Beleidigung für Jules Janin darſtellen und den Zwiſt von Neuem anzuſchüren ſuchen. Dies dürfte ihnen ſchwerlich gelingen. Frägt es ſich doch überhaupt, ob eine Anwendung von Waffengewalt zuläſſig ſei, ſo lange ſich das öffentliche Urtheil auf öffentliche Äußerungen beſchränkt, und der Eine nichts beſpricht, als was der Andere der Beſprechung preisgegeben hat. Eine Löſung dieſer Frage müßte auf die Natur des Duells eingehen. Vielleicht geſchieht dies nächſtens einmal.

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Berlin: Benedix giebt Abendunterhaltung; neues Stück von Adami; Bertha Stich gaſtirt; Lola Montez reitet; Kaiſer von Rußland überraſcht. — Hiller für Mendelsſohn; noch einmal Schloß Eu; Theaterrecenſionen, Hoffmann v F. in der Preuß. A. Ztg.; Walther von der Vogelweide lateiniſch; neuer Roman von Mundt; Aufſatz von Kühne; neue Oppoſitionsſchriften in Öſterreich; das Opernhaus; Thiers' und Wachsmuth's Kaiſergeſchichte; Urtheile von Berlioz; Vorſchlag für den verpfändeten „Hermann"; Joſeph Rank. — Modebericht. — Anzeiger No. 15.

Berlin, den 7. September.

Roderich Benedix veranſtaltete während ſeines hieſigen Aufenthalts im Saale des Hôtel de Ruſſie eine muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung, in der er ſelbſt eine Art Reiſe-Novelle: „Der letzte Poſtillon", und ein „Nachträgliches Geſpräch zwiſchen Dr. Weſpe" (Herrn L. Schneider) „und Honau" (Benedix) vortrug. Die Novellette, wiewohl für einen öffentlichen Vortrag weder tragiſch, noch humoriſtiſch genug, iſt doch in einem gedrungenen, hübſchen Stile geſchrieben, und hat damit einen bedeutenden Vorzug vor allen mir bis jetzt bekannten dramatiſchen Schöpfungen ſeines Talentes. Das „Nachträgliche Geſpräch" enthält in der That viel Nachträgliches, was ich ihm hier aber keineswegs nachtragen will, um ſo weniger, da es bei dem zahlreich verſammelten Publikum die glücklichſte Wirkung hervorgebracht und dem Verfaſſer den lebhafteſten Beifall erworben hat. Benedix iſt früher Schauſpieler geweſen*), doch hatte ſein Vortrag durchaus nichts komödiantiſches, wie auch ſein ganzes Weſen davon nichts an ſich hat. Er iſt ein hübſcher Mann, in ſeinen beſten Jahren, etwas ſtark, mit behäbig rheinländiſchem Anſtand.

Das Königſtädtiſche Theater wurde am erſten Tage dieſes Monats mit „Die Auferſtandene", romantiſch-komiſches Gemälde in drei Abtheilungen, von F. Adami (die Handlung theils nach Soulié und Anicet) eröffnet. Das Stück iſt ganz franzöſiſchen Zuſchnittes; viel Effekt und Scenenpomp, wenig ruhige Entwickelung; es iſt mehr tragödiſch, als es tragiſch iſt. In Heinrich Laube's „Franzöſiſchen Luſtſchlöſſern" findet man den ganzen Stoff dieſes Stückes. Das Publikum ward durchaus angeſprochen und lebhaft durch die Handlung intereſſirt. Es ſpendete vielen Beifall und rief den Verfaſſer am Ende heraus.

Fräulein Bertha Stich vom Hamburger Stadttheater gaſtirt auf der königlichen Bühne. Ihre Parthenia in „Der Sohn der Wildniß" war mir nicht möglich, mit anzuſehen, denn wiewohl ſie dieſe Rolle ſehr ſchön geſpielt haben ſoll und der Berichterſtatter der Haude- und Spener'ſchen Zeitung ſie die Ideal-Parthenia nennt, ſo iſt mir doch das Stück ſelbſt in der Seele zuwider und gänzlich verhaßt. Ich kann mir nicht helfen, wenn auch der König von Baiern dem Dichter dafür einen Orden gegeben hat. Das Stück iſt gar zu ſeicht. Der Verfaſſer hat nicht gewußt, was er damit gewollt hat, und das iſt noch das Beſte dabei, denn wenn er gewußt hätte, daß er das Weibliche in der Liebe des Mannes und das Männliche in der Liebe des Weibes hat ſchildern wollen, und er hätte es ſo albern gethan: man müßte ganz an ſeinem ſonſt ſchönen Talente verzweifeln. Die zweite Rolle der jungen

*) Er iſt ſo eben in ſeiner Vaterſtadt Leipzig aufgetreten, und zwar in ſeinem eignen Dr. Weſpe — ohne zu glänzen, ohne zu ſtören

Dame war die Hedwig in „Der Ball zu Ellerbrunn", worin ſie mir ausnehmend gefallen hat. Sie wußte mit feinem Takt und einem gar nicht genug zu ſchätzenden Zartgefühl mehr das Wehmüthige, als das Lächerliche in dieſem Charakter der vornehmen Welt zur Darſtellung zu bringen. Ihre leichten, läſſigen, koketten Bewegungen gewannen dadurch einen eigenthümlichen Reiz, und ihr ganzes Spiel erſchien wie ein prächtiger Strauß von gemachten Blumen, in deſſen Mitte ein einziges ſüßduftendes, wahrhaftiges Veilchen verborgen ruht. Unter den Convenienzen der Welt ein heimlich pochendes Herz der Liebe. Donna Lola Montez hat noch ein Paar Mal getanzt, aber durchaus ohne Aufſehen zu erregen, obwohl ſie Alles zu thun weiß, was daſſelbe hervorzubringen pflegt. Sie reitet z. B. alle Tage in einem prächtigen Aufzuge zu den Militärübungen hinaus und macht alle Manöver mit. Sie reitet vortrefflich, und jedenfalls verdient ihr Reitlehrer mehr Empfehlung, als ihr Tanzlehrer. Das Reiten aber als Mittel, Aufſehen zu machen, iſt gut. Eine reitende Dame iſt an und für ſich ſchon in dem darin kleinſtädtiſchen Berlin etwas Auffallendes, um wie viel mehr mitten unter dem Militär. Da frägt der Lieutenant A. den Lieutenant B., der B den C., der C. den D. und ſo fort bis zu den Lieutenants X., Y., Z.: wer denn eigentlich dieſe Dame iſt. Der Lieutenant Z. hat glücklicherweiſe „zuverläſſige Notizen" erhalten und antwortet: „Es iſt die ſpaniſche Tänzerin Montez, ſie tritt morgen im Theater auf". Dieſe Antwort läuft die Reihe wieder hinauf bis zum A., und Jeder denkt bei ſich: die mußt du ſehen. Am andern Abend ſitzt das ganze Alphabet der Lieutenants im Theater. „Voilà l'esprit spéculatif d'une danseuse espagnole", ſetzte der dicke franzöſiſcht Herr hinzu, der mir dieſe Geſchichte aus der Nebenloge herüber erzählte. „Sie forderte für jeden Tanz funfzig Friedrichsd'or", meinte ein Anderer, „und iſt ſehr entrüſtet, daß „cette pauvre Allemagne" ihr nur zwanzig bewilligen konnte". Ich wollte einen der Herren Theaterhofräthe an dieſem Abend fragen, wie viel ein deutſcher Dichter für eine fünfaktige Tragödie, oft die Arbeit eines Jahres, erhalte, aber ich konnte keinen zu Geſicht bekommen.

Als ich geſtern in der Dämmerung die Linden herunterkam, ſah ich eine Menge von Leuten neugierig durcheinander laufen. „Wiſſen Sie ſchon", rief mich Herr Langeweile von neulich an", wiſſen Sie ſchon?" Ja wohl, gab ich zur Antwort, ja wohl! Denn ich darf mir als Berichterſtatter nie in die Karten ſehen laſſen, und muß, um mein Anſehen zu bewahren, immer thun, als ob ich Trumpf in den Händen halte. „Sehen Sie", ſagte er, „es iſt keine Kleinigkeit, ſo ein Weg von Petersburg nach Berlin, und ſo ganz unverhofft, ſo ganz unerwartet, nur um den hohen Herrſchaften eine freudige Überraſchung zu machen. Wahrhaftig, das iſt keine Kleinigkeit, und rührend iſt es obenein". Glauben Sie, ſagte ich meinem Begleiter in's Ohr, daß der Kaiſer von Rußland nur einer Überraſchung wegen nach Berlin gekommen? — Der Kaiſer von Rußland iſt aber wirklich geſtern hier angekommen und mit Einbruch der Nacht nach Potsdam hinübergefahren.

Feodor Wehl.

Leipzig verliert nun alſo wirklich von dieſem Winter an Mendelsſohn, und muß ihn an Berlin abtreten. Dem Vernehmen nach kommt Ferdinand Hiller aus Frankfurt an deſſen Stelle. Er hat den Ruf eines geiſt- und talentvollen Mannes, und ſeine Frau den einer vorzüglichen Sängerin.

Schloß Eu iſt poſitiv ein Sündenbock für deutſche Zeitungen. Neulich berichtete eine, ich fürchte, es war eine ſehr große! daß der Canal zwiſchen Tréport und Eu nun fertig ſei, und daß die großen Schiffe die Strecke zwiſchen beiden Orten in vier Stunden zurücklegten. Dieſe Strecke iſt kaum ſo groß wie vom Brandenburger Thore bis zum

Charlottenburger Chausséehauſe, kurz, wenn's hoch kommt, ein halbes Stündchen. Nähere Auskunft über dieſen merkwürdigen Kanal, denn ich kenne auch nicht einen der Rede werthen Fluß bei Eu, wäre doch ſehr wünſchenswerth.

Bemerkenswerth iſt's, daß faſt alle Berliner Recenſionen, die Döring's Spiel loben, die Auffaſſung der Rollen anders haben wollen. Iſt die Kritik pedantiſch oder werden unſre guten Schauſpieler, um originell zu ſein, abſonderlich? Es iſt natürlich, daß ſie ſich nicht mit Wiederholung bekannter Typen begnügen wollen, es iſt ebenſo natürlich, daß ſich große Rollen nicht Marotten unterwerfen, und es iſt nur nicht natürlich, daß es ſo erſtaunlich an neuen Rollen fehlt bei einer in voller literariſcher Thätigkeit ſtehenden Nation.

Gegen bisherige ſteife Convention erzählt die Preuß. Allg. Zeitung, daß Hoffmann v. Fallersleben die Heidelberger Studenten ein Ständchen gebracht. Er ſei unter ſie getreten und habe ihnen eins ſeiner Lieder vorgeleſen. Wer zweifelt noch, daß dieſe Zeitung nicht mehr officiell ſei? Oder wäre dieſer leichtmüthige Bericht Gegenſtand von Deliberationen geworden? Das Blatt wird in der That jetzt mannigfaltiger und intereſſanter und hat die Specialgeſchichte der Inſel Kandia offenbar aufgegeben.

Wir ſind doch unverbeſſerlich! In Würzburg ſetzt man dem Minneſänger Walther von der Vogelweide ein Denkmal: nun, es iſt etwas weit hergeholt, und nur die Gelehrten wiſſen noch von dieſem Sänger; darüber ſoll nichts geſagt werden, und die Manie, daß jeder Ort ſein Denkmal haben will, iſt gewiß eine der beſten Manieen. Aber was ſchreibt man an das Denkmal für den deutſchen Dichter: lateiniſche Verſe! — Nebenbei hat König Ludwig glücklicherweiſe für einen unteren Abſchnitt eine deutſche Bezeichnung gegeben. Und das Denkmal iſt errichtet vom hiſtoriſchen Vereine für Unterfranken.

Das Juliheft des Freihafen bringt uns überraſchend Bruchſtücke aus einem neuen hiſtoriſchen Romane Theodor Mundt's, Irma von Pack, der wiederum in der Lutherzeit ſpielt, und romanhafter in perſönliches Leben und perſönliche Verzweigungen einzugehen ſcheint, als Thomas Münzer. Ferner einen Aufſatz Kühne's über Hölderlin, welcher anmuthig, innig und liebenswürdig geſchrieben iſt und in der Unterhaltung mit dem Tübinger Schreiner, dem Pfleger Hölderlin's, eine heitere dramatiſche Darſtellungsgabe zeigt, die uns Kühne noch nirgends gezeigt hat, und die für ſeine dramatiſche Thätigkeit ein günſtiges Horoskop genannt werden darf.

Unter neuen Oppoſitionsſchriften in Öſterreich wird „Öſterreich im Jahr 1843" als ſchwach bezeichnet. Der Verfaſſer iſt ebenſowenig bekannt wie der „Neuer Spaziergänge eines Wiener Poeten", denen ſoeben nachgefragt wird.

Daß das Berliner Opernhaus in alter Geſtalt aufgebaut werden ſoll, klingt befremdlich, da es offenbar zu ſchmal war für ſeinen Zweck.

Thiers, ſoeben an Ort und Stelle mit Betrachtung der Schweizer Schlachtfelder beſchäftigt, hat zwar durch das zähe Miniſterium Guizot hinreichende Zeit zur Vollendung ſeiner Kaiſergeſchichte. Wir haben aber kaum etwas Erſprießliches davon zu erwarten, da ihm die Quellen für Das, was außerhalb Frankreich vorgegangen, fehlen — und dies iſt hierbei ſehr viel — und da ihm der deutſche Schubart fehlt, der ihm für die Revolutionsgeſchichte mit deutſcher Bienenemſigkeit das Material zuſammengeſucht und zubereitet hat. Schubart iſt todt. — Wachsmuth ſchreitet unermüdet vorwärts in ſeiner Geſchichte des Kaiſerthums und iſt wohl jetzt ſchon mit dem ruſſiſchen Feldzuge beſchäftigt.

Berlioz lobt die Frankfurter Oper und beſonders Kapellmeiſter Guhr und Fräulein Capitain ſehr, die er in „Fidelio" geſehen, iſt aber außer ſich über das gleichgültige

Publikum. Unſre berühmten Theaterchöre findet er mit Ausnahme derer von Berlin, Frankfurt und „vielleicht" Dresdens ſchlecht, unſere Singakademien vortrefflich.

Daß der Cherusker Hermann für 5000 Thaler hat verpfändet werden müſſen, beſtätigt ſich denn wirklich. Ein tragi-komiſcher Vorfall. Aber beſpötteln wir nun die Angelegenheit nicht ferner, ſondern ſuchen wir Den von den Gläubigern zu befreien, der uns von den Römern befreit hat. Der ganze Plan hatte allerdings etwas Phantaſtiſches und Excentriſches, und das Ganze iſt mit Idealismus betrieben worden. Aber ſind dies nicht nationale Eigenſchaften? Gehört nicht dieſer Mangel an Thatbeſtand, Mangel an poſitivem Zwecke, Mangel an Geld zu unſrer Poeſie? Wir möchten vorſchlagen, daß in jeder Stadt eine Poetenkaſſe errichtet werde, und daß Jedermann, der ein Scherflein, ſei's noch ſo klein, hineinſteuerte, als Poet aufgezeichnet und namhaft in eine Poetengrube neben dem Cherusker deponirt werde. Es finden ſich ſicherlich raſch für 5000 Thaler Poeten.

Joſeph Rank, der durch ſein Buch über den Böhmerwald verdientermaaßen raſch zu Ehren gekommen, hat einen Volksroman in zwei Bänden „Vier Brüder aus dem Volke" unter der Preſſe, der in heutiger Zeit unter ſeinen Böhmerwäldern ſpielt. Er ſelbſt iſt von Wien aus zum Beſuche bei uns, und kehrt nach einer Tour in Norddeutſchland wieder in die Kaiſerſtadt zurück.

Moden.

Der Herbſt und Winter bringen natürlich den Sammt, den reichen Seidenſtoff und den Caſchmir wieder vorherrſchend an die Reihe, und es iſt nur die Frage, wie die Stoffe immer reicher und glänzender die ſteigenden Luxusanſprüche befriedigen werden. Die Fabriken von Lyon ſollen denn auch wirklich alles in neuerer Zeit Erzeugte mit ihren Winterlieferungen übertreffen, doch iſt noch nichts genaueres darüber bekannt und nur hin und wieder taucht eine Neuigkeit auf. Als ſolche nennt man den Velours peluche, ein ſchwerer, wolliger Sammtſtoff, auf buntex Grundfarbe mit lebhaft ſchattirten Ranken gemuſtert, zu Herren- und Damen-Schlafröcken eben ſo reich als elegant ausſehend. Auch die Modemagazine bereiten für den Herbſt vor und man ſagt, daß der Mantelet ſich mehr und mehr zum runden Halbmantel ausbilde, wieder meiſt von Sammt gemacht und mit reicher Poſamenterie beſetzt werde. Poſamentierarbeit ſcheint für alle Verzierung fortwährend ſehr modiſch zu bleiben, ſo wie alle Art gezogener Ausputz à la vieille; dahingegen die Rüche in der Gunſt fällt. Auch Spitzen, Blonden, tambourirte und Schnürenſtickerei werden bei den neuen Moden ſicherlich beliebt bleiben.

Im Augenblick iſt nichts zu ſagen als, daß man überall offne oder doppelte Röcke, hohe Leiber und halbweite Ärmel ſieht. Als neu nennt man ſolch einen hohen Leib von Mull gezogen und mit quer laufendem geſtickten Zwiſchenſatz geziert, ganz in der Weiſe wie man die gezogenen Canezous machte. Außerordentlich beliebt ſind die Nonnenhembdchen, das iſt ein hohes, ringsum faltiges und fein gefälteltes Mull-Chemiſette, das ein ſchmales Bändchen mit Spitzenkrauſe oder auch glatt ſtehender Stickerei, hoch um den Hals ſchließt. Unter hohen Überröcken, ſo wie unter ausgeſchnittenem Kleid trägt man allgemein dieſe Nonnenhembdchen, und insbeſondere Kinder und junge Mädchen ſind ſtets damit bekleidet. Den Anzug von kleinen Mädchen braucht man nicht beſonders zu erwäh-

nen, da ſie in verjüngtem Maßſtabe ganz das Ebenbild der einfacheren Moden ihrer Mütter ſind und ſie leider zu oft nur der kurze Rock und das weiße Beinkleid von einer kleinen Modekarikatur unterſcheidet. Der Anzug der kleinen Knaben wechſelt zwiſchen mehr oder minder faltigen Blouſenſchnitten, zwiſchen kurzen ſchottiſchen Pantalons, mit kurzen Strümpfen und Stiefelchen, ſo daß das Knie unbekleidet bleibt, oder halbweiten gewöhnlich langen Beinkleidern. Ein neuer engliſcher Kinderſchnitt hatte zu einer am Hals ausgeſchnittenen Blouſe und ſchottiſchem Unterzeug eine Art ſpaniſchen Mantel oder Camail von demſelben Zeug wie die Blouſe umgehangen. Ältere Knaben tragen eben ſo zweckmäßig als kleidſam meiſt kurze Jacken und halbweite Pantalons, ohne Weſte, nur ein leichtes Tuch unter den Hemdkragen um den Hals geſchlungen.

So wenig wie die Damenmoden eben jetzt Neues bieten, ſo wenig auch iſt die Herbſtwendung der Herrenanzüge ſchon zu beſtimmen. Doch ſcheint es, als wenn der ſo bequeme Twineſchnitt mit leichten Abänderungen ſich in den Winter hin halten würde, wenigſtens hat man dafür, ſowohl zum Oberzeug als zum Futter, ganz eigens Stoffe gewebt. Außerdem wird man Überziehröcke in Form der gewöhnlichen Gehröcke, nur länger, tragen, mit breiten Bruſtklappen und Kragen. Die Weſten bleiben lang, ſo lang, daß man oft die unterſten drei Knöpfe offen laſſen muß, ſie ſind meiſt weit auffſtehend und entweder ohne alle Klappe und mit einem ganz kleinen Stehkragen oder mit ſehr breiten Bruſtklappen und breit umgeſchlagenen Kragen. Grell geſtreifte oder bunt gegitterte Stoffe ſcheinen ſchon wieder die Oberhand über die licht- und einfarbigen Piquées zu erhalten. Das Beinkleid ändert wenig den Schnitt und hält ſich in zwei Formen ſchon lange feſt, d. h. es iſt entweder mit weiten, grabgeſchnittenen Beinen oben in den Gürtel gereiht, oder es iſt halbweit. Gehrock und Frack ſind unverändert in den früher beſchriebenen Schnitten, die ſich beſonders durch die ſehr breiten Bruſtklappen charakteriſiren. Das Landleben und die Eröffnung der Jagden haben viel ſogenannte Phantaſieanzüge hervorgerufen, unter denen ein Jagdrock beſonders gefällt. Es iſt dies eine Art Weſte mit ſehr langen Schößen, man macht ſie meiſt von wollnen ſtaubfarbigen Gummiſtoffen oder auch von rohem Zwillich. Der Leib derſelben iſt bequem anliegend, bis oben zum Zuknöpfen und mit ſchmäleren Bruſtklappen und Kragen. Die Schöße ſind nur wenig kürzer als die eines Fracks, aber weit, vorn unten abgerundet und beim Taillenknopf zuſammenſtoßend, die Armlöcher ſind ſehr groß, die Ärmel bequem. Taſchen ſind überall angebracht, auf den Hüften, vorn in den Schößen, hinten in den Falten und auf der Bruſt. Das Beinkleid zu dieſen veste-paletot iſt gewöhnlich von Zwillich oder grüngegittertem Wollenzeug, es iſt weit im Schenkel geſchnitten und an der Wade herunter faſt anliegend bis hinunter, wo es auf dem Fußblatt einen Zwickel eingeſetzt hat, wie die Gamaſche, und auch wie dieſe an der Seite mit acht Knöpfen verziert iſt. J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 82. Pariſer Moden. Herren- und Damenmoden: Dame mit langem hängendem Creppſchleier und hohem Seidenkleide mit doppelt gezackten Falbeln. Herren in Ausgeh-Anzügen: Shawlweſten, Shlips, mittelweite Beinkleider.

No. 83. Pariſer Moden. Damenmoden: Hüte von Crepp und pault de soie; Kleider von pault de soie und brochirter Barège; Mantelet von glacirtem Seidenſtoff.

Anzeiger. № 15.

Bei **Carl Hoffmann** in Stuttgart iſt ſoeben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Neuer Volks-Kalender.

Der Volksbote für 1844.

Mit Beiträgen von

Andree, Berge, v. Chezy, Gottſchalk, Griſſelich, Gruithuiſen, Hoffmann, Lewald, Pfyffer, Quitzmann, Seidl, Vorholz &. &.

Mit vielen colorirten und schwarzen Abbildungen.

Subſcriptions-Preis ½ Thaler.

Inhalt: Einleitung. Der deutſche Volksbote. — Hohenſchwangau (m. Abbild.). — Lichtenſtein (m. Abbild.). — Mozart's Denkmal zu Salzburg (m. Abbild.). — **Beiſpiele von Bürgertugend:** Joachim Nettelbeck (m. Portrait). — Benjamin Franklin (m. Portr.) — **Beiſpiel großen Heldenſinns:** Georg Elliot und die Belagerung von Gibraltar (m. einer Anſicht von Gibraltar). — **Beiſpiel von Vaterlandsliebe:** Ferdinand v. Schill (m. 3 Abbild.) — **Erzählungen:** Die Emigranten. — Hajum Seligmann, der Armeſünder von Fürth (m. 2 Abbild.). — **Heilkunde:** Vincenz Prißnitz (m. Portr.). Die Waſſerkur. — Juſtinus Kerner (m. Portr.). Der Magnetiſmus. — Samuel Hahnemann (m. Portr.). Die Homöopathie. — **Naturgeſchichte:** Die Bewegung des menſchlichen Körpers, und die Körpertheile, durch welche Bewegung hervorgebracht, bedingt und bewerkſtelligt wird (m. vielen Abbild.) — **Für Landwirthe:** Nützliche und ſchädliche Thiere (m. 6 col. Taf.). — **Gewerbliches:** Die Baumwolle, ihre Verarbeitung und deren Erheblichkeit für Deutſchland (m. Abbild. der Fabrik zu Ettlingen). — **Beitaſche des Volksboten:** Zu täglicher Erbauung. — **Gedichte** in hochdeutſcher, ſchweizeriſcher, tiroleriſcher, öſterreichiſcher und Karlsruher Mundart. — Überſicht der Ereigniſſe im Jahre 1842. — **Genealogie.**

Bei **J. E. Schaub** in Düſſeldorf erſchien:

Triſtan und Iſolde.

Ein Gedicht in Romanzen.

Von

Karl Immermann.

454 Seiten in 8. Auf feinem Velinpapier.

In allegor. Umſchlag geheftet.

Preis 2 Thlr. 15 Sgr. oder 4 Fl. 30 kr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermann's Schriften.

13. Band.

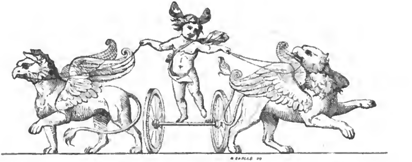
Immermann's letztes und vielleicht gediegenſtes Gedicht wird hier, ſo weit es dem Dichter zu ſchreiben vergönnt war, dem Publikum übergeben. Eine Überſicht des noch unvollendeten Theils iſt hinzugefügt. Der Stoff, welcher dem Werke zum Grunde liegt, hat ſchon einen bedeutenden deutſchen Dichter älterer Zeit begeiſtert, deſſen Arbeit, wie dieſe, durch eine eigenthümliche Fügung des Schickſals unvollendet geblieben iſt. Die Auffaſſung und Bearbeitung in dem vorliegenden Gedicht iſt aber eine ganz neue, aus dem Geiſte der gegenwärtigen Zeit hervorgegangen, von tiefer Beobachtung und Reflexion durchdrungen. Schon die einzelnen, bisher bekannt gemachten Geſänge haben den entſchiedenen Beifall der Leſer erlangt, dieſes größere, wenn auch fragmentariſche Ganze wird hoffentlich die Verehrer unſeres Dichters eben ſo befriedigen und ihre Zahl vermehren.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

20. September **№ 38.** 1843.

Ueberſicht: Der goldne Mantel, ein Mährchen von A. v. Sternberg. — Skizzen. I. — Die Journaliſtik ſoll über Sprache diskutiren. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 16.

Der goldne Mantel.

Ein Mährchen von A. v. Sternberg.

1.

Es war ein neblicher Herbſtabend des Jahres 2843, als in einer dunkeln Gaſſe einer ſehr weitläufigen Stadt, die ſich am Ufer des Rheins erſtreckte und aus der Zuſammenziehung von fünf ehemals ſelbſtändigen Städten, von Cöln, Düſſeldorf, Elberfeld und Bonn entſtanden war, alſo gleichſam eine Stadt-monstre, ein junger Mann über einen Gegenſtand ſtolperte, den er für einen Eckſtein am Waſſer hielt, der aber eine alte Frau war, die im Kanal nach Lumpen fiſchte. Sie zog eben ein Ding hervor das im trüben Lichte wie ein Stück Goldbrokat ſchimmerte, deſſen Form und einſtige Beſtimmung ſich jedoch nicht enträthſeln ließ, ſelbſt nachdem die Alte es vom Schlamm gereinigt hatte. Der junge Mann blieb ſtehn und ſah dem Treiben der Bettlerin zu. Sie breitete den Lumpen aus, ſie glättete ihn beſtmöglichſt, rollte ihn dann zuſammen, und ſteckte ihn vorſichtig in die Taſche, dann ergriff ſie ihren Stock, und wollte ſich eben mühſam vom Boden aufrichten, als der junge Mann ſie etwas rauh fragte, was ſie hier treibe.

Ich denke, darüber hab' ich Niemanden Rechenſchaft zu geben, tönte die Antwort. Noch hat kein Unberufener dieſe Frage an mich zu richten gewagt.

Ah, bitte um Verzeihung, liebe Frau, ſagte der junge Mann gutmüthig, indem er einen Schritt zurück that, um der Alten Platz zu machen ihre Wanderung in die enge Winkelgaſſe anzutreten, an deren Eingang ſie ſich befand. Sie blieb jedoch ſtehn und rief mit ſcharfem verweiſenden Tone:

Liebe Frau? Das iſt nicht mein Titel. Obgleich ich mich Herzogin, Vicomteſſe, Reichsgräfin, Comteſſe-Palatine, Burggräfin, Oberburggräfin, Reichsunmittelbare Freifrau und Adelsmarſchallin nennen könnte, ſo zieh' ich es doch vor die einfache Benennung „Edeldame“ zu fordern, denn da mein Adel ſo über Berechnung hinaus alt iſt, ſo wäre es lächerlich noch irgend einen Werth auf einen Titel zu legen. Ich bin von Geburt aus ſchon alles, wozu man mich machen wollen könnte.

Bei dieſen Worten ſuchte die Lumpenſammlerin in ihrer ſchmutzigen Taſche nach einer kleinen Horndoſe, aus der ſie mit großem Anſtand eine Priſe nahm. Der junge Mann hatte ſich an die Thüre des nahen Ladens gelehnt und ſchwieg, wie es ſchien, in großer Ehrfurcht.

Mein vollſtändiger Titel, fuhr die Alte fort, indem ſie ſich auf ihre Schlammgabel ſtützte, iſt ſo lang, daß er verbunden mit den Titeln meiner drei ſeeligen Männer vollkommen eine Stunde Zeit hinnimmt um ihn herzuſagen. Gieb einmal Acht, mein Kind, ob ich die Wahrheit ſage. Eben ſchlug die Uhr jenes alten Gebäudes, das einſt eine ſehr berühmte Kirche war, die aber Niemand fertig bauen konnte, und die deshalb vom Schickſal beſtimmt ſcheint bis an's Ende der Tage eine Ruine zu bleiben, eilf, und ich will beginnen.

Die Alte näſelte jetzt in einem ſchnarrenden Tone ihre ſämmtlichen Titel ab und ſiehe da, als der letzte genannt wurde, ſchlug es von jenem alten nicht zu vollendenden Gebäude Mitternacht. Der junge Mann hatte in halbem Schlafe hingehört, doch hatte er ſo viel verſtanden, daß die Alte die tituläre Gerichtsbarkeit über zwölf Städte, das tituläre Protektorat über zwanzig Reichsſtifte, und die titulären Eigenthumsrechte über eine ganze Grafſchaft beſaß, daß ſie in ihrem Wappen die Schlüſſel von ſechs Feſtungen führte und daß ihre drei ſeligen Männer Comthure und Großkreuze ſämmtlicher Orden der alten Welt geweſen waren, daß ihre Vorfahren das Recht „des kleinen Eingangs“ bei allen Häfen gehabt und daß ſie ſämmtlich den Anſpruch auf ein Tabouret mit Goldfranzen geltend machen durften. Bei allem dem, ſagte die Alte, muß ich dich bitten, mir ein kleines Nachteſſen zu verſchaffen. Ich geſtehe, daß ich Hunger habe.

Es wird mir eine Ehre ſein, rief der junge Mann, indem er ſich tief verneigte, mein kärgliches Mahl mit einer Dame von ſo außerordentlichen Schickſalen und ſo illuſtrer Herkunft zu theilen.

Ich fordre dieſe Gefälligkeit nicht umſonſt, ſagte die Alte gutmüthig. Ich werde dir eine hübſche Geſchichte erzählen und zwar die Schickſale dieſes Goldbrokat-Lumpens, den ich eben zu meiner großen Freude an dieſer Stelle entdeckt habe, wo, alten Nachrichten in unſerem Familienarchiv zu Folge, meine Ur-Ur-Großmutter ihn hingeworfen hat.

Der junge Mann reichte der Reichsgräfin den Arm und beide verloren ſich in das Dunkel der kleinen Winkelgaſſe.

Die Chemie des neunundzwanzigſten Jahrhunderts hatte es ſo weit gebracht, daß ſie ganze ungeheure Städte mit einem gewiſſen Gas erleuchtete, das einen ſo prachtvollen Glanz verbreitete, daß man es, an die Spitze des höchſten Thurms angebracht, brauchen konnte, einen Umkreis einer Meile taghell zu erleuchten. Dieſe koſtbare Flamme brannte eben, allein trotz ihres gerühmten Schimmers, waren die Schatten doch überwiegend in dem entfernten Stadttheil, wo der arme Student der Menſchenrechte wohnte, der eben ſeinen intereſſanten Gaſt heimführte. Bei dem Mangel an Krieg und Peſt, zwei für das Glück der Menſchheit ſo nothwendige Revolutionen, war die Zahl der Erdbewohner ſo angewachſen, daß eigens auf den Univerſitäten Lehrſtühle gegründet waren, um zu lehren wie man der Population Schranken ſetze. Dieſe neue praktiſch-wiſſenſchaftliche Disciplin beſoldete in allen Ländern ihre Agenten, die es zur Pflicht hatten Acht zu geben, daß man die Menſchenrechte wahre, das heißt die Rechte derjenigen Menſchen, die ſchon exiſtirten, gegen die Forderungen derjenigen, die erſt zu exiſtiren die Abſicht zeigten. Unſer junger Nachtſchwärmer war ein ſolcher Student der Menſchenrechte, bei äußerſt knappem Gehalt.

Als er in ſeinem Dachſtübchen anlangte, warf er einen Haufen Broſchüren von dem einzigen Stuhl, den er beſaß, und nöthigte die Reichsgräfin darauf Platz zu nehmen.

Noch eine Frage, mein Sohn, rief die Alte, biſt du verheirathet?

Der Student erröthete. Er war es heimlich, aber wenn die Profeſſoren erfahren hätten, daß er theoretiſch lehrte, was er geheim praktiſch wieder vernichtete, ſo hätte er unfehlbar ſeinen kleinen Gehalt eingebüßt und hätte aufhören müſſen Student der Menſchenrechte zu ſein.

Ich frage nur, ſetzte die Alte ihre Rede unbekümmert fort, um dir den Rath zu geben, im Fall du deine Güter einſt theileſt, mit großer Vorſicht zu Werke zu gehn. In meiner Familie ſind die ewigen Theilungen der Grund geweſen, daß wir ſo herabgekommen ſind. Kein Wunder. Mein Urelternvater hatte ſehr vernünftig nur zwei Kinder, ſein Sohn ſchon vier, der Enkel acht, der darauf folgende ſechszehn, dann zweiunddreißig und deſſen Söhne brachten mit mehrern Frauen eine ganze Population hervor. Der erſte Ariſtokrat war ein Mann ohne Titel aber mit einem koloſſalen Beſitzthum, der letzte Ariſtokrat iſt ein Mann mit endloſen Titeln und ohne eine Brotrinde zu beſitzen. Das iſt ein Satz, den die Weltgeſchichte ganz eigens erfunden hat um einer alten Frau, wie ich bin, eine ſchlafloſe Nacht zu bereiten.

Die ihr aber auf meinem Lager nicht haben ſollt, ſagte der junge Student artig. Ich trete euch mein Bette ab, und ſuche bei einem Stubennachbar ein Gaſtlager.

Während man dies ſprach, wurde das Abendeſſen eingenommen, das aus einer Schaale Milch und einem Stückchen Käſe beſtand. Hierauf nahm die Alte ihren Goldbrokat wieder hervor und begann ihre Erzählung, oder ihr Mährchen, wie folgt.

2.

In den Gebirgen von Eſtremadura irrte zur Zeit Caroli magni ein junger Fant bei einbrechender Dunkelheit rathlos umher. Sein Name war Don José, und ſein Alter ungefähr achtzehn Jahr. Er war Edelknabe am Hofe des Kaiſers geweſen, der ihn als natürlichen Sohn eines natürlichen Sohnes eines ſeiner Jugendfreunde mit einiger Sorgfalt hatte erziehen laſſen. Allein bei dieſem durch und durch natürlichen Kinde überwog die Natur die Convenienz in dem Grade, daß Don José, ſtatt ſein Glück in der Antichambre zu ſuchen, die wilden Hirten von Eſtremadura aufſuchte und mit ihnen auf Raub auszog. Jetzt grade machte er ſich auf den Weg um in Saragoſſa, wo der Hof ſich verſammelte, nicht etwa den Kaiſer, oder ſeine vornehmen Verwandten, ſondern lediglich Abenteuer nach ſeinem Geſchmack aufzuſuchen. Auf ſeinem kleinen andaluſiſchen Klepper ſorglos dahin trottend, hatte er nicht bemerkt, daß die Linien des Gebirgs ſich wunderſam ineinander ſchoben, und zuletzt war er vor einer glatten Felſenwand angelangt, die jedes Weiterreiten verhinderte. Er ſtieg ab und taſtete in der rabenſchwarzen Finſterniß an der feuchten Wand hin, fand endlich einen ſchmalen Pfad, ſchwang ſich, indem er ſich an einen wilden Lorberbuſch anklammerte, um die Felskante, und erblickte jetzt in geringer Entfernung die erleuchtete Façade eines prachtvollen Schloſſes, das in die Öde hineinglänzte. Die Fenſter ſchimmerten purpur und blau, das offne Thor erleuchteten mächtige Pechfackeln, die ihre pomphaften Flammen in der Dunkelheit der Gebüſche ſpielen ließen. Wer war froher als unſer Nachtwandler. Er gelangte mit einiger Mühe zu dem Schloſſe, indem er ſein Rößlein auf der Felſenplatte zurückließ.

Im Vorhof des Schloſſes wuchs hohes Gras, die Stufen der Treppen bedeckte ein natürlicher Teppich von bunten Waldblumen, und nur einzelne morſche Fetzen bekundeten daß einſt hier ein gewirkter Teppich die Füße der Eintretenden bewillkommnet hatte. Die Lichter flimmerten in einem wunderbaren zitternden Glanze. Doch unſern Helden kümmerte dies wenig, er eilte raſch die breite Marmorſteige hinauf, indem er dachte, die Geſellſchaft ſei oben verſammelt und die Dienerſchaft beſchäftigt, aber wie erſtaunte er, oben alles eben ſo leer und verödet zu finden, wie unten. Die weiten Säle, in ihrem Schmuck an Teppichen, Waffen und koſtbaren Gefäßen, ſtanden wüſt, und der unheimliche Glanz, der überall flimmerte, trug nur noch dazu bei, die Einſamkeit recht gehäſſig zu machen. Unſer Page durchſchritt mit tönendem Fußtritt eine endloſe Zimmerreihe, und ſtieg endlich in ein Thurmgemach hinauf, wo er einen brennenden Kamin fand und um denſelben ſechs Stühle gereiht, nicht anders als wären die Menſchen, die hier in gemüthlichem Kreiſe geſeſſen, eben erſt aufgeſtanden um das Gemach zu verlaſſen. Gegenüber dem Kamin ſtand in einer Niſche eine weibliche Bildſäule von einer ſo bewundernswürdigen Schönheit, daß der junge Abenteurer ſeinen Blick von ihrem

Liebreiz nicht abzuwenden vermochte. Die Geſtalt, die aus ſchneeweißem Alabaſter geformt war, trug ein kleines Mäntelchen von Goldbrokat um ihre Schultern. Don José umfing mit beiden Armen die ſchlanke Taille der Göttin und drückte auf den kalten Stein einen zärtlichen Kuß. Er beging ſogar die Thorheit für die ganze Nacht aus dieſem Gemach nicht zu weichen und bereitete ſein Lager dicht zu den Füßen der Statue. Als es tagte, erloſchen die magiſchen Flammen und das alte Schloß erhielt ein freundliches Anſehn, weil nun die Morgenſtrahlen hineinfielen; allein einſam blieb es darum doch nach wie vor. Die Bildſäule leuchtete in noch größerer Schönheit. Don José gerieth außer ſich, und dachte alles Ernſtes daran die herrliche Figur zu rauben, und um zu ſehen, ob ſich dies thun ließe, unterſuchte er den Sockel des Bildes. Bei dieſer Gelegenheit wankte die Statue und verlor ihren kleinen goldnen Mantel. O weh! wie fuhr der arme Page zurück, als er jetzt ein plumpes, von den Würmern zerfreſſenes altes Holzbild vor ſich ſah, das ihn aus todten Augen anglotzte und das unter dem morſchen Gerümpel der Kammer gewiß das allerwidrigſte war. Don José entlief und hatte wahrlich nicht die Abſicht wiederzukehren, als er am Portal des Schloſſes, von der hellen Sonne beſchienen, eine Inſchrift entdeckte, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte, und die Worte enthielt:

Was da reizet, war einſt mein!
Was da reizet, ſei jetzt dein!
Nun ſuche es ſein.

Der wilde Page war eben nicht ſehr mit Scharfſinn begabt, allein hier that ſein bischen Gehirn ihm doch ſeine Dienſte. Er lief ſogleich zurück, hob den Mantel auf, der in die Tiefe der Niſche gefallen war, legte ihn dem Bilde um, und ſiehe da, es war wieder ſo wunderſam reizend wie früher. Er wußte nun genug und beſchloß ſogleich, den beſtmöglichſten Gebrauch von dem Zaubermäntelchen zu machen. Er fand jetzt mit Leichtigkeit, nachdem er ſein Roß befreit hatte, den Weg aus dem Gebirge und lenkte auf die Straße hin, wo die Laſtwagen mit dem Reichthum ganzer Provinzen nach dem Sammelplatz der Feſte und der Spiele hinzogen. Er ſchloß ſich einem Zuge luſtiger Abenteurer an und gelangte ſo an die Thore von Saragoſſa.

3.

Hier hatte Kaiſer Karl alles verſammelt was die ihm untergebne Welt an Glanz und Pracht aufweiſen konnte, er ruhte aus von der anſtrengenden Arbeit der Sachſenbekehrung. Ganz Spanien hatte ſeine Helden, Deutſchland ſeine Troubadoure, Frankreich ſeine ſchönen Frauen, und Italien ſeine Spitzbuben nach Saragoſſa geſendet. Es war ein ewiges Lauteniren und Zitherſchlagen; die Nacht kam nicht zum Schlafen und hielt ihre Millionen glänzenden Augen beſtändig offen. In den Arenen erhob ſich das Gebrüll der gehetzten Stiere, während in den Turnierſchranken die Paladine, die

Abkömmlinge der alten Tafelrunde, ſich Beulen ſchlugen und Staub aufwirbelten. Die alte mauriſche Poeſie, ſo berüchtigt durch ihre Dolchſpitzen, wie berühmt durch ihre Liebesgeſänge, ſchlüpfte ohne Unterlaß durch die dunklen Gänge der Palläſte, und war immer beſchäftigt Schleier zu lüften und Lampen auszulöſchen.

Ein ſehr lukratives Gewerbe war zu dieſer Zeit die Kunſt Serenaden und Notturnos zu komponiren und abzuſingen. Unſer Don Joſé verſtand das letztere meiſterlich und wurde deshalb von den verliebten Rittern gedungen, um vor den Balkonen ihren Damen Ständchen zu bringen. Unſer Page war zu bedauern; öffnete ſich nach langem Anſingen eine Thür, erſchien ein flüſterndes Kammerkätzchen, ſo ſchlüpfte nicht er, ſondern der Glückliche, der müſſig hinter ihm ſtand, hinein und der arme Sänger mußte ſich den Mund wiſchen. Aber Don Joſé war nicht der Mann ſich dieſes arg zu Herzen zu nehmen. Er war einer jener leichtſinnigen Naturen, die jedes Jahrhundert leider nur zu wenige hervorbringt, denn ſie ſind die hübſcheſten Puppen in der alten Marionettenbude Welt.

Eines Tages kam ein Mann ſehr bedenklichen Anſehens zu unſerm Sänger. Obgleich nicht alt, ſo hatte der Beſucher doch ein äußerſt welkes Antlitz. Er ſah ſorgenvoll und pedantiſch aus, und nicht anders klang auch ſeine Sprache. Er beſtellte ſich eine Romanze von der allerzärtlichſten Gattung.

Don Joſé fragte ihn beſcheiden um ſeinen Namen.

Ich heiße Eginhard, ſagte der Mann, und mein Amt iſt ein Schreiber zu ſein. Ich ſchreibe den Minnedichtern ihre Verſe ab. Das iſt oft ein verwünſcht ſchwieriges Geſchäft, denn die Leute ſchreiben oft Pfoten, die man ſich nicht ärger träumen kann. Allein ich werde nicht lange bei dieſer Beſchäftigung bleiben; mein Schickſal will mit mir hoch hinaus, ein alter Traumdeuter hat mir verſichert, daß ich nichts Geringeres als der Schwiegerſohn des Kaiſer Karl werden ſoll.

Don Joſé fühlte Luſt zu lachen, doch das hochmüthige ſtrenge Geſicht des Schreibers bewachte jede ſeiner Mienen. Er packte alſo ſeine Notenblätter und ſeine Laute zuſammen und näherte ſich mit ſeinem Kunden nicht ohne Furcht dem Gartenhauſe, in welchem die Prinzeſſin Emma wohnte. Aber er hatte kaum ſeine Serenade angeſtimmt, als eine Wache erſchien, die ſie beide gefangen nahm. Es thut nichts, ſagte Eginhard, ich bin ein Philoſoph und verliere nie den Muth. Man wird uns nach einiger Zeit frei laſſen, und dann erneuern wir den Verſuch. So geſchah es, aber zum zweiten Male kamen Don Joſé und der Schreiber in den Thurm; es geſchah dies ſogar zum dritten und zum vierten Male. Als ſie wiederum ſo ſaßen, nahm Don Joſé das Wort und ſagte zu dem troſtloſen Liebhaber: „Herr, ich weiß ein Mittel, euch zum Ziele zu führen. Sagt mir eine tüchtige Belohnung zu, wenn ihr einſt Schwiegerſohn des Kaiſer Karl ſein werdet, und ich bin der Mann, der euern in den Sand gefahrenen Liebeskarren wieder flott macht.

Sprich, mein Sohn, ſagte der Philoſoph; Alles in der Welt iſt möglich, nur dies iſt nicht möglich aus einem wirklichen Dinge ein nur ſcheinendes Ding zu machen, denn ſolches hieße die Grundlage der erhabnen Philoſophie umſtoßen.

Ich weiß nicht, erwiderte Don Joſé, ob das Ding, das ich euch gebe, ein wirkliches, oder nur ein ſcheinendes iſt, in jedem Falle wird es bewirken, daß ihr aus der Vogelſcheuche-Figur, die ihr jetzt habt, ein ſchöner Mann werdet, den die Prinzeſſin Emma im weiten Reiche ihres Vaters nicht ſchöner wird auftreiben können.

Du verſprichſt viel, ſagte der Philoſoph.

Nach abgemachten Bedingungen einſtiger Vergeltung, bei denen der Schreiber den Mund ſehr voll nahm, lieferte ihm der Page den magiſchen Mantel aus. Das Reſultat iſt bekannt. Die Geſchichtſchreiber, die nie die richtigen Quellen, aus denen ſie ſchöpfen, angeben, haben auch ſämmtlich vergeſſen den Urſprung von der berühmten Liebesgeſchichte Eginhard's und Emma's ſo zu erzählen, wie ſie hier der Wahrheit gemäß berichtet iſt. Die Prinzeſſin, eingedenk ihres erhabenen Standes, hätte nie aus purer Gefälligkeit für die deutſchen Balladendichter ſich ſo weit herabgelaſſen, den Schloßhof von Aachen beim erſten Schnee auf die Weiſe zu durchwaten, wie ſie es gethan, wenn nicht jener Zaubermantel ſeine Wirkung damals in Saragoſſa ausgeübt.

Mehre Jahre darauf begegneten ſich der Schreiber Eginhard, der jetzt die Biographie ſeines erlauchten Schwiegervaters nebſt Correſpondenz über die Sachſenbekehrung herausgab, und der jetzt ſehr heruntergekommene Abenteurer Don Joſé in einer kleinen winklichen Stadt Norddeutſchlands.

Ich weiß nicht, ob du mich noch kennſt? redete der ehemalige Page den Schwiegerſohn des Kaiſers an. Dieſer warf einen jener unnachahmlichen Blicke auf den Sprechenden, den Leute bei Hofe auf Dinge und Menſchen zu richten pflegen, deren Daſein ſie zu ignoriren ſich vorgenommen haben. Aber Don Joſé war nicht blöde, er trat auf die Schleppe des Philoſophen und ſchrie ihm in's Ohr: Wo ſind die Schätze, die du mir verſprochen haſt, Spitzbube?

Auf ſolch eine Anrede muß ſelbſt ein Philoſoph antworten. Elender! rief der unſrige, ich habe dir nichts verſprochen. Das Ding, das du mir gabſt, und der Himmel weiß, in welche Plunderkammer meine Köchin es geworfen, war kein wirkliches, ſondern nur ein ſcheinendes. War ein Unding — ein Non-ens — ein nicht zureichender Grund eines nicht zureichenden Seins. Ich, als der Ahnherr der deutſchen Philoſophie laſſe dich für deine Frechheit in den Kerker ſperren, aus dem du nur herauskommen ſollſt, wenn du mir beweiſeſt, daß die Mauern dieſes Gefängniſſes Spinnengewebe ſind.

Da der arme Ex-Page dieſen Beweis ſchuldig blieb, ſo öffneten ſich für ihn nie wieder die goldnen Pforten der Freiheit. Eginhard jedoch ſchrieb ſeine Biographie in Ruhe.

4.

Jahrhunderte waren vergangen nach dem Akt dieſer philoſophiſchen Undankbarkeit, Kaiſer Karl lag ſchon längſt in ſeiner Gruft zu Aachen, und von den fernern Schickſalen der Prinzeſſin und des Schreibers, ihres Gemahls, ſchweigen die Chroniken gänzlich. Unſre Chronik hat es jedoch nur mit dem goldnen Mantel zu thun; auch von ihm wäre ſchwerlich etwas zu ſagen, er wäre mit dem übrigen Plunder des berühmten Mittelalters längſt untergegangen, wenn er nicht, da Zauberhände ihn gewebt hatten, von etwas dauerhafterem Stoffe geweſen wäre. Soll man einigen dunkeln Gerüchten trauen, ſo hat er hier und da eine Rolle geſpielt, und muß um manche Schulter geflattert haben, aber ſei es nun, daß man den Schatz, den man gehoben, nicht erkannte, ſei es, daß die Eitelkeit zu ſiegen glaubte, wo nur der Mantel ſiegte, kurz kein ſo eklatantes Faktum wie das letztbeſchriebene zeigt ſich unſrer Forſchung. Endlich taucht der Goldbrokat ſehr ſichtbar auf, und wir ſehn ihn am Hofe Ludwig des Vierzehnten eine Rolle ſpielen.

In der Gegend von Fontainebleau lebte ein kleiner, äußerſt übel ausſehender Zwerg, den die Landleute ſpottend den König David nannten, vielleicht wegen ſeiner Kleinheit, vielleicht weil er ein alterthümliches Inſtrument, ähnlich einer Harfe ſpielte, und ſich damit ſein Brot an den Thüren der Reichen gewann, vielleicht aber auch weil man behauptete, daß er auf die Gipfel der Bäume klettre und von dieſen heimlichen Altanen herab das Bad der Nymphen zu belauſchen pflegte. Eines Tages ſaß der Zwerg wiederum auf ſeinem Altan, das heißt in der dickbelaubten Krone einer prächtigen Linde, als am Fuß dieſes Baums Frankreichs gefeiertſter und zugleich ärmſter Dichter Platz nahm, es war Lafontaine. Zum erſten Mal während ſeines langen kummervollen Lebens hatte ſich der Poet entſchloſſen, die Fürſprache der Großen nachzuſuchen und ſeinen Stolz überwindend, befand er ſich jetzt auf dem Wege nach Paris um der berüchtigten Maintenon einen demüthigen Beſuch abzuſtatten.

Nie iſt ein ächter Dichter mehr übler Laune, als wenn er gezwungen iſt die Welt, die er verachtet, um einen Dienſt anzuſprechen. Der Fabeldichter ſummte vor ſich hin einige Verſe, die wie eine Verwünſchung klangen, dann brachte er ſeine Doſe hervor und nahm eine lange verdrießliche Priſe. Freund Äſop! rief er, was würdeſt du an meiner Stelle thun? He? Würdeſt du deinen koſtbaren Buckel in eine Weſte von Goldbrokat ſchnüren, wie ich es eben gethan, würdeſt du dein ehrliches Geſicht, gewohnt nur mit den Thieren des Waldes zu kokettiren, in jene altklugen Falten preſſen, die die Menſchen Höflichkeit nennen, und die die Jugend häßlich, das Alter lächerlich machen. Würdeſt du das? Nein, alter Knabe, du thäteſt es nicht. Bruder Lafontaine, ſei kein Narr, würdeſt du ſagen, mache dieſer luſtigen Nymphe, deren fette Waden mit der Krone Frankreichs geſtempelt ſind, nicht deinen unter-

Digitized by Google

thänigen Bückling, du könnteſt nach dieſer ekelhaften Demüthigung nicht wieder im Walde erſcheinen, nicht wieder unter dem ſtolzen Vieh, unter den Thieren, die nicht ſpeichellecken, und ſich nicht Eines vor den Andern bücken!

Der Poet war bis zu dieſer Stelle ſeines Monologs gekommen, als er unwillig aufſprang, den Rock und die Weſte auszog und beides mit zornfunkelnden Augen in einen nahen Graben warf. In Hemdärmeln daſtehend rief er: Nun denn, ich gehe nicht, ich kehre um! Mein Stolz ſei daß ich der Einzige von Frankreichs Poeten bin, der die Locken deiner königlichen Perrücke nicht erſchaut hat, großer Ludewig! Zum Geier, Enkel Kapets, kannſt du den Mann entbehren, der ſo hübſche Verſe macht, ſo kann dieſer Mann auch dich entbehren!

In großer Aufregung ging der Fabeldichter am Ufer des Fluſſes hin und her. Er hatte die Hände in den Taſchen, die verwirrten Locken ſeiner Perrücke flogen im Winde, ſeine gelöſten Strümpfe ſchlotterten an den Waden hinab. Endlich blieb er ſtehen und ſagte mit einer ſanften Stimme: Ein prophetiſcher Geiſt ſagt mir, daß einſt ein Poet, ſtark und milde wie ich, die Gemächer der Großen meiden und wie ich thun wird. Ein glücklicher Sänger des Volkes wird die einfachen und ſüßen Gefühle reiner Herzen ſingen, aber zugleich die Geißel harter Satire über die Stimmführer einer kalten egoiſtiſchen Zeit ſchwingen. Künftig Lorbergekränzter! Mein Béranger! dir ſendet der arme Poet Lafontaine ſeinen Gruß!

Mit dieſer myſtiſchen Apoſtrophe verſchwand der Dichter hinter den Baumgruppen des anmuthigen Wäldchens. So wandelt der freie Liebling der freien Muſen! Geſtickter Rock und goldne Weſte blieben weit hinter ihm zurück; er würdigte ſie keines Blickes. Aber vom Baume herab ſtieg ſeine bucklichte Majeſtät, der kleine König David, und betrachtete ſchmunzelnd und entzückt die prachtvollen Stücke. Er beſchloß ſogleich, was jener Thörichte von ſich geworfen, mit kluger Weisheit ſich anzueignen. Er entfloh mit dem Frack und der Weſte Lafontaine's und erſt weit hinter dem Dorfe an einem Zaune machte er ſeine Toilette und ſchritt ſtolz wie ein olympiſcher Sieger die Straße hinab nach Paris. Nie ging wohl ein glücklicheres Weſen dieſe ſo oft betretene Straße. Der Zwerg, wie alle von der Natur ſo arg mißhandelte Geſchöpfe, liebte leidenſchaftlich den Putz, allein er konnte leider ſeiner Begierde ſelten den Zügel ſchießen laſſen, hier aber war es ihm vergönnt. Eine ſolche goldne Weſte trug kein Pair von Frankreich, einen ſolchen langen, nachſchleppenden Frack hatte ſelbſt König Ludwig nicht, ſolche überhängende Ärmel trug höchſtens Pierrot in der Oper. Die rothe Naſe des Zwergs glänzte in der Sonne, und ein gelbes Leuchten, der Abglanz der Weſte, verklärte ſein breites grinſendes Geſicht. So ging er die Straße hinab.

Wie er in den Straßen von Paris ankam, erregte er ein Staunen. Dies war auffallend. Das alte Paris iſt ſo ſchwer zum Staunen zu bringen, es hat alle Gräuel und alle himmliſch ſchönen Erſcheinungen der Geſchichte

durchgemacht und über nichts mehr verwundert es ſich; allein wie Didi, dies war der Name des Zwergs, erſchien, ſo verwunderte es ſich doch. Die Fenſter flogen auf und Damenköpfe blickten hervor, denen der Ausruf entglitt: Welch ein ſchöner Mann! die zierlichſte Feder von Paris, die Feder, die uns die muſterhaften Briefe ſchrieb, die Feder der Madame Sevigné, blieb auf dem glatten Papiere ſtehn, weil ihre Führerin, mitten in einem Satze, wie von einem Zauber ergriffen, hinaus auf die Straße ſtarrte um ihren Blick an dem „Schönſten der Männer" zu weiden.

Der Zwerg, ſo hohe Begriffe er von ſeiner Perſönlichkeit immerdar gehegt, war dennoch befremdet im Bewußtſein ein ſolches Aufſehen zu erregen. Er ſtellte ſich vor einem Pallaſte hin, ſchlug in die Saiten der Harfe und bat dann um ein paar Sous Almoſen.

Vor dem Hauſe, wo er ſtehn blieb, ſammelte ſich das Volk. Oben auf dem Balkon ſaß eine junge Schöne und las in einem Buche. Dieſe Schöne war die berühmte Ninon de Lenclos, eben in dem erſten ſchimmernden Glanze ihres Reizes. Welch ein Contraſt! Unten die, an die äußerſte Grenze des Menſchlichen ſtreifende Mißgeſtalt, und oben die Blüthenform eines Engels. Und alle Blicke waren auf den Zwerg gerichtet, und keiner ſah auf den Engel. Aber der Engel ſelbſt ſah hinab und winkte dem Sänger. Als Didi oben angelangt war, ſagte das Fräulein:

Schöner Troubadour, was bewegt Sie dieſe Poſſe zu ſpielen? Und grade vor meinem Hauſe? Geſtehen Sie, daß der Marquis de Luſac Sie geſendet hat; er verſprach mir ſeinen jungen Neffen, den er kürzlich aus der Bretagne erwartet, vorzuſtellen. Und nun thut er's unter dieſer Maske.

Didi verneigte ſich. Er wollte nicht dem Fräulein die platten Idiome ſeines ländlichen Patois in's Geſicht hauchen. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, und ſo that er am Klügſten zu ſchweigen. Er war alſo der Neffe des Marquis de Luſac, und als ſolcher von den ſchönen Armen Ninon's umſchloſſen.

Wahrhaftig, ſagte der König David zu ſich, als er müde und ſchläfrig am Abend ſeinen Rock ablegte und ſeine Weſte auszog, ich will gehängt ſein, wenn ich begreife, wie das alles zugeht! Ich komme nach Paris, man gafft mich an und läßt den König ungegrüßt vorbeifahren, ich ſtelle meine Harfe auf und bitte um einen Sous, und man läßt mich kommen, umarmt mich und giebt mir eine Abendmahlzeit auf goldnen Tellern! Iſt dieſes Weibsbild, das mich immer küſſen will, behext, oder bin ich es? Ich bin zwar nicht häßlich, die alte bucklichte Marguerite im Dorfe unten ſagt es mir täglich, aber der ſchönſte Mann Frankreichs zu ſein, wie ſie mich hier nennen, wahrlich dieſen Ehrgeiz hab' ich nicht. Was wollen die Maler, die mich malen wollen? Sollten ſie noch nie eine Naſe wie die meinige geſehen haben? Was wollen die Bildhauer, die von mir ein Standbild machen wollen; kamen ihnen noch nie Beine vor, wie dieſe?

Bei dieſen Worten ſetzte der Zwerg die Lampe auf den Boden, und ſein

Nachtgewand etwas aufziehend betrachtete er den Bau und die geſchwungenen Linien ſeiner Beine. Er hatte dabei aber Mitzuſchauer. Zwei neugierige Kammermädchen der ſchönen Ninon lauſchten hinter der Draperie eines Vorhangs hervor, und ſtießen einen lauten Schrei des Entſetzens aus. Didi ſah auf, aber jene Lauſcherinnen waren entflohen, um ihrer Gebieterin Kunde von ihrer Entdeckung zu bringen. Man kann ſich denken, wie befremdet dieſe dem Bericht zuhörte. „Nicht möglich!" ſagte ſie. „Es hat ſich irgend ein Phantom in das Zimmer des jungen Kavaliers geſchlichen. Wartet, bis die Nacht anbricht; ich werde dann ſelbſt hinſchleichen und ſehn.

So geſchah es. Im Bette lag der mißgeſtaltete Zwerg und ſchlummerte ſüß, nicht ahnend, mit welchem Entſetzen die ſchöne Ninon die Hände über ihn rang. Ich bin beſchimpft, beſchimpft vor ganz Paris! rief ſie, auf eine nichtswürdige, unbegreifliche Weiſe getäuſcht. Dies iſt der elende Bettler, der immer vor meiner Hausthüre zu Fontainebleau zu ſingen pflegt. Hinweg mit ihm! Werft ihn in die Seine! —

Dieſer Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt. Zitternd und frierend riß man den armen König David aus dem ſeidnen Bette und ſtieß ihn in ſeiner ſchnöden Nacktheit auf die Straße. Seine Rolle war ſchnell ausgeſpielt, ſein erſtes und wahrſcheinlich letztes zärtliches Abenteuer wunderſam eilig begonnen und beendet. Der ſchönſte Mann Frankreichs wanderte wieder als der häßlichſte aus den Thoren von Paris.

Aber die goldne Weſte Lafontaine's? O die ging nicht verloren. Ninon's Scharfſinn entdeckte die Zauberkraft des alten Goldbrokats, der einſt ein Mantel, jetzt zu einer Weſte verſchnitten war, und endlich ein Corſet Ninon's abgab, mit dem ſie ſich ſchmückte, als bereits achtzig Frühlinge über ihr gelocktes Haupt dahingeeilt waren. Als ſie das berüchtigte Stelldichein ihrem eignen Enkel gab, eine Thatſache, die in den Annalen Amors als unglaublich erſcheint, trug ſie jenes Mieder von Goldbrokat. Wir freuen uns dieſes ſagen zu können, indem dadurch wieder ein dunkles Blatt der Geſchichte Aufklärung erhält.

(Schluß folgt.)

Skizzen.

I.

Beſter Herr Doktor!

✠ Schon lange bin ich Ihnen eine Antwort ſchuldig und möchte mit Freuden etwas Lesbares für Ihr Journal liefern, aber in meiner jetzigen Einſamkeit bietet ſich wenig Stoff dazu. Vom Orient hat mich vor der Hand der Julitraktat abgeſchreckt, weil ich mich als unheilverkündender Prophet leider nur zu ſehr durch den

Erfolg gerechtfertigt ſehe — über das Vaterland aber ſchreiben Hunderte beſſer. Nehmen Sie dennoch für diesmal mit einigen flüchtigen Reminiscenzen aus dieſem fürlieb.

Nach vielen Jahren ſah ich im vergangnen Sommer Dresden wieder, und freute mich, dort ſo manchem ſichtlichen Fortſchritt zu begegnen. Ich bin eben kein unbedingter Verehrer der heutigen Conſtitutionsmanie, muß aber doch bekennen, daß dieſe neue, nun ſchon wieder halb veraltete Verfaſſungsart einen merkwürdigen Einfluß auf das ſächſiſche Volk gehabt hat. Es iſt eine Selbſtändigkeit in die Leute gekommen, die ihnen ſonſt ganz fremd war. In den gebildeteren Ständen iſt offenbar ein regeres, ſich und ſeiner Zwecke weit beſſer bewußtes Volksleben erwachſen, und Alle haben dabei, wie es ſcheint, ſchärfer denken, ſo wie die offiziellen Organe der Nation auch mit Anſtand und Geläufigkeit öffentlich reden gelernt. Ich kann nicht läugnen, der Contraſt, den mir in dieſer Hinſicht ſächſiſche Reichsſtände und preußiſche Provinzialſtände annoch darzubieten ſcheinen, frappirte mich. Es bleibt ſchon wahr: Schwimmen zu lernen, ohne herzhaft auch in's tiefe Waſſer gehen zu dürfen, iſt eine ſchwierige Aufgabe; im Waſchbecken können nur Lilliputs ſchwimmen lernen.*)

Dresden hat ſich im Äußern etwas verſchönert, aber nicht viel. Das Beſte ſoll wohl noch erſt kommen, und die kräftigſte Hilfe dazu iſt vorhanden, indem Sachſen, das ſeit Auguſt dem Starken immer nur die proſaiſcheſten Architekten producirte, deren Häuſer ſich nie aus der Kategorie bedachter Kaſten von verſchiedenen Formen emporarbeiten konnten, jetzt endlich einen Mann in dieſem Fach aufzuweiſen hat, in dem ſichtlich der Genius ſeine Flügel ſchlägt. Ich ſpreche vom Profeſſor Semper, dem Erbauer der klaſſiſchen Villa des Herrn Oppenheimer's, des würdevollen iſraelitiſchen Tempels, hauptſächlich aber des neuen Theaters, das im Äußern zwar Einiges zu wünſchen übrig laſſen mag (obgleich ich deſſen allgemeinen Bauſtil, den Manche als Rococogenre hart angegriffen haben, nur höchſt verſtändig ſeiner nächſten Umgebung, dem Zwinger und der katholiſchen Kirche, angepaßt finde), deſſen Inneres aber an geſchmackvoller Ausſchmückung, Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit, meiner Meinung nach, alle Theater Deutſchlands, ja die meiſten Europas übertrifft.

Der Himmel gebe nur, daß es dem Herrn Profeſſor Semper nicht wie unſrem erhabnen Schinkel ergehen möge, deſſen phyſiſche und moraliſche Kräft deutſcher Behördenknickerei, die keins ſeiner Gebäude dem urſprünglichen Plane nach ganz vollenden ließ und ihm gewöhnlich das Beſte wegſtrich — und deutſcher Pedanterie, die den armen Mann aus ſeinen idealen Schöpfungen ſo oft grauſam herabzog, um ihn über endloſen Rechnungen ſchwitzen zu laſſen, die jeder Calculator beſſer gemacht haben würde — grade in dem Augenblick erliegen mußte, wo ihm das Schickſal eine freiere Bahn unter glücklicheren Auſpicien zu eröffnen ſchien.

Auch Herr Semper hat herrliche Pläne geſchaffen, deren Ausführung Dresden einen künſtleriſchen Glanz verſchaffen würde, mit dem, Dank ſeiner begünſtigten Lage! wenig Städte zu rivaliſiren im Stande ſind — ausführbar überdies mit verhältnißmäßig keineswegs übertriebnen Koſten. Gott erleuchte die Stände dieſes kleinen, aber ſo reichen und wirklich fortſchreitenden Landes, auf daß ſie ſich nicht aus kleinlichen „Butter= und Brod=Rückſichten" — wie die Engländer dergleichen gut bezeichnend nennen — der dauerndſten Verherrlichung ihres Vaterlandes entgegenſetzen. Großartige Monumente der Baukunſt verherrlichen aber jede Regierung.

*) Auszunehmen ſind hiervon die Rheinländer, deren Umfang, Iſolirung und übrige Bedeutendheit, nebſt auffallendem parlamentariſchen Talent den daſigen Volksvertretern faſt den Charakter und das Intereſſe von Reichsſtänden geben.

Google

Auguſt der Starke war ohne Zweifel ein ſchlechter Regent, ein in vieler Hinſicht tadelnswerther König, und doch überlebt ihn noch heute *glorreich*, was er, wenn auch im etwas phantaſtiſchen Geſchmack ſeiner Zeit, mit lobenswerthem Aufwand *erbaut* hat, und auf der andern Seite haben ja auch die freiſten Staaten der Welt, denen Sachſen ſich ohne Zweifel jetzt lieber anreihen wollen wird, als jenem despotiſchen Vorbilde, in dieſer Hinſicht das Höchſte geleiſtet, was die Welt kennt. Durch bloßes Sparen aber iſt noch keine Regierung groß geworden. Künſte und Wiſſenſchaft freigebig beſchützen, mit durch viele Jahrhunderte lang unvergänglichen Werken ſein Land ſchmücken, iſt keine Verſchwendung, es iſt im Gegentheil die edelſte, die Volk-bildendſte, die großartigſte Ökonomie, wenn ſie auch keine direkten Geldzinſen einbringt, und wir beſitzen einen Herrſcher in der Mitte Deutſchlands, der dies zum Ruhme ſeiner Nation ſchon ſeit vielen Jahren durch faſt unglaubliche Reſultate in ſeinen verſchiedentlich beſchränkten Verhältniſſen zur Genüge beweiſt. Preußens König betritt auf impoſante Weiſe dieſelbe Bahn. Möchten doch dieſe ruhmvollen Beiſpiele auch bis hierher wirken!

Semper's Pläne bezwecken, den Zwinger mit dem Theater und der katholiſchen Kirche, durch Niederreißung des ſogenannten italieniſchen Dörfchens und der, hier als unerträgliches hors d'oeuvre in ſchiefer Richtung vorſtehenden, obgleich an ſich recht ſchönen modern-antiken Hauptwache, ſo wie der am Ufer der Elbe die Brücke maskirenden unanſtändigen Barraken, zu einem großen Ganzen zu vereinigen, was einen prachtvollen Platz und eine Aus- und Anſicht ſchaffen würde, dergleichen, wie ſchon geſagt, kaum irgendwo zu finden ſein möchte.

Das neue Muſeum, beſtimmt, die unermeßlichen Kunſtſchätze, welche Dresden beſitzt, alle in *einem* großen Pallaſt zu vereinigen, würde das point de vue dieſes Zwingerplatzes jenſeits der Elbe bilden, auf derſelben Stelle, wo jetzt die großen Artillerieſchuppen ſtehen, und dadurch zugleich die Brühl'ſche Terraſſe, ſchon jetzt eine der gefeiertſten Promenaden Deutſchlands, von dem ihr grade gegenüber ſtehenden Schandfleck befreien, den eben jene 800 Schritt langen Artillerieſchuppen einer ſonſt durchaus ſchönen und befriedigenden Umgebung aufdrücken. Herr Baron v. Frieſen hat in einem ſehr umfaſſenden, höchſt intereſſanten, an das Miniſterium gerichteten Rapport einer eigends zu dieſem Zweck unternommenen Reiſe durch mehrere Länder Europas auf das Schlagendſte dargethan, wie nöthig es ſei, die Kunſtſammlungen Dresdens, namentlich die unſchätzbare Bildergallerie, die ſich in ihrem jetzigen elenden, feuchten Lokal jährlich deteriorirt, *jenſeits* der Elbe aufzuſtellen, wo die Luft viel reiner, trockner und viel weniger von Kohlenrauch geſchwängert iſt, als diesſeits, ſo daß alle Rückſichten auf das Nützliche ſowohl, wie auf das Schöne gleich gewaltig dafür ſprechen, dieſe und keine andere Lokalität zu wählen. Demungeachtet höre ich, daß eine mächtige Oppoſition ſich dagegen auflehne, hauptſächlich aus dem kleinlichen Grunde, weil die Nähe der Elbe allerdings einen Quai und eine Terraſſe nöthig machen würde, um das Muſeum vor Überſchwemmung zu ſchützen, welcher Unterbau zwar die Schönheit und Großartigkeit nur vermehren müßte, aber — und hinc illae lacrymae! — die Koſten deſſelben vielleicht um 20 bis 30,000 Thaler ſteigern würde. Es iſt wahrlich betrübend, wenn man bedenkt, daß ein ſolches Motiv, über das ſich ein vermögender Privatmann hinwegſetzen würde, die Stände eines der reichſten Länder Deutſchlands bewegen könnte, um dieſe geringfügige Summe zu erſparen, ihre durch keine Millionen zu bezahlenden Kunſtſchätze lieber dem Verderben ausgeſetzt zu laſſen, oder ſie unwürdig an unpaſſendem Orte aufzuſtellen! Ich bete recht inbrünſtig zum Himmel, daß ein guter Geiſt auf Erden oder ein Heiliger im Himmel dieſe Schmach von meinem Geburtslande abwenden möge.

Zu etwas Anderem.

Digitized by Google

Die üble, jetzt allgemein einreißende Mode, daß man berühmte Schauſpieler im Sommer viel leichter in allen möglichen Hauptſtädten Deutſchlands auf Kunſtreiſen, als in der Stadt antrifft, bei deren Bühne ſie engagirt ſind, machte, daß ich in dem noblen Theater Dresdens, das ich öfters beſuchte, meiſtens nur ſehr ignoble Schauſpieler und Sänger, höchſtens mittelmäßige Doublüren, antraf, wovon nur Wenige eine ruhmvollere Ausnahme machten, z. B. Mlle. Marx in der Oper, und im Schauſpiel Mlle. Berg, welche unter mehreren verdienſtlichen Leiſtungen, namentlich in Ihrem, wie ich mit Vergnügen ſah, ſtets ein volles Haus machenden Trauerſpiel „Monaldeschi" die Königin Chriſtine ganz mit jener ſeltenen Vollkommenheit darſtellte, die in zweiter Schöpfung das dem Dichter vorgeſchwebte Bild von Neuem ſchafft und verkörpert. Auch die (ſehr hübſche) Mlle. Beyer war hier ausgezeichnet in der noch viel weniger dankbaren, vielfach ſchwierigen Rolle der Silva, der ſie durch geniale Auffaſſung weit mehr Bedeutung und Intereſſe verlieh, als mir dieſelbe früher beim bloßen Leſen des Stückes zu haben ſchien. Den Tag darauf ſah ich den Don Juan, über den ich mir bei dieſer Gelegenheit einige allgemeinere Bemerkungen einzuſchalten erlaube.

So wie ich Shakeſpeare unbedingt für den größten dramatiſchen Dichter aller vergangenen Zeiten anſehe, ſo halte ich Mozart für den größten dramatiſchen Komponiſten und Don Juan für ſein Meiſterſtück. Auch giebt es kaum eine Oper, deren Sujet ich poetiſcher, das Gemüth ergreifender fände. Immer habe ich es lebhaft bedauert, daß keiner unſrer beſſeren Dichter ſich die Mühe hat geben wollen, den inhaltſchweren Stoff auch im Detail würdiger umzuarbeiten, und noch mehr beklagte ich es, daß man faſt nie dies glorreiche Werk auch nur entfernt dem Ideale ähnlich aufführen ſieht, welches Hoffmann in einem ſeiner vortrefflichſten Phantaſieſtücke ſo anziehend aufgeſtellt hat. In der That, er mag Recht haben, daß dieſes, Erde, Himmel und Hölle gleich tief und gewaltig anklingende Wunderwerk nur durch Geiſter gnügend dargeſtellt werden könnte, und eben der Geiſt weicht ja immer mehr von unſrer Bühne, um dem Handwerk deſto bequemer Platz darauf zu machen.

So war auch die Vorſtellung, die ich hier wieder ſah, das Orcheſter ausgenommen, ſo ziemlich unter aller Kritik. Doch muß ich Eins durchaus lobend hervorheben, nämlich: daß man hier nicht, wie faſt überall geſchieht, die Oper ungeſchickterweiſe mit Hinweglaſſung des Mozart'ſchen Finales durch den Knalleffekt der Kataſtrophe des Teufelholens beſchließt, und ſich auch während dieſer Scene die abgeſchmackten Furien nebſt ſtinkenden Kolofoniumfackeln verſtändig erſpart.

Mit tiefem poetiſchen Sinn, der wiederum lebhaft an Shakeſpeare erinnert (man vergleiche nur das Ende Hamlet's und Macbeth's, wie deren Verballhornung auf mehreren deutſchen Theatern), ſchließt Mozart bekanntlich die Oper mit freundlich heiterer, ich möchte faſt ſagen idylliſcher Muſik, in der alle Perſonen des Dramas, ſelbſt das Chor der von Don Juan gemißhandelten Landleute, ſich ſämmtlich wieder vereinigen, Alle wie freudig aufathmend, daß nun der grauſe Spuk mit dem furchtbaren Sünder zugleich verſchwunden, und Ruhe und Glück wieder in ihrem Kreiſe möglich geworden ſind. So beruhigt ſich auch in ſanftem Übergange das Gemüth des Zuhörers, und erholt ſich wohlthätig von der entſetzlichen Erſchütterung, welche jene Töne der Hölle aufgewühlt, die noch kein Komponiſt je wieder ſo aufzufinden verſtanden hat. Ganz dem angemeſſen handelt aber auch die Natur, die unſterbliche Mutter aller Poeſie, und wenn nach dem tobenden Sturme, der vor unſern Augen das vom Blitz zerſchmetterte Schiff in den Wellen begrub, die Sonne wieder hervortritt, und nach kurzer Friſt das Meer, jetzt ein glatter, friedlicher Spiegel, lieblich von ihren Strahlen erglänzt, und wieder ſo unſchuldig erſcheint, als ſei es von jeher nur zum Nutzen und Vergnügen des Menſchen dageweſen — empfinden und erkennen

Digitized by Google

wir dann erſt in erſchöpfender Vollſtändigkeit (weil mit leidenſchaftloſer Ruhe) recht in innerſter Seele die tragiſche Seite alles Daſeins und die tiefe Bedeutung des ewig wechſelnden Lebens.

Zuletzt geſtatten Sie mir noch ein Wort über Techniſches, vielleicht zum Nutzen irgend eines Regiſſeurs, der dem Fortſchritte huldigt. Es betrifft diesmal nur eine ſcheinbare Kleinigkeit, aber ſchon jede Dame wird uns lehren, daß der kleinſte Fleck auf ihrem Putze keine Kleinigkeit mehr ſei, und ſo ſehe ich alles im Geringſten Störende bei der Darſtellung eines ſo herrlichen Ganzen, wie dieſe Oper iſt, für wichtig an. In dieſer Hinſicht nun bemerkte ich faſt immer in allen Städten Deutſchlands zwei mich chokirende Verſtöße. Der erſte iſt, daß der Schauſpieler, welcher den Don Juan agirt, ſelten verfehlt, als eine beſondere Feinheit den Zug anzubringen, bei Erſcheinung des Comthurs zum Abendeſſen, wild noch ein paar Gläſer Champagner zur Stärkung hinunterzuſtürzen. Bei einer herumziehenden Bande, wo Alles zur Burleske wird, möchte dies draſtiſch wirken, weil man annehmen könnte, der Schauſpieler wolle bis auf den letzten Augenblick keine Gelegenheit verſäumen, noch ein paar Gläſer des ihm nicht täglich zugänglichen ächten oder nachgemachten Champagners zu ſich zu nehmen, aber auf einer höher ſtehenden Bühne erſcheint mir dieſes Couragetrinken eines Heros wie Don Juan (denn das iſt er gewiß, obgleich ein böſer) die philiſtermäßigſte Gemeinheit, die ich mir denken kann.

Das Zweite iſt eine in ihrer Art eben ſo widerliche Unwahrſcheinlichkeit, weil ſie eine Serie von Scenen, an die Mozart allen Zauber ſeiner wunderbaren Muſik verwandt hat, und durch die das unheimliche Element ſelbſt bei Poſſen fortwährend ſo ſchauerlich durchtönt, ebenfalls zur groben Farce verdreht. Ich meine jenen Theil der Oper, wo Don Juan, um Elvira zu täuſchen, mit ſeinem Diener bei angehender Nacht Hut und Mantel tauſcht. Jedesmal nun bedient man ſich hierbei für beide Schauſpieler der kurzen ſpaniſchen Mäntel, der gewöhnlichen Tagestracht, welche nicht einmal bis auf die Hüften herabgehen, und deshalb weder den Herrn, noch den Diener in der Wirklichkeit im Geringſten unkenntlich machen können, weil ſie den größten Theil des ſo verſchiedenen übrigen Koſtüms Beider jedem Zuſchauer wie Mitſchauſpieler vollkommen ſichtbar werden laſſen. Alle folgenden Scenen, die ſich allein auf die ſupponirte Täuſchung der Theilnehmer gründen ſollen, werden daher lächerlich und höchſt unnatürlich, während es doch ganz nahe und zudem ganz in der ſpaniſchen Landesſitte liegt, daß ein bei Nacht auf Abenteuer und um Serenaden zu bringen ausgehender Herr mit ſeinem Diener, Einer wie der Andere, ſich dabei durch über ihre Tracht geworfene und dieſe ſorgfältig bedeckende weite Mäntel zu vermummen pflegen. Es zeigt alſo, meines Erachtens, von einer ganz gedankenloſen Anordnung der Regiſſeure, dergleichen unſinnigen Schlendrian zur ſtehenden Routine werden zu laſſen. In dieſem Punkte können wir bei den Franzoſen, die ſonſt den Drozmane im Haarbeutel ſpielten, jetzt in die Schule gehen. Überhaupt aber iſt die Sorgloſigkeit und Bequemlichkeit unſerer Schauſpieler im Koſtümiren noch ſehr groß, und man kann oft mit Recht darüber ſtaunen, in Stücken, die einen Zeitraum von zwanzig Jahren durchlaufen, Held oder Heldin derſelben ihr halbes Leben hindurch immer in demſelben Rocke erſcheinen zu ſehen.

Man muß entweder, wie in der Kindheit des Theaters (wo dies Kind dennoch ein Herkules war) alle künſtliche Täuſchung der äußeren Sinne aufgeben und der Phantaſie Alles überlaſſen, oder, wie unſer Theater jetzt geſtaltet iſt, wo dieſe Sinnentäuſchung beinahe zur Hauptſache geworden iſt, wenigſtens vollendet zu täuſchen ſuchen.

Die Journaliſtik ſoll über Sprache diskutiren.

Wir haben keine Akademie und glauben keine zu brauchen. Die Entwickelung unſerer Sprache wird dem Anſehen überlaſſen, welches die beſten Autoren mit der Zeit immer für ſich gewinnen, wie viel auch Grammatiker gegen ſprachliche Eigenthümlichkeiten ſolcher Autoren einwenden mögen. Es iſt bekannt, daß Goethe ſich einmal gegen Adelung beſchwerte, weil dieſer in Muſterſchrift-Proben nichts von Goethe aufgenommen. Adelung bewies ihm, daß überall in Goethe'ſcher Schrift Goethe eigenthümliche Fehler vorkämen, und Goethe geſtand dies lachend zu. Die Nation hat natürlich anders gerichtet, als der Grammatiker, und was dem großen Autor deutſch-richtig geweſen iſt, das iſt der deutſchen Sprache eigenthümlich geworden. Wichtiges dringt alſo allerdings immer durch ohne weitere Behörde, aber langſamer, als nöthig wäre, und über manche Form und Wendung auch eines ſo großen Autors wird von grammatiſchen Pedanten noch immer wie über Ungrammatiſches geſcholten, weil es nicht öffentlich erörtert worden iſt, oder weil ihnen der Vorgang durch Goethe unbekannt geblieben oder nicht gültig genug erſcheint.

Wäre es nicht eine paſſende Aufgabe der Journaliſtik, die zahlreich ſich aufdrängenden neuen Bedürfniſſe der Sprache zu Frage und Abſtimmung zu bringen, und damit wenigſtens die Diskuſſion einer Akademie zu erſetzen, wenn auch nicht die Gewalt einer Akademie damit erſetzt werden ſollte und könnte? Aus allen Theilen des Vaterlandes hörte man alsdann Stimmen darüber, die Verſchiedenheit zwiſchen Nord- und Süddeutſchland träte ſich Aug im Auge gegenüber und vergliche oder verſchmölze ſich, werthvolle Provinzialismen, deren Sinn im Hochdeutſchen fehlt und deshalb umſchrieben werden muß, würden geweiht und zur Annahme empfohlen, und über Streitiges bildeten ſich feſte Meinungen, bildeten ſich Grundſätze, auf welche verwieſen werden könnte.

Unter dem Titel „Unſere Sprache" könnte je eine Spalte der Journale für dieſen Zweck beſtimmt ſein, und Diejenigen, welche Beruf dafür haben, könnten Vorſchläge oder Berichtigungen ſolcher Art einſenden. Um einen Anfang zu machen, erwähne ich folgender Themata: Können Participia von Zeitwörtern, die keine Aktivität bezeichnen, kurzweg gebraucht werden, wie man ſie bereits überall gebraucht, weil man in unſrer, zur Breite geneigten Sprache der Kürze bedarf, Participia wie „verſtorben, erſchienen, geweſen, gefallen" ꝛc.? Die Mehrzahl ſagt bereits „der Verſtorbene", „das erſchienene Buch", „der geweſene Miniſter", „die gefallenen Helden", und doch geſtattet es eigentlich unſre Grammatik nicht, und die Scheu vor der Grammatik hindert Viele vor ſo erwünſchtem kurzem Ausdrucke und nöthigt ſie zur Breite. Kann uns nicht ein kühner Grammatiker von dieſem Skrupel befreien? Ferner die in unſrer Sprache ſo ſchwierige Form abſolut gebrauchter Participien („dies beſeitigt, erſchien von andrer Seite"), welche für Kürze und Nachdruck ſo wichtig, bedürfte ſo ſehr erweiterter Beſtimmungen! Endlich Unterſchiede zwiſchen Norden und Süden „ich *habe* geſtanden und ich *bin* geſtanden" möchten doch endlich einmal erledigt werden, und für die vielen ausländiſchen Worte, die wir alle Tage noch ohne Noth und aus bloßer Faulheit aufnehmen, wären doch gar ſehr hilfreiche Maßregeln nöthig. Unſre Faulheit beſteht darin, für das neu erfundene Ding nicht aus den vorhandenen Beſtandtheilen unſrer Sprache ein neues Wort zu bilden, wie dies der Franzoſe und Engländer thut. Es geht dies nicht immer, beſonders nicht, wenn der neue Begriff charakteriſtiſch ausländiſch iſt, und ich möchte nicht einen übertriebenen Purismus empfehlen, der z. B. intereſſiren und trainiren verdeutſcht ſehen möchte. Aber es geht unter drei Malen zwei Mal, und Süddeutſch-

Digitized by Google

land iſt darin vielfach lobenswerther und reicher an deutſchen Worten, welche der Norddeutſche hinter dem franzöſiſchen Worte gar nicht mehr kennt. Bewunderns-werth in Erfindung neuer Detail-Bezeichnungen iſt der Franzos, das Kleinſte — „das Ding da" ſagen wir, wenn wir das fremde Wort noch nicht wiſſen — muß benannt werden, und ſo ſind denn unſre Zimmer mit ausländiſchen Worten angefüllt. Solchergeſtalt vertrocknet eine Sprache! Und alles das geht Hand in Hand mit Nationalleben. Neue Stoffe, neue Geräthſchaften, eigne Moden für ſolche Erfindungen zu erfinden, das iſt allerdings noch wichtiger, aber es iſt ſchon gut, das Angenommene eigen zu benennen und ſich dadurch ganz anzueignen.

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Berlin: Ein Mord; Tieck rekrutirt für den Sommernachtstraum; die Vornehmen und das Publikum; Bertha Stich; Portrait der Frau v. Palzow. — Brief aus Wien: Griſeldisorden; Grillparzer nach Griechenland; Orden für Schriftſteller; Selbſtmord eines Cenſors; Nibelungen im Frack. — Deutſche Schriftſteller in Paris. — Viktor Hugo's Noth. — Drittes Theater in Berlin. — Proteſtantiſches Judenthum. — Weill und Rothſchild und Frankh. — Morgan's Memoiren. — Die „Lokomotive" dampft von Halle aus. — Modebericht. — Eingeſendeter Brief. — Anzeiger No. 16.

Berlin, den 14. September.

Ich ſollte an jenem ruſſiſchen Abende noch eine Neuigkeit erfahren, die freilich nicht zur angenehmſten gehört, und um die man andere Thränen vergießen könnte, als die Herr Langeweile über die Ankunft des Kaiſers von Rußland geweint. Als ich nämlich in die Nähe meiner Wohnung kam, bemerkte ich wenige Häuſer davor abermals eine große Menſchenmenge verſammelt, die ſich vor einer geſchloſſenen Hausthür unruhig und geräuſchvoll her und hin bewegte. Als ich hinzutrat und mich erkundigte, vernahm ich, daß ein junger Mann, der von ſeiner Frau geſchieden, dieſe, die ſich in ein etwas zweideutiges Verhältniß mit einem Andern eingelaſſen, mit einem Meſſer durch zwei Stiche in die Bruſt getödtet habe. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſah ich die Hausthür öffnen und den Mann, von der Polizei begleitet, gebunden herausführen. Es war zu dunkel, um ſeine Geſichtszüge erkennen zu können, er ſchien aber halb bewußtlos und für den Augenblick an allen Sinnen ſtumpf zu ſein.

Wenn wir ein öffentliches Gerichtsweſen hätten, ließe ſich gewiß manches Intereſſante und pſychologiſch Merkwürdige über ihn berichten. Es fiel mir dies grade ein, als ich die langweiligen Spalten der hieſigen Zeitungen vor Geſicht bekam, und mir dachte, wie viel die Verhöre dieſes Unglücklichen füllen würden. „Und es iſt doch nichts intereſſanter, als ein Menſch dem Menſchen", ſagt die Rahel in ihren Briefen.

Ludwig Tieck war neulich von Potsdam herübergekommen, um unter dem königlichen Schauſpielerperſonal für die Aufführung des Shakeſpeare'ſchen „Sommernachtstraums" wie Falſtaff für die Armee Rekruten auszuſuchen. Ich weiß nicht, ob er ſo treffliche Leute wie dieſer gefunden und angeſtrichen hat.

Es hat den Anſchein, als ſollte hier ein Kongreß gehalten werden; von allen Ecken und Enden der Welt ſtrömen Fürſten und vornehme Fremde herbei. Das

gaffenlungernde Berlin hat unter den Linden ordentlich Poſten gefaßt, um beim An- und Abfahren die ariſtokratiſchen Mienen gehörig in Augenſchein nehmen zu können. Doch geſchieht es nicht mehr mit jener ehrfurchtsvollen Pietät von ehemals, ſondern vielmehr mit einem leiſen Anflug von Moquerie. Es iſt dies das noch faſt unmerkliche Rütteln des neuen Geiſtes an den eiſernen Stäben des modernen Vorurtheils. Ich ſage mit Willen des modernen Vorurtheils und meine damit jene Unterſchiede, die ſich erſt im letzten Frieden und nach dem Wiener Kongreß allmälig und in ſtillen Übergängen zwiſchen die Stände des preußiſchen Volkes geſchoben. Dieſe Unterſchiede ſind weniger von den Unterſchiedenen ſelbſt, als vielmehr von den Unterſcheidenden gemacht worden, d. h. von jener Race von Menſchen, die eigentlich zu keinem Stande gehören, und nun in dem Beſtreben, ſich irgend einem anzuſchließen, die Prinzipe deſſelben ſyſtematiſch ſtudiren und dann an ihrem ganzen Weſen augenfällig herausſtellen. Man kann das deutlich bemerken an jenen Reichen, die ſich zum Adel halten, und an jener verarmten Ariſtokratie, die ſich auf die Seite des Bürgerthums ſchlägt.

Gegen dieſe modernen Vorurtheile aber wird ſich keine Revolution mehr erheben, keine Fauſt mehr ballen, gegen dieſe modernen Vorurtheile wird der neue Geiſt der Zeit allein mit ſeinem Lächeln zu Felde ziehen und ſie damit zu Grunde richten. Dieſe Moquerie der gaffenden Menge iſt das erſte Plänkeln der anrückenden Vorpoſten. Am Tage der großen Schlacht, ſteht zu hoffen, wird die Sonne von Auſterlitz ſcheinen.

Fräulein *Bertha Stich* ſetzt ihre Gaſtrollen mit großem Beifall fort. Als „Griſeldis" war ſie darin ausgezeichnet, daß ſie dieſe verſchwommene Rolle recht charakteriſtiſch zu nüanciren gewußt. Sie gab ſie mit einer geſunden Natürlichkeit, die nicht Knixe und Komplimente machen gelernt hat, und aus deren ganzem Weſen einem noch der Duft der Waldeinſamkeit entgegengeweht kommt. Bei dieſer letzten Vorſtellung habe ich denn auch plötzlich, wie durch eine Fügung Gottes, einſehen gelernt, daß ich der guten Griſeldis ſchreiendes Unrecht gethan. Ich halte ſie nämlich im Ganzen für ein albernes, nervenſchwaches und dabei doch prätenſiöſes Frauenzimmer, über deren Verluſt zu klagen mir am Percival ſtets als unbegreiflich vorgekommen. Ich denke, er müßte froh ſein, ſie vom Halſe zu haben, dieſes Weib, die Alles für ihren Geliebten opfert, ihr Kind, ihr Glück, ihr Leben ſelber, und nachher, da ſie erfährt, es ſei nur Schein geweſen, ſich zimperlich von ihm abwendet und von ihrem gebrochenen Herzen ſpricht. Ich weiß in dieſem Augenblicke nicht, wen Shakeſpeare einmal die Forderung ausſprechen läßt:

„Wenn du mich liebſt, ſo liebe meine Ehre."

ſo viel aber weiß ich, daß Percival ſehr wohl ſagen dürfte:

„Wenn du mich liebſt, ſo liebe meinen Stolz."

In der Volksſage *thut* das auch die Griſeldis, ſie wird wieder ſein Weib und hat ihn lieb wie vorher. Im *Halm*'ſchen Stück aber wird ſie prüde, moraliſirt und geht dann zum Kuckuk. Bis jetzt hab' ich ihr das immer ſehr übel genommen, aber nun bin ich viel nachſichtiger gegen ſie geſinnt, weil ich nämlich gefunden, daß eigentlich die Schuld dieſes kläglichen Endes faſt allein an dem vertrackten Hoffräulein, der klatſchſüchtigen Oriane, liegt. Dieſes ſchnippiſche Ding nämlich, die ganz gewiß in das Regiſter der alten Jungfern gehört, malt der armen Griſeldis, als ſie dieſe über alles Vorgefallene gehörig aufklären ſoll, das Benehmen Percival's, ſtatt in den allerverſöhnlichſten Farben, in den allergrellſten und malitiöſeſten aus. Dadurch wird Griſeldis, ſtatt beſänftigt, nur aufgereizt und thut daher den letzten Schritt eigentlich nur im Ärger über dieſe giftige Rede. Ich habe die ſichere Vermuthung, daß ſie nachher bittere Reue darüber hat. Dieſe Mamſell Oriane aber iſt demnach das böſe

Digitized by Google

Prinzip in dieſem Stück, das ich hiermit entlarvt und dem Haß und der Verachtung aller Griſeldis-Verehrer und Verehrerinnen Preis gegeben wiſſen will. — Als Katharina v. Roſen in dem Bauernfeld'ſchen Converſationsſpiele: „Bürgerlich und romantiſch“ war Fräulein Bertha Stich keck, leicht und beweglich. In Allem elegant und ſcharf, wußte ſie die Spitzen und Feinheiten des hübſchen Dialogs, der in dieſem Stücke, wie in den meiſten von Bauernfeld, herrſchend iſt, recht allerliebſt herauszukehren und die Rolle im Ganzen äußerſt pikant zu machen. Auch Herr Görner, Direktor und Regiſſeur des Großherzoglichen Hoftheaters zu Mecklenburg-Strelitz, gaſtirt mit Beifall. Er iſt ein Schauſpieler, der die ſprechende Begeiſterung für ſeine Kunſt mit den ſtraffen Zügeln der Reflexion zu leiten verſteht, und daher ſehr wohl die rechte Mitte zwiſchen zu viel und zu wenig zu halten weiß. Sein Lorenz Kindlein iſt in dieſer Hinſicht eine treffliche Darſtellung, ebenſo der Franz in den Räubern. Seine Auffaſſung des letzteren ſteht denn auch in der Mitte von denen des Döring und Grunert, weder zu vornehm, noch auch zu viehiſch. Etwas gab er dieſem Franz, was an und für ſich nur eine Unbedeutenheit iſt, mir aber doch gefallen hat. Sein Franz nämlich hat die Gewohnheit an ſich, in den Monologen und reflektirenden Momenten mit dem Daumen die Nägel der zuſammengekrümmten Finger zu drücken und vibrirend damit hin und her zu fahren. In der That pflegen ſolche kalkulirende und ſpekulative Leute, während ihres Denkens, allerhand ſolche kleine Manöver vorzunehmen. Es iſt die Mechanik ihres Denkprozeſſes.

An den Schaufenſtern der Kunſtladen hängt jetzt ein, von Hopfgarten ganz vortrefflich gezeichnetes, Portrait der Schriftſtellerin Palzow aus. Wer dieſelbe perſönlich kennt, wird das Bild faſt gar nicht geſchmeichelt, aber durchaus ſehr ähnlich finden. Der leiſe, wehmüthige Schmerz, der ſich über das ſcharfgeſchnittene, keck umzogene Profil, in die weiche, weibliche Milde des en face verliert, iſt ſehr gelungen aufgefaßt und zur Erſcheinung gebracht worden. Mich dünkt, man kann das Portrait leicht lieber haben, als ihren letzten Roman „Thomas Thyrnau.“*)

Feodor Wehl.

Wien, Ende Auguſt.

Die Leſer der Eleganten haben durch mein ſechswöchentliches Schweigen nichts, gar nichts verloren. Mit Angſt kehrte ich vor acht Tagen von einem Streifzuge nach Wien zurück. Was mochte ſich unterdeſſen begeben haben, welch Großes iſt geſchehen, welche Revolutionen in Kunſt und Wiſſenſchaft mögen vorgegangen ſein, von denen in der Politik gar nicht zu ſprechen? Aber ſiehe da, es iſt das alte Wien mit ſeinen alten Leidenſchaften, ſeinen alten Helden und Heldinnen, und nichts Neues, nichts Großes hat Ihr Referent zu berichten, außer etwa, daß Halm einen bairiſchen Orden bekommen. Ja, der gute Onkel in Frankfurt hat wirklich Unrecht, mit ſeinem dichtenden Neffen unzufrieden zu ſein. Indeſſen unternimmt ein öſterreichiſcher Dichter einen Zug nach ganz andern goldnen Vließen, dorthin, wo ſein edler Argonautengeiſt ſchon manchen Schatz gefunden. Grillparzer iſt auf dem Wege nach dem Orient und Griechenland; er will die Heimath ſeiner Medea, ſeiner Sappho, Jaſon's und Leander's ſehen. Die Trümmer dort, die er ſo herrlich beſang, mit ſo ſchönen Geſtalten belebte, werden ihm den Lorbeer reichen, den friſchen, grünenden, den ihm Deutſchland ungerecht verſagt. Grillparzer hat noch keinen Orden, nicht einmal eine Medaille, und Kuffner und ſo vieles kleine Volk hat die große, goldene!

*) Ich finde das Portrait ſchön, aber die Ähnlichkeit der Dame geht zu ſehr in's Straffe und Gebieteriſche hinüber, welches im Antlitz des Originales nicht vorhanden. — Die Anſichten Wehl's über Halm's Stücke theile ich nicht, und ich finde, daß er dies dramatiſche Talent zu wegwerfend behandelt, namentlich in Betreff der Griſeldis. L.

Der Mann ſcheint ſich wenig darum zu kümmern und ſeine Bücher nicht ſelbſt allerhöchſten Händen unterthänigſt zu überreichen, auch verſteht er die edle Kunſt des „Widmens" nicht. Und doch iſt es in Wien ſo leicht, ſich einen ganzen Juwelenkaſten anzufüllen, wenn man nur jährlich ein Büchelchen voll zu machen verſteht. Ich kenne Leute, die von Doſen, Ringen, Brillantnadeln ꝛc. wie die Sonne ſtrahlen, und all der Segen kommt von Oben. Die liberalen Schriftſteller wiſſen nicht, wie leicht ſie es den andern machen. Kuffner übrigens wollen wir den holden Wahn gerne gönnen: gäbe es nur der Art Cenſoren, ſo ſtände es nicht ſo ſchlecht mit uns. Ad vocem Cenſor erinnere ich mich eines alten Unrechts, das gut zu machen iſt. Ich vergaß Ihnen nämlich die Gedichte Maierhofer's (von Feuchtersleben herausgegeben) anzupreiſen, deſſelben Maierhofer's, der auch ein Cenſor war, und aus Verzweiflung, daß die unglückſeligſten Verhältniſſe ihn zu dieſem Geſchäfte zwangen, ſich aus ſeinem Fenſter im vierten Stock warf. So empfindlich aber iſt nicht unſer ganzes Cenſurcollegium, ſelbſt nicht der poetiſche Theil davon. Die Herren Deinhardſtein, Ruprecht, Seidl brauchten einen tarpejiſchen Felſen. — „Die Nibelungen im Frack" ſind ſchon ſehr im Umgange. Man weiß noch nicht, was daraus zu machen. Ich glaube, man nimmt es am beſten für Das, was ſie ſind — ein Scherz! — In der Burg fällt Alles durch, ſobald Herr Holbein ſeinen Geſchmack in Koſtüms und Dekorationen nicht entfalten kann.

Die „Grenzboten" bringen eine ziemlich ausführliche und, ſo viel ich weiß, ziemlich richtige Aufzählung der deutſchen Schriftſteller, welche ſich jetzt in Paris aufhalten, und der deutſchen Blätter, für welche ſie ſchreiben. Mehr als fünfzig deutſche Schriftſteller, ſagt der Bericht, ſeien dauernd dort angeſiedelt, und er ſagt ſehr richtig, je mehr das Intereſſe an Paris in Deutſchland abnehme, deſto größer werde die Zahl der Pariſer Korreſpondenten für Deutſchland. Er nennt Folgende: Heine, v. Eckſtein (bekanntlich das Venuszeichen in der Augsburger Allgemeinen), Depping (im Morgenblatte), A. Weill (ein Komet, nur nicht im Kometen), Spazier (früher in der Leipz. Allg., ſpäter, glaube ich, in der Hannöverſchen), Venedey (jetzt in Irland und ausführlich über O'Connel's Volksreden in der Deutſchen Allg.), Werthheimer, Roth (zwei Doktoren der Medizin), Koloff (wohl der Berichterſtatter in den Grenzboten ſelbſt, ſonſt auch im Telegraphen und Morgenblatte), Koreff (zuweilen in Verſen, oder über neue Dramen in der Deutſch. Allg.), Börnſtein („Korreſpondent der meiſten deutſchen Blätter, Ueberſetzer der ſchlechteſten Theaterſtücke, wozu er eine Kompagnie mit vier andern anonymen Fabrikanten gebildet hat"), Heß (ehemaliger Redakteur der Rheiniſchen Zeitung, nun Korreſpondent für die Kölniſche), v. Bornſtedt (das ⟂-Zeichen in der Augsb. Allg.), Haller (das #-Zeichen in der Augsb. über Spanien), v. Rochau (für die Deutſche Allg.) Debrau (aus Trieſt, Schützling Lamartine's, Mitarbeiter an der „Preſſe", Korreſpondent der Augsb.), Seuffert (ſehr gewiſſenhafter und feiner Kunſtrichter), Mayer, Dr. Kapeles, Jakob Fels, Löwengardt („Faktotum des ſpaniſchen Korreſpondenten-Comptoirs des Herrn Hayas"), Panofka (als Violinvirtuos berühmt und darin von ſehr zartem, edlem Geſchmack), Strahlheim (deſſen trübe aufgehenden „Stern" wir neulich erwähnt), Mainzer (der unermüdliche Schöpfer eines Chorgeſanges in Frankreich und England, wohl jetzt noch in England), Savoie (für die Augsburger, des Franzöſiſchen ungewöhnlich mächtig und jetzt Profeſſor am Collegium Louis le grand), Duesberg (ſehr gut unterrichtet, einfach, gut und gewiſſenhaft ſchreibend, beſonders für die Wiener Zeitſchrift), Bamberger ꝛc. ꝛc.

Der arme Viktor Hugo! Kaum hat er „Die Burggrafen" begraben und ſich nach der Schweiz begeben, um — wohl kaum glücklicher Weiſe! — Wilhelm Tell in einem

neuen Stücke aufzuerwecken: da trifft ihn der harte Schlag, ſeine geliebte Tochter zu verlieren. Dieſelbe, welche er romantiſch in der Nacht trauen und gleich nach der Trauung mit vier Poſtpferden in die Welt fahren ließ. Sie ward nach dem Havre verheurathet und iſt mit ihrem Gatten jetzt auf einer Spazierfahrt über die Seine, welche dort allerdings meerartig iſt, ertrunken. Noch mehr! Auch ſeine Vergangenheit ſoll getödtet werden. Zu der neunten Auflage ſeiner Notre dame de Paris iſt eine Kritik erſchienen, welche von den Korreſpondenz-Todtenvögeln bereits eine vernichtende genannt wird. Denn darin ſei nachgewieſen, daß die intereſſante Esmeralda nichts als eine Kopie der Cervantes-Precioſa, daß Claude-Frollo nichts als eine Kopie des Mönchs Ambroſio von Monk-Lewis, und daß die Beſchreibung des alten Paris einer unbekannt geweſenen Statiſtik entnommen ſei. Das kann nicht unbeantwortet bleiben, heißt es, das iſt tödtlich! Wären nur jene andern Todesſtreiche ebenſo nichtig! Wer befreit uns von dieſer hohlen Moſaik-Rechnung für eine Schöpfung; ſie wird nachgerade kindiſch. Was würde aus Shakeſpeare, würden ihm ſolchergeſtalt die gefundenen Beſtandtheile abgezerrt! Die Kompoſition, und Geiſt, originales Leben derſelben thut's, nicht das Material. Dies liegt für Jedermann da. Niemand aber wird ihm durch hundert Citate die Esmeralda, und den Claude-Frollo, und das alte Paris nehmen, ſo wenig die aufgefundenen Novellen den Kaufmann von Venedig, Romeo und Julie, Othello, Lear ꝛc. verkleinern können. Armer Hugo! Sie dreſchen Stroh auf Dir, und leider hat man „Die Burggrafen" im Sinne und vertheidigt Dich ſchlecht, und wenn Du nicht tapfer biſt, ſo erſtechen ſie Dich mit Nadeln und zeigen an Deinem Leiden, daß Du ein Dichter biſt.

Den neuen Theaterbau in Berlin betreffend, wird vielfach davon geſprochen, es ſollte überhaupt außer dem königlichen und dem Königſtädter noch ein drittes errichtet werden. Das möge doch ja nicht geſchehen! Die Überhäufung mit Theatern iſt der Tod des guten Theaters. Je mehr das Intereſſe zerſtückelt wird, deſto ſicherer geht das Würdige, was immer ſchwieriger und auf einen kleinen Kreis angewieſen iſt, zu Grunde.

Die Reform des Judenthums, welche ſich von Frankfurt aus unter Anführung Creizenach's vorbereitet und im Kampf gegen den Ballaſt der talmudiſchen Tradition einen völligen jüdiſchen Proteſtantismus vorbereitet, hat die einleuchtendſten Ausſichten auf Erfolg. Creizenach zeigt ſich würdig, ſanft, tüchtig und wohl geeignet. Es wird der vierte Akt des Dramas „Emancipation" werden. Wie heißt der fünfte? Witzjäger rufen ſchon: Der Reformator heißt Creizenach — dem Kreuze nach!

Alexander Weill ruft laut in den Zeitungen, es ſei ihm eine Broſchüre über (gegen?) Rothſchild, die er in Stuttgart bei Frankh habe drucken laſſen, unterſchlagen worden. Sie erſcheine nicht! Sie ſei wohl in der Stille aufgekauft! Jedermann erwartet, daß Frankh darüber Auskunft gebe. Es iſt bekannt, daß Weill mit großer Tapferkeit den Börſen-Banquiers den Krieg macht; dieſer Krieg, der von großen Hauptplätzen ausgeht, und dem wir zunächſt ohne nähere Einſicht, aber aufmerkſam zuſehen, iſt allerdings nichts Geringes, und es intereſſirt uns ſehr, zu wiſſen, welche Bewandniß es mit einer Schrift habe, die durch die Cenſur gedrungen, die gedruckt und doch nicht erſchienen ſei.

Baron Morgan, der in ſeiner Jugend Adjutant Dumouriez's geweſen und jetzt eben geſtorben iſt, ſoll intereſſante Memoiren hinterlaſſen haben.

Der Lokomotiv-Held hat ſich nach ſeiner Leipziger Conceſſions-Niederlage in's Preußiſche zurückgezogen, und wird die freigegebene Form der Monatsſchrift zur Fortſetzung ſeines Blattes benutzen. Von Halle aus wird alſo die „Lokomotive" als Monatsſchrift binnen Kurzem wieder in Bewegung geſetzt werden.*)

*) Sie iſt es bereits.

Moden.

Der Spätſommer iſt ſo zähe in ſchönem Wetter und Sonnenwärme, daß die Herbſtmoden zögern die Magazine zu verlaſſen, weil die wirklich eleganten Käufer noch auf dem Lande ſind. Glücklicherweiſe iſt grade in dieſer ſterbenden Modeſaiſon die Königin Victoria nach Schloß Eu gekommen und man hat dort ſchöne Toiletten geſehn und hat zur Erinnerung raſch einige Neuigkeiten à la Victoria geſchaffen. Ein Fächer, reine Victoria, zeichnet ſich beſonders durch Schönheit und Leichtigkeit aus. Er iſt von Tafft gemacht, auf dem die zierlichſten Blumenbouquets und Gewinde mit bunter Seide in den lebhafteſten Farben geſtickt ſind. Bei den Feſtlichkeiten ſah man ferner eine Coiffure Victoria, die ſehr gefiel. Sie war ganz einfach aus roſa Florband mit leichten grünen Zweigen, auf denen ſich Smaragden wiegten, zuſammengeſtellt. Dieſer Kopfputz läßt ſich in jedem beliebigen Bande ausführen, und ſtatt der Smaragdblüthen laſſen ſich Perlen oder Schmelzblumen beifügen. Auch eines Odeurs, bouquet Victoria, vom berühmten Parfümeur Guerlain erfunden, ſoll ſich die Königin für ihre Taſchentücher vorzugsweiſe bedient haben. *Taſchentücher* ſind und bleiben in größerer oder geringerer Ächtheit und Pracht der Stempel der Vornehmheit und Eleganz, daher auch jede Modewendung auf dieſe jetzt meiſt koſtbare Einzelheit der Toilette ihren Einfluß übt. So ſind im Augenblick die für alle Stoffe in Hochſtickerei ſo modiſchen Grundmuſter mit Muſchen, Haferkörnern, Kaffeebohnen u. ſ. w. auch für den Rand der neuſten Taſchentücher angewendet worden. Gewöhnlich ſind dieſe gemuſchten Muſter auf einer breiten, durchbrochen ausgearbeiteten Rivière in Weiß geſtickt, nur für Morgentoiletten ſind die Muſchen mit bunter Seide gearbeitet, und ein Taſchentuch mit ſolcher doppelten Reihe Muſchen in der Größe eines Geldſtückes von goldgelber Seide genäht, ſcheint von lauter Dukaten eingefaßt. Ein anderer ſehr beliebter Rand iſt wie ein Damenbret in viereckigen oder ſchieſen Carreaus gemuſtert, ein Feld voll geſtickt und das nächſte Feld durchbrochen gearbeitet. Noch andere Taſchentücher haben ſechs ſchmale Stüfchen, ringsum und zwiſchen jeder Stufe eine durchbrochene Nadelarbeit, oder die angeſetzte breite Spitze bildet zum Theil den Grund zur Stickerei auf dem Battiſte. Ganz einfach zieht man auch über dem Saume der Taſchentücher ein leichtes griechiſches Muſter von leinener Rundſchnure, nach Art der soutache. Eine neue Art Weißſtickerei heißt *Biscuit*; man macht ſie auf dichten weißen Stoffen mit ganz dünnen Schnürchen, die wie Stickgarn zu jedem Muſter benutzt werden. Dieſe Stickerei tritt natürlich ſehr hervor und iſt beſonders zu weißen Peignoirs beliebt, die man dann mit bunter Seide füttert und ringsum mit ein oder zwei Reihen ausgebogter Mullfalbeln beſetzt. Geſtickt, gebogt und gezackt kann überhaupt nicht genug angebracht werden auf allen lichten und leichten Kleidern. — Dagegen die Rüchen und Puffen à la vieille, ſei es als Rundbeſatz oder als Schürzenform auf dem Rocke, ſei es als Überärmel oder in Latzform auf dem Leibe für alle ſchweren Stoffe in Mode bleiben. Glacirte Seidenzeuge mit zweifarbigem Schiller und Moor ſind die beliebteſten Soiréetoiletten, auch bei den Feſten in Eu zeigten ſie ſich neben den reich geſtickten Abendtoiletten. Ein Kleid dieſer Art war dort perlgrau mit roſa Schein, es war mit Spitzen beſetzt und hatte zu einem ausgeſchnittenen glatten Leibe lange weite Ärmel à la juive von Spitze. Die Berthe dazu hatte einen ganz beſonderen Schnitt, indem ſie auf den Achſeln eine Mantille bildete und vorn in zwei langen ſchmalen Enden, wie eine Echarpe, bis zum Knie fiel. Ferner bemerkte man in Eu ein weißes Moorkleid mit drei Reihen Alençoner Spitzen garnirt und gleicher Berthe. Dann ein weißes Organdykleid im Tunikaſchnitt, mit Plattſtickerei und leichter Silberzeichnung dazwiſchen verziert. Auch Spitzenkleider ſah man mit drei Stufen um den Rock, unter denen Spitzenfalbeln hervorfielen, und weiße Kreppkleider durchweg mit Perlen und Silber geſtickt. Ein Kamm mit hohem Schild, und ein ungeheures Bouquet natürlicher Blumen vor der Bruſt oder in der Taille fehlte faſt bei keiner Toilette.

J.

Hierzu drei Kunſtbeilagen:

No. 84. Pariſer Moden. Damenmoden: Glacirtes Seidenkleid im Amazonenſchnitt mit Pelerine. Glattes italieniſches Tafftkleid mit langen faltig engen Ärmeln, und hohes gemuſtertes Barègekleid mit tunikaartigen Falbeln beſetzt.

No. 85. Pariſer Moden. Damenmoden: Blaues Baregekleid mit blauem Sammtband ausgeputzt, eine Spitzenmantille, und genähter italieniſcher Strohhut mit weißem Seidenkopf und Ausputz. Peignoir von geſticktem indiſchen Mull mit gelbem Taffl-Unterkleid, Spitzenmütze mit glacirtem Band geziert.

No. 86. Neue Militairtrachten in Preußen. III. Erſtes Garde-Regiment in Mütze und Helm.

An Herrn Heinrich Laube, Redakteur der Zeitung für die elegante Welt.

Mein Herr!

Die Zeitung für die elegante Welt enthält in einem Briefe aus Baden-Baden neben mehreren Unrichtigkeiten in allgemeinen Thatſachen auch einige, mich perſönlich verletzende Angaben, die ich nicht mit Schweigen übergehen kann; und wenn ich auch nicht weiß, ob bei Ihnen, wie in meinem Vaterlande, der in einer Zeitung Beleidigte ein geſetzlich begründetes Recht beſitzt, die Aufnahme ſeiner Verwahrung nöthigenfalls zu erzwingen, ſo glaube ich dennoch um ſo eher es umgehen zu können, mich über dieſen Umſtand zu unterrichten, als im Falle des Schweigens der Geſetze zweifelsohne Ihr eigenes Rechtsgefühl dem Mangel abhelfen würde.

Nachdem Ihr Herr Berichterſtatter vorangeſtellt, „die Spielgeſchichten von Honek“ in der Kölniſchen Zeitung ſeien „faſt buchſtäblich wahr“, obſchon ſie den Thatſachen nach erfunden und in ihren Folgerungen Verleumdungen ſind, und nachdem er mir verſchiedene Unwürdigkeiten Schuld gegeben, die beweiſen zu ſollen ihn in nicht geringe Verlegenheit bringen würde, ſetzt er hinzu: ich hätte einem, das öffentliche Spiel bekämpſenden Schriftſteller groſse Geldanerbietungen gemacht, damit er ſchweige, doch dieſer habe die Anerbietungen zurückgewieſen.

Ich fordere nun Ihren Berichterſtatter, den Herrn Dr. Adolph Buddeus, allen Ernſtes auf, denjenigen zu nennen, welcher ſich rühmt, von mir derlei Anerbietungen erhalten zu haben, damit ich die weiter nöthig werdenden Schritte gegen denſelben einleiten kann, und ich zweiſle nicht, daß Herr Buddeus als ein Ehrenmann entweder ſeinen Gewährsmann nennen oder ſich perſönlich verantwortlich für eine Angabe erklären werde, die ich vorläufig mit der milden Bezeichnung einer unbegründeten belege.

Nie in meinem Leben, weder zu Paris noch zu Baden, habe ich Schweigen erkauft oder Lob bezahlt; die vielen Freunde, welche ich zu beſitzen glücklich genug bin, ſind auf die ehrenvollſte Weiſe erworben, und ſelbſt die bitterſten Feinde meiner Unternehmungen müſſen, wenn ſie bei der Wahrheit bleiben wollen, bekennen, daß meine immerdar rechtliche und offene Handlungsweiſe keiner beſtochenen Vertreter bedarf, ſo wie jeder Vernünftige und mit den Verhältniſſen Vertraute einſehen wird, daß ich nicht das geringſte perſönliche Intereſſe habe, mich in einen theoretiſchen Streit zu miſchen, deſſen Ausgang mir weder Vortheil noch Schaden zu bringen vermag; bekanntlich aber kauft niemand, was er nicht braucht.

Dieſe meine Verwahrung gegen mir zugefügte Kränkungen ſende ich gleichzeitig wie an Sie, mein Herr, auch an die Augsburger Allgemeine Zeitung, weil der Bericht aus der Zeitung für die elegante Welt theilweiſe in dieſelbe übergegangen iſt.

Genehmigen Sie, mein Herr, den Ausdruck der Hochachtung womit ich die Ehre habe zu zeichnen

Ihr ergebenſter Diener
Le Colonel Benazet.

Baden-Baden, den 8. September 1843.

Anzeiger. № 16.

Im Verlage von **Aug. Wehrt** in Braunſchweig erſcheint ſeit Mitte dieſes Jahres ein illuſtrirtes Unterhaltungsblatt unter dem Titel:

Gallerie
des
Schönen und Nützlichen.

Die Ausgabe dieſer Zeitſchrift ſindet monatlich in vier Heften ſtatt, von denen jedes einen Bogen Text in groß 4, auf feinem Velinpapier und 1 bis 2 Lithographieu enthält. Preis des ganzen Jahrgangs 3 Thlr.

Damit dieſes Werk unter den literariſchen Erſcheinungen eine ehrenvolle Stufe einnehme, ſo hat der Verleger alle Kräfte aufgeboten, um einerſeits als Text eine angenehme und gediegene Unterhaltung, eine dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaften entſprechende Belehrung, anderſeits als artiſtiſche Beilagen theils ſelbſtſtändige Kunſtblätter, theils Illuſtrationen zum Texte nach Originalzeichnungen berühmter Maler zu liefern. Darſtellungen geſchichtlicher Ereigniſſe und merkwürdiger Thaten, Scenen aus dem Leben, Volkstrachten und Volksſitten, Portraits berühmter Menſchen, Anſichten ſehenswerther Gebäude, Städte und Gegenden, Mittheilungen aus dem Gebiete der Naturgeſchichte, Polytechnik und allen andern Fächern des gemeinnützigen Wiſſens werden den anziehenden Inhalt der „Gallerie" bilden.

Bei dem reichhaltigen Inhalte und der ſehr eleganten Ausſtattung dieſes Blattes konnte nur in der Vorausſetzung einer ſehr großen Theilnahme der Preis ſo ungemein billig geſtellt werden. Der Verleger rechnet um ſo mehr auf dieſelbe, da dem Gebildeten jeden Standes Unterhaltung und Belehrung in reicher Auswahl und zeitgemäßer Form geboten wird.

Beſtellungen werden bei allen Buchhandlungen des In= und Auslandes angenommen.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und **Dr. W. Häring (W. Alexis).**

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Von dieſer intereſſanten Sammlung, die ſich des allgemeinſten Beifalls erfreut, erſchien ſoeben der **dritte Theil** (Preis 2 Thlr.). Derſelbe enthält: Struenſee. — Leſurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Ruſſell. — Nickel Liſt und ſeine Geſellen. — Berthelemy Roberts und ſeine Flibuſtier.

Der erſte Theil koſtet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite Theil 2 Thlr.; ein vierter Theil wird noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

PARISER MODEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NEUE MILITAIR-TRACHTEN IN PREUSSEN

III.

Königliches 1^{s} Garderegiment in Mütze und Helm.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

27. September **№. 39.** 1843.

Ueberſicht: Des Burſchen Ende (I. Das Teſtament. II. Das Begräbniß). — Der goldne Mantel, ein Mährchen von A. v. Sternberg (Schluß). — Portraitzeichnungen aus Berlin. — Friedrich Liſt. — Nachrichten. — Modebericht. — Anzeiger No. 17.

Des Burſchen Ende.

I. Das Teſtament.

Im Garten zum grauen Bären lag früh im Sonnenſchein
Ein bleicher, blutender Knabe auf breitem Raſenrain.
Das Gras war niedergetreten und drin ein Purpurſee,
Und von den blühenden Bäumen fiel langſam der Blätterſchnee
Hinein in die blutige Lache. Des Wunden lockiges Haar
Umrollte wie ſchwarze Schlangen die grüne Leichenbahr.
Die treuen Geſellen knieten verzweifelnd auf dem Grund
Und wimmernd ſaß ihm zu Füßen der ſchwarze Pudelhund.
Der Burſche hob die Augen und ſah der Freunde Bemüh'n,
Die blutigen Schläger am Boden, der Morgenſonne Glüh'n,
Und leiſe ſprach er und fröſtelnd: was ſtarrt ihr ſo grauſig von fern?
Der Schlag war gut und ehrlich, er traf in des Lebens Kern.
Still, ſtill mit den Thränen und Klagen, ich fechte den letzten Straus
Mit Gottes Pedellen, dem Tode, in trotzigem Muthe aus.
Ich fühle, wie das Herzblut an meine Binden rennt,
Drum hebt mich vom Boden und höret des Burſchen Teſtament.

Im Dorfe hinter den Linden da ſteht ein hölzernes Haus,
Dort ſchaut die alte Mutter zum kleinen Fenſter heraus,
Und hört ſie des Wandrers Schritte, verklärt ſich ihr altes Geſicht.
Gott ſchütze dich, arme Mutter! den Heinz erſiehſt du nicht,
Der geht die andere Straße! Gott ſchütz' und tröſte dich ſehr;
Dir bleibt nur der Vater im Himmel, auf Erden Niemand mehr.
Als ich zur Burſchenreiſe den Knotenſtock mir ſchnitt,

Ein weicher, träumender Bube, kam Mutter mit wankendem Schritt,
Erfaßte das Holz des Aſtes mit ihrer alten Hand
Und lehnte ſich bekümmert an unſre Gartenwand.
Sie ſprach: dich wird er ſtützen, wo bleibt der Mutter Stab?
Tragt meiner Mutter den Kreuzdorn in ihre Hütte hinab,
Er iſt die einzige Stütze, die ihr geblieben iſt!
Erzählt ihr freundlich und ſchonend, was ihr vom Sohne wißt,
Und ſagt ihr, daß ich ſie immer tief mitten im Herzen getragen,
Und ſagt ihr, ſie ſoll nicht fluchen, daß ihr der Sohn erſchlagen.

Und ſchwächer ſprach er weiter: Ich habe nach Burſchenbrauch
An Mädchen und Blüthen gehangen. Ein weißer Roſenſtrauch,
Die ſchönſte Blume von allen ſteht einſam in meinen Wänden,
Ich hab' ihn gepflegt und gezogen mit meinen eignen Händen,
Und hab' ihn in's Licht getragen und jeden Morgen begoſſen;
Er hat nur eine Blüthe, iſt noch zur Hälfte geſchloſſen.
Ich dachte die Roſe zu winden in meines Liebchen Haar,
Sie ſoll mir nicht verwelken an meiner Leichenbahr.
Tragt meinem Lieb die Roſe bei ſtiller Mitternacht
Und ſtellt ſie heimlich an's Fenſter, damit es nicht erwacht,
Es ſoll ihr die weiße Roſe erſt morgen die Botſchaft ſagen,
Und nichts den Schlummer ihr ſtören. Sie wird in den nächſten Tagen
Nur ſchwerlich ruhen und ſchlafen; ich ſchlafe derweilen im Mooſe. —
Der Herr erbarme ſich deiner, du weiße gebrochene Roſe.

Und ſchneller ſprach er weiter: Jetzt iſt das Schwerſte vorbei.
Jetzt ſchaut die Seele vorwärts, ſo leicht wie ein Vogel und frei.
Gott ſegne euch liebe Brüder und unſere Companei!
Das Beſte von meiner Habe war hier der treue Hund,
Der wird dem Beſten folgen von meiner Todesſtund.
Da hat der Pudel gewinſelt und ihm die Füße geleckt,
Und als der Wunde mit Mühe die Hand nach ihm ausgeſtreckt,
Da ſprach er ſtockend: ich fühle, wie's dicht am Herzen brennt,
Bald wird der Tod beſiegeln des Burſchen Teſtament.

Ich habe ſo ſelig gejubelt beim feſtlichen Burſchenmahl,
Ich habe ſo fröhlich geſchwungen im heißen Kampfe den Stahl,
Ich hab' mein Käppchen gezogen vor manchem holden Geſicht;
Die bunte Mütze, den Schläger, die Lieder laß ich nicht.
Den Schläger, den blanken Schläger legt über den ſchwarzen Schrein,
Die bunte Mütze daneben, das Liederbuch hinein.
Begrabt mich nach Burſchenweiſe mit Glocken und Hieberklang
Und ſingt mir die ſchönſten Weiſen auf meinem letzten Gang.
Hinweg mit Thränen und Klagen, heran den rothen Wein!
Nehmt eure Trauercitronen und preßt ſie in's Glas hinein,
Hoch, hoch die Lieb' und Freiheit! — Ei, wie das flimmert und glänzt,
Ich ſeh' in den rothen Wolken ſteht eine Tafel bekränzt.
Herrgott, ach laß mich ſitzen auf deiner Zecherbank,
Herrgott, ach laß mich ſingen zu deiner Knaben Geſang!

Digitized by Google

Dem Teufel ein Pereat, Herrgott! — ihr lieben Brüder, ade! —
Da fiel er zurück in den Raſen, hinein in den blutigen See. —
Zwei Tage lag er im Fieber, der dritte kam heran,
Da wurde der wilde Geſelle zum friedlichen, ſtillen Mann.

II. Das Begräbniß.

Vom Thurme klangen die Glocken; ein ernſter, trauriger Zug
Durchſchritt die Straßen der Hauptſtadt; den Sarg mit Kränzen trug
Ein Haufe junger Geſellen in Trauerſchärpen von Seide.
Es lag auf dem Sarge kreuzweis ein Schläger mit der Scheide,
Und drüber der Hut des Todten mit ſeiner Federpracht.
Zur Seite trugen die Stäbe Marſchälle zwanzig und acht,
Die goldnen Knöpfe der Stäbe umwand ein ſchwarzer Flor,
Und aus der Linken ſchaute die Todtencitrone hervor,
Sie gingen gewichtig und langſam, die Augen zur Erde geſenkt;
Und hinter dem Sarge zogen in dichte Reihen gedrängt
Des Todten wilde Genoſſen, ſechshundert in Jugendkraft,
Da kam mit ihren Präſiden jedwede Landsmannſchaft,
In eigenen Farben und Bändern, die Führer im Federhut,
Den Schläger an der Seite; der Füchslein junge Brut
In Koller und Kanonen, dem Todten zu Ruhm und Preiſe.
Und vor dem Zuge blieſen Poſaunen die Trauerweiſe,
Und leiſe ſangen die Burſchen die Melodien mit.

Weit hinter den Herren gingen allein in gemeßnem Schritt
Zwei Freunde des todten Knaben ſelbander im Trauergewand.
Der eine der Stiefelputzer, Studentenmatz genannt,
Er hatte die wenigen Groſchen, die ihm das Mauſen erſpart,
Zum Trödeljuden getragen, um für die heutige Fahrt
Ein Trauerkleid zu leihen, drum kam er im langen Rock,
Und trug ein ſeidenes Tüchlein und einen Studentenſtock.
Er wiſchte ſich oft die Augen, und blieſen die Muſiker leiſe:
„Iſt einer unſrer Brüder" — da ſang er heftig die Weiſe
Und ſchluchzte lauter als Alle und ſchonte die Augen nicht,
Vergaß das geſtohlne Tüchlein und fuhr mit der Hand in's Geſicht.
Der andre der beiden Genoſſen ſchlich ſtill in tieferem Leid,
Es war der Pudel des Todten in ſeinem ſchwarzen Kleid.
Ihm hatte ſein Begleiter den Flor an die Ohren gebunden
Und Ringelblumen und Buchsbaum gar künſtlich hineingewunden,
Er ſchritt in tiefem Schweigen, den Kopf zu Boden geſenkt,
Die Augen halb geſchloſſen, wie einer, der Schweres denkt.

So ging der Zug durch die Straßen bis hin zur Ruheſtätte.
Die Träger ſenkten die Bahre und drängten um die Wette
Den Deckel des Sarges zu heben, zum letzten Male zu ſchauen
Den treuſten und beſten Geſellen. — Still war er und ſtarr zum Grauen.
Er lag in ſchwarzem Kleide, das Antlitz marmorbleich,
Die Hände fromm gefaltet, dem Todesengel gleich.

Digitized by Google

Da fiel es wie Regentropfen warm über des Sarges Rand,
Und Mancher neigte ſich abwärts und barg das Geſicht in der Hand.
Drauf legten ſie neben den Bruder den Burſchenſchläger und Scheide,
Die farbige Mütze mit Löchern, die Bänder von Silber und Seide,
Zum Haupt die Liederbücher, gebunden in neuen Glanz,
Und auf die Bruſt den grünen, jungfräulichen Myrtenkranz.

Der Schragen ſchwebte zur Grube. — Das Klagelied erſcholl
In vollen erſchütternden Tönen, und jedem der Männer ſchwoll
Das Herz bei dem alten Sange, der bis zu den Wolken drang,
Hell läutete zwiſchen den Verſen der Schlägerglocken Klang.
Drauf warf in frommer Ehrfurcht ein Jeder in's offne Grab
Drei Hände mit Erde und donnernd fiel Scholl' auf Scholle herab,
Und ſummend ging's durch die Reihen: ſchlaf ſelig im ſtillen Haus.

Drauf rückten die Herren ihr Käppchen und zogen zum Garten hinaus.
Nur zwei Geſellen ſtanden lautlos am Todtenhaus.
Der Alte im ſchwarzen Rocke, daneben der ſtille Hund.
Die Augen des Mannes waren vom heftigen Weinen wund,
Er kniete am Grabe nieder und zog den Hund heran
Und ſah ihn mit Freundesblicken und großem Erbarmen an.
Er ſprach: wohl weiß ich ſicher, was der im Schilde führt,
Er hat ſeit geſtern Morgen nicht Speiſe und Trank berührt,
Hat ſelbſt aus meinen Händen nicht einen Biſſen genommen,
Der denkt auf kurzem Wege zu unſrem Herrn zu kommen.
Er wählte ſich ſtets die Herren nach eignem Willen und frei,
Lief immer mit dem Stärkſten aus unſrer Companei,
Und wurde ein Andrer der Beſte, verließ er den alten Herrn,
Und opferte ſeiner Ehre das glücklichſte Leben gern.
Jetzt kann er nichts als ſterben, denn ſucht er noch ſo ſehr,
Ein ſtolzeres Herz, als jenes, das findet er nimmermehr.
Fahr wohl, du haſt mich immer für einen Menſchen gehalten,
Sonſt that das Keiner auf Erden, als der dort unten im Kalten.
Und höre, verzeih auch du mir, wenn ich dich geplagt und geneckt.
Da hat der Pudel gewinſelt und ihm die Backen geleckt.
Der Greis umarmte den Treuen, bedeckte das graue Haar
Und trug mit rothen Augen zum Trödler den ſchwarzen Talar.

Und als die Sterne des Himmels hoch über den Gräbern zogen,
Da iſt's in weißem Gewande zum neuen Grabe geflogen,
Und iſt in heißem Schmerze davor zu Boden geſunken.
Und als am nächſten Morgen die erſten leuchtenden Funken
Des Sonnenfeuers am Himmel hoch über die Gräber fuhren,
Da ſah man von nächtlichem Werke beim neuen Grab die Spuren,
Da lag ein weißes Röslein entblättert auf dem Grund,
Und todt zur Seite des Grabes der ſchwarze Pudelhund.

Guſtav Freitag.

Der goldne Mantel.

Ein Mährchen von A. v. Sternberg.

(Schluß.)

5.

In der Verlaſſenſchaft Ninon's de Lenclos, die Voltaire an ſich brachte, befand ſich auch ohne Zweifel jener myſteriöſe Goldbrokat, allein der Philoſoph von Ferney, ungläubig und frivol, hätte, wenn er es auch gewußt hätte, ſchwerlich einen Gebrauch von den magiſchen Eigenſchaften dieſes Goldgewebes gemacht. Der Verfaſſer der „Pucelle" ſpottete der Wunder, und ſein Triumph war, daß er der häßlichſte der Männer und doch der ſiegreichſte bei den Frauen war. Das goldne Mieder verlor ſich alſo, der Himmel weiß wohin. Vielleicht kaufte ihn die Marquiſe du Chatelet aus der Verlaſſenſchaft des Philoſophen, vielleicht machte ſich Madame Denis den Scherz, als ihr berühmter Oheim todt war, damit auf Eroberungen auszugehn, vielleicht umſpannte er den Nacken einer jener berühmten Schönheiten, die Marat enthaupten ließ, weil ſie ihn nicht küſſen wollten, vielleicht — doch wie geſagt die Geſchichte iſt hierüber völlig im Dunkel, nur in den glorwürdigen Tagen des neunzehnten Jahrhunderts ſehn wir die deutlichſten Beweiſe ſeiner noch beſtehenden Exiſtenz, nicht mehr als Mantel, nicht mehr als Weſte, nicht mehr als Mieder, ſondern als — doch nur Geduld, wir ſitzen eben vor dem Vorhang des großen Opernſaales in Berlin; es wird nicht lange dauern, ſo wird er aufgerollt und wir erfahren dann, was wir wiſſen wollen.

Das neunzehnte Jahrhundert, das ſein vierzigſtes Jahr ſchon überſchritten hat, alſo, gleich den Schwaben, ſchon zur Vernunft gekommen ſein ſollte, zerfällt in zwei wunderliche Hälften, die eine eben ſo thöricht als die andre. Die eine enthält eine verſtimmte und mißlaunige Jugend, pedantiſch und gelangweilt, die andre ein fettes Mannsalter ohne Würde, aber mit jener Luſtigkeit begabt, die aus den Bäuchen einer Weinflaſche und einer Paſtete ſtrömt. Dieſe Gutſchmecker rollen durch zwei Welttheile auf bequemen Bahnen daher, es decken ſich ihnen die Tiſche, es polſtern ſich ihnen die Sophas von ſelbſt; ſie haben in ihren Seelen keinen Gott, aber in den Taſchen ihrer Röcke haben ſie Gold. Alles, was keuſche Jugend, ſittſames Recht, fromme Demuth heißt, iſt von ihnen mit platten gewaltigen Füßen zertreten worden und ſie machen die Wahrheiten der Geſchichte zu Fabeln, bei deren Murmeln ſie einſchlafen. Der Gott dieſer Pagoden iſt eine ſchöne Fee, eine leicht beſchwingte Grazie, die es über ſich genommen hat einige Poeſie in die ewige Indigeſtion dieſer moraliſchen Calibane zu träufeln, und dieſe ſchöne Fee tanzt eben ihre kleine poetiſche Cachucha, und ein donnerähnliches Gepolter des Beifalls erſchüttert den alten Saal. An ihren Füßen ſchimmern zwei nied-

Digitized by Google

liche Schuhe von Goldbrokat. Als das Ballet beendet iſt, fährt ein junger Graf die Tänzerin in ſeinem Wagen in ihre Wohnung und ladet ſich ſelbſt zu ihrem Souper. Die Fee ſetzt ſich zwiſchen den berühmten Namen der Genealogie und den berühmten Namen der Poeſie, nämlich zur Seite eines jungen Dichters, der vor wenigen Tagen bei einem völlig leeren Hauſe ſein erſtes Trauerſpiel hat aufführen laſſen. Meine Freunde, ihr ſeid verſtimmt? ſagt die Fee nach einer Pauſe.

Und hab ich nicht Grund dazu? entgegnet der Graf.

Und hab ich nicht Grund dazu? entgegnet der Dichter.

Ich will ihnen etwas ſagen, meine Herren, nimmt die Fee lächelnd das Wort. Man muß ſich in einer Zeit, die uns nicht gefällt, wie in einem übelgebauten Wagen das beſte Plätzchen ausſuchen, um ſich in einen Winkel zu legen und zu träumen. Lernen ſie das von mir. Wenn ich in die Couliſſen trete, erſcheint mir die Welt ſo grau; ich ſeh mit Schaudern die Seile hängen, die mich als flatternde geſchmückte Nymphe hinaufziehn ſollen, mir duftet das Öl der Lampen entgegen, und ich möchte vor Ekel und Entſetzen mich in den entfernteſten Winkel der Welt retten; da erſchallen die Klänge der Geigen, die Chöre der Ballettänzerinnen fliegen mir voran, ich ihnen nach, und ſiehe da, plötzlich ergreift mich die bacchiſche Wuth, ich ſpringe, ich tanze, die Welt iſt ſüß und der Ruhm köſtlich. Grade ſo machen auch ſie es!

Wer es könnte! ſagte der Poet und betrachtete die ſchöne Nymphe mit dem Zuge von Schwermuth, den er dem Bilde Byron's abgelauſcht hatte. Ich bin in einer unſeligen Zeit geboren. Die Fürſten haben aufgehört das Talent zu beſchützen, und das Volk hat noch nicht angefangen. Wir Dichter haben keinen Grund unter unſern Füßen, wir haben keinen Halt, an den wir uns ſtützen. Wir werfen unſre ſublimen Verſe in die Luft, und keine Hand findet ſich die ſie auffängt.

Während dieſer Rede des Poeten war der Graf beſchäftigt eine Champagnerflaſche zu entpfropfen und da dies gewöhnlich der Moment war, wo er über ſich und ſein Schickſal nachdachte, ſo überlegte er, ob er nicht der ſchönen Fee ſeine Hand und ſeinen Namen antragen wolle. Während der Pfropf ſich lüftete, war er noch unentſchloſſen, er überließ es alſo einer Art Gottesgericht und wohin der losfahrende Pfropfen ſich wenden würde, dahin ſollte auch ſein Herz und ſeine Hand folgen. Der Pfropf flog zur Fee, und der Graf entſchloß ſich ſeinen Antrag zu machen, wenn der ihm fatale dramatiſche Dichter ſich würde entfernt haben. Dieſer jedoch war unterdeſſen mit ſich auf's Reine gekommen, daß ein Kapital von 20,000 Dollars allenfalls einen Grund und Boden abgeben könne, auf dem ſich ſicher fußen ließe; er wartete alſo ſeinerſeits den Abgang des Grafen ab, um die Fee für ſich zu erhaſchen. Auf dieſe Weiſe dauerte das Souper etwas lange. Der dramatiſche Dichter hatte den Vortheil, daß er alle ſeine noch ungebrauchten, noch nicht auf's Theater gebrachten Intriguen anwandte, um ſeinen Gegner zu entfernen,

allein jener war dagegen im Beſitz einer feſten Stellung hinter dem Bollwerke der Champagnerflaſchen, und ohne Wirkung glitten die Angriffe des Poeten ab, endlich in Verzweiflung geſtanden beide ihre Abſichten und wurden beide abgewieſen. Es iſt nicht deshalb, ſagte die Nymphe mit einem lächelnden Ernſte, weil ich ſie nicht liebenswerth finde, oder weil ich nicht hoffen dürfte an ihrer Hand glücklich zu ſein, ſondern weil ich das Gelübde gethan habe, nicht zu heirathen, wenigſtens vor Ablauf einer gewiſſen Zeit nicht. Hören Sie meine Geſchichte.

Ich war ein armes, unbedeutendes, unbeachtetes Mädchen, als ich zum erſten Male jene Breter betrat, die jetzt meine Welt ſind, denen ich Glanz, Ruhm und Freude verdanke. Meine Schüchternheit ſchien unüberwindlich; was die geringſte Choriſtin der Balletſchule mit Leichtigkeit auszuführen vermochte, war bei mir Sache einer peinvollen und immer mit ſchlechtem Erfolg begleiteten Anſtrengung. Es war demnach wohl ausgemacht, daß ich keine Tänzerin werden ſollte, allein dennoch fühlte ich den lebendigſten Trieb, der mich Tag und Nacht nicht ruhen ließ. Eines Abends, o ich denke daran noch mit Grauſen, erlebte ich in einem kleinen Städtchen eine völlige, mit allen beſchämenden Nebenumſtänden verbundene Niederlage. O, unter den Diamanten, unter den Armbändern und Spangen, die ich bewahre, liegt noch ein ſchwärzliches Ding, es iſt ein verſchrumpfter Apfel, er war es, der mir damals an die Bruſt flog und bewirkte, daß ich ohnmächtig niederſtürzte. Ich wurde nach Hauſe gebracht und ein langwieriges Fieber hielt mich Monate lang von der Bühne entfernt. Während meiner Krankheit beſuchte mich ein kleines häßliches Mädchen, die Tochter meines Hauswirths, die mir ihren Entſchluß kund that, Tänzerin werden zu wollen. Ich rieth ihr ab, ſie nahm es übel und blieb weg. Als ich geſundete, beſuchte ich wieder das mir ſo unheilvolle Theater als Zuſchauerin, und wie ward mir als ich in einem ländlichen Ballet, deſſen Compoſition mir bekannt war, eine kleine Sylphide tanzen ſah, deren zarter Körper, deren ſüße muſikaliſch-geſchmeidigen Bewegungen das Reizendſte waren, das ich je erſchaut. Das Kind war das Entzücken des ganzen Parterres. Ich ſuchte es auf, ließ mir die Wohnung zeigen und fand — auf dem Bette liegend ein häßliches, mageres, widriges Geſchöpf, das mich grinſend anlachte und mich als bekannt begrüßte. Es war jenes Mädchen, das mich in meiner Krankheit beſucht. Aber welches Wunder bewirkte dieſe Umgeſtaltung? So ſehr ich grübelte, ich errieth es nicht.

Dieſe mißgeſtaltete Tänzerin wurde jetzt meine erbitterte Feindin; ihre Rache, die ſie an mir nahm, war ihrer niedrigen Seele völlig angemeſſen. Obgleich ſie bewundert und angebetet wurde, wo ſie ſich nur zeigte, verfolgte ſie mich dennoch, mich, die ärmſte und verlaſſenſte des ganzen Opernperſonals. Eines Abends führte mich ein ältlicher Mann, den ich nicht kannte, nach Hauſe, indem er mir ſeinen Regenſchirm bot. Meine Kleine, hub er an, würden ſie mir wohl einen kleinen Dienſt erzeigen wollen? Recht gern, ant-

wortete ich, und er fuhr fort: Wenn die Mademoiſelle Elvira, ſo hieß jenes häßliche Mädchen, Abends ihre Schuhe ablegt, wollen Sie mir einen derſelben, am liebſten beide, bringen. Es iſt deutlich, daß ſie ſie ihr ſtehlen müſſen, denn gutwillig wird ſie ſie ihnen nicht geben. Gewiß nicht, mein Herr, erwiderte ich und ſchob unwillig das Goldſtück, was er mir zuſtecken wollte, zurück, das wäre eine elende Handlung. O wenn ſie wüßten, ſagte er, und ſeine Stimme klang ſehr weich, dieſe Schuhe gehörten einſt mir, meiner Tochter, und jene Unwürdige hat ſie uns geſtohlen, indem ſie zugleich unſer Glück vernichtete. Denn meine arme Tochter, ſeitdem ſie die Schuhe nicht mehr hat, tanzt ſie nicht mehr, und wir ſind in die äußerſte Armuth verſunken. Das Goldſtück, das ich ihnen anbiete, iſt das letzte, das ich beſitze, von einem ungeheuern Vermögen, das einſt mein war.

Genug, meine Herren, ich will kurz ſein. Ich erfuhr, daß jene Schuhe aus einem magiſchen Stoffe bereitet waren, und daß durch ſie allein die häßliche Elvira ihre Triumphe feierte. Ich raubte ſie ihr. Es kann ſein, daß dieſe Rache nicht ſehr edel war, allein ich bereue meine That nicht. Wie ich mit den Goldbrokatſchuhen zu dem Alten kam, weinte er Freudenthränen, und ſeine Tochter, eine zuſammengeſunkene, bleiche Geſtalt, gewann ſichtlich wieder Leben. Edelmüthiges Mädchen, ſagte der Alte, du hätteſt dieſes koſtbare Paar Schuhe, das dein Glück begründen könnte, für dich behalten können, und dennoch gabſt du es mir!

Die Zauberſchuhe waren nun an andern Füßen; und nun war es wieder Alvina, die Triumphe feierte. Ich murrte nicht, ich gab mir doppelt Mühe, und endlich gelang es mir auch ohne jene Zauberſchuhe einen Namen mir zu machen, und mir meinen kleinen Ruhm zu erwerben.

Aber Alvine trug den Tod im Buſen; ſie erntete nicht lange ihre Lorberen ein und eines Morgens war ſie eine Leiche. Der Alte war untröſtlich, meine Liebe allein konnte ihn vom Selbſtmorde abhalten. Er nahm nichts von meinen Schätzen an, er lebte dürftig im äußerſten Elend; das einzige, was er von mir forderte, war, daß ich ihn nicht verlaſſen, daß ich vor ſeinem Tode mich nicht verheirathen ſolle. Ich verſprach es und er gab mir jene Zauberſchuhe. Ihnen allein, nicht meiner geringen Kunſt, danke ich es, daß ich fortwährend Liebling des Publikums bin. Und nun, meine Herren, werden Sie begreifen, daß ich meinem Wohlthäter meine Zuſage halten muß.

Bei dieſen Worten legte die Tänzerin ein Paar allerliebſte Schuhe auf den Tiſch, die im Lichte golden ſchimmerten. Da ſind ſie, rief ſie lächelnd, die Idole eines ſo ernſten und majeſtätiſchen Jahrhunderts; da ſind ſie, die euch verrückt gemacht haben, ihr Poeten, daß ihr ſinnloſe Metaphern habt drucken laſſen, mit denen ihr euch auf die ſublimſte Weiſe lächerlich gemacht habt. Da ſind ſie! —

Der Graf und der dramatiſche Dichter ſtaunten die kleinen Schuhe an. Eine lange Pauſe erfolgte. Die Tänzerin erhob ſich, grüßte anmuthig und verſchwand

6.

Die Reichsgräfin hatte ihre Geſchichtchen beendet und deutete an, daß ſie nicht übel Luſt habe, jetzt von dem Bette des Studenten der Menſchenrechte Gebrauch zu machen. Der junge Mann nahm ſeinen Hut und wollte ſich eben auf ſehr beſcheidene Weiſe empfehlen, als die alte Dame ihn mit einem graziöſen Lächeln das Stückchen Goldbrokat, das ſie aus dem Kanal gefiſcht, anbot. Meine Ur-Urgroßmutter, ſagte ſie, fand die Zauberſchuhe einſt in dem Kabinet ihres Gemahls; der Himmel weiß, welche Sylphide ſie dort zurückgelaſſen, und in edlem Zorne warf ſie ſie in den majeſtätiſch fließenden Rhein. Die Zeit löſte die Schuhe auf, aber ſie vernichtete nicht den Goldbrokat; wollen Sie ihn nehmen, mein Sohn; vielleicht gelingt es Ihnen dadurch das Herz einer Schönen zu erobern. Sie ſind jung, Sie müſſen heirathen.

Der Student erröthete nochmals. Er lehnte das Geſchenk ab, denn ſeine Schöne hatte ihn genommen, ohne daß ſein hübſches Geſicht, ſeine dunkeln Augen und ſeine ſchönen Haare eines magiſchen Hilfsmittels bedurft hatten. Wahrlich, wird dieſes Mährchen einſt in ein Buch gebracht, ſo bitte ich mir, der Autor, das Goldbrokat aus, um ein Buch drein binden zu laſſen; dann bin ich ſicher, daß es gefällt.

Portraitzeichnungen aus Berlin.

1. Der König.

Eine der ſchwerſten Aufgaben des Schriftſtellers iſt das Zeichnen mit der Feder. Gewöhnlich liegt in der Phyſiognomie auch das Pſychologiſche, man muß es nur zu faſſen wiſſen. Das iſt aber eben der ſchwierigſte Punkt. Ich will es dennoch verſuchen.

Der König von Preußen hat ein originelles Geſicht. Es iſt zuerſt ächt preußiſch, aber es liegt zugleich auch etwas Ritterlich-Sentimentales darin. Er trägt das Haupt etwas gebückt, nicht weil ihn die Krone drückt, ſondern weil er denkt. So die fruchtbeladene Ähre. Nur leeres Stroh trägt geckenhaft und ſtolz das Haupt empor. Er iſt vollwangig, zeigt aber im Lächeln eine zartfühlende Seele mit Ironie gepaart. Oft ſcheint es, als unterdrücke er das Lachen. Es liegt nichts Gebieteriſches, Stolzes darin. Er iſt kurzſichtig und lorgnirt deshalb. Ich ſah ihn ſo eine Viertelſtunde, wie er dem Tanze zuſah, und er ſchien eine kindliche Freude daran zu haben. Er iſt etwas beleibt, wie alle Männer in ſeinem Alter, die Humor haben. In Civilkleidern iſt er mehr König, als in Militärkleidern. Seine Bewegungen ſind raſch und graziös. Sein Temperament ſcheint choleriſch-ſanguiniſch zu ſein. Langeweile muß ihn doppelt langweilen. Er liebt die Geſchäftigkeit, wenn ſie ihm eben nicht zu langweilig iſt. Beſtändiges Arbeiten bei einem Gegenſtande ſcheint ihm nicht zu behagen, weil er nach dem innern Impuls und dem äußerlichen Eindruck bewegt wird, wie alle gefühlvolle Menſchen. Deswegen ſucht er aber nicht beſtändige Abwechſelung,

ſondern Abwechſelung in der Beſtändigkeit. Sein ganzes Gemüth iſt ein Künſtlergemüth, mit all ſeinem Schwung und ſeinen liebenswürdigen Schwächen.

Vergangenes Spätjahr war er auf der Jagd. Da er eben ein kurzes Geſicht hat, ſo iſt er ein beſſerer König, als ein Schütze. Er ſchoß nach einem Fuchs und fehlte ihn — der Fuchs nahm Reißaus. Das iſt kein Höfling, ſagte der König, ſonſt hätte er ſich todt geſtellt.

2. Die Königin.

Die Königin gehört zu jenen zartfühlenden, transparenten, weiblichen Seelen, deren Strahlen durch alle Linien des Geſichts durchſchimmern. Ihre Augenlider haben jenen Streif, den George Sand les yeux cernés nennt, und der tiefes Gefühl mit religiöſer Schwärmerei verkündet. Es liegt ein ruhiger Ernſt in ihren Zügen, aber dieſer Ernſt iſt mild. Sie lächelt ſelten in der Geſellſchaft, aber ihr großer Blick ſpricht doch ſo Manches, wenn auch der Mund ſchweigt. Ihr Gang erinnert an die Lavallière. Sie ſcheint melancholiſchen Temperaments zu ſein. Daß ſie der König liebt und verehrt, liegt auch in dem Kontraſt ihrer Charaktere, der den Naturgeſetzen gemäß Harmonie hervorbringen muß. Ich habe ſelten eine Königin geſehen, die ſo glücklich zu ſein ſcheint. In einfacher Stadttoilette iſt die Königin intereſſanter, als im Hofornate. Ihre Manieren ſind einfach und liebeverkündend. Sie lieſt, wie man mir ſagte, jeden Morgen ihrem erlauchten Gemahl die Zeitungen beim Frühſtück vor. Überhaupt iſt der König ſehr heiter beim Frühſtück. So legte ihm bei einem ſolchen heitern Frühſtücke Humboldt Geibel's Gedicht vor, das ihm Gubitz überlieferte, weil der Cenſor ſtatt Unterdrücker Unterdrückung geſetzt. Der König lachte, gab dem Cenſor einen Verweis und dem Dichter 300 Thaler Penſion. Nun ſage man noch, die Cenſur ſei überflüſſig.

3. Der Prinz von Preußen

hat ein ſo ausgeprägtes preußiſch-militäriſches Geſicht, daß, wäre es nicht durch den männlichen, aber auch weichen Blick gemildert, man unwillkürlich vor ihm den militäriſchen Gruß machen würde. Er iſt ſchlank und groß und imponirt. Obſchon es gewöhnlich in den Zeitungen heißt, er mache im Staatsrath Oppoſition, ſo iſt er doch des Königs beſter Freund, und ſie leben mit einander auf ächt brüderlichem Fuße. Sein älteſter Sohn iſt ſehr lebhaft und ſoll Witz haben. Man erzählt ſich von ihm einige treffende Antworten, die er ſeinem Erzieher gab.

4. Die Profeſſoren Rauch und Schelling.

Nicht allein die natürlichen Gefühle zeigen ſich in der Haltung und Grazie des Körpers, ſondern auch die anſtudirten. Das Gewerbe eines jeden Menſchen, ſeine Denkungsart zeichnet ſich in leiſen Linien und Strichen auf dem Stempel des Menſchen, dem Geſichte nämlich, welches Gott ihm zum Lebenstransit als Plombierzeichen mitgegeben hat. Es gehört nur ein geübtes Auge und Erfahrung dazu. Ich will zum Beweiſe zwei berühmte Portraits nebeneinander ſtellen: Rauch und Schelling.

Rauch hat einen Kopf, als wenn er ſich ſelbſt gemeißelt hätte. Alle Linien harmoniſch zuſammenfließend, eine künſtleriſche Ruhe ſäuſelt darüber her wie ein

Zephyrduft, das ährenweiße Haar paßt ſo dazu, daß man glauben ſollte, es ſei von jeher ſo geweſen. Alle Züge klaſſiſch, Naſe und Mund zierlich und männlich. Man ſieht, nur Ein Gedanke hat von jeher dieſe Züge belebt: das Ideal künſtleriſcher Vollkommenheit. Nichts Zerriſſenes, nichts Falſches, nichts Gemachtes, nichts Angeheucheltes darin! Und noch im Tode wird dieſer Kopf ſchön und klaſſiſch ſein. Rauch iſt ein ganzer Mann, der des Lebens Ideal erreicht hat und nun ruhig dem Tode in's Auge ſehen kann. Er kann ſterben, ſein Zweck iſt vollbracht. Wie anders Schelling. Nicht ein harmoniſcher Zug in dieſem Geſicht. Winkelig, dann wieder breit, dann wieder falſch, dann Poet und gleich darauf wieder Egoiſt. Sein Mund iſt wohl der ungraziöſeſte Mund, den ich ſah, ſeine breiten, ſchiefen Naſenwinkel, ſeine tiefen Augen, ja ſein Accent ſogar, haben etwas Mißtrauiſches, das freilich von dem weißen Haar gedämpft wird. Überall Kampf, überall Unſicherheit. Dieſer Mann ſuchte freilich die Wahrheit. Ihm fehlte die Ruhe, die Unabhängigkeit des Geiſtes dazu, und beſonders verhinderte ihn der Ehrgeiz daran. Dieſer ſieht ihm zu allen Linien hervor. Unerquicklich für ein gutes Menſchenherz iſt ſein breites, hexenhaftes Lächeln, kurz, man ſieht, daß Schelling ein Mann iſt, der ſelbſt nicht an Das glaubt, was er ſagt. Es verſteht ihn ohnedies Niemand. Ich bin hier ganz unparteiiſch. Ich habe zwei, drei Schelling'ſche Vorleſungen gehört, mich zerſchlage der Blitz, habe ich eine Phraſe begriffen oder verſtanden. Neben mir ſaß ein Militär, der ihn ebenfalls nicht verſtand, aber der zu einem Andern ſagte, man müſſe vom Herrn erleuchtet ſein, um Schelling zu verſtehen. Aber, meine lieben Berliner, was Jeſus Chriſtus geſagt hat, verſteht jedes Kind. Schelling aber iſt noch kein Gott, denn die Götter ſprechen Deutſch, wenigſtens in Deutſchland. Ob Schelling ſich ſelbſt verſteht? Eine ſolche Komödie mit dem Allerheiligſten iſt ſeit dem berühmten Eſelsfeſte noch nicht dageweſen.

5. Emma Sigmund, jetzt Madame Herwegh.

Die Berliner, die ſich gern über Alles necken, haben nicht verfehlt, ihre Gloſſen über dies merkwürdige Mädchen zu machen. Ich hörte überall, ſie ſei überſpannt, habe eine lange Naſe, ſei alt, und andere Lügen mehr, die einige Kandiß- und Kaffebohnen-Heldinnen über ſie klatſchten. Ein Mädchen, das ſchon Braut war und das von ſeinem Kattunachilles verlaſſen wurde, weil ſein Kaufgeld, die Mitgift, nicht vollzählig war, machte die ſchönſten Bemerkungen darüber. Herwegh wird jetzt aus der Schweiz verwieſen, ſagte ſie, Emma Siegmund heirathe ihn gewiß nicht; ein anderes Mädchen, gefühlvoll und graziös, dem die Eltern und die Zukunft einen reichen Banquier ſuchen, der viel Geld und auch etwas Herz hat, lächelte ſtill, und behauptete, ſeine Mutter und Geſchwiſter behaupteten, ein Dichter könne nie eine deutſche Frau glücklich machen. Dazu gehöre ganz was Anderes.

Ich mußte daher ſelbſt Emma Sigmund beſuchen.

Es iſt ſchon ſehr viel, wenn ein deutſches Mädchen einen ſo ſcharf ausgeprägten Charakter hat und ſich nicht um das Geſchwätz der Philiſter bekümmert. Emma Sigmund hat eine ſchöne freie Seele. Sie ſah in Herwegh einen Mann, der Talent hat und nach Unabhängigkeit ſtrebte. Sie zeichnete ihn ſelbſt, denn ſie zeichnet meiſterhaft, und da mag ſie ſo manchen ſchönen Zug in dem Feuergeſicht Herwegh's entdeckt haben. Sie ſtand dann auf und ſagte zu dem ſchüchternen Jüngling: Ich kann Dir Freiheit und Unabhängigkeit bieten; noch mehr, ich liebe Dich, ich kann Dir Troſt in Leiden und Theilnahme zu Freuden bieten. Willſt Du, ſo ſei der Bund auf ewig geſchloſſen et hony soit qui mal y pense! Ja, Ihr

philiſtröſes Gänſegeflaum, die Ihr Euch wie bei einer öffentlichen Lieferung an den Wenigſtnehmenden verkauft und verkaufen laßt, auf die Knie gefallen, das Haupt gebeugt und ſtill geſchwiegen. Hier giebt es nichts zu raiſonniren, nur zu bewundern. Und ſollte ſie einſt mit Herwegh betteln gehen müſſen vor Euern herz- und geiſtloſen Lakaienmännern, ſo iſt ſie nicht weniger eine Königin unter Euch. Es wäre die erſte Königin nicht, die betteln geht. Beſſer iſt's, mit einem Herzen betteln gehen, als herzlos auf einem Throne ſitzen. Und heut zu Tage giebt es mehr Könige als Dichter. Wartet nur, bis Euch ein Prinz entführt, ein Dichter entführt Euch gewiß nicht.

Emma Sigmund iſt ein ſchönes Mädchen. Sie hat etwas Männlich-Entſchloſſenes in ihren Zügen, ohne die Grazie dadurch einzubüßen. Ihre Naſe, Wangen und Kinn erinnern an die Sand, ihre Augen zeigen von Schwermuth, und zwiſchen Stirn, Naſenlinie und Augenlid hat ſie zuweilen einen Faltenzug, der andeutet, daß ſie denkt. Möge der Gott der Liebe und der Dichtkunſt ihr und ihrem Gatten immer lächeln, und mögen ſie die Menſchen nie brauchen, nicht einmal ihre Familie.

6. Gutzkow's Mutter und Schweſter.

Ich liebe Gutzkow trotz ſeinen Schwächen und Fehlern. Wer hat dieſe nicht! Gutzkow hat viel Feinde und wenig Freunde. Das hätte nichts zu ſagen, aber ſeine Freunde ſchaden ihm mehr als ſeine Feinde. Dieſe ſind ſeiner würdig, jene nicht. Doch liegt hiervon die Urſache ſehr oft in den bürgerlichen Verhältniſſen Gutzkow's eher als in den literariſchen. Die literariſchen Freunde Deutſchlands zählen ſich oft je nach dem Honorar, das ein Redakteur bezahlt. Ich glaube auch, Gutzkow's Herz beſſer zu kennen, als ſo viele Andere. Daß er ein warmes liebendes Herz hat, zeigt ſein Werner, worin unſtreitig ein Stück Leben ſich rein abſpiegelt, aber ſonſt auch hat die bürgerliche Stellung eines Dichters Einfluß auf ſeine Schriften, wenn auch nur indirekt.

Gutzkow hat das noch mit Männern von Geiſt gemein, daß er oft die größten Dummheiten begeht.

Ich habe daher mit vielem Intereſſe ſeine Familie beſucht. Seine Mutter iſt eine liebe alte Frau. Sie hat eines der mildeſten, naivſten Augen, das man ſehen kann, hat überhaupt etwas Poetiſch-Gemüthliches an ſich, das einem wohlgefällt. Sein Vater iſt ein alter Soldat, der etwas Proſtes, doch auch etwas Verſtecktes an ſich hat. Am intereſſanteſten aber iſt ſeine Schweſter, ſein zweites Ebenbild. Sie ſieht ihm ganz ähnlich, iſt eben ſo reizbar-nervös, hat bewegtes Gefühl, Grazie in ihren Manieren, und liebt ihren Bruder bis zur Verehrung. Wer behauptet, Gutzkow habe kein Herz, der lerne nur ſeine Schweſter kennen, und er wird ſich vom Gegentheil überzeugen. Ich habe dort meine ſchönſten Stunden in Berlin verbracht, habe geſcherzt, gelacht und geweint und außer den gemüthlichen Mittageſſen mit Meyerbeer's liebenswürdiger Familie habe ich nichts ſo lieb gehabt, als eine Plauderei bei Gutzkow's Schweſter, mit ihren Freundinnen und Bekannten. Überhaupt irrt man ſich gewaltig, wenn man glaubt, die Berliner hätten kein Gemüth. Ihr Gemüth beſteht freilich nicht darin, daß einer von ihnen für ſechs Mann ißt, wie dies in Öſterreich geſchieht, ſondern ſie ſcherzen und lachen gern und es iſt ihnen nichts heilig, ſogar die Liebe nicht. Die Gottloſen! Wenn ſie nicht ſo liebenswürdig wären, man könnte ſich aus Rache in ſie verlieben —

7. Der Salon der Madame Meyerbeer.

Es iſt ſchon ſehr viel über Meyerbeer geſchrieben worden. Es läßt ſich faſt nichts Neues mehr über ſein Genie, ſeine menſchenfreundliche Liebe und ſeine beſcheidene Liebenswürdigkeit ſagen. Weniger bekannt iſt ſeine geiſtreiche und liebenswürdige Gattin, und doch gebührt ihr einer der erſten Plätze in der deutſchen Flora der Frauen.

Madame Meyerbeer hat unſtreitig Grazie und Anſtand, aber was noch mehr, ſie hat Geiſt, einen ſehr ausgeprägten unabhängigen Geiſt und Charakter, ja dieſer Charakter iſt ſo ausgebildet deutſch, ich möchte ſagen berlineriſch, obſchon ſie eine Kölnerin iſt, daß ſie ſich in Paris, wo ſie eines der erſten Häuſer machte, in welchem ſich Miniſter, Dichter, Grafen und Herzöge um einen Platz ſtritten, trotz alle dem langweilte und beſtändiges Heimweh nach Deutſchland hatte. Sie hat ſehr viel Antheil an der Niederlaſſung Meyerbeer's in Berlin. Madame Meyerbeer iſt eine gute Patriotin, obſchon ſie wenig auf das Urtheil der Preſſe giebt. Hierin ſteht ſie über ihrem Manne. Sie hat weit ſtärkere Nerven für ſolche Kleinigkeiten als er, und an Witzen fehlt es bei ihr gewiß nicht, obſchon ſie zu zartfühlend iſt, um ſie einer Geſellſchaft preis zu geben. Merkwürdig iſt noch, daß ihre Mutter, die 73 Jahre zählt, in ihren Urtheilen noch prägnanter und vorurtheilsloſer iſt. So glaubt zum Beiſpiel Madame Meyerbeer an das Genie Liſzt's, während ihre alte Mutter ihm ſogar, und mit Recht, das muſikaliſche Talent abſpricht. Der Salon Wilhelm Beer's gilt in Berlin für einen der erſten. Dort kann man jede Woche zwei Mal die Hochwürden der Beamtenwelt, der Journaliſtik, der Kunſt und Wiſſenſchaft und der Kaufmannſchaft treffen. Es fehlt jedoch das Elaſtiſche, Künſtleriſche. Man ißt gut, trinkt gut, äſthetiſirt und der Domherr öffnet den Mund weit, — doch kein Fräulein fragt, wie ſo? Und doch fehlt nichts, es iſt alles glänzend und großartig; — aber es ſind zu viel Titel und zu wenig Ritter vom heiligen Geiſt da. Es iſt alles gebildet ſteif, mit geſchnürter Herzensgegend. Es fehlt jedoch dort nie an ſchönen Frauen und Fräuleins, die Hausfrau ſelbſt iſt ſchön und auch die Tochter iſt liebreizend, aber die Herren ſind zu ſehr beſchäftigt mit dem Eſſen, und wenn ſie eben gegeſſen haben, machen ſie ihre Handſchuhbücklinge und gehen. Herr Gubitz macht vielleicht hiervon eine Ausnahme. Er ſpricht, als wenn er deutſch verſtünde, die andern buchſtabiren blos einige Phraſen aus dem Leſe- und Complimentirbuch. Anders aber iſt es in dem Salon Meyerbeer's. Nicht etwa daß es hier an ſteifen ceremoniellen unausſtehlich aufgeblaſenen Pumphoſenmenſchen fehle, nein, aber ſie ſind die nöthigen Nullen, um den Ziffern einen doppelten Werth zu geben, und an Ziffern fehlt es bei Meyerbeer nie, und man kann dort ungenirt die Geiſtes- und Herzenslokomotive dampfend losfahren laſſen. Die Familie Meyerbeer iſt reich. Um wahrhaft reich zu ſein, muß man nicht allein ſehr viel Geld, ſondern auch ſehr viel Geiſt haben. Wer Geld hat, hat Freunde und Schmeichler. Sie ſind die Schatten der Sonne. So lange das Gold der Sonne leuchtet, ſtehen ſie als Schatten da, verſchwindet dieſe Sonne aber, ſo verſchwinden ſie ebenfalls. Jeder Reiche daher, der blos Freunde hat wegen ſeines Geldes, ſeines Glanzes, ſeiner Diners und ſeines Einfluſſes, genießt nie die wahren göttlichen Freuden des Lebens. Im Gegentheil. Da man ihm das, was er giebt, nicht wiedergeben kann, ſo empört ſich der menſchliche angeborne Stolz und alle dieſe ſcheinbaren Freunde ſind ſeine ärgſten Feinde. Ich ſtudiere, wie Montaigne, den Menſchen blos an mir. Wenn mir ein Reicher Geld, Speiſe und ſogar Unterhaltung dadurch giebt, mir aber dabei nicht wirkliche Freundſchaft und Liebe giebt, in der ich ihm vielleicht das Doppelte einmal vergelten kann, ſo muß ich ihn haſſen; denn er raubt mir dadurch das Theuerſte in mir, meinen eigenen Werth als Menſch und meine unabhängige Selbſtändigkeit. In

Digitized by Google

ſolche Zirkel bin ich nie zweimal gegangen und hätte es mich um mein täglich Brot gebracht. Erweiſt man mir aber wirklich Geiſt und Herz, ſo daß ich darnach ſtreben muß mit derſelben Münze zu zahlen, ſo iſt die Freiheit meines Jchs gerettet, und ich kann, trotz meiner Armuth, ein Menſch ſein.*) Das aber verſtehen wenig Reiche. Gott bewahre ſie, je ſelbſt arm zu werden, ſie würden traurige Erfahrungen machen. Bei Meyerbeer vergißt man, daß er reich iſt, er iſt blos Menſch und Künſtler, und bei ſeiner Gattin ſieht man blos, daß ſie die ſchönſte Frauenhand und den niedlichſten Frauenfuß hat, und ſelbſtändig iſt. — Nichts Gemüthlicheres als ein Familienmahl bei Meyerbeer, wenn er mit ſeiner Frau und ſeinen drei Mädchen am Tiſche ſitzt und ſich alle mögliche Mühe giebt, wie ein Philiſter zu Mittag zu eſſen. Es geht aber nicht; die Kinder ſelbſt haben ſchon zu viel Geiſt und Witz dazu.

8. Seydelmann in ſeiner letzten Rolle.**)

Fürchte nichts, lieber oder böſer Leſer, ich werde durchaus nicht ſentimental werden, obſchon die letzte Rolle des großen Mannes ebenſo pietiſtiſch, als ſentimental war. Es war der Advokat Wellenberg.

Jch war von jeher ein Bewunderer des mimiſchen Talentes Seydelmann's, aber ſeitdem ich ihn und ſein Kunſtſtreben näher kennen lernte, ſah ich immer mehr und mehr ein, daß Seydelmann mit der Kunſt ſowohl, als mit den Schriftſtellern Komödie ſpielte. Er hatte durchaus kein poetiſches Streben in ſeiner Bruſt. Es war eher etwas Gleichgültiges, Blaſirtes gegen Alles, das ihm auch den Tod gab. Er iſt an Herzenskälte geſtorben. Er iſt deswegen nicht weniger tragiſch, aber keinesfalls erhebend. Jm Gegentheil!

Gutzkow, Laube riefen ihm rührende, tiefgefühlte Worte nach. Erſterer beſonders zeichnete ihn mit thränender Feder. Jch geſtehe es, ich mußte mich einige Zeit wieder faſſen, um wieder auf den unparteiiſchen Boden zu kommen.

Seydelmann verſtand die Kunſt, mit Menſchen umzugehen und ſie zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Seine ſchöne Schrift ſelbſt trug dazu bei. Wir Schriftſteller ſind ſo wenig verwöhnt von Künſtlern und Theaterleuten, wir ſind ſo gutmüthig dumm, daß wir Alles auf's Wort nehmen, und Hallelujahs ſingen, wenn ein etwas mehr als mittelmäßiger Künſtler ſich unſrer anzunehmen ſcheint und uns hie und da Schmeicheleien ſagt. Und Seydelmann ſchrieb ſonſt nichts. Was aber that er für deutſche Kunſt und Literatur? Wo ſind die neuen Rollen, die er geſchaffen? Wo die Dichter, die er in die Bahn der Dramatik rief? Hat er je ein Talent erweckt oder auch nur angefeuert? Nein. Geſeufzt hat er und geweinelt, und dann wieder geſchmeichelt und verſprochen, und auf Direktion und Jntendanten geſchimpft, aber gethan hat er nie etwas, als alte Rollen herausgeſtöbert und ſie mit den Punkten auf den JJ. gegeben. Hat er Gutzkow's und Laube's Dramen in's Leben gerufen? Durchaus nicht. Als ſie trotz ſeiner doch es wagten, für die Bühne zu ſchreiben, und ſie übrigens Journale zum Recenſiren hatten, ſchmeichelte er ihnen. Jch habe Seydelmann vor ſechs Jahren in Frankfurt geſprochen. Auf eine tolle Kritik, die ich über ſeinen Shylock ſchrieb, ſchrieb er mir einen kaufmänniſch-geſchniegelten Brief, voller Verſprechungen und Heucheleien. Jch beſuchte ihn; ich ſprach ihm von Grabbe. Er weinte Krokodillsthränen. Jch ſchwieg, heftete feſt mein Auge auf ihn, und als mich damals Herr Durand fragte, wer der Seydelmann ſei, antwortete ich: Monsieur, c'est le tartuffe de la comédie allemande!

*) Il se fait pardonner sa fortune, ſagt Beaumarchais.

**) Meines Erachtens ein Korn Wahrheit unter einer Handvoll Jrrthums-Spreu. L.

Laube hat ſich gewundert*), daß Seydelmann's Tod ſo ganz ohne Eindruck vorüberging. Aber auf wen ſollte er Eindruck machen? Auf die Schriftſteller einmal gewiß nicht. Nicht ein Talent in Deutſchland hat ihm einen Gran Fortſchritt zu verdanken. Auf die Kunſt etwa? Seydelmann ſchadete ihr mehr, als er ihr nützte. Seine Kunſt war eine aus dem Grabe wieder auferſtandene. Sie war blaß und todtenbleich, hatte nichts Junges, nichts Kräftiges an ſich. Alte, verſchimmelte Rollen waren ihm am liebſten. Und dann lag in ſeiner Kunſt nichts Unmittelbares, nichts Hinreißendes, ſondern Berechnetes, Feines, Durchdachtes. Ein Volksſchauſpieler war er nie; denn ſogar ſeine Sprache war nicht natürlich, ſondern gemacht.

Als ich ihn ſo in ſeiner letzten Rolle ſah, die er aus Inſtinkt wählte, da ſie ſo etwas Jenſeitiges hatte, ſagte ich zu Edgar Bauer, es wäre doch ſonderbar, wenn er jetzt ſtürbe, und zwar als Pietiſt. Bah, ſagte man mir, Seydelmann ſterbe aus Verdruß, weil er jetzt einſehe, daß er Anderes hätte leiſten können. Er will jetzt den Talenten aufpaſſen und ſie ermuthigen, daß ſie für ihn neue Rollen ſchreiben ſollen. Herr v. Holtei habe dies auch geſagt, aber Holtei ſelbſt ſei übler Laune und mürriſch. Ich mußte lächeln, trotz des bedeutenden Moments, wo Seydelmann, wie ſchon geſtorben, von jener Welt ſprach. Und als ich ſeinen Tod erfuhr, überlief es mich ganz kalt, daß wir ſo profan gelacht hatten. Ach, dachte ich, gäbe es eine Briefpoſt an unſern Herrgott, Seydelmann wäre gewiß noch nicht geſtorben. Er hätte ihm die ſchönſten Briefe geſchrieben, und ihm Dinge verſprochen.... Und den Teufel ironiſch verleumdet und.... Doch er war todt und den Todten muß man nichts Böſes nachſagen, bloß die Wahrheit, wie die Ägypter.

Seydelmann wird ein Monument haben. Wie viel edlere, größere deutſche Männer ſtarben in Kummer und Elend, ohne daß Jemand an ſie denkt. Hölty, Grabbe, Immermann! Doch jene ſchrieben keine ſchönen Briefe.

A. Weill.

Friedrich Liſt.

Der National-Ökonom Friedrich Liſt iſt eine merkwürdige Erſcheinung unter uns, einer unſrer wenigen öffentlichen Charaktere, die ſich ohne alle Unterſtützung von Seiten irgend einer Regierung, ohne irgend einen officiellen Anhalt, lediglich durch die Feder zu einer politiſchen Macht erhoben haben. Er ſtammt aus Schwaben, war Mitglied der Würtembergiſchen Stände bald nach dem Wiener Frieden, zeichnete ſich damals in jugendlichem Schuſſe als Oppoſitionsmitglied aus, wurde als ſolches hart angegriffen, und verließ die Heimath, um in Amerika ein neues Vaterland, eine neue Exiſtenz zu ſuchen. Mit großer Anſtrengung und Umſicht brachte er dies zu Wege und gründete ſich als Koloniſt ein ſtattliches Beſitzthum. Aber der alte Schwabenſinn ſchwieg nimmer in ihm. Die Jahre verſtrichen, aber die Liebe zur Heimath erloſch nicht, und trieb ihn am Ende wieder zu Schiffe, wieder nach Deutſchland. Dieſe Wiederkehr hat er hiſtoriſch wahrſcheinlich auf viele Jahrhunderte für uns bezeichnet: ſeinen Bemühungen und Beweiſen haben wir's zu danken, daß die erſte große Eiſenbahn in Deutſchland, die von Leipzig nach Dresden zu Stande kam. Was wir jungen Leute ohne hinreichende Begründung damals in Leipzig empfahlen, und was wirkungslos verhallte, das ſetzte er durch mit ſeinem Schatze von Erfahrungen und von unerſchöpflichem, jedem Einwande den Gegenpart bietenden Geiſte. — Er iſt der unabläſſig ſchöpferiſche Kopf, möge es ihm mit der Zeit

*) Das hab' ich nicht gethan, denn der Eindruck fehlte nicht.

auch gelingen, irgendwo dafür einen dauernden Lohn zu finden. Bei uns gelang es ihm nicht, und ich fand ihn 1839 in Paris wieder, fern von irgend einer einträglichen, aber wieder mitten in einer wichtigen Stellung. Er hatte den König Ludwig Philipp ausführlich geſprochen über Nationalökonomie, er war in lebhaftem Verkehr mit den wichtigſten Staatsmännern, namentlich mit Thiers über nationalökonomiſche Reformen, deren Frankreich bedürfe, über Eiſenbahnen und Handelsintereſſen, und ich muß es zu ſeinem Ruhme ſagen, er war in all dieſem Trachten unverändert der alte deutſche Schwabe, welchen Frankreich dabei nur in zweiter Linie intereſſirte, und welchem die Beziehung auf das Vaterland dabei unverrückbar vor Augen blieb, daſſelbe Vaterland, welches ihm niemals einen Lohn zuerkannt. „'s wird auch nichts aus all den Dingen hier", pflegte er zu ſagen, „Theater und Krieg intereſſirt dieſe Leute allein, und wenn ich mit meinem erſten Bande fertig bin, ſo komme ich nach Deutſchland und predige eine politiſche Nationalökonomie, wie ſie mir eine zwanzigjährige Erfahrung als allein praktiſch gelehrt hat, und ärgere mich mit den deutſchen Gelehrten." Und er hat Wort gehalten. Die neu vorgeſchlagenen Maximen ſeiner politiſchen National-Ökonomie ſind ein jetzt noch unabſehbares Ereigniß für uns geworden. Allein, ganz allein hat er lange auf der Breſche geſtanden und in der A. Allgemeinen und dem von ihm begründeten Zollvereinsblatte hat er Lage auf Lage abgefeuert hierhin und dahin, und hat einen Bereich von Maximen aufrecht erhalten, die allem Herkommen, allem eingebürgerten Prinzip widerſprachen, bis ſich Zweifler, bis ſich Unparteiiſche, bis ſich Parteinehmer zu ihm geſellten, bis die große Frage der unbeſchränkten oder beſchränkten Handelsfreiheit als noch zu erledigende Streitfrage an die allgemeine Tagesordnung kam und ſich in die wichtigſte Praxis eindrängte. Den größten Triumph hat er meines Erachtens jetzt in der Bayriſchen Kammer erlebt. Denn dieſe Kammer, die ſich durch praktiſch tüchtigen durch praktiſch intelligenten Geiſt, durch politiſche Talente zu unſrer, geſtehen wir's, zu unſrer Überraſchung ſo ungemein hervorgethan hat, dieſe Kammer war im Weſentlichen der nationalökonomiſchen Fragen ein Kriegsheer, welches den Schriftſteller Liſt unterſtützte. So viel Einfluß übt **ein** Mann! Es handelt ſich hier nicht darum, ob ſeine national-ökonomiſchen Maximen richtig ſind, darüber maße ich mir nicht im Entfernteſten ein Urtheil an. Es iſt auch von gar keinem Belang, wenn ich meine Überzeugung dahin ausſpreche, daß das Auftreten Liſt's und der Liſt'ſchen Maximen mir nothwendig und heilſam erſcheinen, dies Alles iſt unwichtige Nebenſache, da es, hier ausgeſprochen, auf bloßem Dilettantismus beruht. Ich will auch nicht davon reden, daß die Gegner, beſonders die in unſern norddeutſchen Blättern, betrüblichen Mangel an politiſchem Sinn und Takt an den Tag legen und aus lieber ſchulmeiſterlicher Uneigennützigkeit in Handelsſachen das Ausland einmal großmüthiger als das andre gegen uns in Schutz nehmen, nichts von alle dem will ich! Meine Gegnerſchaft hätte für Liſt's Gegner nicht das Geringſte zu bedeuten. Aber das will ich mit Nachdruck ſagen: Liſt iſt eben darin eine ſeltne Erſcheinung unter uns, daß er nicht nur ein gelehrter, ſondern auch ein freiſinniger Mann, daß er nicht nur ein erfahrener, ſondern auch ein muthiger, nicht nur ein ſcharfſinniger, ſondern auch ein überaus produktiver Mann, und daß er mit alle dem eine politiſche Capacität iſt, welches unter uns die ſeltenſte Erſcheinung. Immer das Große, immer das geſammte Vaterland im Auge habend, auch wenn es ſich um Twiſt und Garn oder um Baden und Lübeck handelt, immer das Mögliche raſch ergreifend, auch wenn es nur ein Schatten von dem iſt was er erſtrebt, immer auf denſelben Fleck, der geſäubert werden ſoll, den Streich führend, und doch in der einſeitigen Arbeit nie die große Umſchau vergeſſend, ſo wirkt er und trachtet er unabläſſig, ein ſeltner und erquickender Anblick unter uns. Und das Alles mit der Feder. Denn Friedrich Liſt gehört,

und dies erſt vollendet das Bild deſſelben, zu unſern beſten Schriftſtellern. Alles wird klar, farbig, friſch, lebendig, eindringlich unter ſeinen Händen, und er iſt herauszufinden unter hundert Zeitungsreferenten. Zehn ſolcher Männer, und die großen Fragen über wirkliche und mächtige Einheit Deutſchlands, über Holſtein und Schleswig, die unſer und nur unſer ſein ſollen, über die Oſtſeeprovinzen, die unſer ſein ſollten, über die ſüdlichen Donauländer, die unſre Kolonieen und Thore ſein könnten, dieſe und ähnliche Fragen würden ſicherlich zu unſerem Vortheile entſchieden. Denn die fähigen Männer bilden die Macht und die Zukunft einer Nation. — Liſt, ein breitſchultriger ſtarker Mann in den Fünfzigern lebt jetzt ſeit einiger Zeit in Augsburg. Nach ſo viel Umwegen iſt er von Stuttgart aus über Paris, Amerika, London, Leipzig wieder am Schwabenlande angekommen.

Nachrichten.

Inhalt: Brief aus Berlin: Fremde; Tamburini; 1813; Bertha Stich; Görner; Ch. v. Hagn im „Weiberfeind"; italieniſche Oper; die Pferde aus Rußland; Preßgeſetz-Lexikon. — Kunſtausſtellung in Leipzig. — Grunert's Gaſtſpiel und das Theater. — Philologiſch oder nicht? — Held erſcheint perſönlich. — Liſzt Opernkomponiſt. — Die „Mystères" auf der Bühne und „Eva" — Das preußiſche Militair bärtig. — Friedrich der Große am Klavier. — Willkomm's Jahrbuch für Bauern. — Gutzkow's Petſchaft. — Dorn. — Frankh und Weill. — Die Schleſinger'ſchen franzöſiſchen Stücke. — Modebericht. — Anzeiger No. 17.

Berlin, den 21. September.

Die Militair-Manöver ſind vorüber, die fremden Herrſchaften reiſen ab, Berlin kommt aus ſeiner raſcheren Bewegung wieder allmälig in ſeinen alten Hundetrab zurück. Auch die Zeitungen, beſonders die Allgemeine Preußiſche; dieſe letztere wurde jetzt ſehr geſucht, nämlich von allen denen, die das Fremdenblatt nicht finden konnten. Die Allgemeine Preußiſche bringt täglich die Hauptſächlichſten der angekommenen Fremden, wozu ſie die Adligen, die Reichen und die Schauſpieler rechnet. Every man out of his Humour! — Hayter, der engliſche Hofmaler, iſt hier angekommen; er ſoll von der Königin Viktoria den Auftrag haben, das preußiſche Königshaus zu portraitiren. — Tamburini iſt hier, ob er ſingen wird, iſt noch nicht bekannt. —

Mehrmals ſchon hab' ich darauf hingewieſen, wie das ſtrebſame Prinzip in Preußen in allen ſeinen Anknüpfungen auf das Jahr 1813 zurückgeht, und die glimmenden Funken des begeiſterten Nationalbewußtſeins jener Zeit, aus der ſpäter darauf geworfenen Aſche des geſchichtlichen Philiſterthums, herauszuwühlen und neu zu entzünden verſucht. Auf dem Wege zu dieſem Jahre 1813 iſt man natürlich auf manches Vergeſſene und Verlorene geſtoßen, auch auf vergeſſene und verlorene Gräber, in denen man den todesmuthigen Heldenmuth Preußens einſam verſcharrt hat. Ganz nah bei Berlin, in der ſogenannten Haſenhaide, hat man denn auch von dieſen Gräbern gefunden, vergeßne, verlorne Gräber, darüber das Gras wuchs und die Gänſeblümchen, davon die meiſten ganz roth geblüht haben ſollen, wie mit dem Herzblut der unter ihnen Begrabenen getränkt. Es war kein Grabſtein da, keine Umzäunung; alte Gäule und Eſel liefen achtlos über die todte Geſchichte von

1813 fort, an der ſich der Held des Jahrhunderts, der Kaiſer Napoleon, die prächtige Krone vom Haupte geſtoßen. Als nun aber das ſtrebende Prinzip in Preußen auf dieſe vergeſſenen, verlorenen Gräber kam, ward es ſchamroth und ſagte: Wehe dem Volk, das ſeine Helden vergißt! — Es that ſich zuſammen das Volk, es ſteuerte Silbergroſchen und Pfennige bei, es ließ einen Zaun um die Gräber legen und den Segen der Kirche darüber ſprechen. Das that das Volk, was that der Staat? Ei nun, er ließ es eben geſchehen. Er that genug, er that ſeine verfluchte Schuldigkeit. Das Volk will ſeine Puppe haben, denkt er, laß ſie ihm, das Volk kann auch einmal mit Gräbern ſpielen. Gräber aber ſind ein gefährliches Spielwerk; es ſind ſo viele alte Träume, ſo viele alte Hoffnungen darin begraben, die einmal unverſehens als eine rothe Blume heraufblühen können. Wehe, wenn ſie das Volk dann abbricht und jubelnd vor ſeine Bruſt ſteckt. Die Weltgeſchichte hat ſchon mehrere davon in ihr Herbarium gelegt, und der Profeſſor **Leo** hat geſagt, ſie röche nicht gut, dieſe Blume, ſie verurſache Schwindel, der Teufel habe ſeine Galle darauf geſpien.

Der Kirchhof ſieht noch kläglich aus, das Volk möchte mehr für ihn thun, aber es fehlt an Geld. Was thun? man bettelt in den Zeitungen. Einen Silbergroſchen, gutes Volk, ſechs Pfennige, gutes Volk, für die Gräber deiner Helden, für die begrabene Geſchichte von achtzehnhundertunddreizehn! Sei mildthätig, gutes Volk, es gilt die Ehre deiner Nation! Heraus deine Sparpfennige, um Gottes Barmherzigkeit willen ſeid gute Patrioten!

Das thut das Volk, was thut der Staat? Der Staat, der ſeine umgeſtürzten Pfeiler auf die Gräber von Achtzehnhundertunddreizehn neu errichtet hat, auf eben dieſe vergeſſenen, verlorenen Gräber, er ſieht es mit an, er läßt's geſchehen.

„Gieb mir 'ne Unze Biſam, guter Apotheker, meine Phantaſie zu verſüßen."

Auf der königlichen Bühne hat Fräulein **Bertha Stich** mit der Luiſe in „Kabale und Liebe" ihre Gaſtrollen mit vielem Beifall beendet. Sie ſpielte gut, vielleicht mit ein wenig zu viel Reflexion. Ich glaube aber, das liegt in der Zeit. Man liebt nicht mehr, wie man ehemals liebte. Luiſe und Ferdinand ſind ganz andre Menſchen geworden. Luiſe genirt ſich jetzt, alle jene großartigen Reden und Phraſen zu gebrauchen, die ihr Schiller in den Mund gelegt hat; ſie kürzt, ſie läßt aus; es iſt ihr manches zu altmodiſch geworden. Ferdinand iſt genirt, ſich Luiſens Jüngling zu nennen. Er ſagt nicht mehr: Jeder Augenblick, den du an dieſen Kummer verlorſt, war deinem Jüngling geſtohlen. Er ſagt jetzt: Jeder Augenblick, den du an dieſen Kummer verlorſt, war deinem Ferdinand geſtohlen. Die Jünglinge ſind aus der Mode gekommen, es giebt nur noch ein junges Deutſchland. Es zeigt aber von der außerordentlichen Flexibilität unſers Geiſtes, daß wir unſere Meiſterwerke ſo durch alle Zeiten mittragen können, in lebendiger Wirkung, in organiſchem Anwachſen; der Franzoſe vermag dies viel weniger, wie wir das z. B. an ſeiner klaſſiſchen Tragödie ſehen, die verſteinert und unorganiſch abgeſchloſſen iſt. Der Franzoſe hängt mehr an der Form, wir Deutſchen mehr am Inhalt. — Auch Herr **Görner** hat mit dem Shylock ſein Gaſtſpiel geſchloſſen. Er gab den Juden alt, in allem ſeinem Grimme gedrückt; ſeine Leidenſchaften waren gezähmte Beſtien, die nur einmal furchtbar losbrachen, in der Szene mit Tubal. Die Großartigkeit des Charakters mag darunter gelitten haben, die Intenſität deſſelben aber hat gewiß gewonnen. Fräulein Bertha Stich ſowohl, wie Herr Görner wurden nach dem zweiten und letzten Akt gerufen.

Das kleine neue Stück von **Benedix**: „Der Weiberfeind", iſt kürzlich gegeben worden und hat gefallen. Es iſt eine recht niedliche dramatiſche Kleinigkeit, ganz ohne Anſprüche. Fräulein **Charlotte v. Hagn** war äußerſt liebenswürdig darin;

ſein, ſchelmiſch, kokett, und alle Spitzen des Dialogs herausfindend. In ſolchen Sachen iſt ſie unübertrefflich; ſie ſpielt Verſteck mit den Empfindungen und Gedanken; wo man keines von beiden erwartet, zieht ſie ſchäkernd eines davon an den Öhrchen hinter den vorgebauten Worten hervor.

Die italieniſche Oper in dem Königſtädtiſchen Theater iſt eröffnet worden, hat aber, wie ich von allen Seiten vernehme, gar nicht gefallen und angeſprochen. Da mich das herrliche Wetter auf dem Lande draußen noch fortwährend gefeſſelt hält, hab' ich auch bis jetzt verſäumt, hinauf bis in die Königſtadt zu kommen. Ich werde aber nächſtens als Augen- und Ohrenzeuge berichten.

Auch die Clot'ſchen Pferdegruppen, welche der Kaiſer von Rußland dem Könige von Preußen geſchenkt, habe ich bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, zu ſehen. Das Publikum im Allgemeinen ſcheint mehr damit zufrieden zu ſein, als die Künſtler. Ich hörte Einige der Letzteren ſehr ſcharfe Urtheile über dieſelben ausſprechen. Dies ſind nun in der That geſchenkte Gäule, und denen ſoll man, wie das Sprichwort ſagt, nicht in das Maul ſehen, aber ein Intereſſe, gleichviel ob dafür oder dagegen, iſt immer noch beſſer als Gleichgültigkeit.

In der deutſchen Verlags-Buchhandlung hier iſt „Die jetzige Preßgeſetzgebung Preußens. Syſtematiſche Zuſammenſtellung der ſeit dem 24. December 1841 ergangenen Cenſur- und Preßgeſetze, ſowie Miniſterial-Reſkripte" erſchienen. Es ſind darin alle Spießruthen aufgeſtellt, durch welche unſere Literatur und Tagesſchriftſtellerei hindurchlaufen muß, aber auch alle Sonnenblicke, die ihnen in neueſter Zeit geworden ſind. Es iſt gut, das Alles einmal bei einander zu haben, alle Wegweiſer, alle Meilenzeiger, alle Warnungstafeln; man weiß, woran man iſt, und in Preußen muß man Alles wiſſen, Unwiſſenheit entſchuldigt nirgends, nicht einmal in der Schule. Wenn ich einmal ein franzöſiſches Exercitium nicht angefertigt hatte, und mich entſchuldigte, ich hätte nicht gewußt, daß...., fiel mir mein Lehrer jedesmal gleich in's Wort: L'ignorance n'excuse pas en Prusse. Wenn man in Preußen was ſein will, muß man's wiſſentlich ſein, ſelbſt faul; die Unwiſſenheit wird Einem nicht gut gethan. L'ignorance n'excuse pas en Prusse! Feodor Wehl.

Frankfurt am Main, Mitte September.

Überall wird nur von der Haber-Göler'ſchen Angelegenheit geſprochen, und jenes Duell, in welchem ſeltener Weiſe beide Schützen — Göler und Werefſkin — getödtet wurden, ſcheint ein wichtiger Memoirenpunkt in unſrer Zeitgeſchichte werden zu ſollen. Denn zahlreiche und lauter wichtige Lebensfragen unſrer Zeit treten dabei feindlich neben einander. Kaſtenſinn des Adels, Stellung des Emporkömmling-Adels, Stellung des getauften Israeliten, Duell-Verpflichtung und Duell-Berechtigung nach allen möglichen Seiten, und alle dem gegenüber die Volksſtimmung und Volksäußerung in Karlsruhe. Außer zerſtreuten Zeitungsnachrichten — darunter eine ausführliche, Haber günſtige in der Mannheimer Abendzeitung — kennen wir bis jetzt nur die aktenmäßige Darlegung der Sache, welche ebenfalls von Haber ausgegangen und in der Augsb. Allg. Zeitung als Inſerat abgedruckt iſt. Wir hoffen, daß die gegenüberſtehende Adelspartei auch ihre Akten und Principien bekannt machen wird, denn wenn ſie die Sache beruhen ließe, wie ſie jetzt liegt, ſo wäre ſie im Nachtheile, und man müßte den Schluß ziehen: Dieſer Herr v. Haber, ein aus jüdiſchem Stamme entſproſſener reicher Mann, iſt durch eine völlige Kavalier-Verſchwörung an ſeiner geſellſchaftlichen Ehre auf das Empfindlichſte gekränkt worden. Jenes Haber'ſche Akten-Memoire bietet ausreichenden Stoff zu einem Intriguendrama, und es wäre auffallend, wenn es nicht für die Bühne benutzt würde: v. Haber kommt

nach Baden=Baden und will an einem Balle Theil nehmen. Ihm unerwartet zeigen ſich Schwierigkeiten für ſeine Zulaſſung zu ſolcher Theilnahme. Der Ball ſcheint nur auf Kavaliere unzweifelhafter Art abgeſehen zu ſein, und in jenen Schwierigkeiten züngelt wie ein bedenkliches Flämmchen hindurch, v. Haber habe vor fünf Jahren eine Ehrenſache nicht ausgefochten. Wer ſagt das? Herr v. Göler ſoll es ſagen. Ein Prinz und ein hoher Officier übernehmen die Angelegenheit Haber's und ſtellen Herrn v. Göler zur Rede. Dabei kommt zur Sprache, daß jene Ehrenſache vor fünf Jahren einen Engländer betroffen habe, der für nicht ſatisfaktionsfähig erachtet worden ſei, und daß Haber damals Herrn v. Göler ſelbſt, der in dieſer Angelegenheit figurirt, einen Zweikampf angeboten habe, wenn Göler die Ablehnung des Duells mit dem Engländer nicht in der Ordnung fände. Dies iſt der Eingang in ein Labyrinth von Billets, Rendezvous und Erklärungen, welches in Kurzem nicht zu ſchildern iſt. Der Haber'ſchen Darſtellung nach wird er ohne hinreichenden Grund hingehalten, wird von einem Officierkorps für unſatisfaktionsfähig erklärt, wird dadurch ſeiner Cartellträger beraubt und wird unverdientermaßen in die nachtheiligſte geſellſchaftliche Stellung verſetzt. Da gelingt es ihm, den ruſſiſchen Officier Werefſkin zur Prüfung der Sachlage zu veranlaſſen. In Folge dieſer Prüfung hält Werefſkin den Herrn v. Haber für das Opfer einer gegen ihn gerichteten Verſchwörung, und tritt als Cartellträger deſſelben auf, zunächſt Herrn v. Göler herausfordernd zum Zweikampfe mit Herrn v. Haber. Als Göler dies ablehnt, kommt es zur Forderung zwiſchen Werefſkin und Göler. Werefſkin erklärt aber, er werde ſich nicht eher mit ihm ſchlagen, als bis er ſich mit Haber geſchlagen habe. Bekanntlich tritt nun zur Nachtzeit in Baden=Baden Göler mit einem Begleiter dem Werefſkin auf der Straße in den Weg, und fordert ihn drohend auf, ſich des nächſten Morgens mit ihm zu ſchießen. Wiederum zu Haber's Nachtheile geſchieht dies denn auch. Beide Gegner fallen, und nach dem Begräbniſſe Göler's ſtürmt das Volk in Karlsruhe die Wohnung der Haber'ſchen Familie und verwüſtet darin, was es verwüſten kann, offenbar dem niedrigen Zorne gegen jüdiſche Emporkömmlinge bei der erſten beſten Gelegenheit die Zügel ſchießen laſſend. Nach neueren Andeutungen wäre das Volk zu dieſem Exceſſe beſonders aufgereizt worden. Dies iſt indeß eine ſo ſchwere Behauptung, daß ſie vor Schluß der eingeleiteten Unterſuchung nicht nachgeſagt werden ſollte. Das große Handelshaus Haber, welches von jenem Attentate betroffen worden, und welchem der betheiligte Herr v. Haber gar nicht mehr angehören ſoll, beabſichtigt in Folge deſſen zu uns nach Frankfurt überzuſiedeln.

So weit liegt die Sache bis jetzt vor. Wir müſſen wiederholen, daß dieſe Data bis jetzt nur von der einen Seite ausgegangen ſind und daß wir einer andern Deutung von der Adelspartei gewärtig ſein müſſen. Nur wenn dieſe ausbliebe, wären wir zu den Folgerungen berechtigt, welche in obigem Berichte liegen. Das Haber'ſche Memoire iſt übrigens in mittelmäßigem Franzöſiſch abgefaßt. Weil Ausländer betheiligt ſind, mag dies nöthig geſchienen haben. Daß aber auch all' die Billets, welche zwiſchen den betheiligten Deutſchen gewechſelt werden, ſämmtlich in mittelmäßigem Franzöſiſch abgefaßt ſind, macht uns, obwohl wir durchaus keine Franzoſenfreſſer, einen unangenehmen Eindruck. Dergleichen iſt ſo altmodiſch und ſtellt den intimen Verkehr der Kavaliere ſo weit außer die jetzt allgemeinen Beſtrebungen der Nation, daß es um dieſes einzigen, ſcheinbar äußerlichen Punktes willen eine Theilnahme beeinträchtiget, welche der übrigens ſo tapfere Tod Göler's erregt hat.

Aus Leipzig. Wir haben denn auch wieder eine Kunſtausſtellung. Bekanntlich klagt alle Welt über dieſen zu oft wiederkehrenden Jahrmarktsſtil, und die Welt mag ganz Recht haben. Mich intereſſirt jede neue Ausſtellung, auch wenn ich weiß, daß ich nur Mittelmä-

ſiges finde: man ſieht da raſch in hundert Zuſtände hinein, und es kommen Einem hundert poetiſche Motive zu. Das iſt immer reizend, auch wenn man unter hundert nur eine glückliche oder vollkommene Ausführung findet. Diesmal hatte ich indeß doch, in Erinnerung der jetzigen Dresdner Ausſtellung, einige Angſt vor der unſeren, und was ich hörte war nicht verlockend. Aber es iſt gar nicht ſo übel, und es iſt recht viel Intereſſantes da, wenn auch außerordentlich wenig Gutes. Und das Gute iſt in jenem holländiſchen Bebuttengenre, Kopirung des Wirklichen, was man ſatt kriegt. Es iſt recht verdienſtlich, aber man will doch am Ende mehr als was man mit gutem Auge alle Tage ſelbſt auffaſſen und ſich zuſammenſtellen kann. Eine, wie mir's ſcheint, ſehr vortrefflich gemalte Winterlandſchaft mit Schrittſchuhläufern iſt darunter, von Schelfhout. Viel reichlichere Beſchäftigung gewähren zahlreiche neue Talente, die faſt durchweg erſt halbwüchſig ſind, unter denen aber Einige recht viel verſprechen. Namentlich ein Leipziger, Schurig, und ein Düſſelborfer v. Benzon. Dieſer hat den Tod Kanud's des Heiligen, den rebelliſche Bauern am Altar ermorden, jener hat den Kaiſer Albrecht gemalt, welcher bei Tiſch die ſchweizeriſchen Abgeſandten ſchnöde von dannen weiſt. Letztere Kompoſition, ein wenig an Paul Veroneſe erinnernd, hat allerdings noch große theatraliſche Schwächen, bekundet aber ein viel verſprechendes Malertalent. So viel nach einmaliger Anſicht.

München, 8. Septbr. Grunert's Gaſtſpiel bei uns — er kam unmittelbar von Berlin hierher — hat das größte Aufſehn und Glück gemacht. Sei Eßlair's ſchöner Zeit haben wir einen ſo gediegenen Charakterdarſteller nicht mehr bei uns geſehen. Sogar in unſers wackern Joſt Prachtrolle in Ludwig XI. hat Grunert alle Stimmen davon getragen. Das Intereſſe für das Theater iſt überhaupt bei uns viel größer, als es unſern Thaten nach ausſieht, und wir hoffen ebenfalls auf eine Belebung, die von der Direktion ausgehen muß und kann. Sieht unſer König, daß ein allgemeiner Drang der Nation nach dieſer Kunſt gerichtet iſt, dann wird er's an unerwarteter Ermunterung nicht fehlen laſſen. Daß er den Verfaſſer der „Griſeldis“ mit einem Orden ausgezeichnet, wird ſchon als ein Anfang angeſehen, wie wenig auch der Ehrgeiz unſerer Tage auf Ordensauszeichnung gerichtet iſt.

Aus Berlin wird berichtet, daß in dem Streit: Lateiniſch und Griechiſch, oder nur Eins, oder gar keins?“ der Indolenz unſrer Gelehrten eine große Niederlage bevorſtehe. Sie trachteten nach keiner Entſcheidung und das Publikum wende ſich immer entſchloſſener von ihnen ab. „Wenigſtens greift die Überzeugung“ — heißt es in der Leipziger Zeitung — „daß das Studium der lebenden Sprachen bei Weitem nützlicher ſei, als das der todten, ſo ſehr um ſich, daß, wenn unſere Gymnaſien ſich nicht beeilen, in dieſer Beziehung eine Reform vorzunehmen, ſie bald gegen die ſogenannten Realſchulen bedeutend im Nachtheil ſtehen dürften.“ Dieſe Indolenz wird es dahin bringen, daß wir keinen Mittelweg ausfinden und von der todten philologiſchen Bildung zur plappernden Commis-Voyageur-Dreſſur überſpringen werden.

Der Erfolg iſt eine mit Blumen bedeckte Klippe: Held fühlt ſich gedrungen, ſeinen Leſern ſein Portrait und ſeine Lebensgeſchichte zu bringen. Das iſt dem Sinne des Blattes nicht angemeſſen: wer lokomotiviſch-demokratiſch ſein will, kann nicht ſo viel Rückſicht nehmen auf eine einzelne Perſönlichkeit, am wenigſten auf die eigene. Glücklicherweiſe hat der Zeichner dies eingeſehen, und nur irgend einen bärtigen Lokomotivführer hingezeichnet, der nur im zehnten Grade mit Held verwandt zu ſein braucht. Vielleicht giebt dies Alles der „Monatsſchrift für den deutſchen Michel“, wie ſich die Lokomotive jetzt charakteriſirt, Gelegenheit, ſich über das Recht der Perſönlichkeit in „Michels“ Staate maaßgeblich auszuſprechen. Übrigens ſcheinen die Leſetruppen an ihrem heldenmäßigen Führer getreulich feſtzuhalten: er kann nicht Tauſende genug von Exemplaren an die betreffenden Commiſſionaire einſenden. Möge

er die gewonnene Macht mehr und mehr mit Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit benutzen, es wird ja Freimuth und Derbheit dadurch nicht ausgeſchloſſen.

Liſzt, welcher ſich bekanntlich am Rhein angeſiedelt, ſoll eine Oper komponirt haben, deren Text ihm George Sand verfaßt. Es wäre ganz intereſſant, wenn er ſich an einer wirklichen Schöpfung verſuchte, da die Virtuoſenepoche, dieſer Wirbelwind, wirklich ausgewirbelt hat, nnd intereſſant, wenn George Sand einen Text geſchrieben. Wahrſcheinlich iſt es nicht. 1840 war er, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, nicht mehr in näherem freundlichen Verkehre mit der berühmten Dichterin. Chopin war neben ihr, und dieſer iſt kein Verehrer Liſzt's, und Chopin iſt noch neben ihr. Vielleicht hat ſich Liſzt ſelbſt, der in Geiſt und Wahrheit ihr ein treuer Verehrer geblieben, einen Roman derſelben zur Oper geſtaltet. Mauprat z. B. iſt leicht zum Drama auszubilden.

Auf die deutſche „Lenore", welche kein Glück gemacht, wird denn nun das aus den famoſen Mystères de Paris gezogene Stück folgen, deſſen Hauptperſon der klaſſiſch gewordene Chourineur ſein ſoll. Man verſpricht, daß an der Kaſſe ein Diktionaire der Diebsſprache dazu verkauft werden ſoll, auch werde es dieſem Diktionaire nicht an einer Gratisbeilage fehlen, enthaltend unſchuldige Anweiſungen, wie man Taſchentücher entwenden und ſich im geſelligen Diebſtahle geſchickt benehmen könne. — Von Gozlan wird ein neues Stück, Namens „Eva" erwartet.

Das preußiſche Militär kommt in ſeiner neuen Tracht auch wieder zu Bärten. Dies maleriſche Wachsthum iſt wieder frei gegeben, und dies iſt gewiß ein ganz glücklicher Gedanke.

Das öſterreichiſche Morgenblatt theilt eine allerliebſte Geſchichte mit, wie Friedrich der Große durchaus nicht daran geglaubt habe, daß eine Deutſche gut ſingen könne, und wie er, äußerſt ungläubig, ſelbſt eine Probe am Clavier angeſtellt habe mit einer Demoiſelle Schmeling. Sie habe zu ſeiner großen Ueberraſchung vortrefflich beſtanden und ſei ſpäter die berühmte Mara geworden. Was der alte König nicht Alles gethan hat! Sogar Sängerinnen probirt, approbirt und zum Ruhme eingeführt.

„Auch der Bauer ſei beglückt!" heißt's im alten Liede, und wir halten einmal das gedruckte Wort für des Glückes Münze: ſo entſteht denn anch für den Bauer ein Jahrbuch, welches ihn über ſeine Wünſche und Bedürfniſſe aufklären ſoll. Willkomm bringt ſoeben das Programm zu einer ſolchen periodiſchen Schrift mit dem Titel „Der Bauer", und wir können dieſem Programm nachſagen, daß es die Aufgabe ganz richtig und glücklich auffaſſe. Möge es nur auch den richtigen Weg an Ort und Stelle finden, denn in die Salons der Kienſpäne führen bis jetzt unſre Poſtanſtalten und unſre Buchhandlungen noch nicht. Gelangt es hin, dann iſt eine große Aufgabe mit großer Gewiſſenhaftigkeit zu löſen.

Gutzkow iſt auf ſeiner Sommerreiſe in Oberitalien fleißig geweſen: er hat zwei fertige Schauſpiele nach Frankfurt mitgebracht für unſere diesmalige Theaterſaiſon. Eins davon heißt „Das Petſchaft", und iſt wahrſcheinlich wiederum bürgerlichen Genres. Dies Genre, welches bei uns den ſicherſten und ausgebreitetſten Erfolg hat, ſcheint Gutzkow feſthalten zu wollen.

Die deutſche Oper hat aus den Oſtſeeprovinzen einen neuen Führer mehr erhalten. Kapellmeiſter Dorn, als Opernkomponiſt ſchon vortheilhaft bekannt, hat ſeine Stelle in Riga niedergelegt und ſie mit der Muſikdirektorſtelle der Stadt Cöln vertauſcht, um beſonders die Aufführung ſeiner Opern und die Kompoſition neuer mit größerm Nachdruck zu betreiben, als ihm dies außerhalb Deutſchlands möglich iſt. Die erſte Oper, welche wir zu erwarten haben, heißt: „Der Schöffe von Paris", Text von Wohlbrück.

Die Allg. preuß. Zeitung bringt jetzt ausführliche Berichte über neue oder ſonſtwie wichtige Theatervorſtellungen in Berlin. Das iſt uns im Intereſſe des Theaters ſehr erwünſcht. Man übertrieb's in der Vor-Juli-Zeit mit ausführlichem Geſchwätz über alles Theatraliſche, und namentlich waren die mittelmäßigen Schauſpieler die Haupthelden in den Berichten. Man übertrieb aber auch im verfloſſenen Jahrzehent mit dem Anathem gegen Theaterkritik. Ein neues Stück, die Auffaſſung einer wichtigen Rolle und die Darſtellung derſelben durch einen bedeutenden Künſtler iſt bedeutungsvoller und ergiebiger, als manche triviale Notizen-Kategorie, die ſich an die Stelle geſetzt hat. Es handelt ſich nur um das richtige Maaß dabei. Den Franzoſen iſt ſehr viel an politiſcher Freiheit gelegen, und ſie vernachläſſigen deshalb keineswegs ihr Theater. Das Gaſtſpiel im Fache Seydelmann's iſt jetzt von einem dritten Charakterdarſteller nach Grunert und Döring fortgeſetzt worden, von Herrn Görner aus Neu-Strelitz, und es freut uns, zu leſen, daß er gefallen habe und ein tüchtiger Schauſpieler ſei. Weil ſo viel Phraſenhaftes und Lügenhaftes über Theater geſchrieben wird, wiſſen wir gar nicht mehr, wie viel wir Talente haben und wo ſie zu ſuchen ſind. Leider hat aber wohl der Berichterſtatter darin recht, daß ſich „unter hundert Schauſpielern, welche jetzt einen Namen haben, oder ſich zu machen wiſſen, ſich kaum ſechs herausfinden ließen, welche als Charakterdarſteller ausgezeichnet wären."

Herr Frankh giebt auf die Weill'ſche Anklage in Betreff der Rothſchild-Broſchüre eine Erklärung in der Mannheimer Abendzeitung und Augsb. Allg. Zeitung. Dieſe Erklärung beſchäftigt ſich mit Privatſtreitigkeiten zwiſchen Frankh und Weill, die uns weder intereſſiren, noch ſonſt etwas angehen, und die mit der Rothſchild-Broſchüre in gar keinem ſichtbaren Zuſammenhange ſtehen. Über die Broſchüre ſelbſt ſagt er, ſie ſei erſt vor fünf Tagen fertig geworden. Alſo am 20. Auguſt, denn der Brief iſt vom 25. Auguſt datirt. Iſt ſie ausgegeben oder nicht? dies iſt die Frage, um welche es ſich handelt. Heute, am 21. September, iſt ſie noch nicht in Leipzig, und Herr Frankh ſagt nicht ein Wort darüber, ob er ſie ausgebe oder nicht. Dies aber allein intereſſirt das Publikum und auf dieſe Auskunft allein warten wir.*)

Die Ausgabe franzöſiſcher Stücke bei Schleſinger in Berlin iſt in der That eine ſehr raſche. Dumas' „Demoiselles de Saint-Cyr" habe ich von dort aus früher gehabt, als ſie von Paris nach Leipzig kamen. Auch iſt der Druck leidlich korrekt, wenigſtens ebenſo korrekt, als der in den Brüſſeler Nachdrucken.

*) Ich ſehe ſie ſo eben in einer Frankfurter Zeitung angezeigt; ſie kommt alſo.

Moden.

Endlich ſind die Herbſtmoden ganz entſchieden und alle Modeausſtellungen zeigen nur ſchwere Seidenſtoffe, Wolle und Wattirung. Die Formen und Schnitte aller Art ändern ſich natürlich nicht grell mit einem Male, ſondern gehen nur in Umgeſtaltung der Einzelheiten zu neuer Form über. So ſcheinen auch die neuen Hüte für Damen wenig abweichend von der Sommerform, und man muß ſie genau betrachten, um zu bemerken, daß ſie im Ganzen etwas kleiner ſind, beſonders kürzer oben in der Mitte des Schirms. Auch iſt Capotform mehr beibehalten, obgleich der Kopf noch immer etwas vom Schirm abgeſetzt iſt. Die Backen ſind mittellang und Bärte hinten allgemein. Die Köpfe der Hüte ſind entweder ohne alles ſteife Futter, à la vieille, oder ſind ſehr geſteift und mit ganz rund herausgearbeitetem Deckel. Dies iſt ganz neu. Der Ausputz ſchlingt ſich immer

um den Kopfanſatz und liegt von da aus oft breit auf der Mitte des Schirmes. Die nach der Seite fallenden Verzierungen der Hüte ſind doch auch noch ſehr viel angebracht. Die Schirme werden viel und voll verziert, auch um den äußern Rand herum. Der Ausputz nur von Band mit Blonden oder Spitzen iſt im Augenblick das feinſte, doch iſt für den Putz Feder und Blume unentbehrlich. Sehr voll, bunt und bauſchig ſind die charakteriſtiſchen Eigenheiten des neuſten Putzes, und es gehört ein ſehr natürlich gut gebildeter Geſchmack dazu, bei dieſer nothwendigen Fülle die Überladung zu vermeiden und ſomit die wahre Eleganz zu bethätigen. Das Modemagazin von Pflugradt in Leipzig am Markte beweiſt dieſen guten Geſchmack auch in der jetzigen Herbſtausſtellung, und zeigt in vielen ſchönen Modells die obigen zuſammenfaſſenden Bemerkungen über modiſche Formen realiſirt. Für den Herbſt beſonders zu empfehlen ſind ihre Hüte von poult de soie und von glacirtem Seidenzeug. Sehr ſchön iſt ein modefarbiger Seidenhut dieſer Art, mit franzöſiſch Blau ausgeputzt und mit einer langen geknüpften Reiherfeder verſehen, in derſelben blauen Farbe abſchattirt. Ein faſt noch eleganterer ſeidner Hut war weiß, um den Kopfanſatz mit einzelnen vollen Roſen und Blonde geſchmückt. Alle Blumen die man jetzt verwendet ſind groß und vielblättrig, wie Aſter, Georginen, Roſe u. ſ. w. Für die Herbſt- oder Winterſtoffe bleibt Glacé, Chamäleon und Ecoſſais das allgemeine Genre, der Stoff heiße nun Seide, Sammt, Wolle oder Gaze. Eine Auswahl der ſchönſten Modezeuge aller Art bietet bekanntlich das Lager von Ohrtmann in Leipzig am Markte dar. Die Menge von glacirten, mehrfarbig ſchillernden und gegitterten leichten Seidenſtoffen übergehend, die ſich dort in neuer großer Auswahl vorfinden, möchte ich beſonders nur einige ſchwerere Stoffe als neu zuſammengeſtellt erwähnen. Darunter ſind auffallend ſchwere glacirte Seidenſtoffe mit modefarbigem glacirtem Grunde, welchen fingerbreite, ſcharf heraustretende gros-grain-Striche, von lila oder grüner, oder kirſchrother Schattirung mit großen Gittern quarriren. Ferner ſieht man dort eine ſehr eigenthümliche aber geſchmackvolle Farbenverbindung in den damaſtartig gemuſterten Pompadours, als z. B. hellgrüner Grund mit franzöſiſch blauem Muſter, das Ganze weiß glacirt, oder ein anderes mit braunem Grund, kirſchrothem Muſter und auch weiß glacirt. Sehr elegant ſah ein hellgrau-grundiger ſolcher Stoff aus mit zimmtbraunem Muſter und weißem Glacé. Auch an leichten Putzkleidern und Mäntelſtoffen iſt dies Magazin reich. Der Schnitt der Mäntel, Mantelets oder wie ſonſt genannter Hüllen für Damen, geht von aller Radform wie Wickler und Camail entſchieden ab; entweder ſitzen die Mäntel in Falten an einem Koller, oder bilden aus graden glatten Stücken ganz neue Formen, die der engen Umhüllung eines großen Shawl am meiſten entſprechen. Vorn müſſen die Mantelets alle glatt fallen, in der Taille ſind ſie oft ringsum oder doch hinten zuſammengefaßt, auch iſt der Rock nicht zu weit. Alles dies deutet auf die nahe Wiederaufnahme der wattirten anliegenden Überröcke hin. Mantillen à la vieille vom gleichen Stoffe, mit kleinen willkürlichen Änderungen, gehören faſt zu allen Mantelets als Kragen. Außerdem aber, und die Spitzenmantille zum Putz abgerechnet, iſt dieſer Schnitt nun abgebraucht und im Augenblick nur Echarpe, Langſhawl oder Shawltuch elegant zum Ausgehen.

J.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 87. Pariſer Moden. Damenmoden: Dame in glattem ſchillernden Seidenkleide auf Renaiſſance-Fauteuil; Glacirtes Barègekleid mit breiten Stufen und Rüchen à la vieille ausgeputzt. Roſa poult-de-soie-Hut mit kleinem engliſchen Spitzenſchleier.

No. 88. Pariſer Moden. Damenmoden: Gelb und grün ſchillernder ſeidner Überrock, Roſahut, Tüllſchleier mit Spitzen garnirt. Balltoilette: weißes Barègekleid mit bunter Seide kaſchmirartig geſtickt.

Red.: Dr. Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

PARISER MODEN.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

APR 5 63 H

Digitized by Google